
LIBRARY OF PRINCETON
DEC 29 1982
THEOLOGICAL SEMINARY

Geschichte

der

Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften

zu Berlin.

Im Auftrage der Akademie bearbeitet

von

Adolf Harnack



Ausgabe in einem Bande



Berlin 1901
Verlag von Georg Stilke

Vorwort.

Einer Anregung des Hrn. Verlegers und den Wünschen zahlreicher Gelehrter folgend, hat die Preußische Akademie der Wissenschaften die Veranstaltung einer Ausgabe der bei ihrem Jubiläum erschienenen Geschichte der Akademie[1]) in einem Bande genehmigt. Ich habe mich der Bearbeitung nicht entziehen zu dürfen geglaubt: in der Geschichte der Berliner Akademie steckt ein bedeutendes Stück der preußischen und deutschen Wissenschaftsgeschichte, welches zu allgemeinerer Kenntniß gebracht zu werden verdient; die große Ausgabe aber ist nur einem beschränkten Leserkreise zugänglich.

Über das Verhältniß der neuen Ausgabe zur älteren bemerke ich Folgendes: der Urkundenband und das Verzeichniß der Arbeiten der Akademiker (Band II und III) sind gestrichen, ebenso der größte Theil der Anmerkungen des I. Bandes, sowie die Übersicht über den Personalstand in den verschiedenen Epochen. Aber der Text der Geschichte ist nahezu unverkürzt in die neue Ausgabe übergegangen. Dabei habe ich die Gelegenheit wahrgenommen, Einiges — es handelte sich nur um wenige Punkte — zu berichtigen, theils auf Grund eigener weiterer Studien, theils Verbesserungsvorschlägen Anderer folgend. Den Abschnitt über die Leistungen der akademischen Philologen in dem vierten Buch (1812—1859) hat Herr von Wilamowitz-Moellendorff auf meine Bitte revidirt.

Berlin, 1. August 1901.

Adolf Harnack.

---

[1]) Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Im Auftrage der Akademie bearbeitet von Adolf Harnack, 3 Bde., Berlin 1900.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

Einleitung: Leibniz und der Gedanke der Akademieen. Die Vorgeschichte der Brandenburgischen Societät der Wissenschaften (1697—1700) . . . . 1—55

1. Die Wissenschaft beim Ausgang des 17. Jahrhunderts S. 3 ff. — 2. Leibniz als universaler Denker und Organisator S. 6 ff. — 3. Leibniz und der Gedanke der Akademieen S. 16 ff. — 4. Die Akademieen des 17. Jahrhunderts S. 18 ff. — 5. Leibnizens Societätspläne vor 1697 S. 21 ff. — 6. Die Kurfürstin Sophie Charlotte; Brandenburg tritt in Leibnizens Gesichtskreis S. 28 ff. — Sophie Charlotte und Leibniz. Plan der Erbauung eines Observatoriums und der Stiftung einer Societät in Berlin S. 33 ff. — 8. Weitere Verhandlungen über diesen Plan nach Danckelmann's Sturz im Jahre 1698 S. 45 ff. — 9. Verwirklichung des Plans in Folge der nothwendigen Kalenderreform im Winter 1699/1700 S. 51 ff.

Erstes Buch: Geschichte der Brandenburgischen (Königlich Preußischen) Societät der Wissenschaften unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. (1700—1740) 57—185

Erstes Capitel: Die Gründung der Societät im Jahre 1700 (19. März bez. 11. Juli) . . . . 57—81

Zweites Capitel: Geschichte der Societät von ihrer Gründung bis zu ihrer wirklichen Einrichtung im Januar 1711 . 81—132

1. Berlin um das Jahr 1700, die französische Colonie, die Berliner Gelehrten, die beiden Jablonski, Kirch, Frisch und Andere. Die Gewinnung der ersten einheimischen und auswärtigen Mitglieder. Leibnizens Correspondenz S. 81 ff. — 2. Das Jahr 1701, die Königskrönung S. 92 ff. — 3. Die Jahre 1702—1705 S. 100 ff. — 4. Die Jahre 1705—1711; die wirkliche Einrichtung der Societät S. 106 ff.

Drittes Capitel: Geschichte der Societät von ihrer Einrichtung im Januar 1711 bis zum Tode Leibnizens (14. November 1716). Der Anfang der Regierung Friedrich Wilhelm's I. . . . . 132—165

1. Die Jahre 1711—1713, Tod des Königs Friedrich's I. S. 132 ff. — 2. Die Jahre 1713—1716, Friedrich Wilhelm's I. Regierungsantritt, Leibnizens letzte Jahre S. 142 ff.

Seite

Viertes Capitel: Fortsetzung: Geschichte der Societät unter Friedrich Wilhelm I. . . . . 165—185

Einleitung S. 165 ff. – 1. Geschichte der Societät von 1716—1740 S. 168 ff. — 2. Die wissenschaftlichen Leistungen der Societät S. 181 ff.

Zweites Buch: Geschichte der Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres Friedrich's des Großen (1740—1786) . . . . 186—360

Erstes Capitel: Die Reorganisation der Societät und ihre Vereinigung mit der „Nouvelle Société Littéraire" (1740—1746): Die Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres . . . . 186—241

1. Erste Maaßnahmen Friedrich's zur Reorganisation der Societät S. 186 ff. — 2. Die Societät zur Zeit des ersten schlesischen Krieges S. 193 ff. — 3. Die „Nouvelle Société Littéraire" S. 196 ff. — 4. Die Vereinigung der beiden Societäten zu einer neuen Akademie 1743/44; das neue Statut S. 201 ff. — 5. Der zweite schlesische Krieg, Maupertuis wird Präsident, das Statut von 1746 S. 222 ff. — 6. Geist und Ziele der Akademie Friedrich's und Maupertuis' S. 229 ff.

Zweites Capitel: Der König und seine Akademie. Die äußere Geschichte der Akademie (1746—1786) . . . . 241—301

1. Geschichte der Akademie unter dem Präsidenten Maupertuis bis zum Ausbruch des Streites mit König und Voltaire S. 241 ff. — 2. Der Streit mit König und Voltaire, Maupertuis' Abreise von Berlin und Rückkehr 1751—1754 S. 252 ff. — 3. Maupertuis' letzte Jahre, die Akademie unter Euler's Leitung, der siebenjährige Krieg S. 263 ff. — 4. Die Akademie unter der directen Leitung Friedrich's des Großen, d'Alembert der heimliche Präsident 1763—1770 S. 269 ff. — 5. Fortsetzung: Die Akademie in den letzten sechzehn Jahren des großen Königs; d'Alembert und Condorcet S. 282 ff.

Drittes Capitel: Die Arbeiten und die wissenschaftliche Bedeutung der Akademie . . . . 301—360

1. Vorlesungen, Gutachten, die Preisaufgaben S. 301 ff. — 2. Der Geist und die Leistungen der fridericianischen Akademie (der König, Voltaire, Maupertuis, Euler, Lagrange, Lambert, Bode, Marggraf, Achard, Lehmann, Gerhard, Gleditsch, Lieberkühn, Formey, Sulzer, Merian, Süßmilch u. A.) S. 325 ff. — 3. Die Schrift De la littérature allemande S. 358 ff.

Drittes Buch: Geschichte der Umwandlung der Académie des Sciences et Belles-Lettres in eine deutsche Akademie unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. (1786—1812) . . . . 361—478

Seite

Erstes Capitel: Die erste Reorganisation der Akademie durch den Minister Hertzberg; ihre Geschichte bis zum Tode Friedrich Wilhelm's II. (1797) . . . . 361—381

Zweites Capitel: Die Geschichte der Akademie in den ersten Jahren Friedrich Wilhelm's III. Ihre definitive Reorganisation durch die Brüder Humboldt und Niebuhr (1797—1812) . . . . 381—450

1. Geschichte der Akademie in den Jahren 1798—1806, Vorbereitung der Reorganisation (Nicolai, Fichte, Goethe) S. 381 ff. — 2. Geschichte der Akademie in den Jahren 1806—1808, Alexander von Humboldt S. 408 ff. — 3. Geschichte der Akademie in den Jahren 1809/10, Wilhelm von Humboldt, neuer Statutenentwurf S. 427 ff. — 4. Geschichte der Akademie in den Jahren 1810—1812; Niebuhr, das Statut von 1812 S. 441 ff.

Drittes Capitel: Die Arbeiten und die wissenschaftliche Bedeutung der Akademie . . . . 450—478

1. Die Preisaufgaben S. 450 ff. — 2. Die Philosophie in der Akademie um 1790, Kant und die Akademie, der Umschwung im geistigen Leben der Akademie, die Klassik, Wolf, Niebuhr, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, die Naturphilosophie und die Naturforscher (von Buch), die Historiker und die Philologen S. 456 ff.

Viertes Buch: Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften nach ihrer Reorganisation, unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. (1812—1859) . . . . 479—730

Einleitung . . . . 479 ff.

Erstes Capitel: Die Geschichte der Akademie von ihrer Reorganisation bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III. (1812—1840) . . . . 481—589

1. Geschichte der Akademie von 1812—1821; Savigny, Böckh, Bekker, Lichtenstein, Link; die ersten großen Unternehmungen, Corpus Inscriptionum Graecarum, Aristoteles, Monumenta Germaniae; Schleiermacher S. 481 ff. — 2. Geschichte der Akademie von 1821—1830; Ehrenberg; die Sternkarten; Hegel; Alexander von Humboldt; die Aufhebung der philosophischen Klasse S. 530 ff. — 3. Geschichte der Akademie von 1830—1840; das neue Statut von 1838 (Böckh und Encke) S. 559 ff.

Zweites Capitel: Die Akademiker (1812—1840) . . . . . . 589—678

1. Allgemeines: Der Geist der Wissenschaft nach den Freiheitskriegen S. 589 ff. — 2. Mathematiker: Tralles, Eytelwein, E. H. Dirksen, Poselger, Crelle, Dirichlet, Steiner S. 595 ff. — 3. Astronom: Encke S. 602 f. — 4. Physiker: P. Erman, Seebeck, Magnus, Poggendorff, Dove, Rieß

Seite

S. 603 ff. — 5. Chemiker und Mineralogen: Mitscherlich, H. Rose, Weiß, Karsten, G. Rose S. 611 ff. — 6. Geologe: von Buch S. 616 ff. — 7. Botaniker: Link, Horkel, Kunth S. 620 ff. — 8. Zoologen und Anatomen (Physiologen): Lichtenstein, Klug, Ehrenberg, Rudolphi, Johannes Müller S. 623 ff. — 9. Gelehrte, deren Arbeiten beiden Klassen angehören: Alexander von Humboldt, C. Ritter, Ideler S. 631 ff. — 10. Philosophen: (H. Ritter, Steffens, Ancillon), Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt S. 636 ff. — 11. Klassische Philologen, Germanisten und Archäologen: (Niebuhr), Buttmann, (Wolf), Böckh, Bekker, Suevern, Lachmann, Graff, Meineke, Zumpt, Uhden, Levezow, Panofka, E. Gerhard S. 639 ff. — 12. Sprachforscher: Bopp, (J. Grimm), Wilhelm von Humboldt S. 654 ff. — 13. Historiker: Niebuhr, Böckh, Rühs, Wilken, Raumer, Savigny, Eichhorn, Neander, Ranke S. 660 ff. — 14. Nationalökonom: Hoffmann S. 676 ff.

Drittes Capitel: Die Akademie Friedrich Wilhelm's IV. . . 678—730

1. Einleitung: die Verdienste des Königs um die Akademie S. 678 ff. — 1. Wissenschaftliche Unternehmungen: die Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen, das Corpus Inscr. Graec., der Aristoteles, das Corpus Inscr. Lat. S. 680 ff. — 2. Innere Geschichte der Akademie; die Brüder Grimm; Schelling's Berufung nach Berlin; die Stiftung des Ordens pour le mérite und des Verdun-Preises. Pertz, Jacobi, Dieterici und Trendelenburg S. 695 ff. Raumer's Austritt aus der Akademie im Jahre 1847 S. 704 ff. Das Jahr 1848, Angriffe des Zeitgeistes auf die Akademie, Vertheidigung durch Böckh, Trendelenburg und J. Grimm S. 718 ff. Neuwahlen im Jahre 1850: Petermann, Homeyer, Lepsius, in den Jahren 1851—1853: du Bois-Reymond, Curtius, Kiepert, Haupt, Beyrich u. A.; Bartholmèß' Geschichte der Akademie S. 722 ff. Geschichte der Akademie von 1854 bis 1858 S. 727 ff.

Fünftes Buch: Zur Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften unter den Königen Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II. (1860—1899) 731—790

Einleitung . . . . 731—737

Erstes Capitel: Die Akademiker . . . . 737—743

Zweites Capitel: Aus der inneren Geschichte der Akademie . 743—770

Drittes Capitel: Die Unternehmungen und Arbeiten der Akademie . . . . 770—790

Einleitung.

Leibniz und der Gedanke der Akademieen.
Die Vorgeschichte der Brandenburgischen Societät der Wissenschaften (1697—1700).

Am 11. Juli 1700 stiftete der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg in Berlin die Societät der Wissenschaften. Am folgenden Tage ernannte er Leibniz zu ihrem Präsidenten. Sechs Jahre vorher hatte er die Universität zu Halle begründet, bald darauf auch das Collegium Medicum in Berlin eröffnet und im Jahre 1696 die Akademie der Künste gestiftet. Diese Schöpfungen bedeuteten den Anbruch einer neuen Epoche der Wissenschaften und Künste für Preußen. Der den Glanz liebende, aber auch für das Große empfängliche Monarch, der sich am 18. Januar 1701 die Königskrone auf das Haupt setzte, wollte auch die Musen in seiner Residenz versammeln und Bildung in seinem Lande verbreiten.

Den aufgeschlossenen Sinn für den Fortschritt des Zeitalters, für die Pflege der schönen Wissenschaften und für die Toleranz hatte Friedrich als ein Erbe von seinem Vater, dem großen Kurfürsten, überkommen. Dieser hatte nach den Verwüstungen des schrecklichen Krieges die Universitäten Königsberg und Frankfurt wiederhergestellt und die Hochschule zu Duisburg gestiftet. Darüber hinaus hatte er — im Jahre 1667 — den großartigen Plan einer brandenburgischen Universaluniversität „für die Völker, Wissenschaften und Künste" bestätigt und ihn in erhabenen und schwungvollen Worten verkündigen lassen. Eine Freistatt der Geister sollte sie sein, allen verfolgten Gelehrten Europas ein Asyl, allen bedrückten Confessionen ein Zufluchtsort, den reinen und den ange-

wandten Wissenschaften ein Mittelpunkt werden — ein Band der Geister und eine Burg der erhabensten Beherrscherin der Welt, der Weisheit! Sie wird im Genuß ewigen Friedens sein; denn im Kriege wird sie durch Verträge als unverletzlich geschirmt; auch unter dem Schalle der Waffen werden die Musen dort nicht schweigen. Jede freie Kunst wird ohne Einschränkung gelehrt; sie wird sich selbst verwalten, nur unter dem Kurfürsten stehen; alle wissenschaftlichen Hülfsmittel werden ihr gewährt. Das, was einst die Schüler Plato's geträumt, was die Poeten der Renaissance im Geiste geschaut hatten — Platonopolis sollte als eine evangelisch-protestantische Schöpfung in Brandenburg entstehen!

Ein Ideal war hier gezeichnet — Benedict Skytte, ein phantasievoller Schwede, hatte es erdacht —, seine Undurchführbarkeit mußte bald erkannt werden. Streift man ihm aber die bizarre Hülle ab, so spricht es kühn und zutreffend die Bedingungen aus, unter denen die Wissenschaft allein zu gedeihen vermag, und verkündet den Segen der Wahrheitserkenntniß, die ihr Gesetz in sich selber trägt. Es bedeutet etwas in der Geschichte des preußischen Staats und der Wissenschaft, daß ein Monarch wie der große Kurfürst sich zu diesen Grundsätzen bekannt hat. Indem er der Wissenschaft volle Freiheit, unbedingten Schutz und alle nöthigen Mittel zugleich zusagte, hat er den unerschütterlichen Glauben an die heilsame Kraft der Wahrheit ausgesprochen. —

Das Project war in Berlin vergessen, als unter Friedrich III. der Plan zur Errichtung einer Brandenburgischen Societät der Wissenschaften auftauchte. Aber ein geistiges Band zwischen jener nie verwirklichten Absicht und der gestifteten Societät besteht doch; denn aus denselben Bedingungen sind beide geboren. Hier wie dort war die Sorge für die geistige und materielle Cultur Preußens und zugleich das Gefühl der Verpflichtung als Vormacht des Protestantismus maaßgebend, und hier wie dort legte der neue Besitz — die großmüthig aufgenommene französische Einwanderung — den Gedanken nahe, diese ausgezeichneten Kräfte auch im Dienste der Wissenschaften zum Nutzen des Vaterlandes zu sammeln und mit den einheimischen Kräften zu verschmelzen.

Aber die neue Form einer „Societät“ oder „Akademie“ verlangt doch noch eine besondere Aufmerksamkeit. Die europäischen Universitäten sind auf dem Höhepunkte des Mittelalters entstanden, und ihre Einrichtung, die Lehre in festen Formen zu überliefern, entspricht der mittelalterlichen Stufe wissenschaftlicher Erkenntniß.

Die Akademieen Europas gehören der Epoche an, die, durch die Renaissance und die Reformation vorbereitet, in der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt, und ihre Institutionen sind ein Ausdruck des neuen Geistes, der die Herrschaft im Reiche des Gedankens und des Lebens gewinnen sollte. Wir suchen die Grundzüge dieses Geistes, dem die alten Universitäten nicht mehr genügten, zu erkennen, bevor wir die Entstehung der Akademieen überhaupt und der Preußischen Akademie insbesondere beleuchten. Dabei wird uns sofort die Gestalt Leibnizens entgegentreten, der der Führer seines Zeitalters und der Schöpfer der meisten Akademieen des Continents, aber der wirkliche Stifter, das Haupt und die Seele unserer Akademie gewesen ist. Friedrich der Große hat ihn ihren „Begründer und Chef" genannt, und Diderot von ihm gerühmt: „Dieser Mann hat allein Deutschland so viel Ruhm gebracht, wie Plato, Aristoteles und Archimedes zusammen Griechenland."

1.

Aus dem Zusammenwirken von drei Elementen ist der entscheidende Umschwung im geistigen und gesellschaftlichen Leben Europas entstanden, der das 18. Jahrhundert charakterisirt, aber sich bereits seit der Mitte des 17. deutlich ankündigte. Aus der Verbindung der Renaissance, der Reformation und der neuen mathematischen Naturwissenschaft haben sich jene herrlichen Bildungen entwickelt, welche der Welt ein neues Gepräge geben sollten.

Das Grundelement hat die Renaissance geliefert. Sie hat das Auge geöffnet für den Menschen und für die Dinge; sie hat nach einer auf Anschauung und Speculation sich gründenden Pansophie getrachtet; sie hat Erkennen und geistiges Genießen als den wahrhaft würdigen Inhalt des Lebens gelehrt und ihre Jünger mit dem stolzen Bewußtsein erfüllt, die Herren ihrer selbst und die Herrscher der Welt zu sein. An die Stelle der „Lehre" setzte sie die „Forschung", an die Stelle des Himmels die veredelte Weltlichkeit; statt der Unsterblichkeit verhieß sie ewigen Ruhm. Durch die starken Kräfte einer alten Überlieferung immer wieder zurückgedrängt, in den confessionellen Kämpfen eines Jahrhunderts scheinbar geknickt und zertreten, erhob sich der Geist der Renaissance nach Ablauf des dreißigjährigen Krieges mit siegreicher Gewalt und bewies sein unverwüstliches Leben. Die „Antike", kühn und frei in ein goldenes Zeitalter oder in einen platonischen Staat der

Weisen verwandelt und mit ganz modernen Errungenschaften bereichert, blieb das Ideal, dem das ausgehende 17. und das 18. Jahrhundert zustrebten, und alle Lebenskunst, die große und die kleine, bewegte sich in ihren Überlieferungen. Wo sie ungebrochen herrschte, gab es keine Kirchen und Confessionen mehr, auch keine zweite Welt über dieser, sondern nur ein Himmel und Erde umspannendes Reich.

Aber sie herrschte nicht ungebrochen. Zwar aus dem Sondergut der alten Kirche ist nichts in die neue Bildung herübergekommen; aber von der Reformation ist sie durchgreifend beeinflußt worden. Daß dem Menschen auf der Erde eine Aufgabe gesetzt ist, daß er seine Pflicht zu thun hat, daß er eines guten Gewissens bedarf, daß ein unbestechlicher Richter über ihm waltet, sind Erkenntnisse, in denen alle die großen Führer des Zeitalters einig sind. Das Bewußtsein, zum gemeinen Nutzen wirken zu müssen und in dem Dienst einer heiligen Aufgabe zu stehen, vor der jeder Eigenwille und alle Eigenlust zurückzutreten hat, zeichnet die Träger des fortschreitenden Gedankens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aus. Diese Combination freier Selbstbehauptung und gewissenhaften, thatkräftigen Dienstes zum gemeinen Nutzen als religiöser Pflicht ist ein Erwerb des Reformationszeitalters; er ist zuerst in den protestantischen Gemeinwesen verwirklicht worden und von dort aus in die allgemeine Bildung übergegangen. Er begrenzte und versittlichte die Cultur der Renaissance und hielt zugleich den Zusammenhang mit dem Kerne der religiösen Überlieferungen aufrecht: dieselben Männer, die eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen die confessionellen Lehren zeigen, wissen sich doch aufrichtig als Christen und fühlen sich an Gott gebunden. Die mittelalterliche Weltanschauung und das mittelalterliche Lebenssystem sanken dahin. Sie waren zuletzt noch durch die Religionskriege gründlich discreditirt worden. Jenen Lehren, an denen so viel Blut klebte, die wie Brandfackeln ganze Länder verwüstet hatten, sagte man innerlich den Gehorsam auf. Aus dieser Art von Religion schien nur Unheil hervorgehen zu können: sie hatte das irdische Leben und die irdische Wohlfahrt nahezu aufgelöst. Also muß man es mit einer neuen, würdigeren Fassung der Religion versuchen. Fromme und Aufklärer sind darin einig, daß am Gewissen und an der „Praxis“ alles Religiöse zu messen ist. Obgleich diese Überzeugung sehr verschiedener Ausbildung fähig war, schlang sie doch ein Band um alle Bürger des neuen Zeitalters.

Aber noch ein drittes Element bestimmte den Geist dieser Epoche. Die Renaissance hatte die Natur entdeckt, für zugänglich erklärt und sie entzückt als ein einheitliches Kunstwerk zu beschauen begonnen. Eine methodische Naturerkenntniß bahnte sich indeß im 16. Jahrhundert nur langsam an, und gerade die genialsten Naturkundigen compromittirten oftmals ihre Wissenschaft durch Charlatanerie und Dunkelwerk oder wurden doch von den allein zünftigen Aristotelikern gemieden. Noch immer zogen sich der nüchterne Verstand und die Großmacht der Universitäten von der experimentirenden Naturwissenschaft zurück und überließen das Feld trotz der grundlegenden Entdeckungen, die schon gemacht worden waren, den Mystikern und Projectenmachern. Noch immer wurde das Weltbild aus der religiösen Überlieferung und aus logischen Begriffen construirt. Aber im Laufe des 17. Jahrhunderts, von Galilei und Kepler über Cartesius zu den Engländern, d. h. zu Newton, vollzog sich siegreich der bedeutendste Umschwung, der in der Geschichte der Wissenschaft überhaupt je erlebt worden ist. Die mathematische Naturwissenschaft — eigenthümlich vorbereitet durch die der Einheit zustrebende ästhetische Betrachtung der Renaissance — und mit ihr die mechanische Weltanschauung entwickelten sich und wurden am Ende des Jahrhunderts bereits auf eine Höhe gehoben, die in gewissem Sinn einem Abschluß gleichkommt[1]). Welche Revolution in den Köpfen und Gemüthern diese an der Peripherie der Renaissance entstandene, aber bald den Mittelpunkt beherrschende Entwicklung hervorgebracht hat, läßt sich nicht beschreiben: Mathematik wurde ein Evangelium — sie wurde sogar poetisch verklärt und drang in die höfische Bildung; adelige Frauen umgaben sich mit Mathematikern wie früher mit Sängern, und Maupertuis verglich die Thätigkeit des Mathematikers mit der des Dichters oder Redners; selbst Friedrich II. verherrlichte den „Apollon newtonianisé“. Die mathematische Physik wurde das Centrum, ja der Inbegriff der Wissenschaft. „Was in der Renaissance der künstlerische und gelehrte Enthusiasmus der Alterthumsforschung geleistet hatte, nämlich den positiven Ersatz des Heiligen, das begannen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die beobachtenden Wissenschaften zu leisten.“ Ferner, daß Wissenschaft nicht „Lehre“, auch nicht „Curiosität“, sondern methodische Forschung

[1]) Man darf hier auch an die Lehre von der Erhaltung der Kraft denken, der Leibniz (im Jahre 1696) einen richtigeren Ausdruck gegeben hat, die unzutreffende Auffassung des Cartesius corrigirend.

sei — denn die gefundenen Principien eröffneten der Anwendung ein unendliches Gebiet —, daß der Verstand, weit entfernt, von der Natur gelähmt oder verwirrt zu werden, erst durch sie zu einem sicheren Inhalt und zur Entdeckung immer neuer fruchtbarer Erkenntnißmethoden komme. diese grundlegenden Einsichten sind damals erworben worden. Aber darüber hinaus wirkte die Mathematik, oder richtiger die Mechanik, so mächtig, daß man in den neu gewonnenen Naturbegriffen auch die einzigen Mittel zu erkennen glaubte, um das Geistesleben zu durchschauen und zu erklären. Oder, wo man so weit nicht vorzuschreiten wagte, da strebte man doch darnach, alle Lebensverhältnisse in derselben Weise zu begreifen und klar zu machen, wie es der exacten Philosophie in Bezug auf die Bewegung der Körper gelungen war. Daß die Steigerung der Erkenntniß den Hauptinhalt des Lebens bilde und aus ihr das Hochgefühl des Lebens entspringe, hatte die Renaissance gepredigt. Das hielt man fest; aber jetzt erst erfuhr man, daß dem menschlichen Geiste wirklich eine einheitliche, unerschütterliche und voll befriedigende Erkenntniß zugänglich ist, die alles Dunkle aufzuklären versprach. Aufklärung — nach den Principien der exacten Philosophie, in denen sich der Verstand selber erkennt, wurde die Losung und das berauschende Zauberwort des neuen Zeitalters. Hatte man die stumme Natur zu reden gezwungen und ihr ihr Geheimniß abgetrotzt, so wird man auch das Geistesleben zu bemeistern vermögen. Hatte sich der Verstand als das zureichende Mittel offenbart, um die Mechanik des Himmels zu erforschen, so wird er auch seinen eigenen Hervorbringungen gewachsen sein. Niemals ist die Wissenschaft durch ihre Erfolge zu gründlicher Abkehr von der Vergangenheit, zu ausschweifenden Hoffnungen für die Zukunft und zu kühner Politik so berechtigt gewesen wie im Zeitalter Leibnizens.

2.

Aber eben darin besteht Leibniz' (1646 – 1716) Größe, daß er nicht einseitig einem jener Elemente, welche die Kräfte des Zeitalters bildeten, gefolgt ist, sondern daß er sie alle in sich gesammelt und sie in fruchtbare Beziehungen zu einander gesetzt hat. Die leitenden Ideen der Renaissance und der exacten Naturphilosophie hat er auf dem Boden der deutschen protestantischen Überlieferung mit einander in wahrhaft conservativem und doch fort-

schreitendem Geiste verbunden[1]), alle diese Kräfte in ihrer Breite entfaltet und durch eine unbegreifliche Virtuosität der Anwendung seinem Zeitalter bekannt gemacht und eingebürgert. Mag ihn Spinoza als empfindender, Newton als kritischer und exacter Denker übertroffen haben[2]) — Niemand hat ihn übertroffen in der Fähigkeit, alle Kräfte des Zeitalters in sich aufzunehmen, jede einzelne bei gegebener Gelegenheit stets gegenwärtig zu haben, nichts zu berühren, ohne es weiter zu entwickeln, und jeden Stand in der menschlichen Gesellschaft zu fördern. Inmitten der größten Umwälzung der Ideen und Institutionen steht Leibniz als ein Heros, weil er, wie Aristoteles und Origenes, die Fähigkeit besessen hat, was die Vergangenheit Werthvolles hinterlassen, zu conserviren, die Errungenschaften der Gegenwart daran anzuknüpfen und diese Errungenschaften nicht nur selbst mächtig zu steigern, sondern sie auch überall in die Praxis einzuführen und zu Principien des Lebens zu erheben.

So ist Leibniz wie der klassische Repräsentant so der Führer seines Zeitalters: die aus der Renaissance, der Reformation und der exacten Philosophie entstammenden Kräfte sind in ihm unter dem Zeichen des Fortschritts vereinigt. Der Neugestaltung des Lebens hat er sie dienstbar gemacht — „So oft ich etwas Neues lerne, so überlege ich sogleich, ob nicht etwas für das Leben daraus

---

[1]) Auch mit der Arbeit und den Methoden der mittelalterlichen Scholastik war er vertraut, und wenn manche Schranke seiner wissenschaftlichen Eigenart sich von hier aus erklärt, so hat er doch auch der energischen Speculation des Thomas nicht Weniges zu verdanken.

[2]) Was die Erfindung der Differential-Rechnung anlangt, so hat bereits Euler (Vorrede zu seinen „Institutiones calculi differentialis") in dem berühmten Streit gerecht und klar geurtheilt. Nachdem er zuerst kurz ausgeführt, daß schon lange Zeit vor Newton und Leibniz Spuren dieser Speculation in Anwendung auf Rational-Functionen vorhanden gewesen seien, fährt er fort: „Dem englischen Erfinder haben wir unstreitig die Anwendung dieser Verhältnisse auf Irrational-Functionen zu verdanken, auf welchen glücklichen Schritt er durch seinen vortrefflichen Lehrsatz von der allgemeinen Formel aller binomischen Potenzen ist geleitet worden. Leibnizen sind wir verbunden, daß er der Rechnungsart, die man vorher nur als einen besonderen Kunstgriff angesehen, die Gestalt einer Disciplin gegeben, die Regeln derselben in ein System gebracht und deutlich auseinandergesetzt hat. Er bahnte den Weg zur ferneren Ausbildung dieser Wissenschaft und zeigte die Grundsätze, aus welchen das annoch Fehlende herzuleiten sei. Endlich haben Leibniz und die von ihm aufgemunterten Bernoullis die Grenzen der Differentialrechnung auch bis auf Transscendental-Functionen, welcher Theil vorhin noch unangebauet war, mit vereinigten Kräften ausgedehnt und auch die Grundsätze der Integralrechnung festgesetzt".

geschöpft werden könne"[1]) — mit dem sichersten Sinn für das Erreichbare und mit kluger Schonung des Bestehenden. Zwar wenn man die ununterbrochen hervorquellende Menge seiner Hoffnungen, Ideen, Entwürfe und Projecte überschaut, scheint es fast, als müsse ihm der Sinn für das Bestehende und Erreichbare abgesprochen werden, und wirklich bietet er Eigenthümlichkeiten, nach denen er auf die Linie jener wunderlichen und zweifelhaften Naturphilosophen gehört, die mit Paracelsus begonnen hat und selbst in einem Comenius noch zu erkennen ist. Allein wie schon die Zusammenstellung dieser beiden Namen die Reinigung jener productiven geistigen Bewegung im Laufe ihrer Entwicklung beweist, so wäre es keine Schande für Leibniz, am Schlusse derselben zu stehen und gleichsam das gelungene Experiment der Natur nach vielen unvollkommneren Hervorbringungen dieser Gattung darzustellen[2]. Aber es ist doch unrichtig, den großen Gelehrten und

[1]) Vergl. auch seine charakteristische Definition des religiösen Glaubens (Klopp, die Werke von Leibniz, I. Bd. 1864 S. 112): „Der wahre Glaube und die wahre Hoffnung ist nicht nur reden, ja nicht nur denken, sondern practice denken, das ist thun, als wenn's wahr wäre."

[2]) Mit bewunderungswürdiger Einsicht und richtigem Scharfblick hat Leibniz etwa 24 Jahre alt, über jene wunderlichen Naturphilosophen, die sich mit „curiosen" Sachen abgaben, geurtheilt, die in demselben Sinne die Väter der „Akademiker" sind, wie die Alchemisten die der Chemiker. In dem „Bedenken von Aufrichtung einer Academie oder Societät in Teutschland" (Klopp, Die Werke von Leibniz, I. Bd. 1864 S. 143) schreibt er: „Die Laboranten, Charlatans, Marktschreier, Alchymisten und andere Ardeliones, Vaganten und Grillenfänger sind gemeiniglich Leute von großem Ingenio, bisweilen auch Experienz, nur daß die disproportio ingenii et iudicii, oder auch bisweilen die Wollust, die sie haben, sich in ihren eitelen Hoffnungen zu unterhalten, sie ruiniret und in Verderben und Verachtung bringet. Gewißlich, es weiß bisweilen ein solcher Mensch mehr aus der Erfahrung und Natur gewonnene Realitäten, als mancher in der Welt hoch angesehener Gelehrter, der seine aus den Büchern zusammen gelesene Wissenschaft mit Eloquenz, Adresse und anderen politischen Streichen zu schmücken und zu Markt zu bringen weiß, dahingegen der andere mit seiner Extravaganze sich verhasset oder verachtet machte. Daran sich aber verständige Regenten in einer wohlbestellten Republique nicht kehren, sondern sich solcher Menschen brauchen, ihnen gewisse regulirte Employ und Arbeit geben und dadurch sowohl ihr als ihrer Talente Verderben verhüten können". In welche gefährliche Nähe er selbst zeitweilig den prahlerischen Erfindern und wissenschaftlichen Großsprechern gekommen ist, zeigt am besten der Brief an Herzog Johann Friedrich von Hannover, den Guhrauer, Leibnitz's Deutsche Schriften, I. Bd. 1838 S. 277 ff. abgedruckt hat. Es hat übrigens sowohl zu Leibniz' Lebzeiten als nach seinem Tode stets ernsthafte, aber bornirte und neidische Leute gegeben, die, wie z. B. sein Nachfolger in Hannover, ihn als „Speculanten, Projectenmacher und Charlatan voll Prahlerei", dazu als Schmeichler der Fürsten beurtheilt haben.

Denker jenen Männern einfach zuzuordnen, denn sein methodisch gewonnenes, ungeheures Wissen schützte ihn immer sicherer vor jeder Ausschweifung ins Leere; seine nie versagende Bereitschaft, zu lernen und umzulernen, befreite ihn von allen Capricen, und sein lebendiger, unverwüstlich heiterer Geist, der sich durch keine Enttäuschungen niederbeugen ließ, fand stets einen neuen Weg, wenn sich der zuerst entdeckte als ungangbar erwiesen hatte.

Die Kraft seines Lebens war vor allem sein freudiger Fleiß und seine rastlose Thätigkeit. Mit Recht hat man ihn ein wahres Perpetuum mobile in der Wissenschaft genannt und von seinem viel- und allseitigen Studium, von seiner immensen, überall gegenwärtigen, bewunderungswürdigen Polyhistorie gesprochen — „bewunderungswürdig nicht sowohl der Größe ihres Umfanges nach, als vielmehr ihrer Qualität wegen; denn es war nicht die Vielwisserei des todten Gedächtnißkrämers, sondern eine geniale, productive Polyhistorie[1]). Sein Kopf war kein Herbarium; seine Kenntnisse waren Gedanken, waren fruchtbare Zeugungsstoffe. Alles in ihm war Geist und Leben, seine Consumtionskraft Productionskraft. Er umfaßte nicht nur die verschiedensten, ja entgegengesetztesten Zweige des Wissens, sondern auch die verschiedenen Eigenschaften und Anlagen, auf denen sie allein sprossen und Früchte tragen"[2]). Eine Akademie in sich darstellend, so hatte ihn Friedrich der Große gefeiert, „vom Himmel mit einer der bevorrechteten Seelen bedacht, ja mehr als eine Seele habend". In der That, er war exacter und speculativer Philosoph, Theolog, Jurist, Historiker, Politiker, Sprachforscher, Physiker und in allen Zweigen der Naturbetrachtung ein sorgsamer Beobachter, dazu Experimentator und Constructeur. Er selbst hat den Umfang

---

[1]) In dieser Polyhistorie hat Leibniz unter seinen Zeitgenossen nur einen Rivalen gehabt, Pierre Bayle; aber wie verschieden ist die Anwendung, die beide von ihrem Wissen gemacht haben (über die Beziehungen zwischen ihnen s. Vahlen, Sitzungsberichte 1897, 1. Juli). Leibniz hat noch einmal mit Erfolg versucht, Alles in conservativem Geiste zusammenzudenken und productiv auszugestalten; Bayle weist überall die Probleme und klaffenden Widersprüche auf, ohne sich zu entscheiden. Dieser unbestechliche Mann pflanzte das kritische Streben nach Wahrheit in tausend Köpfe. Und wie viel größer noch ist die Zahl der Gemüther, die er von den verjährten Ansprüchen der Theologie befreit und vom Fanatismus zur Toleranz geführt hat!

[2]) Siehe L. Feuerbach, Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie, 2. Ausgabe 1844 S. 12.

seines Wissens, das durch das treueste Gedächtniß befestigt war[1]), darauf zurückgeführt, daß er, weil Autotidakt, niemals Hohles und zu Verlernendes gelernt, und daß er in jeder Wissenschaft stets nach Neuem getrachtet, auch wenn er kaum die ersten Schritte in ihr gethan habe. Selbst bei guten Köpfen pflegt das Ergebniß einer solchen Haltung ein sehr trübes zu sein; sie löst also das Räthsel nicht, wie hier in einem Menschenleben geleistet worden ist, was sonst nur die vereinten Anstrengungen einer ganzen Generation zu erringen vermögen.

Sein freudiger Fleiß und seine rastlose Thätigkeit, die wundersame Vereinigung extensiver Empfänglichkeit und intensiver Fruchtbarkeit, kühnster Conception und nüchternster Ausarbeitung, entsprangen der Positivität seiner universalen Begabung. In ihr lag die Quelle seiner umfassenden Wirksamkeit. In dieser Richtung ist keines seiner Worte charakteristischer, als jenes Bekenntniß, das er gegen Ende seines Lebens (in einem Brief an Remond de Montmaur vom Jahre 1714) abgelegt hat: „Ich habe gefunden, daß die meisten Schulen in einem guten Theil dessen, was sie behaupten, Recht haben, aber nicht ebenso in dem, was sie verneinen". Hiermit sind die öfters wiederholten Worte zu vergleichen, daß auch in Büchern, „so am wenigsten geistreich sind", sich immer ein oder ander guter Gedanke finde[2]). Überall stieß sein Auge zuerst auf das Gute, Probehaltige, Productive und hielt es fest; bei dem Falschen hielt er sich nicht auf; es fiel von selber ab[3]). Diese Fähigkeit — Goethe hat sie Wahrheitsliebe genannt — ermöglichte es ihm, einen Reichthum von Gedanken einzusammeln, wie ihn

---

[1]) Sein Secretär Eckhart schreibt über ihn (Lebenslauf des Herrn von Leibniz, in Murr's Journal z. Kunstgesch. u. Litt. Bd. VII S. 199): „Er las zwar viel und excerpirte alles, machte auch fast über jedes curiose Buch seine Reflexiones auf kleine Zetteln; sobald er sie aber geschrieben, legte er sie weg und sahe sie nicht wieder, weil seine Mémoire unvergleichlich war".

[2]) Siehe Guhrauer, Leibnitz's Deutsche Schriften, 2. Bd. 1840 S. 301. Hierher gehört auch der Ausspruch: „Die Wahrheit ist verbreiteter als man glaubt, aber oft verhüllt: indem man ihre Spuren bemerkbar macht, findet man eine bleibende Philosophie".

[3]) In dieser Fähigkeit des Geistes ist Diderot Leibniz verwandt („Ich lese die Menschen", schreibt er einmal, „wie die Bücher; ich beschwere mein Gedächtniß nur mit Dingen, welche gut und nachahmenswerth sind"). Auch in dem freudigen Optimismus, der Duldsamkeit, der Güte und der steten Hülfsbereitschaft sind sie sich ähnlich, so diametral entgegengesetzt ihre Philosophie ist.

kein Sterblicher vor ihm besessen hat; sie entwickelte zugleich in ihm jene Universalität, die ihn überall heimisch machte. Die alte, auf der kirchlichen Überlieferung beruhende Welt- und Lebensanschauung hatte stets mit dem „Entweder-Oder“ gearbeitet und damit vieles Herrliche entwerthet; aber auch die neue schickte sich an — in entgegengesetzter Weise — ein „Entweder-Oder“ aufzurichten. Daher ist es von höchstem Werthe gewesen, daß in Leibniz die Zeit einen Führer erhielt, der in der großen Epoche des Umschwungs die Selbständigkeit des geistigen Lebens anerkannte, der nicht nur die einzelnen, sich trennenden Wissenschaften zusammenfaßte, sondern auch in den Wissenschaften selbst die Spannungen zu beseitigen und die Klüfte auszufüllen trachtete. Wie die Natur, seine Lehrmeisterin, konnte er nichts Leeres dulden, und wie sie suchte er allem Lebendigen sein Recht auf Existenz und Fortexistenz zu lassen; denn in der Fülle des Individuellen schaute er das Universum an und seine Harmonie. In ihm lebte der Totalsinn Spinoza's, aber verbunden mit der Ehrfurcht vor allem Besonderen und Selbständigen und vertieft durch die deutlichste Einsicht, daß die Erkenntniß jedes Objects eine besondere Methode verlange[1]).

An diesem Punkt lag aber auch eine gewisse Schwäche. Die Kraft der Exclusive hat er nicht gekannt; er hat oft genug zu conserviren und zu vermitteln gesucht, wo nichts zu vermitteln war, und Verbindungslinien gezogen, wo es keine Verbindung

---

[1]) „Ich habe gelernt“, sagt er einmal, „daß man sich in der Mathematik auf den Scharffinn, in der Naturwissenschaft auf Experimente, bei den göttlichen und menschlichen Gesetzen auf Autorität, in der Geschichte aber auf Zeugnisse stützen muß“ (vergl. den Brief an Zacagni vom 8. Mai 1704 auf der hannov. Bibliothek: „Ego dudum effeci, ut intelligerent nostri, quod olim minus curabatur, historiam monumentis innixam esse debere“). In der Medicin wollte er von den berühmtesten Theoretikern nichts wissen, weil man auch hier nur aus Beobachtungen und Entdeckungen etwas lernen könne. Er hielt sie neben der Ethik für die wichtigste, zugleich aber für die schwierigste Wissenschaft. „Virtus et sanitas — caetera adjicientur nobis“, war sein Wahlspruch. Gern verglich er die Medicin mit der Kriegswissenschaft, die beide deshalb so schwierig seien, weil sie von so vielen Zufälligkeiten abhingen. — Die Fähigkeit, jede Disciplin nach ihrer Eigenart zu fassen, alles Schematisiren zu vermeiden, da es die Eigenthümlichkeit der Objecte verwische, und die instinctive und geniale Einsicht in Bezug auf das Maaß dessen, was die Zeit an Neuem zu ertragen vermochte, sind vielleicht die größten Eigenthümlichkeiten seiner Begabung gewesen. Obgleich er eine radicale Umwälzung der Weltanschauung einleitete, schien er doch ein conservativer Mann zu sein.

mehr gab[1]). Ähnlich verfuhr er den Personen gegenüber. Wie er seine Weltanschauung in Bezug auf die Dinge nach den besonderen Verhältnissen modificirte, unter denen er sie jedesmal studirte, und den letzten Schritt zu einer einheitlichen Betrachtung verzögerte, so wurden auch die zahlreichen Beziehungen zu Personen seiner Philosophie verhängnißvoll, und das Beiwerk seines Lebens wurde immer umfangreicher. So natürlich war es ihm, sich gleichsam zu vervielfältigen, mit Jedem in Verbindung zu treten und sich augenblicklich in den Anderen zu versetzen, um ihm zu helfen und die Wahrheit in der ihm nützlichsten Form darzubieten, daß er darüber sich selbst zersplitterte und die Einheitlichkeit seiner Weltanschauung lockerte. „Wir haben von Leibniz keine unabhängige, beziehungslose, absolute Darstellung seiner Philosophie; denn er dachte mehr relativ, als absolut", sagt Feuerbach mit Recht; aber er geht zu weit, wenn er hinzufügt, Leibniz habe sich so sehr in das Garn der Beziehungen zu Menschen verwickelt, daß wir von ihm fast nur wissen und haben, was und wie er für Andere war und dachte, nicht was und wie er an und für sich selber dachte. Das können wir wohl ermitteln, nur daß die Aufgabe schwer ist, weil nichts als Fertiges, Dogmatisches, Absolutes bei ihm vorliegt, sondern seine Gedankenwelt einem lebendigen Fluß vergleichbar ist, dessen Lauf von den Schichten bestimmt wird, die er zu durchbrechen hat; weil er sich in steter Bewegung befindet, wie das Universum, die große und die kleine Welt, in deren Anschauung er lebte. Und wenn es denn wirklich ein Nachtheil ist, daß wir die Gedanken des großen Philosophen nur aus Beziehungen kennen lernen und uns, um sie richtig zu deuten und zu werthen, in sein rastloses Schaffen versetzen müssen, so wird dieser Nachtheil reichlich

---

[1]) Du Bois-Reymond (Reden I S. 36) beklagt die widernatürliche Verbindung der speculativen Theologie mit der Mathematik (mathematischen Physik) in Leibniz. Gewiß — er hat diese Verbindung in einer Weise aufrecht erhalten, die selbst im 17. Jahrhundert befremdet. Allein wer kann behaupten, daß Leibniz mehr und Größeres geschaffen haben würde, wenn er sie aufgehoben hätte? Wieviel wirkliche Probleme, die er aufrecht erhielt, wären vorzeitig zerstört worden, wenn er zu Locke oder Bayle sich bekehrt hätte? Und wie hätte er die Allseitigkeit seines Geistes bewahren können, wenn ihm nicht alle Probleme der Natur, des Geistes und der Geschichte in der Gottesidee Zusammenhang und Einheit besessen hätten? Die scheinbar kindliche Weise, in der er Gott bald als Mathematiker, bald als Physiker, bald als Politiker oder als Richter vorstellt, ist doch häufig nur ein Ausdruck für das energische Bestreben, complicirte Vorgänge auf die einfachste und allgemeinste Formel zu bringen.

aufgewogen durch die Einsicht in die innere Bewegung dieses Geistes, der die personificirte Vernunft selbst zu sein scheint und doch immer frappirt, ohne je zu blenden, der die nächste Aufgabe stets mit aller Energie ergreift und doch ausschließlich in der Sorge für das „allgemeine Wohl" lebt. Die wirkliche Schranke seiner Eigenart und darum auch seiner nationalen und weltgeschichtlichen Bedeutung lag an einem andern Punkt: dem Umfang seines Wissens und Könnens entsprach weder die Tiefe seines Innenlebens noch die Kraft seiner Empfindung und Aussprache. Alle seine ungeheuren Talente, die er so virtuos wirksam zu machen verstand, saßen, als Seelenkräfte betrachtet, ziemlich flach auf, erschienen fast wie etwas Äußerliches an ihm und entbehrten deshalb der reflexiven Wirkung. Freilich fiel sein Leben in ein Zeitalter, welches von der Fülle neuer objectiver Erkenntnisse so ergriffen und mit der Wegräumung superstitiöser Producte des Innenlebens so beschäftigt war, daß für die Ausbildung des Personenlebens, seine Einheit, Kraft und Zartheit, wenig Raum blieb. Rousseau und Herder fehlten noch, und erst 100 Jahre nach Leibniz ist Goethe geboren, in welchem jede Erfahrung und Erkenntniß ein Stück Seelenleben geworden ist. Eine neue Cultur gab es doch erst, seitdem sich die Fähigkeit entwickelt hatte, die neuen Erkenntnisse als Bildungsmittel für das persönliche Leben zu verwerthen und geniale Individualitäten entstehen konnten. Aber keine andere Nation Europas hat um das Jahr 1700 und wiederum um das Jahr 1800 solche Männer besessen, wie die deutsche in Leibniz und Goethe. Neben einander dürfen wir sie stellen, obgleich Leibniz jene Genialität, welche wir heute so nennen, gefehlt hat — aber wer besaß sie vor Rousseau und Herder? wer verstand die Kunst, das Innere zu bereichern und wiederum aus dem Innern heraus mit Phantasie zu schaffen? wer besaß die Fähigkeit, frei schaltende Genialität überhaupt zu verstehen?

An keinem anderen Punkte offenbart sich die moderne Zeit in Leibniz so kräftig, wie in der Abzweckung aller Thätigkeit auf das „allgemeine Wohl". Wo die früheren Generationen vom „Seelenheil" und von der Kirche gesprochen hatten, da tritt nun überall dieser Begriff ein. Aber er entbehrt, trotz seiner Diesseitigkeit, doch nicht der religiösen Färbung. Es ist keineswegs Phrase, wenn Leibniz in seinen frühesten wie in seinen spätesten Kundgebungen den Willen und den „Ruhm" Gottes mit dem „allgemeinen Wohl", dem „Besten der Menschheit" einfach identificirt, vielmehr spricht

sich darin die neue Form der Frömmigkeit aus[1]), die im Gegensatz zur correcten Streittheologie in der Beherrschung der Welt und in der Veredelung und Verbrüderung der Menschheit die gottgesetzte Aufgabe erkennt. Wer hört nicht den wundersamen Accord der Renaissance und Reformation heraus, wenn Leibniz bereits in seinem ersten Project „von Aufrichtung einer Societät in Deutschland" (1669/70) schreibt: „Die Stiftenden setze ich also beschaffen zu sein, daß sie, hohen Standes, Vermögens und Ansehens wegen, nichts bedürfen als gutes Gewissen und unsterblichen Ruhm bei den unbetrüglichen Richtern, Gott und der Posterität . . . . Schließe also, daß solche Gesellschaft 1. Gewissens, 2. unsterblichen Ruhms der Stiftenden wegen, und dann 3. um gemeinen Bestens willen aufzurichten. Wiewohl der gemeine Nutz eines so löblichen Gott und Menschen angenehmen Werks den Nutzen der Stiftenden gründet und des guten Gewissens sowohl als unsterblichen Namens wahre unfehlbare Ursache ist". Nicht anders hat er als Greis gedacht: „Le bien public est préférable à tous les autres soins, puisque c'est dans le fond la cause de Dieu, dont la gloire est intéressée dans le bien des hommes". Und an Peter den Großen schreibt er im Januar 1712: „Ob ich nun wohl oft in publiquen Affairen auch Justizwesen gebraucht worden und bisweilen von großen Fürsten darin consultiret werde, so halte ich doch die Künste und Wissenschaften für höher, weil dadurch die Ehre Gottes und das Beste des ganzen menschlichen Geschlechts beständig befördert wird. . . . Denn ich nicht von denen bin, so auf ihr Vaterland oder sonst auf eine gewisse Nation erpicht sind, sondern ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts; denn ich halte den Himmel für das Vaterland und alle wohlgesinnten Menschen für dessen Mitbürger, und ist mir lieber bei den Russen viel Gutes auszurichten, als bei den Deutschen oder anderen Europäern wenig, wenn ich gleich bei diesen in noch so großer Ehre, Reichthum und Ruhe säße, aber dabei Anderen nicht viel nützen sollte; denn meine Neigung und Lust geht aufs gemeine Beste".

Den kräftigen kosmopolitischen Zug in seiner Sorge für das gemeine Beste hat Leibniz nie verleugnet; er ist ihm auch nicht eigenthümlich, sondern er theilt ihn mit allen seinen hervorragenden

---

[1]) Diese Stimmung war schon seit dem Übergang des 16. zum 17. Jahrhundert bei den hervorragendsten Männern verbreitet, aber durch die confessionellen Kämpfe niedergehalten.

Zeitgenossen. Das universale Institut der Kirche, durch die Reformation eingeschränkt, durch die confessionellen Kämpfe zersplittert, wird durch die neue, auf Wissenschaft gegründete, theistische und universale Weltanschauung abgelöst. Ihr Interesse umspannt nicht nur das christliche Europa, sondern die Erde und die Menschheit. Im Gegensatz zu den kirchlichen Anschauungen, die nur noch als particulare wirksam waren, hat sie sich entwickelt. Den Ungedanken einer „nationalen Wissenschaft" hat erst das 19. Jahrhundert hervorgebracht.

Aber dort, wo das Nationale hingehört, ist es auch von Leibniz mit Kraft und Hingebung verkündigt worden. Seinen edlen und wahrhaft productiven Patriotismus, seine nie rastende Sorge für das Wohl und die Größe des ganzen deutschen Vaterlandes, sein mannhaftes und weises Eintreten für den Protestantismus, die Toleranz und die deutsche „Libertät" in den trübsten Tagen, seine Verdienste um die deutsche Sprache brauchen heute nicht mehr ans Licht gestellt zu werden[1]). An dieser Stelle mag es genügen, aus dem Entwurf des Dreißigjährigen vom Jahre 1676 zur Gründung einer deutschen Gesellschaft der Wissenschaften die von edlem patriotischen Stolz und von heißer Sorge für das Vaterland zeugenden Worte mitzutheilen:

„Accedit patriae amor, quae praestantissimorum ingeniorum et pulcherrimorum inventorum ferax, nescio quo tamen torpore gloriam suam non satis tuetur, dum exteri, nostra novo habitu producentes, nobis ipsis imponunt et labore alieno saepe callide fruuntur. Nos vero interea non nisi ipsos [istos?] citamus laudamusque, domesticae virtutis ignari, et sub nescio quibus rhapsodiis saepe praeclara nostra cogitata obruentes, quae alii speciosis ratiocinationibus ornata venditare didicerunt. Addo quod soli omnium Germani linguam nostram negligimus, cuius tamen in rebus solidis minimeque chimaericis tradendis mirabilis efficacia tot experimentis comprobata est."

Bei seinem großartigen Wirken für das allgemeine Wohl und das Wohl des Vaterlandes sah sich Leibniz, abgesehen von der Mitwirkung der Gelehrten, allein auf die Einsicht und das Wohlwollen der Fürsten angewiesen. Von den Universitäten hat er, kein

[1]) Diesen Verdiensten thut der Nachweis nicht den geringsten Eintrag, daß die zuerst von Eckhart nach Leibniz' Tode im Jahre 1717 veröffentlichten berühmten „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" (s. Guhrauer, Leibnitz's deutsche Schriften I. Bd. 1838 S. 440 ff. und sonst öfters gedruckt) in allen wesentlichen Punkten auf den hochverdienten Germanisten Schottelius zurückzuführen sind.

zünftiger, nie viel erwartet, und die Völker schienen noch nicht genügend erzogen. Alles für die Völker, aber alles durch die Fürsten, das war die vorgezeichnete Linie. Indem Leibniz zeitlebens auf diesem Wege wandelte, hat er mit allen großen und mit den meisten kleinen Fürsten seines Zeitalters anzuknüpfen versucht — häufig mit Glück, aber auch nicht selten mit herben Enttäuschungen, die ihn indeß niemals niederbeugten. Das sichere Bewußtsein, die Sache Gottes und der ganzen Menschheit zu vertreten, gab ihm Muth und Ausdauer, und mischten sich auch hie und da persönliche Eitelkeit und eine unberufene und beängstigende Geschäftigkeit ein, so blieben die großen Gesichtspunkte doch stets die durchschlagenden, und in dem Zeitalter der politischen Kabalen hat er sich — häufig in Staatsaffairen wirksam — niemals zu bedenklichen oder gar niedrigen Diensten brauchen lassen. Die Sprache, die er den Fürsten gegenüber führte, ist nicht mehr die unsrige und berührt uns in einigen Kundgebungen peinlich, aber gemessen an dem höfischen Stile der Zeit, ist sie freimüthig und selbstbewußt. „Stelle auch zu erwägen" — schreibt er dem Könige Friedrich I. von Preußen im Jahre 1711 — „ob ich einigen von Ew. Maj. Ministris (in dem, was ich zu Ew. Maj. Dienst und Glorie gethan) zu weichen Ursach habe, indem dasjenige, was durch meine Direction geschieht, ad gloriam immortalem vermittelst des incrementi scientiarum gehet, welches bei der Posterität allezeit pretios sein wird, wenn alle politische Interessen dermaleins geändert sein dürften". Seine großen Ziele hat er, mochte er für Braunschweig, Preußen, Sachsen, Österreich oder Rußland wirken, stets unverrückt vor Augen behalten, und auch des deutschen Vaterlandes vergaß er nicht, wenn er für die Fremden arbeitete.

3.

Unter den Mitteln aber, durch die Leibniz das Wohl des Vaterlandes und das allgemeine Wohl befördern und die Menschheit auf eine höhere Stufe heben wollte, standen ihm zwei zeitlebens im Vordergrund; sie ergaben sich aus der Idee, die Weltharmonie zu befördern und jene Einheit in der menschlichen Gesellschaft zu verwirklichen, die in dem großen Weltsystem von Gott selbst bewirkt ist. Das Eine war die Reunion der katholischen und evangelischen Kirche oder — als dieses Ziel in immer weitere Ferne rückte — mindestens die Vereinigung der beiden getrennten

protestantischen Confessionen. Für dieses Werk schien ihm eine enge Verbindung von Hannover und Brandenburg die nothwendige Vorbedingung, und von hier aus erklären sich seine lebhaften Bestrebungen, in Berlin festen Fuß zu fassen (seit dem Jahre 1697). Allein in Hannover, obgleich der Kurfürst lutherisch und seine Gemahlin, die freisinnige Tochter des Winterkönigs, reformirt waren, hat man es mit den Reunionsversuchen nur so lange ernst genommen, als man besondere Vortheile für die Dynastie von ihnen erhoffte. Sobald die englische Erbschaft in Sicht trat, hörten sie vollends auf. In Berlin dagegen war man unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. ernsthaft um das große Werk bemüht. Aber die Theologen beider evangelischen Kirchen waren — einzelne hervorragende Männer abgerechnet — noch nicht reif dafür, und so mußte es aufgegeben werden, zumal da die Aufklärung bald die Orthodoxie in dieser Angelegenheit unterstützte. Sie hielt es nicht mehr für nöthig, sich um die „absterbenden" Gebilde, die Confessionen, überhaupt noch zu kümmern.

Der Plan der Kirchen-Reunionen, so lebhaft und ausdauernd ihn auch Leibniz betrieben hat, tritt doch zurück hinter dem eigentlichen Plane seines Lebens, auf dem Boden der Wissenschaft das Vaterland und die Völker zu einigen, ja er ist diesem durchaus untergeordnet gewesen. Als das wichtigste Mittel aber für die Beförderung des allgemeinen Fortschritts und einer productiven Aufklärung vermittelst der Wissenschaft erschien ihm die Stiftung von Societäten[1]. „Der Gedanke der Stiftung von Societäten zu wissenschaftlich-praktischen Zwecken in der Gestaltung, wie sie der Seele von Leibniz vorschwebte, ist nicht nur ein ein- oder mehrmaliger, durch zufällige Umstände, durch glückliche Gelegenheiten vielleicht hervorgelockter, sondern er entspringt unmittelbar aus der sittlichen und intellectuellen, ja daß ich sage, aus der religiösen Grundanschauung von Leibniz[2]". Seine ersten Entwürfe zur Er-

[1]) Mit „Zeitschriften" und „Dictionnaires" allein, so hoch Leibniz den Journalismus als neues Mittel des Fortschritts schätzte, gab er sich nicht zufrieden (im Jahre 1697 erschien das berühmte Dictionnaire von Bayle); er wußte, um mit Goethe zu reden, daß es auch in der Wissenschaft nicht mit dem Wissen allein gethan ist, daß vielmehr Thaten und Organisationen nöthig sind. Eben deshalb wollte er Akademieen stiften.

[2]) Klopp, Leibniz' Plan der Gründung einer Societät der Wissenschaften in Wien (Archiv f. österreich. Gesch. 40. Bd. 1869 S. 160).

richtung von Societäten oder vielmehr zur Organisirung der gesammten wissenschaftlich-praktischen Arbeit und zur Sammlung aller geistigen Kräfte im Dienste productiven Schaffens stammen aus dem Jahre 1667, als er einundzwanzig Jahre alt war; seine letzten Bemühungen um die große Sache sind vom 28. October 1716 datirt, siebzehn Tage vor seinem Tode.

4.

Der Gedanke der „Akademieen" oder „Societäten" ist eine Erbschaft des auf Plato und seine Schule gerichteten Renaissancezeitalters; aber er wurde erst im 17. und anfangenden 18. Jahrhundert fruchtbar gemacht. Die Neugründung von Universitäten in den protestantischen Gebieten entsprach den vom scholastischen Betriebe sich abwendenden Bedürfnissen noch nicht, abgesehen davon, daß sie nur einigen Ländern zu gute kam. Diese Bedürfnisse gingen erstlich auf einen festen, freundschaftlichen Zusammenschluß der Collegen zu gemeinsamer Arbeit, sodann auf productive Thätigkeit, sei es auch auf beschränktem Gebiete, im Gegensatz zu der todten Reproduction der aristotelischen Wissenschaft. Damit war der Unterrichtszweck, die „Lehre" ausgeschlossen oder doch an die zweite Stelle gerückt: „Originale Erkenntnisse", „Beobachten" und „Können" sollten im Mittelpunkte stehen, die Liebe zur Natur regieren. Treten in Italien und Deutschland zunächst die sprachliebenden und -forschenden Gesellschaften in den Vordergrund, die bei aller Beschränktheit doch den Anstoß zur Entwicklung der neueren Litteratur gegeben haben, so fehlen doch auch die ihnen geistig verwandten, in der Regel freilich schnell verkümmernden Unternehmungen solcher Naturphilosophen nicht, die mit frischer Erkenntniß die neue Wissenschaft betreiben wollten und den alten Schulmethoden den Krieg erklärten. So gründete bereits im Jahre 1622 der Lübecker Joachim Jungius (geb. am 22. October 1587) — in mehr als einer Hinsicht ein Leibniz vor Leibniz — zu Rostock eine von der Universität ganz unabhängige gelehrte Gesellschaft, die societas ereunetica oder zetetica, in deren Programm die Widerlegung der scholastischen Philosophie (besonders der der Jesuiten), die Pflege der Mathematik und die Erforschung der Natur als die Hauptaufgaben bezeichnet wurden. „Der Zweck unseres Vereins soll einzig der sein: die Wahrheit aus der Vernunft und der Erfahrung sowohl zu erforschen, als sie, nachdem sie gefunden ist, zu erweisen

oder alle Künste und Wissenschaften, welche sich auf die Vernunft und die Erfahrung stützen, von der Sophistik zu befreien, zu einer demonstrativen Gewißheit zurückzuführen, durch eine richtige Unterweisung fortzupflanzen, endlich durch glückliche Erfindungen zu vermehren." Vor allem aber ist Amos Comenius zu nennen als der große Führer und Erzieher zu einer Reform der wissenschaftlichen Methode, zugleich unermüdlich thätig, gleichgestimmte Männer zu sammeln und zu vereinigen. Indessen alle diese privaten „Societäten", innerhalb deren Valentin Andreae eine besonders charakteristische Figur ist, haben für die Gründung der großen staatlichen gelehrten Körperschaften doch nur indirecte Bedeutung gehabt. Die Behauptung eines neueren Forschers: „Es läßt sich ebensowenig eine Geschichte der Berliner wie der Londoner Akademie schreiben, ohne des wesentlichen Antheils zu gedenken, den die älteren freien Collegien und Gesellschaften an ihrem Entstehen gehabt haben", ist mindestens mißverständlich. Das von Comenius zu London im Jahre 1641 entworfene Project einer höheren und einheitlichen Organisation der in vielen Ländern vorhandenen Gesellschaften unter neuem Namen zur Pflege der Pansophie ist nie verwirklicht worden, und es läßt sich nicht nachweisen, daß es auf die Stiftung der „Royal Society" (1662) irgend welchen Einfluß ausgeübt hat. Diese hat vielmehr ihre Vorstufe an einer Gesellschaft von Naturforschern, die seit dem Jahre 1645 oder schon früher auf Anregung eines in London lebenden Pfälzers, Theodor Haak, wöchentlich zusammenkamen, sich über den Stand der Naturwissenschaften unterhielten und von neuen Experimenten berichteten. Nach der Restauration hat Karl II. diese Gesellschaft in eine „königliche" verwandelt, um hervorragende Männer von der Politik abzuziehen und mit anderen Interessen zu beschäftigen. Daß die neugestiftete „Royal Society" auch Mitglieder zählte, die zu Comenius und dessen Bestrebungen in Beziehung standen, hat für die Zwecke und die Entwicklung dieser Gesellschaft gar keine Bedeutung gehabt. Dasselbe ist von der Preußischen Societät der Wissenschaften zu sagen. Zu ihren ersten Mitgliedern gehörten nicht wenige, die entweder früher Genossen privater Societäten gewesen waren oder in gewissen Beziehungen zu der von Comenius erweckten geistigen Bewegung gestanden hatten. Aber das hat weder für die wirkliche Vorgeschichte, noch für die Stiftung der Königlich Preußischen Societät Bedeutung gehabt. Kaum irgendwo begegnet man in den einschlagenden Acten und Briefen einer Erwähnung der freien

Societäten, und somit ist es lediglich der in diesen sich besonders kräftig aussprechende Geist des Zeitalters, an den zu erinnern ist, wenn Verbindungen zwischen ihnen und den staatlichen gelehrten Körperschaften, in denen die strenge, methodische Pflege der Naturwissenschaft von vorn herein Selbstzweck war[1]), aufgewiesen werden sollen[2]).

Die wirkliche Vorgeschichte der Königlich Preußischen Societät — abgesehen von den besonderen Anlässen — liegt einerseits in der vorbildlichen Thatsache, daß bereits in Frankreich und England solche staatliche Akademieen bestanden, andererseits in den unermüdlichen Bemühungen Leibnizens, für Deutschland etwas Ähnliches in's Leben zu rufen und eine organische Verbindung aller europäischen Gelehrten und aller wissenschaftlichen Bestrebungen herbeizuführen[3]). Da Leibniz nicht nur der geistige Urheber und der erste Präsident der Preußischen Societät der Wissenschaften gewesen ist, sondern auch in Dresden, Rußland und Wien Akademieen zu stiften unternommen hat, da ferner die Akademieen in München, Göttingen, Turin, Stockholm und Leipzig theils gleich anfangs, theils später

---

[1]) „Endeavour by solid experiments, either to reform or improve Philosophy" — ist der Zweck der englischen Societät, die das Motto erhielt: „Nullius in verba". Es ist der Geist Bacon's, der ihr die Wege wies.

[2]) Zwei deutsche Gesellschaften verdienen hier noch eine Erwähnung, die eine, weil sie mit der Erforschung der Natur vorangegangen ist („Quidquid natura suo in sinu servavit reconditum publico mundi theatro exhibere") und sich bis heute erhalten hat — das Collegium Naturae Curiosorum, später „Academia Leopoldino-Carolina", „die Naturforschenden Freunde" genannt, gestiftet im Jahre 1652 —, die andere, weil der Anlaß, der zu ihrer Begründung geführt hat (sie kam übrigens über die embryonale Stufe nicht hinaus), die Kalenderverbesserung, in der Stiftung der Preußischen Akademie fortwirkte — das von E. Weigel seit etwa 1695 geplante mathematische Collegium artis consultorum (s. über dasselbe unten und Wilhelm Meyer, Die Handschriften in Göttingen. 1893 S. 161).

[3]) Hand in Hand mit den Bestrebungen, nicht nur die deutschen Gelehrten unter einander zu verbinden, sondern auch die europäischen zu gemeinsamer, planvoller Arbeit zu vereinigen, gehen bei Leibniz die immer wiederholten Anstrengungen, eine Pasigraphie, d. h. eine nova lingua characteristica, zu erfinden. Nicht um die Schöpfung eines Volapüks handelte es sich ihm — der Widersinn dieses Unternehmens, das, wenn es gelänge, zu einem halben Dutzend Culturspracher noch eine siebente hinzufügen würde, ging ihm bald auf —, sondern um die begrenztere und reizvolle Aufgabe, eine in allen Sprachen lesbare Zeichenschrift zu erfinden nach dem Vorbild der mathematischen Zeichensprache. Daß auch diese Aufgabe selbst für den scharfsinnigsten Geist unlösbar sei, hat Leibniz nach unendlichen Bemühungen gegen Ende seines Lebens einsehen müssen.

nach dem Muster der Berliner eingerichtet worden sind [1]), so ist es der Mühe werth, die Entwicklung der Societätspläne, wie sie Leibniz bis zur Stiftung der Berliner Akademie ausgebildet hat, in Kürze darzustellen. Er ist durch die Einsicht und Kraft, mit der er den Gedanken streng wissenschaftlicher und alle Gebiete der menschlichen Erkenntniß umspannender Akademieen geklärt und durchgesetzt hat, ihr eigentlicher Patron geworden. Doch nur in Preußen gelang es ihm, seine Pläne durchzuführen.

5.

Ausgangspunkt des Societätsgedankens ist der Plan des 21 jährigen Leibniz gewesen, sich in Mainz oder Frankfurt eine selbständige Stellung zu gründen durch ein kaiserliches Privilegium für eine halbjährlich nach der Messe erscheinende Zeitschrift. In dieser Zeitschrift sollten die neu erschienenen Bücher verzeichnet und das Wichtige in ihnen herausgehoben werden. Bald erweiterte sich der Plan zu dem anderen, die Direction des gesammten deutschen Bücherwesens an Kurmainz zu ziehen und es ganz neu zu gestalten. Der hochgesinnte Erzbischof von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, berathen von dem Baron von Boineburg, schien ganz der Mann dazu, der geistige Führer Deutschlands unter den Fürsten zu werden. Wenn der Kurfürst das Commissariat erlangt habe, solle er eine „Societas eruditorum Germaniae“ gründen und ihr als Director vorstehen. Aufgabe dieser Societät soll sein:

1. corresponsum eruditorum universalem sustinere.
2. congregare bibliothecam universalem,
3. indices universales fieri curare,
4. mutuas operas iungere societatibus regiis Gallicae et Anglicae et academiis Italicis,
5. rem medicam ad perfectionem tentare evehere,
6. mathematicis experimentis in vigilare,
7. locos communes curare fieri, experimentaque colligi,
8. inspectionem habere manufacturarum et commerciorum.

Die Gesellschaft wäre schicklich in Frankfurt niederzusetzen, solle sich nicht in Religionsangelegenheiten mischen und aus einer be-

[1]) Über den Einfluß der Berliner Akademie, also indirect Leibnizens, auf die Neu- bez. Umbildung der italienischen Akademieen s. Denina, „De l'influence qu'a eue l'Académie de Berlin sur d'autres grands établissements de la même nature“ (Mém. 1792/3 p. 562 ff.).

stimmten Anzahl von hervorragenden Gelehrten bestehen. Ihr Gehalt und die Kosten des Unternehmens sollen aus einer Steuer auf Papier bestritten werden, wie eine solche schon in Holland und der Pfalz eingeführt sei. Hauptaufgabe aber bleibe das Bücherwesen: „Die Übel im Bücherwesen sind zahlreich und groß und dem Staate äußerst schädlich. Sie bestehen darin, daß gerade das Beste nicht gedruckt wird, dagegen vieles Schädliche, noch mehr Überflüssiges und durchweg Planloses". Daher — um die scribacitas multorum zu hemmen — müsse die Bestimmung getroffen werden, daß Niemand ein Buch veröffentlichen dürfe, in welchem er nicht anzugeben vermöge, was er bisher Unbekanntes und dem Staate Nützliches durch sein Werk zu Tage gefördert habe. Dies solle der Verfasser selbst in der Einleitung zusammenstellen, damit es leicht excerpirt werden könne.

Der Kaiser gewährte das Privileg für die Zeitschrift „Semestralia" nicht, und noch weniger hatte der größere Plan einer „Societas eruditorum Germaniae" Aussicht auf Erfolg — der Kaiser war diesmal der Freisinnigere und meinte, „es lasse sich den ingeniis, bevorab den freien Künsten, nicht der Weg versperren, auf welchem sie ihre Talente zu gemeinem Nutzen zu gebrauchen gedächten". Aber Leibniz, weit entfernt, sich abschrecken zu lassen, steuerte mit seinen Plänen nun erst recht in ein uferloses Meer. Der „Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Societät in Teutschland zu Aufnehmen der Künste und Wissenschaften", der bald nach dem Jahre 1669 entworfen sein muß, ist ebenso bemerkenswerth durch die Art seiner Begründung, wie durch das Utopische seines Umfangs, aber auch durch einige geniale und sichere Blicke in die Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft. Abgeleitet wird die Nothwendigkeit, eine Societät zu begründen, aus der gottgesetzten Aufgabe des Menschengeschlechts, den Schöpfer zu verehren, und zwar erstlich in Anbetung („oratores et sacerdotes"[1]), zweitens in der Erkenntniß seiner Werke („philosophi naturales"), drittens in der Nachahmung seines Regiments („morales seu politici"). In der Erfüllung dieser Aufgabe gelangt die Menschheit zur Glückseligkeit; aber die Menschen müssen sich zusammenthun, um sie durchzuführen.

[1]) „Dabei mir einfället," — schreibt Leibniz — „daß bei Aufrichtung der französischen zu Aufnehmen und Zierde ihrer Sprache vom Cardinal Richelieu eingerichteten Academie oder Societät ein gottseliger Mann unter andern in die Leges einzurücken begehrt, daß ein jedes Glied etwas jährlich zum Lobe Gottes zu componiren schuldig sein sollte, ist aber, weiß nicht warum, verblieben."

„Dazu wird die Aufrichtung einer wiewohl anfangs kleinen, doch wohl gegründeten Societät oder Akademie eines der leichtesten und importantesten sein." Und nun folgt eine Schilderung der Obliegenheiten einer solchen Societät, die einfach Alles an ersprießlichen Thätigkeiten in Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie, Polizei, Medicin, Archiv-, Schul-, Maschinenwesen u. s. w. umfaßt, was nur irgend erdacht werden kann. Zoologische und botanische Gärten sind so wenig vergessen wie Arbeits- und Zuchthäuser. Das Ganze mündet in einen Vorschlag der Religionsvereinigung, die Leibniz stets für eine nothwendige Voraussetzung alles gemeinschaftlichen Wirkens gehalten hat. Dieser „Grundriß" scheint für den Kurfürsten von Mainz bestimmt gewesen zu sein. Nicht viel später hat Leibniz ein zweites „Bedenken von Aufrichtung einer Academie oder Societät in Teutschland" ausgearbeitet, welches jenes erste weit übertrifft. Es enthält zunächst einen geistvollen Überblick über das, was die Deutschen bisher in den mechanischen Wissenschaften und Künsten geleistet, und bittre Klagen darüber, wie wenig sie es verstanden haben, ihre Erfindungen auszunützen. Deutschland wird als das Land der realen Wissenschaften gefeiert; aber die Ausländer bemächtigen sich des unsrigen und wissen es besser ins Licht zu setzen und zu gebrauchen. Unsere Schulen, Academieen, Education, Zünfte, Künste und Wissenschaften sind „verstellet, verdecket und verwirret". „Nunmehr, nachdem das Licht angezündet und die Künste gemein, auch alle Nationen excitirt worden, sind wir diejenigen, die da schlafen, oder die letzten, die da aufwachen." Er führt nun an, was in England und Frankreich durch Gründung königlicher Societäten zur Erforschung der Natur geschehen ist und in Dänemark, Schweden und Toscana demnächst geschehen wird. Die deutschen privaten Societäten sind ganz unzureichend. Wir müssen uns nunmehr die Englische Königliche Societät zum Muster nehmen. „Bei dieser Societät thut der König, der Herzog von York, Prinz Robert und viel vornehme Herren das ihrige, nicht daß sie an deren Leges, an persönliche Comparition und dergleichen onerosa und solchen hohen Personen unanständige Dinge sich gebunden, sondern daß sie Sumptus beitragen, auf ihre Kosten durch ihre Ministros sowohl Status als Privatos correspondiren lassen, Alles, was sie neues, rares, importantes erfahren, der Societät communiciren, die Directores der Coloniarum, die Schiffs-Capitains, verständige Mariniers . . . befehligen und anmahnen, keine Gelegenheit zu versäumen, dadurch

etwas neues, merkwürdiges untersucht und in hoc aerarium eruditionis solidae publicum gebracht werden könnte. Ja sie lassen die Societät Interrogatoria, Instructiones und Directoria vor Reisende, vor Ministros, vor Bergleute, Medicos, Handwerksleute, Künstler formiren, um dadurch immer tiefer in diese unerschöpfliche Mine der Natur zu menschlichem Besten zu kommen." Was könnte Deutschland leisten! Wieviel Fürsten besitzt es, die sich an die Spitze stellen, wieviel außerordentliche Talente, die in einer Societät richtig geleitet werden könnten! Mit einer Schilderung, wie in Deutschland die Talente verkümmern, und mit einem Ausfall wider die unvernünftigen Mediciner, die von Naturforschung nichts wissen, bricht das von Leibniz nicht zu Ende geführte Manuscript ab.[1])

In die nächsten Jahre fällt der für Leibniz' Entwicklung so bedeutungsvolle vierjährige Aufenthalt in Paris. Er brachte ihn in Verbindung mit den bedeutendsten Gelehrten, er gab ihm die Anschauung eines großen, nationalen Staates und einer nützlichen und hochangesehenen Königlichen Akademie der Wissenschaften[2]). Aber um so wärmer schlug sein Herz für sein Vaterland. Noch in Paris, kurz bevor er sich nach Hannover begab, hat er im Jahre 1676 die „Consultatio de naturae cognitione ad vitae usus promovenda instituendaque in eam rem Societate Germanica, quae scientias artesque maxime utiles vitae nostra lingua describat patriaeque honorem vindicet" und zwei kürzere Entwürfe

---

[1]) Merkwürdig ist, daß Leibniz mit einem Blick auf China schließt: „Wie närrisch auch und paradox der Chinesen Reglement in re medica scheint, so ist's doch weit besser als das unsrige". Seitdem hat Leibniz China nie aus den Augen verloren. Alles, was er irgend über dies Land hören konnte, sammelte er ein, setzte sich mit den Jesuiten-Missionaren in dauernde Beziehung, ermunterte zur Erlernung der chinesischen Sprache, war unablässig bemüht, Expeditionen nach China anzuregen, und hat, wie sich zeigen wird, die Preußische Akademie mit zu dem Zweck gestiftet und eine Societät in Moskau angeregt, um China zu erschließen, die Cultur Chinas und Europas auszutauschen und das ungeheure Land dem Christenthum zuzuführen. — Ein abgerissenes Blatt am Schluß zeigt, daß Leibniz die Errichtung einer Societät auch deshalb wünschte, um „dem Morden der Ärzte" ein Ende zu machen. Er richtete die schärfsten Angriffe auf die Heilkunde, wie sie damals ausgeübt wurde. Zeitlebens ist er auf die Ärzte schlecht zu sprechen gewesen — eine Folge war, daß auch sie weder ihn noch seine Schöpfung, die Berliner Akademie, liebten. Die Akademie hat das bald zu fühlen bekommen.

[2]) In Paris hat Leibniz die Grundzüge der Differentialrechnung erfunden. Sehr beachtenswerth ist, wie er sich in die Aufgaben der französischen Politik ver-

verfaßt. Mit Bewunderung liest man die Consultatio, die Leibniz anonym erscheinen lassen wollte, wie so manche seiner politischen Schriften, um den Anschein der Ruhmsucht oder des Eigennutzes zu vermeiden. Seine letzten Absichten sind nicht andere geworden; das Höchste hat er im Auge: eine Sammlung aller Kräfte, um in die Natur einzudringen und alles Entdeckte leicht zugänglich zu machen. Aber viel lebendiger tritt die Liebe zum deutschen Vaterland hervor, und zugleich wird ein Modus der Ausführung vorgeschlagen, der die Möglichkeit der Durchführung näher rückt. Diese „Consultatio“ soll nur als Grundlage für Verhandlungen unter den Berufenen dienen. Es handelt sich um die Stiftung einer Genossenschaft solcher deutscher Forscher, „qui relationes operationum naturae non tam ex chartis, quam ex naturae volumine et mentium thesauro excerpunt“. Bücher sind stumm; zutreffende Ideen muß man aus lebendigen Autoren schöpfen, d. h. aus solchen, die selbst beobachten und experimentiren, einerlei, ob sie zünftig sind oder nicht. Ihre Beobachtungen muß man zusammenstellen, zuvor aber muß ein Nomenclator zur richtigen, kurzen und geordneten Bezeichnung der Dinge in deutscher Sprache aufgestellt werden. Sodann muß eine Übersicht über die Probleme gegeben werden; eine zweckmäßige Anordnung derselben, die Voranstellung der einfachen und gelösten, die Zuordnung der schwierigeren, ungelösten wird bereits ein wunderbares Licht verbreiten! Bis in die Details wird mit vollkommenster Sachkenntniß diese Aufgabe ent-

setzt hat. Theils um die Eroberungspolitik Frankreichs von den deutschen Grenzen abzuhalten, theils weil er stets die höchsten Ziele eines Staates mit genialem Blick erkennt, weist er Frankreich auf das östliche Becken des Mittelmeers. Es soll die ganze Nordküste Africas, besonders aber Aegypten erobern, soll diese Länder der christlichen Cultur wiederbringen, die Schätze Aegyptens heben und den Suezcanal bauen! Zu diesem Zweck soll es sich mit Österreich verbinden, welches die Türken im Osten zu fassen hat. Europa wird dann kein Kriegstheater mehr sein, sondern eine Stätte, auf der die christlichen Nationen in der Pflege der Künste und Wissenschaften rivalisiren werden. Die beiden großen Unternehmungen des 19. Jahrhunderts, der Bau des Suezcanals und einer bequemen Straße nach China (die sibirische Bahn), sind von Leibniz in ihrer Bedeutung erkannt und in's Auge gefaßt worden. — Mitglied der Pariser Akademie ist Leibniz zunächst nicht geworden; er mußte noch lange warten und hat sich viel Mühe, um einen Sitz zu erlangen, gegeben. Leider ist der Brief, in welchem er sich um einen solchen bemüht, der in dem Fascikel „Correspondenz mit Malebranche“ in der Bibliothek zu Hannover aufbewahrt wird, nicht näher zu datiren; auch ist der Adressat bisher nicht sicher ermittelt (s. Bodemann, Briefwechsel von Leibniz S. 164 f.).

wickelt und die mathematische Methodik den Naturwissenschaften als Muster vorgestellt. Wenn die deutschen Gelehrten sich dazu entschließen, dieses Werk in Angriff zu nehmen, werden sie bald alle anderen Nationen überflügeln. Augenscheinlich hatte Leibniz erkannt, daß die Pariser Gelehrten ihr Instrument, die Akademie, nicht genügend zu behandeln und auszunutzen verstanden. In erhobener Rede und directer Ansprache wendet er sich an die Deutschen. Und in ihrer Sprache sollen sie schreiben! Die anderen Nationen haben das Latein abgeworfen, und dort haben in Folge dessen Frauen und Jünglinge Zugang zu allen Künsten und Wissenschaften. Wir aber nöthigen unsere Jugend zuerst dazu, „die Herculesarbeiten der Bezwingung verschiedener Sprachen, durch die oft die Schärfe des Geistes abgestumpft wird, zu leisten, und verurtheilen alle die, die durch Ungeduld oder Geschick die Kenntniß des Lateinischen entbehren, zur Unwissenheit". Nicht zu befürchten ist, daß deshalb die lateinische und griechische Litteratur Schaden leiden wird; denn in Frankreich und England sind die Kenner derselben zahlreich, und niemals werden die Theologen das Hebräische und Griechische, niemals die Juristen das Lateinische — wohl auch das Griechische —, niemals die Mediciner beide Sprachen entbehren können, und die Historiker werden sich nie den Zugang zu den Quellen versperren lassen. Nun redet er die Mitglieder der deutschen privaten Societäten, der fruchtbringenden und der naturforschenden Gesellschaft an: Verbündet euch mit mir und mit allen, die diesen Plan billigen, und schafft, daß wir eine Kaiserliche Societät bekommen; Protector sei der Kaiser, den sich die naturforschende Gesellschaft schon erwählt hat; unter den Flügeln des kaiserlichen Adlers werden auch die Bemühungen um die deutsche Sprache neue Kraft gewinnen! Bereits führt Leibniz die Namen von 48 deutschen Gelehrten auf, an die zu schreiben sei, um sie für die Vorbereitung des großen Unternehmens zu gewinnen. Wir finden unter ihnen E. Weigel, Swammerdamm, Leewenhoeck, Tschirnhaus, Gericke. Eine genaue tabellarische Übersicht über die Aufgaben, die Methode, die Arbeitstheilung bildet den Beschluß [1]).

[1]) Wahrscheinlich in Frankreich ist Leibniz auch die Analogie der Akademieen mit den kirchlichen Orden und die Bedeutung der letzteren für die Wissenschaft aufgegangen; aber er erkannte, daß sie in ihrer gegenwärtigen Verfassung den neuen Aufgaben nicht mehr gewachsen waren; die wahren Gottesfreunde müssen dort mit den Studien anfangen, wo die Jesuiten aufhören. „Ich liebe die Orden und wünsche sie erhalten zu sehen. Allein es ist sehr zu besorgen, daß sie dem Untergang ver-

Dieses Geschenk brachte Leibniz den Deutschen aus Paris. Noch hoffte er auf die Societät als eine allgemeine Reichssache — eine kaiserliche Akademie sollte sie werden. Aber auf deutschem Boden wurde er sofort wieder daran erinnert, daß es ein Deutschland überhaupt nicht gab, während es ein Frankreich gab. Der Plan fiel dahin. Er selbst begab sich noch in demselben Jahre (1676) in hannoversche Dienste und kettete sein Leben an diesen kleinen Staat. Aber die große, fruchtbare Idee ging nicht unter; Leibniz mußte nur lernen, daß sie zuerst in einem deutschen Einzelstaate zu verwirklichen sei.

In Hannover hat Leibniz bei den Fürsten, mit Ausnahme des Herzogs Johann Friedrich, der seit 1669 mit ihm in Verbindung gestanden und ihn in's Land gezogen hatte, aber schon am Ende des Jahres 1679 starb, eine wirkliche Anerkennung niemals gefunden. Aber sie schätzten die positiven Dienste, die sein Name und seine Arbeitskraft den welfischen Interessen leisten konnten, und sie wachten eifersüchtig darüber, daß er nicht die Bahnen welfischer Politik verließ. Mit nicht unbegründetem Mißtrauen begleitete nach dem Tode Ernst Augusts, des ersten hannoverschen Kurfürsten (1679—1698, seit 1692 Kurfürst), sein Nachfolger Georg Ludwig (seit 1714 König Georg I. von England) die Schritte des „allerorten betriebsamen und mit der Regierungspolitik nicht immer conformen Gelehrten." Niemals hat Leibniz das Vertrauen dieses Fürsten besessen, der seinem geistigen Schaffen theilnahmlos gegenüberstand und ihn nur deshalb nicht frei gab, damit er die Annales imperii occidentis Brunsvicenses vollende. Aber an der Kurfürstinmutter Sophie (geb. 1630, gest. am 8. Juni 1714), der Tochter Friedrich's V. von der Pfalz, der Enkelin Jacob's I. von England, besaß Leibniz eine Beschützerin und verständnißvolle Freundin. Solange sie lebte, hatte er an ihr in Hannover einen Rückhalt; niemals entzog sie ihm ihr Vertrauen; niemals hemmte sie seine Schritte, wenn sie auch manche seiner ausländischen Unternehmungen mit Ironie begleitete. Wohl aber zog sie seine

---

fallen, wenn sie sich nicht einer nützlichen wissenschaftlichen Thätigkeit zuwenden." Er sagt einmal, er würde, wenn er Papst wäre, die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche zur Verherrlichung Gottes dienen, ebenso unter die Orden vertheilen, wie die Liebeswerke, welche zu Nutz des Nächsten geschehen; Benedictiner und Cistercienser sollten Naturwissenschaften treiben, andere Orden die Sprachforschung, Dominikaner und Jesuiten sollten sich dem Unterrichtswesen widmen, die Franciskaner der Seelsorge u. s. w.

Kräfte in ihre Dienste. Der Gedankenaustausch mit Leibniz, persönlich und brieflich, war dieser stets regen, aufgeklärten und skeptischen hohen Frau ein wirkliches Bedürfniß. Die letzten wissenschaftlichen Probleme berührten sie nicht, denn sie hielt sie für unlösbar; aber „jede gehaltvolle Anregung nahm sie mit derselben Schnellkraft in sich auf, mit der sie jeden störenden Affect überwand; es gab kein geistiges Interesse ihres Jahrhunderts, das sie nicht in den Kreis ihres Nachdenkens zog, und stets bewahrte sie sich die unverwüstliche Heiterkeit einer von stolzer Geschlossenheit und weltoffener Klugheit im Gleichgewicht gehaltenen Seele"[1]) Leibniz hat sich dem Zauber dieser Fürstin nie zu entziehen vermocht. Immer war er bereit, ihre Interessen zu vertreten; mit voller Aufrichtigkeit sprach er sich ihr gegenüber aus, und den Tod keiner Fürstin und keines Fürsten hat er aufrichtiger betrauert als den ihrigen, der ihm, neben dem persönlichen Verlust, die Stütze seiner öffentlichen Stellung raubte.

Aber so willig sich Leibniz dieser Fürstin zu Diensten stellte und ihre großen politischen Pläne förderte, seine eigenen vergaß er darüber nicht, weder dort, wo sie mit den Absichten der auf die Größe und den Ruhm ihres Hauses bedachten Kurfürstin convergirten, noch dort, wo sie in eine ganz andere Richtung gingen. Die merkwürdigste Fügung hat es gewollt, daß eben die welfische Fürstin das Mittelglied geworden ist, welches Leibniz mit dem Brandenburgischen Kurhause und dem Preußischen Staate in Verbindung gebracht hat.

6.

Alle Versuche, in den welfischen Landen unter der Führung Hannovers eine Societät der Wissenschaften zu gründen, schlugen fehl. In den ersten Jahren des Aufenthalts in Hannover standen bei Leibniz noch die naturwissenschaftlichen Interessen im Vordergrund; der Bergbau im Harz soll gehoben und aus den gewonnenen Mitteln eine Societät für Deutschland in Hannover begründet werden. Im Jahre 1681 denkt er an eine magnetisch-mathematische Societät, die ein Netz von Beobachtungen über Deutschland ziehen sollte, um das Geheimniß der Declination der Magnetnadel zu ergründen und auszunutzen. Aber immer mehr fesselten ihn die historischen Stu-

[1]) Köcher in der Allg. Deutschen Biographie. 34. Bd. S. 669.

dien und ihre politische Verwerthung, theils seines Fürstenhauses wegen, theils um der so gefährdeten Lage Deutschlands zu Hülfe zu kommen. Die sämmtlichen braunschweigischen Linien hatten ihn zu ihrem Historiographen ernannt; er unternahm Reisen, um die Archive zu erforschen. In Frankfurt besprach er mit Hiob Ludolf den Plan einer kaiserlich-deutschen historischen Societät. Noch will er den Gedanken nicht aufgeben, daß der Kaiser, daß Österreich an die Spitze treten müsse. Die Societät soll durch planvolles Zusammenwirken vieler Gelehrter, von denen sich ein jeder einen bestimmten Zeitabschnitt bez. einen Kaiser erwählt, Annalen des deutschen Reiches schaffen, wie Baronius Annalen der Kirchengeschichte geschrieben hat. Wiederum wird der Plan bis in's Genaueste entworfen; ein Oberdirector soll das Ganze leiten; in jedem deutschen Kreise soll ein Unterdirector die Geschäfte führen. Alle historischen Arbeiten sollen der Controle und Leitung der Societät unterstehen. Die „Monumenta Germaniae“ sind hier in Sicht; aber nur Leibniz selbst hat seinen Beitrag zu ihnen geliefert, und mehr als einen Beitrag! Seine „Annales“ sind ein grundlegendes deutsches Geschichtswerk[1]) — der glänzende Ertrag der Arbeit eines Menschenlebens würde man sagen, wüßte man nicht, daß sie Leibniz fast wie ein Parergon neben unzähligen anderen Unternehmungen ausgearbeitet hat.

Auch dieser große Plan einer historischen deutschen Societät fiel dahin, und immer sicherer mußte sich Leibniz davon überzeugen, daß weder in Hannover noch in Wien zur Zeit ein Boden für seine universalen Bestrebungen vorhanden war. Aber die Sache selbst gab er nicht auf. So hat er wenige Jahre vor Gründung der Berliner Akademie an Placcius geschrieben: „Zu wünschen wäre es, daß es eine universale Gesellschaft unter den Gelehrten gäbe, welche aber gleichsam in verschiedene Collegien getheilt wäre. Denn der Zusammenhang der verschiedenen Theile der Gelehrsamkeit ist so groß, daß sie nicht besser als durch wechselseitige Harmonie und ein gewisses Einverständniß gefördert werden können. Doch da wir für die Gegenwart ohne höhere Autorität dahin zu gelangen nicht hoffen können, so müssen wir uns mit verschiedenen Gesellschaften begnügen, welche zuletzt, vermöge der inneren Beschaffenheit der Sache selbst, sich mit einander verknüpft sehen werden“. Diese Hoffnung — Leibniz hatte sie im Jahre 1696 aus-

---

[1]) Erst Pertz hat sie in drei starken Bänden (1838 ff.) herausgegeben.

gesprochen — ist nach 200 Jahren der Erfüllung nahe gekommen. So langsam und so sicher schreitet die Geschichte vorwärts, und ein so weitschauender und zuverlässiger Prophet war der deutsche Philosoph!

Am 28. September 1684 wurde die Ehe zwischen der Tochter der Herzogin (Kurfürstin) Sophie, Sophie Charlotte (geb. 20. October a. St. 1668), mit dem brandenburgischen Kurprinzen Friedrich geschlossen. Unter Leibnizens Augen und gewiß auch unter seinem Einfluß hatte sich die Prinzessin entwickelt, von der Friedrich der Große gesagt hat, sie habe den Geist der Gesellschaft, die wahre Bildung und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Preußen gebracht. Hervorragende Eigenschaften, die sie auszeichneten, hat sie von der Mutter geerbt, die ihr in der Politik freilich stets überlegen blieb — die Lebendigkeit des Geistes, die rasche Auffassungskraft, den klugen Sinn, die entzückende Frische der Aussprache, die königliche Haltung, die ein Ausdruck ihres wahrhaft vornehmen Sinns und ihres geschlossenen Charakters war. Aber nicht nur durch das, was eine höchst sorgfältige und glückliche Erziehung ihr dann gegeben — sie beherrschte die modernen Sprachen vollkommen und las auch etwas Latein —, übertraf sie die Mutter, sondern vor allem durch die ernste, in die Tiefe dringende Richtung ihres Geistes. Eingeführt in die neuen Probleme der Wissenschaft, begnügte sie sich nicht damit, sie, wie das am französischen Hofe üblich war, als geistreiche Conversationsthemata zu benutzen, sondern sie erfaßte sie mit dem Verstande und mit dem Herzen und wollte, wie Leibniz bewundernd von ihr gesagt hat, das „Warum des Warums“ ergründen. Das bedeutete um so mehr, als sie für die ästhetischen Seiten des Lebens, für die feinen, reizenden Formen der Geselligkeit und den leuchtenden Schimmer aller Künste, von der Predigtkunst bis zum Kunsthandwerk, den ausgeprägtesten Sinn besaß. Sie liebte das Französische; sie sprach am liebsten französisch und legte es ihrer Umgebung auf; sie war davon durchdrungen, daß das vielfach noch plumpe und widerlich rohe Leben an deutschen Fürstenhöfen nur durch die Einbürgerung französischen Geistes und französischer Sitten verbessert werden könne. Ihr Aufenthalt in Frankreich hatte sie, die Frühreife, mit unvergeßlichen Erinnerungen erfüllt — aber hinter dem Witz und Geist ruhte eine rastlos strebende und alles Bedeutende in sich aufnehmende Seele, und der heitre Zeitvertreib, die Feste, die ihr

Lützenburg (Charlottenburg) so anziehend machten[1]), verdrängten nicht das ernste Streben nach Wahrheit und den innerlichen Antheil an den großen Geisteskämpfen des Zeitalters. Confessionell indifferent, religiös fest im Sinne des aufgeklärten Protestantismus, suchte sie von allen Parteien zu lernen. Ihren beiden reformirten Seelsorgern, Beausobre und Jacques Lenfant, vertraute sie in den confessionellen Kämpfen; denn es gab für sie in der Religion eine Grenze, von der ab sie, verzichtend, sich auf Autorität verließ; aber diese Grenze zu finden, war selbst eine Aufgabe. Überall kannte sie die Probleme, „die noch nicht gelöst waren". Sie hörte Leibniz — den Gesprächen mit ihr verdanken wir die Abfassung der Theodicee —; sie hörte Toland, den verwegenen Aufklärer — wahrhaft enthusiastisch hat er den Scharfsinn der Fürstin gepriesen —; sie hörte selbst den Jesuitenpater Vota — damals suchten die Jesuiten noch die Verbindung mit dem fortschreitenden Geiste des Zeitalters aufrecht zu erhalten, freilich zugleich rastlos thätig im Fang fürstlicher Proselyten — und war unermüdlich in Fragen und Einwürfen. Aber die Geselligkeit und jeder wissenschaftliche Austausch, der selbst mathematische Probleme nicht vermied, war durch ihre Gegenwart in das Element der Freiheit und des Maaßes erhoben. Ihre zwanglose Hoheit schloß alles Pedantische aus und bändigte alles Gemeine. „Die Gelehrten, die sie in ihre Nähe zog, haben der Verbindung von Schönheit und Geist, Adel und Höflichkeit, die in ihr war, nie vergessen. So erschien sie auch in der Gesellschaft, die den Hof bildete. Sie kannte ihre Leute durch und durch und schonte ihrer Eigenschaften im vertrauten Gespräche mit nichten, Anmaßung, namentlich ungeschickte, wies sie mit Kälte von sich, verlegene Bescheidenheit zog sie eher hervor. Sie war stolz und voll Anmuth[2])." Wie sie am Hofe und in den höheren Kreisen die feinere Bildung und den Sinn für Wissenschaft und Kunst eingebürgert hat — der Hof theilt seine Zeit zwischen Studien und Ergötzungen, schreibt Toland — und deshalb der dauernden Verehrung würdig ist, so verehrt

---

[1]) „Wie in einem irdischen Paradies" lebt man in Lützenburg, schrieb ihre Mutter, die Kurfürstin Sophie, „sans façon". „Die dames und cavaliers spillen comedi, und die musicanten machen operas; die beste pfarrer von der weldt predigen." „Allhir sauffen und schweren die dames nicht, aber spillen wol à l'ombre und verqueren" (citirt nach Krauske, Allg. Deutsche Biographie, 34. Bd. S. 680).

[2]) Ranke, Zwölf Bücher Preußischer Geschichte (Sämmtliche Werke, 26. Bd. 1874 S. 459 f.).

sie vor allem die Preußische Akademie der Wissenschaften als ihre Stifterin und Patronin, ohne die sie nicht in's Leben getreten wäre.

Diese Fürstin zog im Jahre 1684 in Berlin ein. Die Ehe, von Friedrich's Seite aus Neigung geschlossen, war doch auch ein Werk der welfischen Politik. Hannover trachtete damals nach dem Kurhut und mußte das Wohlwollen des mächtigeren Nachbarstaats wünschen. Die welfische Politik Brandenburg gegenüber, die nun begann, lenkte auch Leibniz', des Staatsmanns, Aufmerksamkeit auf dieses Land. Bisher war er nicht nur achtlos, sondern mißtrauisch an Brandenburg mit seinen Plänen vorübergegangen. An den Kaiser, den Kurfürsten von Mainz, das Haus Hannover hatte er gedacht; Brandenburg-Preußen schien ihm nur ein halbdeutscher Staat, seine Politik nicht vertrauenerweckend, der Bildungsstand des Landes gering. Dieses Urtheil scheint sich in den ersten zehn Jahren nach der Übersiedelung der Prinzessin nur langsam geändert zu haben. Die spärlichen Quellen, die wir in Bezug auf das Verhältniß Leibnizens zu Brandenburg aus den Jahren 1684—1694 besitzen, gestatten leider keinen sicheren Schluß. Sicher aber ist, daß er um das Jahr 1694 zu einer ganz anderen Einsicht in Bezug auf das Land gelangt war. Es ist richtig, daß die Kurfürstin Sophie Charlotte einen Gelehrten wie Leibniz mindestens zeitweilig in ihrer Nähe haben wollte; es ist ferner gewiß, daß die Kurfürstin-Mutter zur Verfolgung ihrer Pläne einen klugen und politisch unverdächtigen Vertrauensmann in Berlin zu sehen wünschte; es ist endlich nicht zu bezweifeln, daß sowohl die Bewerbung um das Amt eines brandenburgischen Historiographen, als auch die Unionspläne und der Gedanke der Societätsstiftung in Berlin auch im Dienste der welfischen Politik gestanden haben — allein weder hat es sich, soweit Leibniz betheiligt war, um Pläne gehandelt, die für Brandenburg verhängnißvoll oder gar verderblich waren, noch ist Leibniz je der diplomatische Vertrauensmann des hannoverschen Kurfürsten gewesen, noch hat er seine großen Unternehmungen nur als Mittel zum Zweck betrachtet. Sie lebten mit selbständiger Kraft in seiner Seele; er ordnete sie in seinem Geiste allen politischen Affairen über und betrieb sie ehrlich und mit Nachdruck. Dazu hatte sich sein Urtheil über den Beruf Preußens wirklich geändert. Nicht nur hatte das Lebenswerk des Großen Kurfürsten, den auch die Herzogin Sophie „un héros de notre religion“ nennt, den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht, sondern er erkannte auch mit steigender

Klarheit, daß nur ein festes Zusammenhalten der protestantischen Fürsten unter Preußens Führung den in seiner Existenz von Frankreich her bedrohten Protestantismus und die deutsche Libertät retten könne. Er sah in Deutschland keinen anderen größeren Staat, der so wie Brandenburg-Preußen auf die Hebung der geistigen und materiellen Cultur seiner Unterthanen bedacht war, und der jene religiöse Toleranz so zielbewußt übte, die ihm als die Voraussetzung alles Fortschritts erschien. Vollends seit dem Übertritt des Kurfürsten von Sachsen sah er im brandenburgischen Kurfürsten „das Haupt der Protestanten im Reiche". Darum hat er Verbindungen mit dem Lande gesucht[1]), und die ausgedehnteste Forschung hat bisher nichts gefunden, was ihm bei seinem Wirken in und für diesen Staat zur Unehre gereichte. Aber mehrere Fäden nahm er, wie so häufig, auch diesmal in die Hand, wissenschaftliche, politische und kirchliche, schlang sie in einander und suchte sie zu verspinnen. Das ist ihm nicht geglückt. Jahre hindurch hielt er sie fest zusammen; aber die Interessen der beiden Rivalen, die er zum Heile Deutschlands, des Protestantismus und der Wissenschaft zu verbinden strebte, gingen zu weit aus einander; schließlich mißtraute man ihm in Hannover und Berlin; hier schüttelte man ihn ab, dort schob man ihn bei Seite, und sein Leben endete in tiefer Vereinsamung.

7.

Der Briefwechsel mit Sophie Charlotte stellt die ersten Beziehungen von Leibniz zu Berlin dar. Aus der Zeit bis zum 9. Mai 1697 besitzen wir freilich nur zwei Briefe von Leibniz an die Kurfürstin und einen der Kurfürstin an ihn. Wir wissen auch bestimmt, daß bis zum Jahre 1692 die Correspondenz nicht lebhafter war, und wenn wir darauf achten, daß sie überhaupt erst kurz vor Danckelmann's Sturz wieder nachweisbar ist und auch dann zunächst unter Vorsichtsmaßregeln geführt wird (s. unten), so können wir uns der Annahme kaum verschließen, daß politische Umstände einen Briefwechsel bis 1697 unrathsam gemacht haben.

Allein schon bevor die regelmäßige Correspondenz mit der Kurfürstin ihren Anfang genommen (1697), hat Leibniz mit Berliner

[1]) Außerdem war ihm Preußen durch seine guten Beziehungen zu Peter I. die Pforte für Rußland, Rußland die Pforte für China.

Staatsmännern und Gelehrten Anknüpfung gesucht und gefunden, nämlich mit Ezechiel von Spanheim, Cuneau, Js. Beausobre, Chauvin und Dan. Ludolf von Danckelmann, aber auch dem regierenden Staatsminister von Danckelmann hat er sich zu nähern gewußt. In Spanheim's Hause fanden in dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts (spätestens seit 1693) regelmäßige wissenschaftliche Zusammenkünfte nach dem Muster der Pariser gelehrten Assembléen statt, an denen auch der Hofprediger Jablonski Theil nahm. Unzweifelhaft ist hier die wichtigste Vorstufe der späteren Akademie zu erkennen[1]). Die Correspondenz mit Spanheim, dem gelehrten und staunenswerth vielseitigen pfälzischen, dann preußischen Diplomaten, von 1689—97 Curator der französischen Colonieen in Brandenburg, begann, soviel wir feststellen können, im Jahre 1692 und bezog sich zunächst auf wissenschaftliche und diplomatische Fragen. Aber in dem Brief vom 20. November 1694 giebt Leibniz den Wunsch zu erkennen, nun nach Pufendorf's Tode brandenburgischer Historiograph zu werden. Spanheim erwidert (27. November 1694), er habe Danckelmann günstig für die Sache gestimmt. In seiner Antwort vom 6. December 1694, die so eingerichtet ist, daß sie Danckelmann vorgelegt werden konnte, spricht Leibniz die Hoffnung aus, daß er auf hannoverscher Seite keine erheblichen Schwierigkeiten zu überwinden haben werde; er wünscht, daß offen gehandelt werde, doch sei die Sache zur Zeit noch sehr zu menagiren. Am 26. December 1694 bittet er um Nachrichten über den Stand der Angelegenheit, da das brandenburgische Fürstenpaar demnächst nach Hannover kommen werde und er seine Maaßregeln darnach ergreifen müsse. Die Verhandlungen führten aber damals nicht zum Ziele und wurden erst anderthalb Jahre nach Danckelmann's Sturz wieder aufgenommen. Im Zusammenhang mit seinen Bemühungen um die Stelle eines Historiographen in Berlin entwirft er auch bereits Pläne zur Einrichtung einer „Societas Electoralis Brandenburgica exemplo Regiarum Londinensis et Parisiensis“. Nicht weniger als fünf undatirte Actenstücke sind vorhanden, die höchst

---

[1]) S. Kvaçala, Die Spanheim-Conferenz in Berlin (Monatshefte der Comenius-Gesellsch. 1900. Separatabdruck). An diese Zusammenkünfte wird von Leibniz in einem Briefe an J. Th. Jablonski vom 24. März 1701 (publicirt in den Abhandl. d. Königl. Preuß. Akad. d. Wiss. 1897 „Briefwechsel J. Th. Jablonski's mit Leibniz“ Nr. 10) erinnert: „M. Ancillon le Juge sagt mir, daß in den Zusammenkünften bei dem Herrn von Spanheim man Materien distribuiret und hernach tractiret; dergleichen etwas könnte auf gewisse Maaße resuscitiret werden“.

wahrscheinlich dem Jahre 1694 zuzuweisen und als Vorlagen zu betrachten sind, die durch Spanheim an Danckelmann, bez. an den Kurfürsten, gelangen sollten. Dieser wird als Salomo gefeiert, der den Bau des Hauses Gottes, den David (= der Große Kurfürst) nur entworfen hat, vollenden wird. Der furchtbare Krieg, der noch dauere, solle ein Ansporn für Preußen und Deutschland sein, auf dem Gebiete der praktischen Künste Kraft zu gewinnen; denn die civilisirteste und gewerbfleißigste Nation wird zuletzt den Sieg gewinnen. Der Gedanke der Societät steht hier ganz unter dem Zweck, das protestantische Deutschland unter der Führung Preußens durch die praktischen Wissenschaften, Industrie und Agricultur zu heben, nach dem Vorbild Hollands. Der Kurfürst von Brandenburg hat den hohen Beruf dazu; denn er allein hat zur Zeit freie Hand; alle übrigen Fürsten sind durch Kriege in Anspruch genommen. Und er hat um so mehr den Beruf dazu, als er den besten Minister erwählt hat („qu'il a choisi un Ministre qui a tout ensemble le crédit entier, le zèle et les lumières; ce qui ne se voit presque point ailleurs aujord'hui"). Aber auch diese Vorlagen Leibnizens sammt dem Anerbieten, zur Einrichtung einer Societät „selbst etwas beizutragen", ließ Danckelmann unberücksichtigt. Die Fürsorge des welfischen Gelehrten für Brandenburg mochte dem vorsichtigen Staatsmann bedenklich erscheinen. An Beausobre, den Prediger an der französischen Colonie in Berlin, schrieb Leibniz lobend über dessen Plan, eine Geschichte der Reformation zu verfassen, und schickte ihm ein Empfehlungsschreiben an den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel. Mit Chauvin, dem Professor der Philosophie am Collège français zu Berlin, correspondirte er in den Jahren 1696 und 1697 über dessen Zeitschrift „Nouveau Journal des Savants dressé à Berlin" und sandte Beiträge für dasselbe. Mit dem Geh. Staats- und Kriegsrath Dan. Ludolf von Danckelmann correspondirte er im Jahre 1693 über Schulbücher. Aber diese immerhin spärlichen Correspondenzen treten zurück gegenüber dem gehaltvollen und für Leibniz' Pläne sehr wichtigen Briefwechsel, der im Jahre 1695 mit dem Staatssecretär und Hofrath Cuneau begann. Leibniz hatte diesen tüchtigen und wohlkundigen Mann im Winter 1694/95 kennen gelernt, als derselbe im Gefolge des brandenburgischen kurfürstlichen Paares in Hannover weilte. Gleich nach der Rückkehr Cuneau's nach Berlin beginnt der Briefwechsel. Cuneau's Stellung am Archiv bildete die Brücke; denn Leibniz arbeitete am Codex diplomaticus. Aber die Correspondenz erstreckte

sich in den Jahren 1695, 1696 sofort auch auf viele wichtige wissenschaftliche Fragen und gelehrte Persönlichkeiten. Die Politik wird indeß ganz vermieden, höchstens die Unionsfrage bedeutsam gestreift. Von Leibniz' Absichten auf Berlin ist zunächst nicht die Rede. Aber seit dem Juli 1697 ändert sich das Bild. Der Übertritt des Kurfürsten von Sachsen zum Katholicismus und die freundlichen Beziehungen Preußens zu dem großen russischen Herrscher hatten auf Leibniz den tiefsten Eindruck gemacht; er hofft jetzt, wo der Protestantismus in Gefahr steht, auch bei Danckelmann mit seinen Unionsplänen Eindruck zu machen. „Votre Grand Electeur" — schreibt er am 4. Juli 1697 an Cuneau in einem Briefe, der offenbar vor Danckelmann's Augen kommen sollte — „est maintenant le chef des Protestants dans l'Empire. Je ne doute point qu'on ne songe sérieusement chez vous à tout ce qui importe à la conservation des Protestants. Il faut travailler entre autres à dissiper de plus en plus ce vain fantôme de séparation entre les deux partis Protestants." Gleichzeitig feuert er die preußischen Staatsmänner an, die ausgezeichneten Beziehungen zu Rußland zu benutzen, um durch eine wissenschaftliche Mission dieses Reich zu erschließen. In dem zehn Seiten langen Schreiben vom 7. October 1697 — in Wahrheit ein wissenschaftlich-politisches Exposé für den Minister — steigern sich diese Vorschläge. Die Mission soll nun auch eine protestantische sein und zwar nach China gehen. Auf die Union wird gedrungen; die Gegenbemerkungen Danckelmann's, die Cuneau vermittelt hatte, werden widerlegt:

„La chose est plus nécessaire que jamais, et peut-être aussi plus faisable que jamais. Mais: est aliquid [sic] prodire tenus, si non datur ultra." Car cette bonne intelligence a des degrés. Le premier est purement civil et consiste dans un bon concert et une assistance sincère, et c'est à quoi l'agrandissement du parti de Rome les doit porter de part et d'autre. Après la brèche faite dans la maison de Saxe, votre puissant maître est le premier des protestants de l'Empire en commun sans distinguer les deux partis et par conséquent directeur de leurs affaires. Ce n'est pas le lieu ici de m'étendre sur cette matière. Cependant mon zèle me fait prendre ce point pour incontestable et pour fondamental à l'égard d'un concert sincère entre les protestants, qui pourrait avoir de si grands fruits d'autant que je ne doute point que l'Angleterre et la Hollande ne soient prêtes à l'appuyer.

Leibniz führt nun aus, daß die beiden anderen Grade der Union in der kirchlichen und in der Einheit des Glaubens bestünden. Danckelmann hatte die Möglichkeit, über die Verschieden-

heiten der Abendmahls- und Prädestinationslehre hinwegzukommen, bestritten. Leibniz antwortet, eine vollkommene Einheit der Glaubensvorstellungen halte er nicht für nothwendig. „On fait bien d'obtenir en cela ce qui se peut; mais on ne s'y attachera pas, puisque ces diversités n'empêchent point l'union qui suffit." „Maintenant la question est, si Son Excellence désire qu'on aille jusqu'au second degré, ou si elle veut seulement s'arrêter au premier, où les théologiens n'ont rien à faire; il semble que le second serait bien désirable et rendrait le premier plus ferme."

Diese treffliche und besonnene Darlegung, die die Aufrichtung der Union den Theologen möglichst entziehen sollte, weil sie in erster Linie als eine politische gedacht war, fand nicht die rechte Würdigung in Preußen. Danckelmann ging sie wahrscheinlich schon zu weit, wenn er die Sache überhaupt für durchführbar hielt; der Kurfürst aber, berathen von einigen Theologen, wollte bald viel weiter gehen und versprach sich nur von einer Union, die mit den Namen auch die Verschiedenheiten der Reformirten und Lutheraner aufhöbe, etwas. Doch die Verfolgung dieser Angelegenheit ist von unserer Aufgabe ausgeschlossen. Aber dieses für Danckelmann bestimmte Schreiben vom 7. October 1697 enthält auch die erste Andeutung des Planes eines Observatoriums in Berlin.

Cuneau hatte Leibniz mitgetheilt, daß die Kurfürstin an die Errichtung einer Sternwarte in Berlin denke. Dieser griff die Nachricht begierig auf und führte sie — seine alten Pläne von 1694 hervorholend — weiter: man müsse sofort auch andere curiöse Wissenschaften herbeiziehen; er selbst sei bereit, mit seinem Rathe die Sache zu unterstützen. Seine Worte lauten:

„Je suis encore ravi de ce que vous me dites, Monsieur, des bons desseins qu'on forme chez vous pour l'avancement des sciences, et ce que vous me dites de l'occasion que Mad. l'Electrice y a donnée, me fera naître un sujet propre à lui faire ma cour puisque je dois prendre la liberté de lui écrire un de ces jours[1]). Car elle m'a fait la grâce de me faire envoyer des airs Italiens chantés à Coppenbruck à l'entrevue avec le Czar. C'est pour les envoyer au second Ambassadeur, qui témoignait alors qu'ils lui plaisaient. Car je voudrais avoir par-là l'occasion de la faire souvenir des recherches que je demande. L'Astronomie contribue à la gloire des grands Princes. Cela vous pourra engager cependant à aller plus loin et penser encore à d'autres sciences curieuses. Tant mieux. Si je puis contribuer quelque chose en tout cela de mes petits avis, je

[1]) Dieser Brief ist im November wirklich geschrieben worden.

le ferai de tout mon cœur. Car toutes mes vues ne tendent depuis longtemps qu'au bien public. Et je me fais tout mon plaisir de ce devoir. La France (entre nous) a maintenant des gens pour la plupart assez médiocres dans les sciences. Ainsi si nous pouvons mettre les Allemands en train ils tiendront peut-être tête en cela à toute l'Europe."

Näheres erfahren wir über diesen für die Entstehungsgeschichte der Preußischen Akademie grundlegenden Vorgang aus dem vom 5. März 1698 geschriebenen Brief des Hofpredigers D. E. Jablonski an Leibniz:

„... Da im verwichenen Jahr S. Churf. Durchl. in Preußen abwesend waren, Ihre Churf. Durchl. Unsere Gnädigste Frau aber sich gefallen ließen, die angenehme Frühlingszeit auf einem nahgelegenen Lusthaus beständig zu genießen, da dann auch ich Gelegenheit hatte, des Gottesdienstes halber öfters zu sein, und Ihro Churf. Durchl. über Tafel sich Plaisir machten, von allerhand natürlichen Dingen, sonderlich die Ober-Welt betreffend, Gespräche zu führen, ward einsmals erwähnt, wie es wohl zu verwundern, daß da diese Residenz-Stadt sonst mit allerhand Künsten und Wissenschaften reichlich versehen wäre, nur kein Liebhaber der Astronomie, auch kein Observatorium darin befindlich, daß auch Berlin nicht einen eigenen Kalender hätte, sondern mit fremden sich behelfen müsse. Solches apprehendirten Ihro Churf. Durchl. und sagten, Sie wollten selbst gnädigst sorgen helfen, daß eine Specula angeleget werde, befahlen auch mir solches weiter zu erinnern. S. Churf. Durchl. kamen allererst im Herbst aus Preußen allhier an, da inzwischen der Hr. Hofrath Rabener ein wohlgefaßtes Project verfertiget hatte, wie ein Observatorium mit weniger Mühe und Unkosten zu stiften und zu erhalten wäre. Solches trug der Herr Oberhof M. Dobrzenski Ihro Churf. Durchl. unterthänigst vor, erhielt aber die Erklärung, daß J. Ch. D. zwar der Sache guten Erfolg wünscheten, bei itziger Zeit aber für Dero hohe Person gut finden, derselben sich nicht anzunehmen. Drauf machte ich die Sache bei dem Reichshofrath Hrn. v. Danckelmann als damaligem Directore der neuangelegten Academie, und durch selbten bei dessen Hrn. Vater, dem Hrn. Oberpräsidenten anhängig, da selbige guten Ingress funden und vermuthlich zum erwünschten Zweck hätte kommen mögen, wenn nicht die unverhoffte Revolution hiesiges Hofes dazwischen kommen wäre, welche alle gute Hoffnung desfalls völlig niederschlug, in Betrachtung die neuen Directores der Finanzen fürnehmlich auf die Menage, und wie die churf. Einkünfte etwa zu vermehren und zu bespareu, schienen bedacht zu sein[1])".

Aus dieser Erzählung des hervorragend an dieser Sache betheiligten Hofpredigers — ist er nicht selbst die ungenannte Persönlichkeit, die die Angelegenheit aufgebracht hat? — folgt, daß die Kurfürstin Sophie Charlotte den Plan, ein Observatorium in Berlin zu errichten, im Frühjahr 1697 zu dem ihrigen gemacht hat, und daß sie dadurch die Urheberin der Preußischen Akademie

---

[1]) Die Fortsetzung dieses wichtigen Schreibens s. unten.

geworden ist. Ihr Vertrauensmann in der Sache war Jablonski, und er hat bereits im Sommer 1697 seinen Freund, den vielseitig gebildeten Justizrath Rabener, zur Abfassung eines ausführlichen Projectes vermocht[1]). Bedeutungsvoll ist es auch, daß der umsichtige und erleuchtete Oberpräsident von Danckelmann von dem Plane Kenntniß genommen und ihn — wenige Wochen vor seinem Sturz — noch gebilligt hat. Endlich ist darauf hinzuweisen, daß Leibniz' Mitwirkung ursprünglich nicht in's Auge gefaßt war — wenigstens läßt sich das Gegentheil nicht erweisen —, daß er es aber gewesen, der, sobald er (im October desselben Jahres) Kunde erhalten, sowohl die Ausdehnung desselben auf andere Wissenschaften angerathen, als sich selbst zur Mitwirkung angetragen hat. Ein Hoffnungsstern für seine Societätspläne ging auf, und er beschloß, die gegebene Gelegenheit mit allen Kräften zu benutzen. In dem Schreiben an die brandenburgische Kurfürstin vom November 1697, welches die regelmäßige, bis zum Tode der Fürstin fortgesetzte Correspondenz beginnt, führt er den Gedanken, den er schon Cuneau gegenüber angedeutet hat, näher aus — in Berlin solle eine kurfürstliche Societät gegründet werden, die die Akademieen von London und Paris übertreffen müsse; die Kurfürstin solle die Seele derselben werden: „En effet, j'ai souvent pensé que les dames dont l'esprit est élevé, sont plus propres que les hommes à avancer les belles connaissances". Sobald sie auf seine Gedanken eingehen werde, werde er seine Pläne genauer vortragen.

Gleich nach Absendung dieses Briefes trat das Ereigniß ein, welches für den Staat Preußen so verhängnißvoll war, aber den kirchenpolitischen und wissenschaftlichen Plänen von Leibniz freie Bahn schuf — „die unverhoffte Revolution hiesigen Hofes". Ende November und im December gelang es der Kurfürstin, berathen von ihrer Mutter, den besten Staatsmann, den Preußen damals besaß, Danckelmann, zu stürzen und in's Gefängniß zu bringen. Sie war seine furchtbare Gegnerin geworden, weil der Minister, wie sie der Mutter schreibt, ihr vorgeworfen, daß sie mehr für das Haus, aus dem sie stammte, eingenommen sei, als

---

1) Dasselbe findet sich leider in den Acten nicht mehr. Aus dem oben angeführten Schreiben Cuneau's geht hervor, daß der Vorschlag Rabener's darin bestanden hat, den Bau des Observatoriums mit dem Neubau des Marstalls zu verbinden.

für das, dem sie selbst angehöre. „Ich galt als beeinflußt durch Vorurtheile.“ Die Mutter feierte den Sturz Danckelmann's als einen Triumph der Frauen: „Gefalle es Gott, daß Alle, welche den Frauen etwas in den Weg legen, also gestraft werden mögen.“

Während Sophie Charlotte an dem Sturz Danckelmanns' ihren gekränkten Stolz befriedigte, ihre Mutter außerdem in dem Ereigniß einen Sieg der welfischen Politik feierte, begrüßte es auch Leibniz, aber aus anderen Gründen. Der eben abgeschlossene Friede von Ryswijk hatte in ihm mit Recht die schwersten Sorgen und Befürchtungen in Bezug auf die stets wachsende Macht Frankreichs Deutschland gegenüber und für die Zukunft des deutschen Protestantismus erweckt. Er sah keine andere Rettung für diesen, als in einem sofort zu schließenden, engsten Bündnisse zwischen Brandenburg und Hannover; gemeinsam müßten diese beiden Staaten alle Kräfte anspannen, um militärisch, wirthschaftlich und intellectuell dem Katholicismus zu begegnen; Voraussetzung dafür sei die Union in der Kirchenfrage. Danckelmann, dessen specifisch brandenburgische Politik Leibniz nicht verstand, schien ihm ein Gegner einer universalen protestantischen Staatskunst; in diesem Sinn erfüllte ihn sein Sturz mit Genugthuung, und er war bereit, sich der Politik der Kurfürstinnen im Hinblick auf das hohe Ziel — Schutz des Protestantismus und Union der Lutheraner und Reformirten — zu Dienst zu stellen. Sein dritter idealer Zweck, die Aufrichtung einer Societät der Wissenschaften, von ihm selbst stets als Selbstzweck festgehalten, mußte jenen großen patriotischen, vom Augenblick gebieterisch geforderten Zielen gegenüber zeitweilig fast auf die Stufe eines Mittels zum Zweck rücken, aber seine persönlichen Wünsche, in Brandenburg festen Fuß zu fassen, schienen jetzt eine längst erhoffte Erfüllung zu finden.

Bedenkliche Verflechtungen und peinliche Verwicklungen! Ihnen verdankt die Preußische Akademie ihre Entstehung in einer Zeit, da der Staat eines zielbewußten Führers entbehrte! Indessen man darf die Dinge nicht übertreiben: um staatsgefährliche Umtriebe hat es sich auch in der Politik, wie die Fürstinnen sie betreiben wollten, nicht gehandelt, sondern um ein enges politisches Einvernehmen Brandenburgs mit dem Hause, „daraus wir entsprossen“ — ein Einvernehmen, das, soviel wir wissen, niemals von ihnen substanziirt worden ist —, und Leibniz vollends hat niemals specifisch welfische, sondern stets universal-protestantische

Ziele in Berlin verfolgt, denen sich die wissenschaftlichen und privaten, wie er glaubte, auf's glücklichste anschmiegten.

Beweis dafür ist seine Correspondenz. Bereits am 4. December 1697 schreibt er an Sophie Charlotte jenen Brief, der die Action eröffnet. Da die Kurfürstin jetzt nach der so erfreulichen Beseitigung Danckelmann's mit dem Kurfürsten d'accord sei – der Kurfürst „a fait voir à toute la terre non seulement combien il aime V. A. E., car cela ne s'ignorait pas, mais aussi avec combien de confiance il entre dans Ses sentimens et La fait entrer dans les siens“ —, so gelte es, die Häuser Brandenburg und Braunschweig auf's engste zu verbinden; keine andere Nöthigung hierfür wird geltend gemacht, als der durch den Ryswijker Frieden bedrohte Protestantismus. Mit Freimuth fährt Leibniz fort — er ist augenscheinlich von dem politischen Ernst der Fürstin nicht völlig überzeugt: „La musique, la peinture, les belles curiosités et inventions de la nature et de l'art sont capables de charmer un esprit sublime tel que celui de V. A. E. . . . , mais il n'y a point de musique plus touchante que l'harmonie des peuples satisfaits, ni de tableau plus beau que le paysage d'un grand état fleurissant“. Mit der Aufforderung in diesem Sinn, im Verein mit dem Gemahl, Vater und Bruder thätig zu sein, schließt der merkwürdige Brief, der bei allem Schmeichelhaften im Tone eines berathenden Nestors geschrieben ist und der Kurfürstin deutlich zu verstehen giebt, daß ihr der Sturz Danckelmann's ernste politische Verpflichtungen auferlege.

Leibniz wagte es nicht, den Brief selbständig abzuschicken; er legte ihn der Kurfürstin Sophie vor, und sie hat ihn abgesandt. Bestimmte Vorschläge waren der brandenburgischen Kurfürstin in diesem Schreiben noch nicht gemacht, weder in Bezug auf die nächsten Ziele der ihr empfohlenen Politik, noch in Bezug auf das Mittel zur Durchführung. Solche fehlen auch noch in den beiden folgenden Schreiben vom 14. und 29. December 1697. In jenem versichert Leibniz der Kurfürstin, daß auch Spanheim, der eben auf seiner Reise nach Berlin in Hannover eingetroffen sei, die Entschließung des Kurfürsten in Bezug auf Danckelmann „segne“. Hauptzweck des Briefs aber ist, sich dafür zu bedanken, daß ihn die Kurfürstin in Berlin empfangen will. Damit hat er endlich erreicht, was er lange gewünscht: „Je sais que cette capitale est maintenant le siège des sciences et des beaux arts, et

on peut dire que Salomon et la Reine de Saba s'y trouvent à la fois". Er lenkt dann sofort die Aufmerksamkeit der Kurfürstin auf Rußland und auf die civilisatorischen Dienste, die Brandenburg dem russischen Hofe und Staate zu leisten vermag. „En récompense nous irons à la Chine à travers de la Tartarie." Für China bin ich das Auskunftsbureau, fügt er scherzend hinzu, und wenn die Kurfürstin etwas über Confucius oder über die alten chinesischen Könige erfahren wolle, die die ersten Nachkommen Noah's sind, so möge sie sich nur an ihn wenden. Man sieht — die Beziehungen zu Berlin reizen ihn der neuen Bahnen wegen, die sich der Wissenschaft eröffnen. In dem 14 Tage später geschriebenen Briefe spricht er von der großen Aufgabe, die der Kurfürst jetzt übernommen habe, der Union der Lutheraner und Reformirten, und versichert, daß er mit allen Kräften den brandenburgischen Theologen, die dies Werk betreiben, von Hannover entgegenkommen werde.

In diesem Briefe, der auf's deutlichste zeigt, welche Aufgabe Leibniz der Verbindung zwischen Braunschweig und Brandenburg vor Allem stellte, ist auch die schwere Krankheit des Kurfürsten von Hannover erwähnt. Der Brief vom 2. Februar 1698 ist das Condolenzschreiben an die Kurfürstin beim Tode des Vaters. Es enthält die bedeutsamen Worte in Hinblick auf den Kurfürsten-Nachfolger, den Bruder Sophie Charlotte's: „L'union qui est entre le mari et le frère de V. S. E., nous en est le meilleur garant et le fondement le plus solide à mon avis de nos intérêts. Aussi suis-je tellement pénétré de la nécessité qu'il y a de cultiver cette union pour le bien commun des deux cours, et même pour celui de l'Empire et surtout de l'Eglise, que je ne me saurais lasser d'y penser".

Die sehr freundliche und verheißungsvolle Antwort der Kurfürstin vom 19. Februar veranlaßte Leibniz, ein Pro-Memoria auszuarbeiten und den Kurfürstinnen zu übersenden, welches, seitdem es an's Licht gezogen ist, berechtigtes Aufsehen erregt hat. Es ist das „Mémoire pour les deux Electrices de Bronsvic et de Brandebourg". Sein Hauptinhalt ist folgender:

Da die brandenburgische Kurfürstin jetzt das ganze Vertrauen ihres Gemahls besitzt und als gute Tochter mit ihrer Mutter verbunden ist und auf ihre Rathschläge hört, so ist endlich die Gelegenheit gegeben, die Fehler zu corrigiren, die früher gemacht worden sind, und zwar durch eine enge Verbindung beider Häuser.

Doch hat das mit größter Vorsicht zu geschehen „pour éviter une trop grande apparence et affectation qui puisse donner ombrage à l'Electeur, jaloux avec raison de son autorité qu'il a voulu reprendre en main“. Da Correspondenzen bösen Zufälligkeiten ausgesetzt sind, wird es sich empfehlen, daß „une personne de confiance et d'intelligence“ erwählt werde, „qui ait sujet d'aller de temps en temps d'une cour à l'autre“, um geräuschlos, ohne Verdacht zu erwecken und umsichtig die nöthigen Informationen zu überbringen. Für diesen Zweck weiß ich keinen anderen zu nennen als mich selbst. Ich besitze das Vertrauen der hannoverschen Kurfürstin und habe Grund zu hoffen, auch das der brandenburgischen zu erwerben. Ich rühme mich zwar keiner vollkommenen Kenntniß der schwebenden politischen Affairen; doch traut man mir einige Einsicht zu, wie man mich schon zu wiederholten Malen mit Abfassung von Staatsschriften betraut hat. Was aber den (für die Außenwelt geltenden) Zweck für solche wiederholte Reisen an den Berliner Hof anlangt, so weiß man, daß ich in den profundesten Wissenschaften eine einzigartige Stellung einnehme, Mitglied der Königl. Societät in London seit mehr als 20 Jahren bin, Mitglied der Pariser Akademie sein sollte und die ausgebreitetste Correspondenz mit europäischen Gelehrten habe. Wie mir nun die Inspection der Wolfenbüttler Bibliothek Anlaß giebt, von Zeit zu Zeit dorthin zu reisen, „de même quelque intendance sur les sciences et les arts, qu'on veut faire fleurir de plus en plus à Berlin d'une manière fort glorieuse à l'Electeur, me pourrait fournir une raison encore plus plausible d'aller de temps en temps à Berlin, d'une manière qui ne serait point inutile“[1]). Wohl am einfachsten läßt sich das erreichen, wenn die brandenburgische Kurfürstin durch ein an ihre Mutter geschicktes Billet mir bezeugen wollte, daß es ihr genehm ist, daß ich nach Berlin komme, und wenn sie es dann beim Kurfürsten durchsetzte, daß man mich mit einer Aufgabe betraute, wie ich sie angedeutet habe. Ich könnte dann Alles betreiben, was zum Ruhme der Fürsten und Fürstinnen und zu

---

[1]) An den Observatoriums-Plan knüpft hier Leibniz nicht an und ebensowenig an eine zu gründende Societät der Wissenschaften; denn er wollte möglichst umgehend nach Berlin kommen, jene Pläne aber waren noch gestaltlos, und der Bau eines Observatoriums hatte für ihn so lange kein Interesse, als sich nicht weitergehende Unternehmungen daran anschlossen, in denen er thätig sein konnte.

ihrem gemeinsamen Wohl dient, vor Allem aber das, was den Interessen der Kurfürstin von Braunschweig zuträglich ist, deren edle und treffliche Absichten mir bekannt sind. Mit den Worten: „Je parlerai une autre fois du plan des desseins qu'on pourrait former pour contribuer le plus au bien et à la gloire des deux maisons dans ces conjonctures, où le pouvoir de la France et les succès du parti attaché au pape nous menace d'une fâcheuse révolution, si l'on ne s'y oppose avec beaucoup d'adresse et de vigueur", schließt das Actenstück.

Diese Urkunde, an deren Veröffentlichung Leibniz gewiß nicht gedacht hat, scheint auf den ersten Blick sehr gravirend zu sein, aber bei näherer Erwägung stellt sie sich in einem günstigern Lichte dar und gehört jedenfalls zu den harmloseren Schriftstücken in dieser Zeit der Geheimpolitik und der politischen Kabalen. Man muß die Briefe hinzunehmen, die vorangegangen sind — die in ihnen ausgesprochenen Absichten sind unzweideutig und rein —, man muß vor Allem den Schlußsatz unsres Actenstücks beachten; denn in ihm enthüllt sich die uns bereits bekannte letzte Absicht Leibnizens. Eine echt deutsche und große protestantische Politik zu treiben, darin sieht er den Ruhm und die Aufgabe der beiden Häuser — eine Aufgabe, die sie nach seiner Überzeugung nur gemeinsam durchzuführen vermögen. Diesem Ziele sollte die Verbindung gelten, und ihm stellte er sich, Gemeinnützliches und persönlich Erwünschtes verbindend, zur Disposition. Ihm ordnete er auch den Plan einer wissenschaftlichen Mission in Berlin unter, der doch um der Erschließung Rußlands und Chinas willen seine ganze Seele erfüllte. Die Kurfürstin Sophie verstand die Union freilich anders — „daß für unsre Kinder gute Vortheile erwachsen", war ihr die Hauptsache —, und Leibniz ist von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß er in diesem, übrigens als ein Vorläufer bezeichneten Actenstück ihr in Worten allzusehr entgegenkommt und sich so ausdrückt, wie sie es am liebsten hörte. Die Verantwortung gegenüber Brandenburg, neben der öffentlichen Diplomatie eine geheime der beiden Fürstinnen einzurichten, hätte nicht er, sondern die brandenburgische Kurfürstin getragen, wenn es zu solcher Einrichtung damals wirklich gekommen wäre.

Die Entwicklung der Beziehungen Leibnizens zu Brandenburg bietet ein fast dramatisches Interesse: ob sie sich finden werden, Leibniz und Berlin, ob eine Akademie der Wissenschaften in Brandenburg die Frucht dieser Verbindung sein wird? Das vor-

stehende Actenstück hat den großen Plan Leibnizens, der hier nur wie eine Hülfslinie erscheint, der Verwirklichung jedenfalls um einen bedeutenden Schritt näher gebracht.

8.

Die brandenburgische Kurfürstin entschloß sich damals nicht, auf den von Leibniz vorgelegten gefährlichen Plan einzugehen. Wohl wollte sie ihn in Berlin sehen, aber sie erblickte zunächst keine Möglichkeit, dies zu bewirken, ohne sich in ein bedenkliches politisches Abenteuer zu stürzen. Wie sollte sie den Wunsch des sanguinischen Gelehrten, Oberstudien-Director in Brandenburg zu werden, im Handumdrehen erfüllen? Und wie gefährlich war das Ansinnen, eine Art von Vollmacht für den welfischen Staatsmann auszustellen? Leibniz hatte ihren Einfluß beim Kurfürsten überschätzt und die Reserve, die sie sich auferlegen mußte, verkannt. So begnügte sie sich, die Angelegenheit langsam zu fördern, indem sie einerseits den Plan des Observatoriums wieder aufnahm, an den sich, wie Leibniz früher ausgeführt hatte, Weiteres anschließen konnte, andererseits ihre Geneigtheit erklärte, mit Leibniz in eine Geheimcorrespondenz zu treten, aber nicht direct, sondern durch eine vertraute Mittelsperson, den Hofprediger Jablonski. Merkwürdig — es war derselbe Mann, der im Auftrage des Kurfürsten die ebenfalls geheim betriebenen confessionellen Unionsverhandlungen zwischen Brandenburg und Hannover zu führen hatte, an denen Leibniz den regsten Antheil nahm. Am 5. März 1698 schrieb Jablonski an Leibniz auf Befehl der Kurfürstin jenen ausführlichen Brief, der die gehaltvolle Correspondenz zwischen beiden Männern eröffnet. Der Brief beginnt mit den Worten:

„Der besondern Estime, welche Ihro Churf. Durchl., meine gnädigste Frau, für meinen hochgeehrten Herren haben, bin ich für die Ehre verbunden, gegenwärtige Zeilen an meinen hochgeehrten Herren in schuldigster Ehrerbietigkeit abgehen zu lassen, und bitte mir die Freiheit aus, die Gelegenheit hierzu etwas weitläufig anführen zu dürfen."

Jablonski erzählt nun sehr ausführlich, wie im vorigen Jahr der Gedanke, ein Observatorium zu bauen, bei und von der Kurfürstin angeregt, wie er aber „durch die unverhoffte Revolution hiesigen Hofes" zunächst hinfällig geworden sei[1]), und fährt dann fort:

---

[1]) Dieses Stück des Briefes ist oben S. 38 bereits mitgetheilt worden.

„Doch wuchs mir hinwieder der Muth, da J. Churf. Durchl., als die Ehre hatte, Dero das neue Jahr zu wünschen, von selbsten nach dem Observatorio fragten und vermeldeten, mein hochgeehrter Herr habe bereits sein Vergnügen über das anzulegende Observatorium bezeuget, auch versprochen, anhero zu kommen und es in Augenschein zu nehmen, wiewohl Ihro Ch. D. darauf geantwortet, es sei damit noch so weit nicht kommen, mir auch mithin gnädigst befahlen, in besagter Sorge fortzufahren. Weil nun der Ober-Kammerherr Freiherr von Kolbe eben zum Protectore der neuen Akademie [der Künste] ernennet worden, trug selbtem die Sache vor, überlieferte das ehemahlige Project[1]), dergleichen auch bei dem neu berufenen Leib-Medico Hrn. Albino, als einem besonderen Mathematico, und der oft Gelegenheit hat, S. Chr. D. und des Ober-Kammerherrn Exc. zu sprechen, gethan; es ist aber hierauf weiter kein Bescheid erfolget. Weil nun billiges Bedenken tragen mußte, in einer Sache, welche so gar außer meiner theologischen Sphäre zu sein schiene, mich weiter zu meliren, beschloß selbige hinfort gänzlich bei Seite zu legen, bis neulichst die Ehre hatte, Ihro Ch. D. unterthänigst aufzuwarten, da selbte wiederum auf das Observatorium fielen, dabei mich fragten, ob meinem hochgeehrten Herrn bekannt sei, und auf Verneinen gnädigst befahlen, mit selbtem in Correspondence mich einzulassen[2]), Ihro Ch. D. wollten selbst für der Briefe Bestellung Sorge tragen, nur es müßte in einer Sprache sein, welche selbte nicht hinderte, an diesem Briefwechsel Theil zu haben. Dieser gnädigste Befehl und höchstverbindendes Anerbieten der gütigsten und klügsten Fürstin unserer Zeit giebt mir gegenwärtige Kühnheit und wird auch, wie ich hoffe, selbige entschuldigen. Und weil in der französischen Sprache mir nicht genugsam trauen kann, habe die deutsche erwählet, meinem hochgeehrten Herren zu beliebigem Gefallen anheimstellend, ob — wenn ich das Glück haben sollte, mit einer gütigen Antwort beehrt zu werden — selbiger eben derselben oder der französischen, deren J. Chr. D. sich gemeinsamer zu gebrauchen pflegen, sich bedienen wolle. Wann mein hochgeehrter Herr so viel Complaisance gegen Ihro Chr. D. zu bezeugen beliebet, als selbte Hochachtung gegen meinen hochgeehrten Herren haben, zweifle nicht, selbter werde denen andern wichtigen Affairen einige Minuten abbrechen, diese Wissens-gierige Fürstin mit einem Paar Zeilen zu vergnügen. Vielleicht wird noch eben demselben das Publicum die Vortheile eines Observatorii zu danken haben (denn ein Clericus kann diese Sache nicht durchtreiben, hohe Politicos aber finde gegenwärtig nicht, die derselben nachdrücklich favorisireten, wo nicht der Churfürstin Durchl. selbst derselben sich annehmen); ich allewege werde glücklich sein, Gelegenheit gewonnen zu haben, meine schuldigste Observanz gegen meinen hochgeehrten Herrn zu bezeugen und demselben unwürdig mich bekannt zu machen, um von denen großen Talenten, welche Gott selbtem anvertrauet hat, nach meiner kleinen Maß auch in etwas zu profitiren."

Nun kommt Jablonski von sich aus auf die confessionellen Unionsverhandlungen zu sprechen. Leibniz zeigte der Kurfürstin

[1]) Das Project von Rabener, s. oben S. 39.

[2]) Die Kurfürstin hatte das Pro-Memoria Leibnizens empfangen, und der hier gegebene Befehl ist die Frucht desselben.

am 24. März 1698 den Empfang dieses Schreibens an: „Ce que Mr. Jablonski m'a écrit par son ordre, m'a encore ravi, et j'en attends de grandes choses sans grand embarras". In Wahrheit war er enttäuscht, daß, statt ihn kommen zu lassen, nur eine Correspondenz eintreten solle. Dennoch ging er in seinem ersten Briefe an Jablonski vom 26. März, der auch für die Kurfürstin bestimmt war, mit Eifer auf den Bau eines Observatoriums ein:

„Daß die durchlauchtigste Churfürstin, unsere gnädigste Frau, sich dessen was einsmals von einem Observatorio und Anstalt zu Beförderung gründlicher Wissenschaften [Letzteres ist sein Zusatz] vorkommen, annoch erinnert, erfreuet mich sehr, und schöpfe daraus eine große Hoffnung zur Erreichung solcher Dinge, die hochnützlich sein und dieser vortrefflichen Fürstin unsterblichen Ruhm vermehren werden. Denn was dem menschlichen Geschlecht ein neues beständiges Licht bringet und dessen Macht über die Natur und gleichsam sein Gebiete vermehret, halte ich höher als Eroberung Land und Leute, dadurch nichts gebessert wird, sondern nur aus einer Hand in die andere, und zwar nicht ohne Schaden gehet. Und scheinet, daß denen Damen vom höchsten Stand, deren Geist so wohl als ihr Stand erhöhet, dies Lob eigentlich bescheeret und vorbehalten sei, dieweil sie nicht mit dem gemeinen Lauf der mühsamen Arbeit beladen, sondern ihr Gemüth anstatt bloßer menschlicher Zierlichkeiten, die sonst vor ihr Appanage gehalten werden, auf die Schönheiten Gottes und der Natur zu wenden und daher den Nutzen zu schaffen Gelegenheit haben, welcher meines Ermessens nächst der wahren Religion der größte. Zwar haben hohe Damen sich noch bisher dessen wenig angenommen. Ich hoffe aber der Churfürstin Durchl., die nicht nur ihres Geschlechts, sondern auch der menschlichen Natur Vollkommenheiten in so hohem Grad besitzet, soll ihrem Geschlecht den Weg zu einem neuen Triumphe öffnen, daß [sic] das unsrige durch etwas Wichtiges und zugleich Angenehmes übertreffe. Schätze es derowegen für eine hohe Gnade und großes Glück für mich, daß Sie meine wenige Gedanken dabei zu vernehmen geruhen wollen."

Leibniz giebt nun genaue Anweisungen, wie ein Observatorium zu bauen und einzurichten sei, und daß man dann in Correspondenz mit den Akademikern von Paris und London treten müsse. Übrigens — „wenn man nur thun wollte, was schon gethan, hätte man keinen Ruhm davon." Hierauf geht er auf das religiöse Friedenswerk und auf wissenschaftliche, zwischen Newton und ihm schwebende Fragen ein. Jenes Werk bildete fortab den Hauptgegenstand in dem Briefwechsel mit Jablonski und brachte Leibniz wiederum mit Spanheim, aber auch mit dem brandenburgischen Minister von Fuchs in Verbindung. In dem Briefe vom April 1698 suchte Leibniz die Kurfürstin durch die Mittheilung dessen, was in Frankreich für die Wissenschaften und Künste ge-

schehe, auf's Neue anzufeuern. „(Es ist) mir gewißlich leid, da andere benachbarte Völker auch das ihrige thun, daß wir Teutschen allein so sehr zurück bleiben, da doch gemeiniglich der Grund der schönsten Erfindungen von uns herrühret. Es fehlet bloß daran, daß man sich der Dinge an hohen Orten wenig annimmt und weder die Ehre der teutschen Nation hierin, noch das gemeine Beste und den an dessen Beförderung hangenden unsterblichen Ruhm genugsam zu Herzen ziehet. Es stehn auch die Sachen in Teutschland leider so verwirret, und die meisten Herrn finden sich dermaßen in Schwierigkeiten verwickelt, daß ich nicht sehe, wer außer Chur-Brandenburg etwas ansehnliches dabei thun könne. Nun thun Chr. Durchl. bereits kein geringes, und blühen alle schöne Wissenschaften und Künste an ihrem Hof, doch zweifle ich nicht, es werde darin zu dieses großen Potentaten Glorie noch immer weiter gegangen werden."

Im Sommer 1698 reiste die Kurfürstin nach Hannover und hielt sich längere Zeit dort auf. Wir wissen, daß ihr Leibniz daselbst auf's Neue seinen Plan, ein wissenschaftliches Institut in Berlin zu begründen, vorgetragen hat; wir wissen aber auch, daß sie, zurückgekehrt, Grund hatte, im brieflichen Austausch mit ihm noch vorsichtiger zu werden. Sie giebt Jablonski den Befehl, fortab die für Leibniz bestimmten Briefe nicht mehr ihrem Secretär zu übergeben, sondern in ihre eigenen Hände zu legen. Jablonski mußte Leibniz leider auch mittheilen (6. August 1698), daß „die gegenwärtigen Aspecten unseres Hofes der projectirten Himmelsbeschauung durchaus nicht favorisiren, sondern andere Conjunctiones erwartet werden müssen, die einen benigniorem influxum unsern Bemühungen zuwenden mögen". „So bleibt demnach das Observatorium nebst denen übrigen subtilen philosophischen Materien für jetzo an die Seite gesetzet, bis etwa eine Gelegenheit sich ereigne, wegen des ersteren etwas fruchtbarliches auszurichten und mit dem zweiteren unsere gnädigste Churfürstin zu unterhalten und zu vergnügen; dahin auch Communicationen des Projects, so betreffend die Speculam unterthänigst überreichet worden, verschoben haben will, und bleibet übrig die zweite Haupt-Materie, das durch desselben gottselige Bemühung glücklich incaminirte Negotium Irenicum."

Der Kurfürst hatte also das Project des Observatoriums überhaupt noch nicht zur Kenntniß genommen, und man verzichtete darauf, zur Zeit die Sache zu betreiben. Damit schien Leibnizens

Hoffnung, nach Berlin zu kommen, vereitelt zu sein. Auch hatte die unerwartete Rückkehr der Kurfürstin ihn darum gebracht, seine wissenschaftlichen Berliner Pläne so zu insinuiren, wie er es gewünscht hatte. Aber der Vielgewandte hatte zwei Eisen im Feuer. Jetzt eben waren die Verhandlungen über das Negotium Irenicum zwischen Brandenburg und Hannover, nicht zum mindesten durch seine Bemühungen, so weit gediehen, daß er es wagen konnte, dem brandenburgischen Staatsminister von Fuchs vorzuschlagen, ihn, Leibniz, zu persönlichen Unterredungen nach Berlin kommen zu lassen. Allein man hatte Mißtrauen gegen ihn und beschloß zunächst, den Hofprediger Jablonski nach Hannover zu senden. Ende September trat Jablonski diese Reise an. Sie wurde so geheim gehalten, daß außer dem Kurfürsten, dem Hrn. von Fuchs und dem Grafen Dohna Niemand etwas von ihr erfuhr. Jablonski verhandelte in Hannover mit Leibniz, den er zum ersten Male sah, dem Abt Molanus u. A. und kehrte, erfüllt von Dank gegen Leibniz und voll Hoffnungen, nach Berlin zurück. Er unterließ nicht, Leibniz' besondere Verdienste dem Kurfürsten zu rühmen, und erreichte es, daß dieser ihn beauftragte, den Gelehrten seiner Gnade und seines Wohlwollens zu versichern. Gleich darauf (October 1698) ist Leibniz der Unionsverhandlungen wegen in Berlin gewesen, aber so heimlich, daß nur die Eingeweihten in Berlin darum wußten, der Hannoversche Hof aber in Unkenntniß blieb.

Hiermit hatte Leibniz sehr viel erreicht; denn bisher hatte der Kurfürst augenscheinlich wenig von ihm wissen wollen. Jetzt aber trug die von der Wendung unterrichtete Kurfürstin ihrem Gemahl die Bitte vor, daß sie Leibniz öffentlich in Berlin empfangen dürfe. Der Kurfürst gewährte die Bitte, und die Kurfürstin lud den Gelehrten durch Jablonski zu sich ein. Endlich schien er sein Ziel erreicht zu haben.

Aber eine neue Schwierigkeit erhob sich. Der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover, sein Landesherr, verweigerte ihm die Erlaubniß zur Reise. Er war mißtrauisch, sei es, daß er fürchtete, Leibniz zu verlieren, sei es, daß er argwöhnte, dieser werde sich in Berlin für brandenburgische Interessen gewinnen lassen. Hier ist bereits das Vorspiel gegeben zu dem tragischen Ausgang der Affaire, daß Leibniz das Vertrauen in Hannover verlor und in Brandenburg nicht dauernd gewann. Es blieb ihm nichts übrig, als sich äußerlich zu fügen; er that das in einem Schreiben an den Kurfürsten und erklärte, sein Ausbleiben in Berlin mit der schlechten Jahres-

zeit entschuldigen zu wollen. In Wahrheit fügte er sich nicht, sondern reiste heimlich (Anfang Februar 1699) nach Berlin; doch scheint dieser zweite verstohlene Besuch, wie der erste, erfolglos gewesen zu sein.

Bis zum Sommer hören wir dann nichts Näheres; gewiß ist nur, daß der wissenschaftliche Briefwechsel mit der Kurfürstin fortging. Gewiß ist auch, daß Leibniz — da das religiöse Friedenswerk momentan stecken zu bleiben drohte und das Observatorium nicht gebaut wurde — jetzt wieder auf den alten Plan zurückgegriffen hat, brandenburgischer Historiograph zu werden, und sich deshalb auf's Neue an Spanheim wandte und auch Jablonski in's Vertrauen zog. Dieser schrieb ihm am 3. Juni 1699, Steinberg habe ihm aus Paris in Spanheims Namen mitgetheilt, daß im Jahre 1694 die Angelegenheit lediglich an der Gehaltsfrage gescheitert sei, und daß er, Spanheim, vor seiner Abreise nach Paris die Sache dem Minister von Fuchs an's Herz gelegt habe; er sei aber bereit, an von Fuchs zu schreiben, „dignum enim virum incomparabilem arctiore cum aula nostra coniunctione judicat“; er, Jablonski, habe dann sofort an Steinberg zurückgeschrieben, dieser möge ein Schreiben an von Fuchs bei Spanheim erwirken.

Im August 1699 boten die Unionsverhandlungen noch weniger Aussichten. „Wenn keine große Apparenz zum Success“, schreibt Leibniz an Jablonski am 25. August, „wie denn solcher sich in meinen Gedanken sehr vermindert, so ist am rathsamsten pro ipso negotio, man halte anjetzo zurück, bringe nichts in eine vergebene oder doch mißliche ungewisse Deliberation, und erwarte eine Zeit, da mehr Eifer. Sonst wird das jetzige nur alt und verlieret gratiam.“ Zwar erklärte der Minister von Fuchs dem Hofprediger, der Kurfürst wäre noch „im ersten Eifer“, und er selbst „wolle nichts, so zu Fortsetzung eines heiligen Werkes gereichen könnte, ermangeln lassen“; aber er fügte doch hinzu, er habe einige Sorge dabei „und sehe besondere Hinderungen, als die Kaltsinnigkeit, welche zwischen hiesigem und hannoverischen Hofe schiene sich blicken zu lassen, den genium des hannoverischen Hofes selbst, und sonderlich die Härtigkeit des Evangelischen Klerus (der Lutheraner), welche fast inexpugnable schiene“. In dem Briefe, in welchem Jablonski dieses an Leibniz berichtet vom 19. September 1699, kann er aber hinzufügen, daß er durch Steinberg neue Nachrichten von Spanheim habe; dieser werde an von Fuchs schreiben und

zweifle nicht, daß, wenn nur Leibniz erst die Stelle des Historiographen habe, die Gehaltsfrage sich zur Befriedigung lösen lassen werde. Der Minister sei Leibniz wohlgesinnt, und sein Ansehen steige täglich, wenn er auch „in Sachen, die Geld-Unkosten involviren, etwas sonderliches zu thun bisher nicht im Stande gewesen sei“ [1]).

Aber noch eine andere wichtige Nachricht hatte Jablonski mitzutheilen: „Da ich ehegestern das Glück hatte, der Churf. Durchl. in Dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, sprachen sie bei der Tafel nach der Gewohnheit von meinem hochgeehrten Herrn gar gnädig und bezeugten, wie sehr sie gewünscht hätten, selbten einmal hie zu sehen. Ihro Churf. Durchl. beliebten auch mir die Sorge für das Observatorium ernstlich anzubefehlen; dabei ich doch bei jetzigen Conjuncturen wenig zu thun vermag; jedoch hat der Ober-Hofmarschall Dobrzynski versprochen, mit mir zusammen zu spannen.“

Das war eine zwiefache Freudenbotschaft für Leibniz: die Kurfürstin denkt noch immer darauf, ihn in Berlin zu sehen, und nimmt auch wieder den Plan auf, ein Observatorium zu bauen. „Wenn man auf ein Observatorium einsmahls mit Ernst bedacht sein sollte“, erwidert er, freilich etwas zweifelnd, „könnte solche Anstalt gemacht werden, daß Entdeckungen von Wichtigkeit dadurch geschehen möchten, zu welchem Ende ein oder anders dienlich fürzuschlagen wäre.“ Unterdessen boten die Unionsverhandlungen wieder neue Aussichten, und Leibniz' umsichtige und besonnene Mitwirkung wurde vom Kurfürsten und vom Minister von Fuchs anerkannt. Das Mißtrauen gegen ihn verschwand mehr und mehr; mit Jablonski wurde das Verhältniß immer herzlicher; aber seine persönlichen und wissenschaftlichen Hoffnungen in Bezug auf Berlin blieben bei alledem unerfüllt. Da kam von ganz unerwarteter Seite eine überraschende Hülfe, und sie führte zum Ziele.

9.

Seit dem Jahre 1694 war der Professor Erhard Weigel in Jena unermüdlich thätig, die Abschaffung des julianischen Kalenders und die Reinigung des Kalenderwesens beim Corpus Evangelicorum

[1]) Von der Sache ist weiter nicht mehr die Rede. Ob sie nur an dem Geldpunkt gescheitert ist? Historiograph wurde ein obscurer Gelehrter.

in Regensburg zu bewirken. Im Zusammenhang damit plante er ein Collegium Artis Consultorum im heiligen römischen Reich und legte diesen seinen Plan auch Leibniz vor. Eine allgemeine Societät der Wissenschaften in Deutschland gehörte längst auch zu Weigel's Wünschen; aber wie sie in dem zersplitterten Reiche verwirklichen? Jetzt glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, zwei große Zwecke mit einem Schlage zu erreichen: einer Reichsanstalt, die aus etwa zwanzig Mitgliedern bestehen könne, solle das Kalenderwerk als Monopol für Deutschland übertragen werden; aus den reichen Einkünften, die dieses Monopol gewähren würde, solle sich jenes Collegium Artis Consultorum allmählich zu einer Akademie entwickeln, die außer der Astronomie auch die anderen mathematischen Wissenschaften pflegen und für die Hebung der Künste und Handwerke thätig sein werde. Viele Gelehrte waren für diesen Plan gewonnen, auch die Höfe wurden bereits angegangen. Sehr merkwürdig ist das Gutachten Leibnizens vom Jahre 1697. Die Verbesserung des Kalenders will er mit der Aufrichtung der Societät, deren Namen er übrigens beanstandet, nicht vermengen; auch der Societät etwas andere Aufgaben stecken; vor allem aber erkannte sein politisch geschultes Auge, daß ein allgemeines Reichs-Collegium, mit jenem Monopol ausgestattet, bei der Zersplitterung Deutschlands undurchführbar sei; denn jeder einzelne Reichsstand hätte ja dann „über Privilegia Imperatoria nachdrücklich zu halten", dazu aber waren sie alle viel zu selbstsüchtig und kurzsichtig. Er schlägt daher — merkwürdig genug — eine Art wissenschaftlichen Bundesraths für Deutschland vor; „neben einer gewissen Universal-Anstalt im Reich, einem unter Kais. Majestät allerhöchsten Direction stehenden Collegio, solle die Sache zugleich particulariter besorgt werden, also daß Kais. Majestät in ihren Erblanden, einige der Kur- und Fürstlichen Häuser und andere mächtige Stände oder auch ganze Kreise, jeder für sich und dero Lande, bei der Hofstadt oder an einem andern vornehmen Ort ein solches Collegium aufrichteten."

Welche Einsicht! Hier war ein durchführbarer Plan geboten! Diesen Plan hat Leibniz verfolgt. Wenn er zuerst in Berlin, dann in Dresden und anderswo Societäten aufzurichten versuchte, so lag stets die Absicht zu Grunde, alle diese Stiftungen allmählich mit einander und dann auch mit den außerdeutschen zu verbinden. Von unten muß man bauen, dann wird man zum Ziele kommen; die Errichtung eines Collegium universale ist un-

durchführbar. Die Geschichte hat ihm Recht gegeben! Ein Netz von Societäten entstand im 18. Jahrhundert auf Grund seiner Bemühungen, und wenn wir heute sehen, daß die Akademieen Einrichtungen treffen, um in engste Verbindung mit einander zu treten, so verwirklicht sich die „Universal-Anstalt".

Aber Erhard Weigel bleibt der Ruhm, nicht nur Leibniz auf's Neue angespornt und den Gedanken der Kalenderverbesserung bei den protestantischen Ständen durchgesetzt, sondern auch den Plan des Kalendermonopols aufgebracht zu haben. Ohne diesen genialen Einfall wäre es in Berlin nie zu einer Societät der Wissenschaften gekommen, denn es fehlten die Mittel. Die Idee übernahm Leibniz als Erbschaft von Weigel — denn dieser starb, bevor er die Früchte seines Wirkens sehen konnte — und hat sie sehr bald nach der Durchführung in Brandenburg als seinen Einfall bezeichnet. Aber treue Schüler Weigel's haben nicht vergessen, daß diesem die Ehre gebührt. „Unseres sel. Herrn Vaters (Weigel) Vorschlag gemäß dotirt der Kurfürst die Mathesin mit ihrer eigenen Arbeit", schreibt Hamberger (am 3. Juni 1700). — Am 23. September 1699 erfolgte das für die Verbesserung der Kalender grundlegende Conclusum des Corpus Evangelicorum zu Regensburg. Es schrieb vor, die dem 18. Februar 1700 folgenden elf Tage in den Kalendern auszulassen und „den Mathematicis ebenmäßig aufzugeben, daß selbige darauf gedenken sollen, wie künftighin und mit der Zeit der bisherige abusus der astrologiae iudiciariae aus denen Kalendern bleiben könne". Es schloß mit der Bestimmung, daß in allen evangelischen Landen am letzten Sonntag vor dem Advent 1699 die Neuordnung zu publiciren sei.

Dem entsprechend ist in Brandenburg verfahren worden. Am 14. November 1699 erging eine Verfügung an die Consistorien und an die vier Landes-Universitäten, den Beschluß am letzten Sonntag des Kirchenjahrs zu verlesen.

Aber die Durchführung der Kalenderverbesserung verlangte umsichtige Männer und einheitliche Arbeit von der Regierung, sollte nicht Alles im Lande in die größte Verwirrung gestürzt werden. Die Einsetzung einer kurfürstlichen Kalender-Commission war nothwendig. Sie mit den eben wieder von der Kurfürstin befohlenen Bemühungen um den Bau eines Observatoriums in Verbindung zu setzen, ergab sich von selbst, und Stahl und Stein kamen zusammen, als Leibniz gegen Ende Februar 1700, mitten

aus den Unionsverhandlungen heraus, an Jablonski schrieb, man solle doch ein Monopol aus den Kalendern machen und auf ihm das Observatorium und eine an dasselbe sich anschließende Societät, die sich des Kalenders annähme, fundiren. Der Stein der Weisen, das Gold, war gefunden! In diesem Schreiben muß Leibniz dem Freunde auch mitgetheilt haben, daß er bereit sei, eine solche Societät der Wissenschaften in Berlin selbst einzurichten, und daß seine soeben vollzogene Ernennung zum Mitglied der französischen Akademie ihn dazu besonders qualificire. Umgehend antwortete Jablonski, daß er und seine Freunde — Rabener und Cuneau — sofort zusammengetreten seien, um den alten Plan der Errichtung eines Observatoriums und, an ihn angeschlossen, die Gründung einer Societät zu berathen und dem Kurfürsten eine Denkschrift vorzulegen; als Präsidenten würden sie ihn, Leibniz, vorschlagen.

Diese, in Berlin abgefaßte Denkschrift wurde am 19. März 1700 dem Kurfürsten in Oranienburg in doppelter Gestalt — einer längeren und kürzeren — vorgelegt. Weil die Zeit drängte, konnte sie Leibniz nicht erst zur Begutachtung übersandt werden. Noch an demselben Tage befahl der Kurfürst, „eine Académie des Sciences und ein Observatorium in Berlin zu etabliren“[1]). Acht Tage vorher muß er der Kurfürstin zugesagt haben, ein Schreiben an seinen Schwager, den Kurfürsten von Hannover, zu richten und ihn um Urlaub für Leibniz zu ersuchen. Damit endigt die Vorgeschichte der Akademie. Auch jene Denkschrift gehört bereits der Geschichte selbst an; denn auf ihrer Grundlage hat der Kurfürst die „Societät“ genehmigt.

Die Kurfürstin, die Patronin der Wissenschaften, und Leibniz, der Unermüdliche, hatten ihr Ziel erreicht; Brandenburg öffnete seine Pforten, um den europäischen Gelehrten aufzunehmen und durch ihn der neuen exacten Wissenschaft eine Stätte zu bereiten. Aber die Denkschrift, die der Kurfürst genehmigte, war von seinen

---

[1]) Die Promptheit, mit der der Kurfürst seine Genehmigung ertheilte, erklärt sich daraus, daß es höchste Zeit war, die Kalender für 1701 vorzubereiten. Ferner hatte die Denkschrift auf die noch bestehende Möglichkeit hingewiesen, in Regensburg werde nach Weigel's Vorschlag eine astronomische Reichsanstalt gegründet und die Kalendersache den Einzelstaaten entzogen werden. Demgegenüber wollte der Kurfürst, wie es ihm nahe gelegt war, ein fait accompli im Lande schaffen, und dies um so mehr, als Sachsen mit einem solchen bereits vorangegangen war und ein Kalendermonopol in seinen Grenzen geschaffen hatte.

eigenen Gelehrten in Berlin entworfen und ausgearbeitet worden. Wohl ruhte sie auf Leibnizens Ideen, aber diese Ideen wären nicht verwirklicht worden, hätte nicht die Kurfürstin den Bau des Observatoriums in's Auge gefaßt und festgehalten, und wären Leibnizens Freunde in Berlin, allen voran Jablonski, nicht so einsichtsvoll und eifrig seinen Absichten entgegengekommen. Sie haben den Kurfürsten, dem Preußen die Stiftung seiner Akademie verdankt, überzeugt. Das Entscheidende ist die That: darum verehren wir die Kurfürstin und ihren Gemahl, sowie die muthigen Männer, die sie in Berlin berathen haben, neben Leibniz als unsere Stifter.

Es läßt sich nicht nachweisen, daß Friedrich die Akademie bereits in Hinblick auf die Königskrone gegründet hat; aber daß er sich schon damals mit hohen Plänen trug, ist bekannt. Gewiß ist auch (s. unten), daß er aus eigenster Einsicht und Entschließung der Akademie die deutsch-sprachliche Aufgabe gestellt hat, und Niemand wird es für zufällig halten, daß die erste deutsche Akademie der Wissenschaften in der nordischen Hauptstadt gegründet worden ist, daß das preußische Königthum und die preußische Akademie in einem Jahre geboren sind.

Erstes Buch.

Geschichte der Brandenburgischen (K. Preußischen) Societät der Wissenschaften unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. (1700—1740).

Erstes Capitel.

Die Gründung der Societät im Jahre 1700.

Selten ist in der Geschichte eine große wissenschaftliche Schöpfung auf Grund eines so umfassenden und gereiften Plans in das Leben getreten wie die Preußische Societät der Wissenschaften. Selten aber auch entsprachen die vorhandenen Bedingungen und die zunächst gewährten Mittel so wenig der Größe des Plans. Ihn zu entwerfen, war eine Kühnheit, ihn anzunehmen, eine größere. Aber die Verantwortung, welche der Urheber und der Stifter auf sich nahmen, ist von der Zukunft — freilich nicht der nächsten — glänzend gerechtfertigt worden. Viele Schöpfungen in der Geschichte der Wissenschaft haben dem Augenblick entsprochen und sind mit ihm dahingegangen. Diese Schöpfung, die Gegenwart weit überragend, hat ihr unverwüstliches Leben darin bewährt, daß die folgenden Generationen sie als Gabe und Aufgabe zugleich empfinden mußten. Sie stärkten sich an ihr, und sie erhielten von ihr den Antrieb, vorwärts zu streben. So empfinden wir es noch heute. —

Der von Jablonski in zwei Fassungen, einer längeren und kürzeren, niedergeschriebene und Namens „einiger getreuer Churfürstl. Bedienter“ [1]) dem Monarchen überreichte Plan zeigt, wie sehr sich die Berliner Freunde mit Leibnizens Gedanken vertraut gemacht

[1]) In dem Actenstück selbst werden der Rath Albinus, der Hr. Chauvin, der Dr. Jaegewitz, der Mathematiker Naudé, der Oberingenieur Bär, der Hofrath Rabener und der Hofrath Cuneau genannt; Jablonski selbst ist der achte. Diese Gelehrten hat man als die Urheber der Eingabe zu betrachten.

hatten. Sie denken mit seinen Gedanken und reden mit seinen Worten. Die Grundzüge des Plans sind folgende:

Nach dem Muster von Frankreich, England und China soll ein Observatorium eingerichtet und dazu eine „Academia Scientiarum in Physik, Chemie, Astronomie, Geographie, Mechanik, Optik, Algebra, Geometrie und dergleichen nützlichen Wissenschaften nach und nach etablirt werden". Die Zeit ist günstig, weil sich Gelegenheit bietet, ohne Kosten das Unternehmen in's Werk zu setzen, wenn der Kurfürst nur passende Räumlichkeiten gewährt. Für die Statuten können die der französischen und englischen Akademie zum Vorbild dienen; als Protector erbittet man sich den Kurprinzen, als Präses den Hrn. Geh. Rath Leibniz, „welcher ein Membrum honorarium der französischen Akademie ist und dessen große Erudition in omni scibili, auch stupenda inventa promotae matheseos nicht weniger als seine herausgegebene scripta bekannt seind". Er wird das Amt von Hannover aus als Ehrenamt führen können, doch wird ihm für seine Reisen und Anderes eine Entschädigung, „ohne Consequenz pro successoribus", zu gewähren sein. Auch die Mitglieder sollen zunächst keine Besoldung empfangen außer dem Astronomen — Hr. Kirch in Guben, der bedeutendste unter den deutschen Astronomen, sei zu gewinnen — und den jüngeren Leuten, die er sich heranziehen wird. Für Mathematik und Chemie ist der Rath Albinus, für Physik Chauvin und Dr. Jaegewitz, für Mathematik Naudé und der Oberingenieur Bär, für beobachtende Astronomie Hofrath Rabener und Cuneau in's Auge zu fassen. Auch auswärtige Mitglieder sind sofort zu erwählen, z. B. von Tschirnhausen in Sachsen, einige Mathematiker und Mediciner auf kurfürstlichen Universitäten, der Prof. Sturm in Altdorf (Mathematik), Reiher in Kiel u. s. w. Für die Correspondenz, die Protokolle und die Administration ist ein besoldeter Secretär zu ernennen, ein Fiscal muß über die Erhaltung des Fundus wachen.

Nöthig wären ein Observatorium, ein Versammlungszimmer, ein Bibliotheks- und Instrumenten-Raum, eine Dienstwohnung für den Astronomen, sodann Instrumente, Holz und Licht. Das Observatorium könnte auf dem mittelsten Pavillon des neuen Stalls errichtet werden; unterhalb desselben sind durch Einschiebung einer Etage die nöthigen Zimmer zu gewinnen. „Die Instrumente werden sich schon finden"; einige astronomische sind vorhanden, andere wird Kirch mitbringen, Einiges kann die kurf. Bibliothek

liefern. Was aber den Fundus anlangt, so wird es zunächst genügen, wenn der Kurfürst der Societät das Kalender-Monopol ertheilt. Dafür wird der Astronom die Kalenderrechnung leisten. Gute Kalender werden fortab herausgegeben werden statt der bisherigen lüderlichen mit ihrem „abgeschmackten, salbaderischen Judiciren und Prognosticiren". Schwere Geldstrafen, von denen ein Viertel der Akademie zu gute kommen wird, sollen auf den Druck anderer Kalender und die Einführung fremder gelegt werden. Die Einrichtung dieses Kalender-Monopols im Zusammenhang mit einer Societät kundiger Männer wird „ein Mittel sein, die in dem Reichs-Concluso anbefohlene Correspondenz im Kalenderwerk mit den darin correspondirenden Mathematicis mit desto besserer Autorität zu führen, und sie wird verhindern, daß, wenn ein commune collegium in Deutschland zum Observiren sollte aufgerichtet werden, man Sr. Churf. Durchl. Mathematicos und Astronomum observatorem davon nicht ausschließen dürfe"; ja, das drohende Reichsmonopol der Kalenderherstellung, welches wahrscheinlich einigen wenig kundigen Leuten überlassen werden würde, ist damit unmöglich gemacht. Das Geld, welches der Kurfürst zum Unterhalt eines Observatorii communis in Deutschland pro rata geben müßte, kann weit besser den eigenen capablen Leuten gegeben werden, als es für eine ungewisse und leicht hinfällige Reichs-Administration zu opfern.

Man hofft, durch die Kalender jährlich eine Summe von 2500 Thlr. zu gewinnen (von 40000 großen Kalendern 1666⅔ Thlr., von 40000 kleinen 833⅓ Thlr. Reingewinn).

Diese Summe wäre also anzuwenden:

1.	dem Präses — ohne Consequenz in futuro	500	Thlr.
2.	dem Astronomen	500	„
3.	dessen Zöglingen	200	„
4.	dem Secretär	300	„
5.	dem Diener	60	„
6.	zu Instrumenten	200	„
7.	zu Büchern	200	„
8.	auf Experimente	200	„
9.	Drucklohn für Tractate der Akademie	100	„
10.	Correspondenz (hierbei wird außerdem auf ein kurfürstl. Douceur gerechnet)	100	„
11.	Kleinigkeiten	50	„
12.	Prämien an Medaillen (bez. anfangs Inspection des Baus des Observatoriums)	100	„
	Summe	2510	Thlr.

Sollten nun die Kalender mehr abwerfen (auch durch die Strafgelder) und der Kurfürst außerdem geneigt sein, das, was er pro rata für eine allgemeine Reichsanstalt geben müßte, der Societät zuzuwenden, „so könnte man künftig dahin bedacht sein, gleich Frankreich gute observatores et mathematicos in entfernte Lande, etwa zu Lande durch Moskau und zur See über Batavia nach China zu senden, welche daselbst zugleich die Ehre Gottes durch Fortpflanzung des reinen christlichen Glaubens befördern könnten. Zu welchem Ende diese Leute gute Theologi sein und mit eben den subsidiis wie die dort befindlichen Jesuiten vollkommen instruirt und ausgerüstet sein müssen"[1]. „Was für eine Glorie würden S. Churf. Durchl. von einer solchen gottseeligen Entreprise vor der ganzen evangelischen Welt haben!"

Endlich werden berühmte Leute als Bibliothekare, Prediger u. s. w. nach Berlin zu ziehen sein, die daneben als Mitglieder der Akademie thätig sein können.

Damit Andere nicht zuvorkommen, und damit der Kalender für 1701 hergestellt werden kann, ist eine baldige Resolution 1. wegen der Berufung des Hrn. Kirch aus Guben, 2. wegen Publicirung eines Kalender-Edicts nothwendig.

„Es sind diese Vorschläge so glorieuse vor S. Churf. Durchl., so wohl gemeint zu der Ehre Gottes, so nützlich zum Aufnehmen der Scienzen und daneben wegen des ausgefundenen Fonds zum Unterhalt so facile, daß man nicht zweifelt, es werde S. Churf. Durchl. dieselben gnädigst aggreiren und ein oder andern Ministrum in hohen Gnaden benennen, welchem diese Sache mit mehreren Umständen vorgestellt und mit selbigem Alles ohne Zeitverlust zur Perfection gebracht werden könne."

Dieses Project wurde dem Kurfürsten eingereicht. Der Requetenmeister Moriz von Wedel nahm es nach Oranienburg mit, wohin der Kurfürst plötzlich aufgebrochen war. Bereits am 19. März konnte er dem Hofprediger schreiben:

„Sr. Churfürstl. Durchl. haben gnädigst resolviret, eine Académie des Sciences und ein Observatorium, wie vorgeschlagen, zu établiren, welches in Eil hiermit melde und particularia reservire, bis ich die Ehre habe, meinen hochgeehrten Herrn Hofprediger zu sprechen, der ich bin u. s. w."

---

[1] Die Art, wie hier der Missionsgedanke im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Expeditionen auftritt, macht es gewiß, daß Jablonski lediglich den Intentionen Leibnizens folgt.

Damit war die Akademie vom Kurfürsten nach den Vorschlägen Jablonski's im Princip genehmigt.

Unmittelbar nachdem Jablonski die Eingabe dem Herrn von Wedel übergeben hatte, erhielt er von Leibniz einen eingehenden Brief (geschrieben am 12. März) über die Societätssache. Leibniz warnt, sich auf das Observatorium und auf die proventus calendarios zu beschränken, „weil solches nicht anständig genug scheint". „Ich hätte gern etwas mit der Zeit, davon ein realer Nutz und nicht bloße Curiositäten zu erwarten." Es muß eine vollständige, alle naturwissenschaftlichen Disciplinen unter dem Gesichtspunkt der Anwendung umfassende Anstalt werden, einschließlich der Botanik und Anatomie, und ausgestattet mit einem Laboratorium. Kann man auch nicht Alles gleich anfangs erreichen, so muß doch der Plan sofort umfassend entworfen werden. Andere Geldquellen über das Kalender-Monopol hinaus habe er im Sinne, zunächst sei aber allerdings mit diesem und dem Observatorium anzufangen, weil periculum in mora. Doch müßten, wenn irgend möglich, sofort ein Director, Secretar, ein Physicus und ein Mathematicus in re architectonica et mechanica probe versatus angestellt werden.

Im Allgemeinen und in vielen Einzelheiten stimmt Leibnizens Skizze mit den eingereichten Vorschlägen Jablonski's überein. Seine „Verwegenheit, unerwartet meines hochgeehrten H. Geh. Raths hochweisen Judicio und Erinnerung, ein Project eingereicht zu haben" konnte der Hofprediger mit dem „periculum in mora" entschuldigen und freudig darauf hinweisen, daß die Vorschläge, die er anbei übersende, sich mit Leibnizens Gedanken deckten. Nur die Botanik und Anatomie hätten sie ausgelassen, „weil allhier seit einiger Zeit ein Collegium Medicum etabliret worden, so zwar noch nichts publice prästiret, jedoch hat man, um anfänglich Collision zu vermeiden, solche Dinge, darauf sie ein besonders Recht sich zuschreiben möchten, vorbeigehen wollen. Mit der Zeit wird es sich doch von selbsten geben, weil nicht nur die scientiae connexae sein, sondern auch wir die besten Leute aus solchem Collegio an uns ziehen können[1]). Ich hoffe, es werde meinem hochgeehrten Herrn Geh. Rath nicht zuwider sein, daß wir desselben solcher maßen darinnen gedacht, zum wenigsten hat unsere schuldige Hochachtung gegen

[1]) Damit war der Grund zu einer gefährlichen Rivalität und Eifersucht gelegt, die sehr bald wirksam wurden und unter Friedrich Wilhelm I. die Akademie an den Rand des Untergangs gebracht haben.

desselben vornehme und geehrte Person sich nicht anders gewußt auszudrücken". Auch eine Abschrift der bedeutungsvollen Zeilen Moriz von Wedel's fügt Jablonski seinem Briefe bei. „Mag dieses kleine Billet mir eben das sein, was dem einen Weg nach Indien suchenden di Gama dasjenige Vorgebirge war, dem er den Namen von der guten Hoffnung beigeleget."

Drei Tage später richtete Jablonski ein zweites Schreiben an Leibniz. Er hat nun von Wedel selbst gesprochen und nähere Nachrichten erhalten. Sie waren so erfreulich, wie man es sich nicht geträumt hätte. Erstlich: der Kurfürst hat das Project in allen Stücken bestätigt und will die Societät gnädigst fundiren und protegiren, „nur noch gnädigst hinzufügend, daß man auch auf die Cultur der teutschen Sprache bei dieser Fundation gedenken möchte, gleichwie in Frankreich eine eigene Akademie hiezu gestiftet", sodann: der Kurfürst befiehlt, den Astronomen zu berufen, und er genehmigt Leibnizens Wahl zum Präsidenten und hat Jablonski den Auftrag gegeben, ihn nach Berlin zu laden, um an die wirkliche Ausführung des geschehenen Projects Hand anzulegen.

Die Aufnahme der Pflege der deutschen Sprache in den Kreis der Aufgaben der zu stiftenden Akademie ist des Kurfürsten eigenster Gedanke; weder Leibniz noch Jablonski haben ihn gehegt. Sie hatten eine ausschließlich naturwissenschaftliche Akademie geplant. Mit hoher Freude begrüßte der Hofprediger diese Bereicherung des Planes; „ich bewundere die Generosität Sr. Churf. Durchlaucht, inmaßen einem teutschen Fürsten nichts mehr anstehen will, als der edlen, aber sehr verwilderten Muttersprache sich anzunehmen, welche fürstliche Sorge so viel mehr zu preisen ist, je weniger es Fürsten giebt, die selbige zu Herzen nehmen". Bis zu seinem Tode hat Friedrich immer wieder die Akademie an diese Aufgabe erinnert.

Aber auch die ihm übertragene Einladung Leibnizens nach Berlin gereichte Jablonski zu besonderer Freude. „Ich danke dem barmherzigen Gott, daß er mich so unverhofft das Glück erleben läßt, daß im Namen Sr. Churf. Durchl. meinen hochgeehrten Herrn Geh. Rath anhero invitiren darf" — mit diesen tief empfundenen Worten ist Leibnizens Berufung nach Berlin begrüßt worden. In der That, es war ein großes, fortwirkendes Ereigniß in der Geschichte Preußens und Deutschlands!

Aber noch mehr durfte Jablonski schreiben: „S. Churf. Durchl. sind in der Sache ganz eifrig und haben dem Herrn von Wedel Ordre ertheilet, mit dem Baumeister Grünberg wegen Erbauung

des Observatorii und Aptirung des dazu gewidmeten Pavillons u. s. w. zu sprechen; so auch geschehen. Herr Grünberg forderte zu den Unkosten 6—700 Thlr., der Herr von Wedel aber verstund sich zu 1000. Man hat gestern Abend das Gebäud in Augenschein genommen und genau Alles überleget. Es finden sich auf allen Seiten Schwierigkeiten, und daher, wenn wir Hoffnung haben können, daß mein h. Herr die Ehre dero Anwesenheit ehestens uns zu gönnen gemeinet, wollten wir bis dahin Alles anstehen lassen. Sonst hat H. Grünberg Ordre, nächste Woche mit dem Bau den Anfang zu machen".

Noch vor Empfang dieses Schreibens — gleich nachdem er den Brief vom 20. März sammt dem Entwurf Jablonski's erhalten hatte, schickte Leibniz (am 26.) eine sehr ausführliche Antwort an diesen. Er spricht zunächst seine volle Zustimmung zu dem eingereichten Project aus; dann folgen einzelne Bemerkungen: das Observatorium darf nicht die Hauptsache sein — das ist sein ceterum censeo —, sofort ist auch auf ein Laboratorium zu denken; ebenso wenig darf das Kalender-Monopol den einzigen Fundus bilden. Der Name „Akademie" ist besser in „Societät" zu verändern, da jene Bezeichnung auch von Universitäten gebraucht wird; Kirch ist ihm auch von Anderen als guter Calculator und Observator gerühmt worden; beim Secretar ist nicht in erster Linie auf Sprachkenntnisse zu sehen — es genügt, wenn er Französisch und Englisch zu lesen versteht —, sondern auf tüchtige reale Kenntnisse; es muß ein junger Mediciner sein, „der dabei in Mathesis, Mechanik und Chemie Kundschaft hat". Es folgen noch eine Reihe von Bemerkungen über Jetons (Medaillen), über den Bau des Observatoriums, über Instrumente und Bücher, über das geplante Kalenderwerk des Corpus Evangelicum, ferner über Ausdehnung des brandenburgischen Kalender-Monopols d. h. Übertragung einer Büchercensur an die Societät und Verdoppelung des Fundus aus dieser Einrichtung. Er schlägt auch vor, daß jeder in's Land kommende Bücherballen mit einer Steuer belegt werde; er denkt zugleich an eine Papiersteuer. „Es ist in dieser meist unnützen Waare eine solche luxuria, wie mit andern Dingen, und sehe ich oft mit Verwunderung, wie die gewinnsüchtigen Buchhändler die Bücher vertheuern und doch emptores finden." Aber er fürchtet, daß man „das vulgus sive eruditorum sive aliorum hominum gegen sich sprechen mache", und räth daher, den Plan noch zurückzustellen. Auch seine eigene Mitwirkung an der ganzen Sache soll noch geheim bleiben, „um

unterschiedener Ursachen willen" — er mußte zuerst die Erlaubniß seines Landesherrn einholen. Endlich legt er dem Briefe einen ausgearbeiteten Entwurf bei in zwei Fassungen, die eine (vielleicht beide) für den Kurfürsten bestimmt. „Ich habe darinnen des Werks künftigen großen Nutzen, wenn man es damit recht anfängt, gleichsam in einer Perspectiv von fern in etwas zeigen wollen. Weil mich bedünket, einem hohen Potentaten, der etwas Großes zu Gottes Ehre und der Menschen Besten thun könnte, sei man einigermaßen schuldig solches anzuzeigen, und werden große und herrische Gemüther auch am besten durch solche Gedanken gerühret, die ihrer Macht und hohen Muth proportionirt . . . Es sind von mir einige Argumenta, so ziemlich ad hominem scheinen, suppeditirt worden. Es ist aber dies mein Beifügen vielleicht nicht so bequem, noch zur Zeit von Vielen gesehen zu werden."

Dieses „Beifügen" existirt noch in zwei Fassungen, deren inneres Verhältniß nicht ganz deutlich ist. In beiden — und das giebt ihnen die hohe Bedeutung — will Leibniz nachdrücklich zeigen, in welchem Sinne die neue Societät sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen habe (davon ist im Jablonski'schen Project überhaupt nicht die Rede):

„Solche Churf. Societät müßte nicht auf bloße Curiosität oder Wissensbegierde und unfruchtbare Experimenta gerichtet sein oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Application und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London und Florenz geschehen, und ist dort dasjenige, so von realen Scienzien zu gemeinem Nutz zu erwarten, nicht erreichet worden", sondern man muß gleich anfangs das Werk sammt der Wissenschaft auf den Nutzen richten. Sonst wird die Regierung ihre Hand zurückziehen; denn „reale Ministri werden unnützer Curiositäten bald überdrüssig und rathen keinem großen Fürsten viel Staat davon zu machen". „Wäre demnach der Zweck, theoriam cum praxi zu vereinigen, und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien, und mit einem Wort, die Nahrungsmittel zu verbessern, überdieß auch solche Entdeckungen zu thun, dadurch die überschwengliche Ehre Gottes mehr ausgebreitet, und dessen Wunder besser als bißher erkannt, mithin die christliche Religion, auch gute Polizei, Ordnung und Sitten theils bei heidnischen, theils noch rohen auch wohl gar barbarischen Völkern gepflanzet oder mehr ausgebreitet würden."

Im Folgenden wird der großartige Gedanke einer evangelischen

Mission, für die sich Wissenschaft und Religion die Hand reichen sollen, weiter ausgeführt, und aus der geographischen Lage Preußens und seinen guten Beziehungen zu Rußland wird insbesondere der Beruf jenes Staats zu einer Mission nach China, Indien und Persien abgeleitet. Mit besonderer Wärme hat Leibniz dies dem Kurfürsten an's Herz gelegt und hierin einen Hauptzweck der zu begründenden Societät erkennen wollen:

„Was Churf. Durchl. hierunter fürnehmen würden, das würde, über alles Vorerwähnte, noch zu der Ausbreitung der Ehre des großen Gottes und Fortpflanzung des reinen Evangelii gereichen, indem dadurch den Völkern, so noch im Finstern sitzen, das wahre Licht mit anzuzünden, dieweil die Wissenschaften und der irdische Himmel bequem befunden worden, die verirreten Menschen, gleich wie der Stern die morgenländischen Weisen, zu dem so recht himmlisch und göttlich zu führen. Ich habe mehrmalen auch in öffentlichen Schriften mit Anderen beklagt, daß man die römischen Missionarios allein die unvergleichliche Neigung und Wissensbegierde des chinesischen Monarchen und seiner Unterthanen sich zu Nutz machen lasse. Davon ich viel besonders mit nachdenklichen Umständen sagen könnte. Es scheinet, als Gott sich Churf. Durchl. zu einem großen Instrument auch hierin erwählet und vorher ausgerüstet habe. Maßen ja bei Protestirenden nirgends ein solcher Grund als zu Berlin zu der chinesischen Literatura et propaganda fide geleget worden. Wozu nunmehr vermittelst sonderbarer Schickung der Providenz das so ungemein gute persönliche Vernehmen mit dem Czaar in die große Tartarei und das herrliche China ein weites Thor öffnet. Dadurch ein Commercium nicht nur von Waaren und Manufacturen, sondern auch von Licht und Weisheit mit dieser gleichsam andern civilisirten Welt und Anti-Europa einen Eingang finden dürfte."

Des Weiteren führt Leibniz aus, wie Befehl zu erlassen sei, daß alle kurfürstlichen Ingenieurs, Künstler, Residenten, Agenten und Factoren überall mit der neuen Societät correspondiren und ihr alles Wichtige zutragen sollen. Würde man erst merken, daß Churf. Durchl. daran ein besonderes Vergnügen haben, so werden auch vornehme und begüterte Privatpersonen — wie etwa in England und anderswo — aufgemuntert werden, ihre Lust in Untersuchung der Natur und Wunder Gottes, auch mathematicis und daher fließenden schönen Künsten zu suchen. Ebenso müssen die tauglichsten Gelehrten an Universitäten und Gymnasien in kurfürstlichen Landen mit der Societät in Verbindung treten; man muß ihnen „die objecta, occasiones und allerhand dienliche Nachrichtungen suppeditiren"; das würde „von großer Extension und Wirkung sein, und doch Churf. Durchl. nichts als nur die Bezeigung ihres dazu geneigten Willens kosten".

Am Schluß des Entwurfs (1. Fassung) geht Leibniz noch aus-

führlich auf die Erweiterung des Fundus ein. Er schlägt vor 1. eine Expeditionssteuer bei allen beneficia pure gratiosa, die der Kurfürst ertheilt, 2. — nach Errichtung einer guten Anstalt gegen Feuerschäden, die mit der Societät zu verbinden sei und zu der ein jeder Bürger jährlich etwas beizutragen hätte — die Überweisung des Überschusses an die Kasse der Societät. Ferner soll die Societät auf Abhülfe gegen die Wasserschäden sinnen und dazu die Geometrie in rechten Gebrauch setzen. Auch hier wird sich, wenn auch nicht sofort, ein gewisser Fundus ergeben, wenn einmal die Einrichtung (Landesnivellement, Austrocknen der Moräste u. s. w.) in Kraft gesetzt ist.

Die zweite Fassung des Entwurfs deckt sich zwar zum Theil mit der ersten, giebt aber ein genaues Schema der realen Wissenschaften als Unterlage für die Organisation der Societät. Die realen Wissenschaften sind Mathematik und Physik. Jene wie diese begreift vier Hauptstücke, nämlich I. die Mathematik: 1. Geometrie [Mathesis generalis und Analysis, so den andern allen das Licht anzündet], 2. Astronomie [Geographie, Chronologie, Optik (diese nur zum Theil)], 3. Architektonik [civilis, militaris, nautica; dazu Pictura und Statuaria], 4. Mechanik [dazu alle Handwerke, so Bewegung erfordern, sammt den Manufacturen]; II. die Physik: 1. Chemie [ist die rechte physica generalis practica, so allen drei Reichen gemein, dadurch das Innerste der Körper zu erforschen], 2. Regnum Minerale [Berg- und Hüttenwerke, Salz-, Salpeter- und andere Siedereien, Stein- und Kohlenbrüche, Glasarbeit aller Art, das vortreffliche Regal des Agtsteins, so Churf. Durchl. vor andern Potentaten haben], 3. Regnum Vegetabile [Botanik, Agricultur, Gärtnerei, Forstwesen], 4. Regnum Animale [dessen rechte Erkenntniß von der Anatomie dargegeben wird, Thierzucht, Waidwerk, die hohe Scienz der Medicin].

Also müssen Leute für die Societas Scientiarum gewonnen werden, die diese Fächer vertreten können. Außer den in kurfürstlichen Landen befindlichen, aus denen das Collegium der inneren Membra zu formiren, hat man Associati (theils im Lande, theils außerhalb) zu gewinnen. —

Kaum hatte Leibniz dieses Schreiben abgesandt, als er jenen Brief Jablonski's empfing, der ihm mittheilte, der Kurfürst wünsche eine Ausdehnung der Aufgabe der Societät auf die Pflege der deutschen Sprache und lade ihn ein, sich zur Durchführung des ganzen Unternehmens nach Berlin zu begeben. Umgehend ließ er

nun seinem Briefe vom 26. einen zweiten am 28. März folgen und gab ihm ein Pro Memoria über den kurfürstlichen Plan bei. Mit der unvergleichlichen Sicherheit, mit der er in jedem Keime das Triebkräftige erkannte und in dem Einzelnen das Allgemeine erschaute, gestaltete er die kurfürstliche Anregung sofort zur Aufnahme der Geisteswissenschaften überhaupt um. Deutsche Geschichte, Deutsche Rechtsforschung, Kritische Kirchengeschichte, Sprachwissenschaft fügt er dem kurfürstlichen Plane hinzu, und mit einem Schlage ist die neue Akademie, die die Natur- und Geisteswissenschaften umfaßt, seinem Geiste präsent: „Die Zusammenfassung der Teutsch- und Wissenschaftsliebenden Gesellschaft ist die vernünftigste und schicklichste Sache von der Welt, dafern es auf die von mir ausgeführte Weise genommen wird".[1] Drei Tage später schrieb er noch einmal an Jablonski, um ihm zu sagen, daß er zu Ostern in Wolfenbüttel sein werde. Den kurfürstlichen Plan will er so gefaßt wissen, daß man dadurch noch mehr kurfürstliche Beamte heranziehe, um sowohl zu gründlicheren Nachrichten von den Sachen, als auch zur rechten Benennung derselben im Deutschen zu gelangen. Er hofft auch, der Kurfürst werde, da er den Umfang der Societätsaufgaben vergrößert habe, auch den Fundus vergrößern. Bereits aber beschäftigte sich sein rastloser Geist mit dem Plan einer Wiederaufnahme des protestantischen kirchenhistorischen Hauptwerks, der Magdeburger Centurien.

Nun galt es, Urlaub vom hannoverschen Kurfürsten zu erhalten. Das erste Mal hatte dieser die Bitte abschlägig beschieden. Leibniz richtete sein Gesuch jetzt so ein, daß es kaum abgeschlagen werden konnte. Er verweist zuerst darauf, daß die Ehre, die ihm die französische Akademie soeben erwiesen habe, ihm eine neue einzubringen scheine. Der brandenburgische Kurfürst will eine ähnliche Akademie und ein Observatorium begründen und verlangt meinen Rath, ja will mir die Direction übertragen, „mais de loin et sans que je m'y arrête, ce qu'on suppose ne pouvoir pas déplaire à V. A. E., car il semble qu'une telle demande qui m'est avantageuse, ne déshonore pas la cour de V. A. E." Bedeutungsvoll fügt er hinzu, die Kurfürstin von Brandenburg habe den Grund zu dem Plan des Observatoriums gelegt, er müsse

---

[1] Leibniz ist also auch der intellektuelle Stifter der philologisch-historischen Klasse der Preußischen Akademie. Dilthey (Deutsche Rundschau. Juni 1900 S. 435) hat in diesem Punkte meine frühere Darstellung mit Recht corrigirt.

ihn nun weiterführen, und befürchtend, daß dies Alles noch nicht ausreiche, wendet er die Sache persönlich: „Ich lebe still für mich und arbeite Tag für Tag im Dienst Ew. Durchlaucht und für das Ansehen des hannoverschen Hofes; ich muß von Zeit zu Zeit kleine Reisen machen, die meine einzige Erholung und Zerstreuung sind; dazu zwingt mich in diesem Frühjahr ein Leiden, warme Bäder aufzusuchen — er denkt an Teplitz. „Mais j'ai mis ordre que tout cela n'empêchera guère les travaux historiques où il s'agit de ranger les matériaux déjà préparés, en quoi je me fais assister, et cela continue encore en mon absence.“

Alle möglichen Motive hat Leibniz hier spielen lassen; der Kurfürst mochte sich aussuchen, welches ihm vollgültig schien. Er hat das Gesuch, gewiß um seiner Schwester willen, diesmal genehmigt.

In den Briefen vom 6. und 21. April billigte Jablonski alle Leibnizischen Vorschläge und berichtete, daß dem Kurfürsten Leibnizens beide Entwürfe vom 26. und 28. März von Hrn. von Wedel vorgelegt worden seien, „welches er mit gutem Effect gethan, so daß S. Churf. Durchlaucht daher höchlich vergnüget worden, auch Dero gnädigste Ordre, mit Vollstreckung des Entwurfs zu eilen, erneuert. Die Abrede ist mit dem Baumeister bereits genommen, und wird nach den Feiertagen der Anfang gemacht, da zu dem Observatorium ein eigener Pavillon 4 Stock hoch von Grund aus soll aufgemauret, dabei auch eine gute Anzahl bequemer Zimmer angeleget werden. S. Churf. Durchl. wollen in hoher Person selbsten Protector der Academie sein." Ferner berichtet er, daß die Edicta die Berufung Kirch's und das Kalenderprivileg betreffend von Cuneau abgefaßt und Hrn. von Wedel übergeben worden seien. Dieser aber hat sie zurückgegeben, damit die lateinischen und französischen Termini ausgemerzt und „der Stilus gemäß der Teutsch-liebenden Intention des gnädigsten Fundatoris eingerichtet werde". So ernst nahm es der Kurfürst mit seiner Sorge für die deutsche Sprache; er beschämte seine Gelehrten! Am 19. April wurden die Edicte auf's Neue vorgelegt.

Leibnizens Reise verzögerte sich, da der „Fuhrzettel" nicht beschafft werden konnte; endlich wurde ihm geschrieben, er möge die Kosten der Reise auslegen; sie würden ihm zurückerstattet werden. Am 10. Mai traf er in Berlin ein. An demselben Tage erließ der Kurfürst das Kalender-Patent und -Privileg und am 18. die Bestallungsurkunde für den Astronomen Kirch. In dem

Kalenderpatent wurde dem Lande der Entschluß des Kurfürsten mitgetheilt, ein Observatorium zu erbauen und eine Societas Scientiarum für die nützlichen (Natur-) Wissenschaften und Künste einzurichten.

Zu ungünstiger Zeit traf Leibniz in Berlin ein. Bereits hatten die Vorbereitungen zur Vermählungsfeier der Tochter des Kurfürsten aus erster Ehe, Luise Dorothea Sophie, mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel begonnen, und die Hochzeit selbst wurde durch rauschende Feste von Ende Mai bis Mitte Juni gefeiert. Allein für die Verzögerung der Societätspläne entschädigte ihn bald reichlich der Verkehr mit der Kurfürstin Sophie Charlotte; sie hatte ihm ein Zimmer in ihrem Lustschloß Lietzenburg eingeräumt und fand trotz aller Feste Zeit, gehaltvolle wissenschaftliche Gespräche mit ihm zu führen, die Leibniz sogar veranlaßten, ihr schriftliche Exposés zu übergeben. Außerdem benutzte er seine freie Zeit zu einer umfangreichen Correspondenz mit der hannoverschen Kurfürstin. Alles berichtet er ihr treulich, das Bedeutende und das Kleinste, vor allem Politisches, dann auch Wissenschaftliches und Höfisches, und spielt in der That die Rolle eines außerordentlichen Agenten der Kurfürstin am brandenburgischen Hofe. Vom Kurfürsten ist er entzückt; derselbe habe versprochen, das Observatorium oft zu besuchen, wenn es hergestellt sein wird. Ironisch scherzend bemerkt die Kurfürstin Sophie: „Cela manqua encore à la grandeur de Mr. l'Electeur de Brandebourg d'avoir toujours un astrologue à ses côtés, comme les Rois des Indes“.

Am 19. Juni hatte Leibniz eine Audienz beim Kurfürsten in Schönhausen und wurde von ihm mit der Abfassung der Stiftungsurkunde betraut und zum Präsidenten der Societät ernannt. Aber zugleich mußte er sich überzeugen, daß der Kurfürst nicht gewillt war, baare Mittel für die Societät anzuweisen. Seine Kassen waren erschöpft. Mit schwerer Sorge erfüllte es Leibniz, die Zukunft der Societät im Unsicheren sehen zu müssen, denn daß das Kalender-Monopol nicht ausreiche, darüber hat er sich nie einer Täuschung hingegeben. Um so energischer strengte er sich an, neue Monopole für die Societät zu erdenken, die dem Kurfürsten nichts als „Worte“, d. h. Concessionen, kosten sollten. Augenscheinlich war er nach Berlin gegangen in der Hoffnung, bei dem liberalen Monarchen, trotz der Ankündigung, daß es der Societät nichts kosten solle, eine ausreichende regelmäßige Dotation zu erwirken und selbst einen befriedigenden Gehalt zu bekommen. Er war es gewesen,

der das Unternehmen — welches in Berlin zuerst als ein schlichtes Observatorium geplant war, umgeben von einer ziemlich nebelhaften Societät — in eine sofort zu begründende umfassende Akademie verwandelt hatte. Auf ihm lag jetzt die Verantwortung, die Sache durchzuführen. Konnte man baares Geld und regelmäßige Zuschüsse nicht erhalten, so mußte man auf Privilegia und Monopole bedacht sein, obschon „ces revenus seront un peu casuels“ — nicht nur unregelmäßig, sondern auch odiös[1]). Im Laufe der Monate Juni und Juli hat Leibniz seine Vorschläge — theils schon früher gehegte, theils neue — zu Papier gebracht und mit dem Requetenmeister von Wedel besprochen. Fünf Privilegien für die Societät hat er erdacht, von denen die vier ersten mit den Aufgaben der Societät in eine sinnvolle Beziehung gebracht sind. 1. Die Societät soll eine teutsch-liebende und -pflegende Gesellschaft sein, also ist es gestattet, eine Steuer auf Reisen in's Ausland zu legen und sie pro re Germanica zu Gunsten der Societät zu verwenden; 2. die Societät soll die mechanischen Wissenschaften praktisch fruchtbar machen, also ist es angemessen, daß sie das Feuerlöschwesen, die Beschaffung vorzüglicher Feuerspritzen u. s. w. für das ganze Land besorgt und pro re mechanica den Überschuß einer obligatorischen Feuerkasse, die sie leitet, empfängt; 3. die Societät soll Missionen in heidnische Länder ausrüsten, also ist es billig, daß der Klerus und die milden Stiftungen pro missionibus et propaganda per scientias fide zu Gunsten der Societät etwas beitragen; 4. die Societät soll das Bücherwesen überwachen, daher soll sie pro re literaria sowohl die Censur (auch an Präventiv-Censur, „soweit es thunlich“, ist gedacht), die sie ausübt, bezahlt bekommen, als auch von den eingeführten Bücherballen etwas erhalten; ferner soll ihr ein Privilegium generale perpetuum für die Abfassung aller Schulbücher und die Oberaufsicht über die im Lande vorkommenden Auctionen und Lotterien zuerkannt werden; 5. der Societät soll das Recht einer Lotterie ertheilt werden, weil „ihr Vorhaben nicht leicht einiger piae causae nachgiebt“.

Diese fünf Privilegien sind von Leibniz in Form kurfürstlicher Edicte genau ausgearbeitet worden, und der Kurfürst hat sie auch

[1]) Bereits das Kalender-Privileg machte sehr viel böses Blut im Lande; waren doch noch am 27. November 1699 Andere in ihrem Privileg geschützt worden (s. den Fascikel „Kalendersachen“ im Geh. Staatsarchiv). Nicht nur die nächstbetheiligten Buchdrucker und Buchführer protestirten, sondern auch der landschaftliche Particularismus erhob sich.

genehmigt, ja das erste und zweite bereits sogar unterzeichnet. Allein jenes hat der Societät nie einen Pfennig eingebracht und blieb höchst wahrscheinlich ganz unbeachtet. Die anderen — auch das zweite — sind niemals wirklich eingeführt worden, und das war, wenigstens was das Bücher-Commissariat anlangt, ein Segen; denn Leibniz hatte hier seinen alten absolutistischen Vorschlag (s. o. S. 21f.) mit besonderer Schärfe wiederholt. Auch die Steuer auf Reisen in's Ausland erscheint bedenklich, wenn man erwägt, wie nützlich es den Deutschen damals war, sich im Ausland umzusehen.

Die finanziellen Verhältnisse der Societät blieben unsicher, oder vielmehr, die Societät sah sich lediglich auf das Kalender-Privileg angewiesen. Wie sie in den Anfängen ihrer Arbeit an die Anfänge der Wissenschaft überhaupt erinnert — denn diese hat überall mit der Beobachtung des Himmels und der Zeitrechnung begonnen — so sollte sie auch, wie einst die wissenschaftlichen Zeichendeuter und Wahrsager, auf den Ertrag ihrer Kunst angewiesen sein. Brandenburg-Preußen war an sich reich genug, um einem solchen Unternehmen eine entsprechende Dotation zu gewähren; aber der Hof verschlang so große Summen, daß für die Wissenschaft nichts nachblieb, und das Interesse des Kurfürsten für die Wissenschaften ging nicht tief genug, um ihr ein größeres Opfer zu bringen. Erst nach den schlesischen Kriegen warf das Kalender-Privileg so viel ab, daß die Akademie sich kräftiger zu entfalten vermochte.

Der Stiftungsbrief, dessen Publication ursprünglich am 26. Juni erfolgen sollte, verzögerte sich; bereits dachte Leibniz an die Abreise. Da beschloß der Kurfürst auf Leibnizens Vorschlag, der Societät als Stiftungstag seinen eigenen Geburtstag zu geben. Am Sonntag, den 11. Juli 1700, genehmigte und erließ er den von Leibniz entworfenen Stiftungsbrief. Er lautet:

„Wir, Friderich der Dritte, von Gottes gnaden, Marggraff zu Brandenburg, des Heyl. Röm. Reichs Ertz Cammerer und Churfürst, in Preußen, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien zu Crossen Hertzog, Burggraff zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt, Minden und Camin, Graff zu Hohen Zollern, der Marck und Ravensberg, Herr zu Ravenstein, Lauenburg und Bütow, für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, Marggrafen und Churfürsten zu Brandenburg, Thun kund und geben hiermit männiglich, denen es zu wissen nöthig, in gnaden zu vernehmen, was gestalt Wir nach erhaltenem allgemeinen Frieden Unsere sorgfalt zu beforderung der Ehre Gottes, ausbreitung

dessen wahrheit und cultivirung allerhand tugenden und dem Gemeinen Wesen nützlichen übungen eine sichere Societet derer Scientien fundiret und gestifftet haben. Thun solches auch fundiren und stifften sothane Societet hiermit und krafft dieses, und wollen, daß dieselbe sich angelegen seyn lassen und dahin trachten solle, daß vermittels betrachtung der wercke und Wunder Gottes in der Natur, auch anmerckung, Beschreib- und Ausübung derer Erfindungen, Kunstwercke, geschäffte und Lehren, nützliche Studia, wissenschafften und Künste, auch dienliche Nachrichtungen, wie die nahmen haben können, excoliret, gebessert, vollgefasset und recht gebrauchet, und dadurch der Schatz der bisher vorhandenen aber zerstreüten menschlichen Erkäntnüssen nicht allein mehr und mehr in ordnung und in die enge gebracht, sondern auch gemehret und voll angewendet werden möge. Zu welchem ende Wir dann diese von Uns angerichtete Societet mit tüchtigen Persohnen und behörigem apparatu, vorschub und fundo theils bereits würcklich versehen haben, theils nach und nach ferner zu versehen entschlossen seynd; Und wollen männiglich in Unseren Landen, sonderlich aber die in Unseren Bedienungen stehen, auch die sonsten dependentz von Uns haben, zumahlen aber alle, die denen Studien ergeben, nach jedes gelegenheit der Societet zu Ihrem gemeinnützigen Zweck die Hand möglichst zu bieten anweisen, auch dieselbe bereits insgemein hiermit und in krafft dieses darzu nachdrücklich angewiesen haben.

Ferner erklähren Wir Uns zu dieser Societet Besonderem Protectore, und wollen, was an Uns Ihrentwegen, oder in sachen, die sie betreffen, gebracht wird, in gnaden anhören und beforderen, Ihre unterthänigste meinung darüber vernehmen, und was sie angehen kan, Ihnen zu ihrer nachricht zu wissen fügen.

Solchem nach soll bey dieser Societet unter anderen nützlichen Studien, was zu erhaltung der Teütschen Sprache in ihrer anständigen reinigkeit, auch zur ehre und zierde der Teütschen Nation gereichet, absonderlich mit besorget werden, also daß es eine Teütsch gesinnete Societet der Scientien seyn, dabey auch die gantze Teütsche und sonderlich Unserer Lande Weltliche- und Kirchen-Historie nicht verabsäumet werden solle.

Und weilen die verschiedene arten der Wissenschafften dergestalt mit einander verbunden seynd, daß sie nicht woll gäntzlich getrennet werden können; So wollen Wir, daß insgemein was zu diesen und anderen nützlichen Studien oder Löblichen Künsten und Tugend-übungen, insoweit sie von denen Studien herfließen, und deren Erfindung, erlern- und erleichterung auch richtiger anweisung darzu, so woll bey der Jugend, als auch bey anderen Leüten und Liebhabern theils durch Schrifften und das Bücher-Wesen, theils auch durch andere nützliche anstalten dienen mag, nicht vergessen, sondern die unterschiedene objecta Doctrinae nach Ihrer Zusammenhengung zu gewissen Zeiten und durch bequehme Persohnen bey Unserer Societet in augenmerck genommen werden solle. Nachdem auch die Erfahrung giebet, daß der rechte glaube, die Christliche Tugenden und das wahre Christenthumb so woll in der Christenheit, als bey entlegenen noch unbekehrten Nationen nechst

Gottes Seegen denen ordentlichen mitteln nach nicht besser, als durch solche Persohnen zu beforderen, die nebst einem unsträflichen wandel mit verstand und erkäntnüß ausgerüstet seynd; So wollen Wir, daß Unsere Societet der Wissenschafften sich auch die Fortpflanzung des wahren Glaubens und deren Christlichen Tugenden unter Unserer Protection angelegen seyn lassen solle, Jedoch bleibet derselben unbenommen, Leüte von anderen Nationen und Religionen, wiewoll jedesmahl mit Unserem vorbewust und gnädigsten genehmhaltung einzunehmen und zu gebrauchen.

Wir ordnen und wollen auch gnädigst, daß diese Societet bey Unserer alhiesigen Residentz, woselbst Wir auch ehestens ein observatorium für sie aufbauen lassen werden, Ihr haubt-stabiliment haben solle.

Weilen aber zu einem so großen Zweck viele Persohnen an mehreren ohrten das Ihrige beyzutragen haben, So sollen auch anderswo in Unseren Landen, auch woll zu Zeiten außer denenselbigen gelahrte oder sonsten bequehme und erfahrene Leüte, wes Standes sie seyen, in die Societet auf gewisse maße aufgenommen werden können.

Schlieslich wollen Wir die Societet mit einer mehrern ausführlichen General Instruction und mit gewissen Satzungen und Reglementen, wie nicht weniger mit zulänglichen Begnadigungen und Privilegien zu genugsamer erreichung und bestreitung ihres Vorhabens gnädigst versehen, welche alle eben die Krafft und würckung haben sollen, als ob sie in dieses Unser Diploma fundationis von wort zu wort eingerücket worden, wonach sich also männiglich gehorsambst zu achten.

Uhrkündlich unter Unserer eigenhändigen unterschrifft und vorgedrucktem Gnaden Siegel, Gegeben zu Cölln an der Spree den 11ten Juli 1700[1].

Absichtlich ist dieser Stiftungsbrief möglichst allgemein gehalten. Nach ihm handelt es sich nicht um eine mathematisch-physikalische Anstalt mit einem germanistischen Anhang, sondern um eine umfassende Societät der Wissenschaften. Zum ersten Mal begegnet hier in einer öffentlichen Urkunde neben der Pflege der deutschen Sprache auch die Pflege der deutschen Geschichte und der brandenburgischen politischen- und Kirchengeschichte. Damit ist der zweite Keim für die Entstehung der philologisch-historischen Klasse gesetzt. Die Beschäftigung mit der Frage der Wiederaufnahme der Magdeburger Centurien (s. oben S. 67) hatte Leibniz die Kirchengeschichte noch besonders nahe gelegt. Der christlich-civilisatorische Zweck, d. h. die Aufgabe fidem per scientias propagandi ist bestimmt ausgeprägt, aber nicht specialisirt; daneben steht die Zusicherung jener edlen Toleranz, wie sie der Große Kurfürst in Brandenburg gepflanzt hat: auch Leute von anderen Nationen und

[1] So corrigirt; das ursprüngliche Datum „26. Juni" ist ausgestrichen.

Religionen sollen aufgenommen werden können. Der Stiftungsbrief ist ein Meisterstück weiser Wissenschafts-Politik; er steckt das Gebiet der Aufgaben weit und umfassend ab und hütet sich vor zu genauen Ausführungen, die der zukünftigen Entwicklung hinderlich werden könnten. Niemals noch sind einer Akademie so hohe Ziele gewiesen worden, und Leibniz hat Recht, wenn er sagt, daß die Aufgaben der Pariser und Londoner Akademie hinter den hier gestellten zurückbleiben. Zu besonderer Freude wird ihm der Schlußabschnitt gereicht haben, in welchem der Monarch zusichert, die Societät „mit zulänglichen Begnadigungen und Privilegien zu genugsamer Erreichung und Bestreitung ihres Vorhabens gnädigst zu versehen". Daß sich der Kurfürst selbst zum Protector der neuen wissenschaftlichen Anstalt ernannte, war von hoher Bedeutung.

Die allgemeine und ungewöhnliche Fassung des Stiftungsbriefs – er stellt der Societät ein dreifaches Ziel: das evangelisch-civilisatorische, das naturwissenschaftlich-praktische und das deutsch-nationale — machte es nothwendig, eine ausführliche Generalinstruction für die Mitglieder der Societät hinzuzufügen, auf welche im Stiftungsbrief bereits verwiesen ist. Auch sie ist von Leibniz entworfen worden im Verein mit Jablonski und den anderen Freunden. Sie wurde mit dem Stiftungsbrief zugleich der Societät übergeben.

Die sehr ausführliche Instruction ist von der Societät, solange sie noch kein förmliches, verbrieftes Statut besaß, als solches betrachtet worden; in Eingaben an den König hat sie sich immer wieder auf sie berufen. Diejenigen Punkte, die in den bisherigen Actenstücken noch nicht oder nur flüchtig festgestellt worden sind, müssen hier hervorgehoben werden[1]).

[1]) Wichtig ist, daß die Instruction ausdrücklich der „unter unseren Schutz genommenen neuen Einwohner" gedenkt und daran erinnert, daß durch sie „allerhand Manufacturen und Nahrungsmittel eingeführet". Die Missionsaufgabe der Societät — die ja an sich die Zeit verräth, in welcher der vom König geschätzte Pietismus Mission zu treiben begann — wird u. A. auch damit motivirt, daß „den Evangelischen keine Nachlässigkeit aufgebürdet werden könne". Sehr ausführlich wird der wissenschaftlich-religiösen Mission im Osten gedacht. Dicht neben einander stehen Magnetismus und Christenthum. „Wir wollen bedacht sein, wie mit dem (uns befreundeten) Czaren bei Gelegenheit Handlung gepflogen und dienliche Anstalt gemachet werde daß von den Grenzen unserer Lande an bis nach China nützliche Observationes astronomicae, geographicae, daneben nationum, linguarum et morum rerumque artificialium et naturalium nobis incognitarum u. dergl. gemachet

Indem der Kurfürst sich zum Protector ernennt, ordnet er zugleich an, daß die Societät nach dem Beispiel der Königlich Englischen „aus einem Consilio und mehreren Mitgliedern" bestehen soll. „Das Consilium soll sich die Sachen der Societät absonderlich angelegen sein lassen und deren abwarten, auch zum öftern zusammenkommen, um von allem dem zu handeln, so auf einige Weise zu dem Zweck der Societät gereichen kann". Es soll neue Glieder zur Aufnahme vorschlagen und die verschiedenen Versammlungen ankündigen, in welchen bald von mathematisch-physikalischen Dingen, bald von der deutschen Sprache oder von den anderen Studien, „zumal der Historia Germaniae", gehandelt werden soll. Diese drei Abtheilungen der Societät (Res physico-mathematicae, Lingua Germanica, Res litteraria, vornehmlich das studium historiae Germaniae sacrae et profanae) werden unterschieden, und damit ist der Grund zu der Eintheilung in Klassen gelegt.

Dem Präses wird das Recht ertheilt, „die Proposition zu thun und die Conclusiones zu machen." In seiner Abwesenheit soll ein Vicepräses fungiren, „durch welchen und den Secretarium dem Praesidi von den Vorfälligkeiten gewisse Nachricht zu geben und mit ihm soviel thunlich von den Angelegenheiten der Societät zu communiciren sein wird."

„Außer dem Consilio Societatis, worein voritzo zumalen diejenigen zu nehmen, welche mit deren Fundation bemühet gewesen" — damit waren Jablonski, Cuneau und Rabener bezeichnet —, sollen mit der Zeit auch einige Standespersonen und kurfürstliche höhere Beamte aus allen Zweigen der Regierung, Wissenschaft, Kunst und des Militärwesens, die fürnehmsten als Honorarii, die

---

und der Societät zugeschickt werden. Weilen auch in Sonderheit bekannt, daß die Declination des Magnetens mit den Orten und Zeiten sich ändert, in deren Erkenntniß aber der Geographie und Schiffahrt ein überaus Großes gelegen, so könnte dieser Punkt vom Rhein an bis an die Memel, und so ferner in dem nordischen und östlichen Theil der Welt, da er bisher ganz oder doch größestentheils unerörtert geblieben, durch eigene Personen mit Vergünstigung oder Vorschub des Czaren oder auch anderer Potentaten untersuchet werden, bei welchen Gelegenheiten zugleich auch dahin zu trachten, wie denen barbarischen Völkern in solchen Quartieren bis an China das Licht des Christenthums und reinen Evangelii anzuzünden und in China selbst von der Land- und Nordseiten denen seewärts hinkommenden Evangelischen hierunter die Hand geboten werden könne. . . . Wir wollen übrigens auch in obigen und anderen Nachsuchungen der Societät durch Unsere afrikanische und amerikanische Compagnie an die Hand gehen lassen."

anderen als Mitarbeiter und Correspondenten, aufgenommen werden. Auch Ausländer sind „nach Befinden der anständigen Beschaffenheiten und Umstände herbeizuziehen und zu Mitgliedern aufzunehmen.“ Die Societät soll also 1. ordentliche Mitglieder umfassen, die das Consilium bilden, 2. mitarbeitende bez. correspondirende Mitglieder innerhalb und außerhalb Berlins und des Landes, 3. Ehrenmitglieder.

Angeordnet wird auch, daß neben den secreten Protokollen und Acta öffentliche, zu allgemeiner Einsicht bestimmte, geführt werden sollen. Sie sollen die Grundlage für ein zu druckendes „Diarium Eruditorum“ werden, in welchem „hauptsächlich dasjenige, so in den Büchern eigentlich neu und sonderbar, dadurch der Schatz menschlicher Wissenschaft und Nachrichtungen vermehret wird, angedeutet und auch wohl nach Gelegenheit herausgezogen, mithin das sonst in eine Unendlichkeit gehende Bücherwesen zu gemeinem Nutz einigermaßen in Grenzen gehalten würde.“ Hiermit ist die Herausgabe von Schriften angeordnet. Besonders ausführlich und nachdrücklich ist die Pflege der deutschen Sprache und Geschichte – einschließlich der Kirchengeschichte und der Vertheidigung des evangelischen Glaubens — in der Generalinstruction vorgeschrieben:

„Damit auch die uralte teutsche Hauptsprache in ihrer natürlichen, anständigen Reinigkeit und Selbststand erhalten werde, und nicht endlich ein ungereimtes Mischmasch und Undeutlichkeit daraus entstehe, so wollen Wir die vormalige fast in Abgang und Vergeß gekommene Vorsorge durch mehrgedachte Unsere Societät und andere dienliche Anstalten erneuern lassen. Und wie Wir dahin sehen lassen werden, daß in unsern Kanzleien, Regierungen, Collegien und Gerichten bei den Ausfertigungen die fremde unanständige Worte und übel entlehnte Reden, so viel füglich geschehen kann, vermieden, hingegen gute teutsche Redarten erhalten, herfürgesuchet und vermehret werden, also wollen Wir auch Verordnung machen, daß der Societät mit teutschen Benennung- und Beschreibungen derer vorkommenden Dinge und Wirkungen von erfahrnen Leuten in allerhand Lebensarten an Hand gegangen, nicht weniger aus denen Archiven und Registraturen sowohl die alten, nunmehr abgegangenen, als aus denen Provinzen verschiedene bei dem Landmann nur etwan noch übliche, sonst aber unbekannte Worte, worin ein Schatz des teutschen Alterthums, auch derer Rechte und Gewohnheiten Unserer Vorfahren, theils zu Erkenntniß der Ursprünge und Historien, theils auch zu Erläuterung heutiger hohen und anderer Rechte, Gewohn- und Angelegenheiten verborgen stecket, angemerket, gesammlet und mitgetheilet werden.

Wir wollen auch, daß die Societät das wichtige Werk der Historien, sonderlich der teutschen Nation und Kirchen, zumalen in Unsern Landen, sich angelegen sein lasse, damit Alles richtig beschrieben, mit gutem Grunde und

bewährten Zeugnissen, und zwar soviel möglich aus Diplomatibus, glaubwürdigen Scribturen und gleichzeitigen Scribenten oder sonst behörigem Beweisthum dargethan, das wahre Alterthum des evangelischen Glaubens sowohl als die Nothwendigkeit und Beschaffenheit der teutschen evangelischen Reformation und deren Festsetzung gegen die Mißstellung und Verdrehungen der Widersacher behauptet, der teutschen Nation Ehre gerettet und ans Licht gestellet . . . werden möge. Zu welchem Ende auch zu Zeiten eine Relation, Berichte, Tentamina und Specimina, bis größere Werke ausgearbeitet werden möchten, in teutscher oder lateinischer Sprache herfürtreten und von wegen der Societät oder mit Dero Gutheißen herausgegeben werden könnten."

Von den Kalendern heißt es, daß die Societät sich für sie ein besonderes Zeichen erwählen kann; ferner soll sie ein Siegel vorschlagen, welches der Präses bez. der Vicepräses zu führen hat.

Neben diesen Anordnungen ist die reichste Fülle kurfürstlicher Gnaden, Zuwendungen, neuer Privilegien, Geschenke, Concessionen, extraordinärer Subsidien — neben dem Observatorium ein Laboratorium, Bibliothek, Museum, Raritätenkammer, Theatrum naturae et artis, die Lieferung rarer Thiere und Gewächse u. s. w. — verheißen. Auch werden Belohnungen und Beförderungen besonders verdienter Mitglieder, sowie die Austheilung von Medaillen für hervorragende Leistungen verheißen. Aber freilich — nichts von dem allen ist in greifbare Gestalt gebracht. In dieser Hinsicht bleibt es lediglich bei dem Kalender-Privileg und den daraus zu erwartenden Einkünften. Alles Übrige wurde für eine unbestimmte Zukunft versprochen.

Auf dem Papier waren die Aufgaben der Societät festgestellt[1]), und sie selbst formell eingesetzt; nun galt es, sie wirklich einzurichten. Bis dahin sollte auch der öffentliche feierliche Act der Inauguration verschoben werden. Lediglich eine Medaille mit dem erwählten Siegel der Societät[2]) und dem Bildnisse des Kurfürsten wurde zur Erinnerung an den 11. Juli einige Monate später geschlagen. Wie energisch Leibniz in den Monaten Juli und August thätig gewesen

---

[1]) Die Philosophie findet man nicht unter ihnen; die alte aristotelische gehörte den Universitäten, und man wollte sie nicht; eine neue neben Mathematik und Physik als besonderer Zweig war noch nicht entwickelt oder war doch noch nicht anerkannt. Erst Leibnizens Schüler brachten eine neue Philosophie in Gang. Er selbst, der große Metaphysiker, war ein realistischer und praktischer Denker; er fürchtete mit Recht, daß eine besondere philosophische Klasse sich in unfruchtbare Speculationen, wie die früheren Zeiten sie getrieben, verlieren würde. Die „Philosophie" sollte sich in der Gesammtarbeit der Societät darstellen und aus ihr hervorgehen.

[2]) Sie führt dieses Siegel noch heute, den zu den Sternen auffliegenden Adler, mit der Umschrift: „Cognata ad sidera tendit".

ist, um die Einrichtung der Societät durchzusetzen und die in der Generalinstruction gewährten allgemeinen Zusicherungen zu verwirklichen und fruchtbar zu machen, zeigen zwei merkwürdige Concepte aus dieser Zeit, die im Akademischen Archiv aufbewahrt werden. Das eine ist zugleich ein Zeugniß der wunderbaren Umsicht, mit der er nichts außer Acht ließ und selbst das Kleinste im Auge behielt, aber auch der unvergleichlichen Thatkraft, mit der er eine Fülle von Angelegenheiten neben einander betrieb. Jenes ist eine Aufzeichnung, für Hrn. von Wedel oder den Staatsminister von Fuchs bestimmt, um die Angelegenheiten der Societät beim Kurfürsten in der richtigen Weise zum Vortrag zu bringen, dieses ist eine Übersicht über 63 Geschäfte, die er im Interesse der Societät bei seinem sich dem Ende zuneigenden Aufenthalt in Berlin zu erledigen habe. Die Übersicht zeigt deutlich, daß Leibniz weit davon entfernt war, die Societät auf das Kalenderwerk — sei es auch nur anfangs — zu beschränken; vielmehr sah er es als seine Präsidentenpflicht an, sofort Alles zu thun, was in seinen Kräften stand, um sie auf die breiteste Grundlage zu stellen und zu einer umfassenden Thätigkeit zu führen; als seine Präsidentenpflicht — denn am Tage nach der Stiftung hatte der Kurfürst das Diplom der Ernennung Leibnizens zum brandenburgischen Geh. Justizrath und zum Präses der Societät ausfertigen lassen. Die Ernennung legte ihm die Pflicht auf, die Geschäfte der Societät zu führen, „soweit seiner Herrschaft Zulassung gehet und mit Vorbehalt der Obliegenheit, womit er derselben verwandt“ — er blieb also hannoverscher Unterthan. Er solle zu dem Zweck so oft nach Berlin kommen, als „es seine jetzige Chargen und andere Geschäfte leiden mögen“, und „abwesend über die Objecte und Labores der Societät correspondiren, daß alles Vorfallende ordentlich abgehandelt und gründlich untersucht werde“.

Schwierigkeiten hatte die Gehaltsfrage gemacht. Leibniz hatte ursprünglich 1000 Thlr. verlangt. Als man Bedenken trug, ihm diese zuzusichern, wünschte er, daß in dem Diplom überhaupt keine bestimmte Summe genannt, die genauere Feststellung vielmehr weiteren Verhandlungen überlassen würde. Diesem Wunsch wurde nach längeren zwischen von Wedel, Cuneau und ihm gepflogenen Verhandlungen entsprochen und endlich folgender Text für das Diplom festgestellt: „(Wir haben gnädigst resolvirt), ihm ein anständiges Tractament zu determiniren, und überdieß, neben Ersetzung der pro Publico zu Unseren und der Societät Zweck bereits ange-

wendeter noch anzuwendender Kosten, ihm andere Gnaden und Emolumenta nach Gelegenheit der von ihm verhoffentlich leistender nützlichen Dienste wiederfahren zu lassen". Diese allgemeine Zusage versprach also sowohl einen festen Gehalt als Kostenentschädigung und besondere Zuwendungen für besondere Leistungen. Da aber Hof und Regierung sich nicht entschlossen, etwas Sicheres zu bestimmen, so wurde nach weiteren „mühsamen" Verhandlungen zwischen Leibniz und dem Consilium Societatis (Jablonski, Cuneau, Rabener) am 11. August festgestellt, daß er als Entschädigung für Correspondenz und Reisen jährlich 600 Thlr. aus der Societätskasse (gerechnet vom 1. Mai 1700) empfangen solle. Ausdrücklich wurde dabei bemerkt, daß die Summe „bei genugsam anwachsendem Fundo Societatis nach Nothdurft erhöht werden solle", und daß durch diese Entschädigungssumme weder der ex fundo der Societät bez. durch kurfürstliche Bewilligung zu gewährende Gehalt noch die besonderen Zuwendungen präjudicirt seien. Hierbei hat sich Leibniz nur beruhigt, weil Hr. von Wedel ihm folgende Zusicherung machen ließ: „Man gehet an diesem Hofe in dergleichen Dingen stets weiter als man verspricht, und hoffe ich, daß der Hr. Leibniz auch in diesem Stücke mit uns wird vergnüget sein, sobald nur der Fundus pro Societate eingerichtet, und ich Gelegenheit finde, vor dieselbe, was ich vorhabe, auszubitten. Wenn Societas wird etablirет seyn und S. Churf. Durchl. den Verfolg der gemachten Hoffnung sehen werden, kommet es derselben auf ein Augmentum von etlichen 100 Thlr. nicht an: cum generosis generose; überdem hat erwähnter Hr. Geheim Rath mir zum öftern contastiret, daß er hierbei nichts so sehr envisagire als bonum publicum ohne alles privat Absehen".

Einstweilen erhielt Leibniz also nichts Anderes als eine fixirte Kostenentschädigung; dabei ist es überhaupt geblieben. Dennoch haben sich später daran peinliche Erörterungen angeschlossen, die für Leibniz kränkend waren, und zuletzt hat man die Entschädigung auf die Hälfte herabgesetzt. Überschlägt man, welche Versprechungen ihm anfangs gemacht worden sind, so kann man es ihm nicht verübeln, wenn er später fest darauf bestand, daß ihm wenigstens die 600 Thlr. ausbezahlt würden.

Bis Ende August ist Leibniz noch in Berlin geblieben, stark beschäftigt durch die hochpolitische Correspondenz mit der Kurfürstin Sophie in Bezug auf den nordischen Krieg und durch brandenburgische Hofangelegenheiten; galt er doch schon so sehr als der

Vertrauensmann Sophie Charlotte's, daß Hr. von Ilgen durch ihn das Vertrauen der Kurfürstin zu gewinnen suchte. Aber auch in directem brandenburgischen Staatsinteresse war er thätig durch Vorschläge über Verbesserung des Justizwesens, durch politische Vorschläge und durch ein Gutachten über die Ebenbürtigkeit der fürstlich hohenzollernschen Linie mit den alten fürstlichen Häusern. Aber seine Hauptsorge blieb die Societät. Er erreichte wenigstens, daß ein großer, in Rom angefertigter Tubus, der sich in Berlin befand, der Societät ausgeliefert, daß der Kalender für 1701 wirklich in Angriff genommen wurde, und daß man die Societät mit der Auflage verschonte, Vorlesungen in deutscher Sprache in Berlin für weitere Kreise einzurichten. Der ehemalige Herborner Professor Grau hatte einen beachtenswerthen, aber unreifen Vorschlag in dieser Hinsicht gemacht, und der Kurfürst, der Willens war, auf ihn einzugehen, hatte Leibniz mit einem Gutachten betraut. Am meisten lag ihm die Gewinnung ausgezeichneter Mitglieder im In- und Ausland und die Einrichtung eines regelmäßigen Verkehrs mit den anderen Akademieen am Herzen; denn er hoffte noch immer, der Kurfürst werde sich freigebig zeigen, sobald die Societät in Activität gesetzt und durch glänzende Namen empfohlen sei. Er schrieb an den Präsidenten der Londoner Königlichen Gesellschaft, Sloane, zeigte ihm die Stiftung an und bat um Rath. Er gewann wirklich bereits eine Reihe von Mitgliedern und wurde durch ein aufmunterndes Schreiben Spanheim's aus Paris (vom 23. August 1700) erfreut. Spanheim war begeistert, daß die Stiftung der Societät gelungen und daß Leibniz an ihre Spitze gestellt war: „Schon seit einer Reihe von Jahren wünsche ich mit Begierde, daß man Sie nach Berlin ziehe: ich hoffe, daß die Errichtung dieser Akademie Sie jetzt und in Zukunft an Berlin fesseln wird".

Am 21. August verabschiedete sich Leibniz brieflich von der Kurfürstin und bemerkte in dem vertrauensvollen Schreiben freimüthig, daß sie ihn zuletzt „zu sehr als Fremden behandelt habe" — doch war das nur ein vorübergehender Eindruck. Er begab sich über Wolfenbüttel nach Braunschweig; bereits am 6. September schrieb ihm der Cabinetssecretär im Auftrage der Kurfürstin, diese fordere ihn auf, mit ihr und ihrer Mutter in die Bäder nach Aachen zu gehen. Dieser Brief erreichte ihn nicht mehr; denn am 5. September war er nach Teplitz und von dort Ende September nach Wien gereist, wo er bis Mitte December blieb und hoch-

politische Verhandlungen mit dem Kaiser über die Union zwischen Katholiken und Protestanten führte. In dieser Zeit ruhte seine Thätigkeit für Brandenburg und Hannover fast ganz und wurde erst wieder aufgenommen, nachdem er Ende December nach Hannover zurückgekehrt war. Aber unmittelbar vor seiner Abreise nach dem Süden hat er noch einen instructiven Brief an den Hofprediger Jablonski und außerdem Briefe an Cuneau und von Wedel geschrieben. Dazu hat er eine anonyme lateinische Schrift in Form eines Briefes abgefaßt, die im Druck ausgehen und weitere Kreise auf die neue Stiftung aufmerksam machen sollte. Sie erschien — die Berliner Freunde mögen mitgewirkt haben — im Jahre 1701 in Berlin wirklich im Druck unter dem Titel „Epistola ad amicum“ und wurde versandt.

In Berlin hatte man unterdessen in dem älteren Bruder des Hofpredigers, Johann Theodor Jablonski (1654—1731), einen Secretar für die Societät gefunden, nachdem man die Absicht, den schwerhörigen Naudé für dies Amt zu wählen, aufgegeben hatte. Johann Theodor Jablonski war bereits 46 Jahre alt, als er in die Dienste der Societät trat; er kannte Holland und England, war an Höfen als Prinzenerzieher thätig gewesen, zuletzt seit 1689 in Barby am Sachsen-Weißenfels'schen Hofe, und besaß umfassende encyklopädische Kenntnisse, aber ohne wissenschaftliche Selbständigkeit und ohne irgendwo als Fachmann heimisch zu sein. Anfang October trat er sein Amt an und stellte sich am 13. November Leibniz brieflich vor, seine „beliebigen Befehle“ erwartend. In der Bestallungsurkunde wird ihm die Mitgliedschaft im Consilium und ein Gehalt von 400 Thlr. zugesichert. Seine Obliegenheiten waren sehr umfassende: er war Secretar, Archivar, Cassirer, Schatzmeister und Aufseher über das Kalenderwesen zugleich; ihm waren auch die regelmäßigen Berichte an Leibniz übertragen.

Es war nicht ganz glücklich, daß zwei Brüder an der Spitze der Societät in Berlin standen — bei allen Spannungen und Streitigkeiten im Schooße der Societät mußte das fühlbar werden —; aber sie waren beide geschäftskundig und friedfertig.

Zweites Capitel.

Geschichte der Societät von ihrer Gründung bis zu ihrer wirklichen Einrichtung im Januar 1711.

1.

Die wirkliche Einrichtung der Societät sollte erfolgen, sobald das Observatorium erbaut war — man hoffte, in wenigen Monaten.

In Wahrheit dauerte es über 10 Jahre bis zur feierlichen Eröffnung. In diesen Jahren bestand sie und bestand nicht[1]), eine schwere Wartezeit für alle Mitglieder, besonders aber für Leibniz. Unermüdlich, wahrhaft erfinderisch hat er gearbeitet; aber als er endlich durch Ausdauer und Zähigkeit das Ziel erreicht hatte und die Societät eingerichtet sah, wurde er bei Seite geschoben.

Was fehlte, war Geld und wiederum Geld; die Societät mußte selbst durch ihre Arbeit verdienen, was sie brauchte. Der Hof verschlang Alles. Ein kostspieliges Fest weniger, und der Societät wäre geholfen gewesen. Aber die Dinge bewegten sich in einem traurigen Zirkel: der Monarch wartete darauf, daß die Societät Ansehen und Glanz entfalte — dann wäre er bereit gewesen, die Wissenschaft zu unterstützen —; wie aber sollte sie zu Ansehen kommen ohne Mittel? Das, was das Kalenderwerk abwarf, reichte gerade aus, um ihr nothdürftig das Leben in kümmerlichen Formen zu fristen. Wie sollte sie wissenschaftliche Unternehmungen ausführen? Die verheißenen Monopole wurden nicht eingeführt oder erwiesen sich als unergiebig. Dazu kam der große nordische Krieg und der spanische Erbfolgekrieg, die die Arbeit des Friedens hemmten. Der letzte Grund des Stillstandes lag noch tiefer. „Noch fehlte es an den vornehmsten Grundlagen der Macht und des Gedeihens; man hatte noch kein befestigtes politisches Dasein."

Mit Leibniz, dem Welfen, wirkten die Jablonski's, die Slaven, und Cuneau, der Franzose, muthig und unverdrossen zusammen. Diese „Ausländer", und nur sie, haben die wirkliche Einrichtung der Societät durchgesetzt; denn der alte Rabener, der einzige Brandenburger unter den Stiftern, starb schon am 29. Januar 1701. Aber die drei Fremden arbeiteten mit ganzer Seele für die brandenburgische Societät. Nur epochemachende Entdeckungen oder gehaltvolle Untersuchungen vermochten sie nicht vorzulegen, haben sie aber auch niemals verheißen. Der einzige Gelehrte von hohem Ansehen, der von Anfang an ausschließlich für die Societät thätig war und ihr das Brot verdiente, war der Astronom und Kalendermacher Gottfried Kirch. Neben ihm mühte sich der wackere Frisch ohne Erfolg mit dem Seidenbau im Interesse der Societät ab. Die anderen Berliner, die in den ersten zehn Jahren aufge-

---

[1]) Die erste Sitzung wurde am 6. December 1700 gehalten. Bis zum Ende des Jahres 1710 haben im Ganzen nicht mehr als etwa 55 Sitzungen stattgefunden.

nommen wurden und die Aufnahme als hohe Ehre betrachteten und begehrten, hielten sich zurück — obgleich treffliche Gelehrte unter ihnen waren —, da die Societät nichts unternehmen und bezahlen konnte.

Wir versuchen, das gelehrte Berlin jener Tage — daß es ein solches gab, verdankt Brandenburg dem Großen Kurfürsten — und die Personen kurz zu charakterisiren, die im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts der Societät angehört haben.

Um das Jahr 1700 mochte Berlin etwa 30 000 Einwohner zählen und war bereits als eine Stadt des Gewerbfleißes, des Wohlstandes und der Bildung berühmt. Durch die Religionspolitik des Großen Kurfürsten, die sein Sohn fortsetzte, war es die Hauptstadt des Protestantismus und der religiösen Freiheit im Norden Deutschlands geworden. Die eingewanderte französische Bevölkerung, etwa ein Sechstel der Einwohnerschaft umfassend, bildete das fortschreitende und anregende Element. In ihrer Mitte standen die Gelehrten, die aus Frankreich und Holland das wissenschaftliche Rüstzeug herübergebracht hatten, um den Protestantismus aus der Bibel und der Geschichte gegen den Katholicismus zu vertheidigen. Berlin wurde durch sie ein Hauptquartier der historisch-apologetischen protestantischen Wissenschaft, die aus den Quellen arbeitete, den Benedictinern ihr Monopol auf das kirchengeschichtliche Studium entriß und die Jesuiten mit den Waffen der Gelehrsamkeit bekämpfte. Zwar Jacques Abbadie, dessen berühmtes Werk „La Vérité de la religion chrétienne“ im Jahre 1684 zu Berlin vollendet worden ist, hatte die Stadt nach dem Tode des Großen Kurfürsten verlassen; aber Isaac Beausobre (1659—1738), Jacques Lenfant (1661—1728), Alphonse des Vignoles (1649—1744) und Maturin Veyssière La Croze (1661—1739) führten die Kämpfe fort und zeigten in ihnen eine auch von den Gegnern anerkannte und gefürchtete gelehrte Sachkunde. In die neu gegründete Societät sind aber nur die beiden letztgenannten aufgenommen worden. Warum die berühmten Prediger und Übersetzer der Bibel in's Französische — Lenfant außerdem ausgezeichnet durch seine quellenmäßige Darstellung des Kostnitzer Concils, Beausobre durch sein noch jetzt geschätztes Werk über den Manichäismus — ihr fern geblieben sind, läßt sich nicht ermitteln.[1]) An Gunst und Ansehen

[1]) Lenfant ist erst im Jahre 1724 aufgenommen worden, vier Jahre vor seinem Tode. Auch Jaquelot, der bedeutende Gegner Bayle's und Spinoza's, ist niemals Mitglied gewesen.

fehlte es ihnen nicht. Über Beausobre, dessen unbedeutende Söhne nachmals in die Akademie aufgenommen wurden, schrieb Friedrich der Große an Voltaire: „Er war ein redlicher Mann und ein Ehrenmann, ein echtes Genie, ein scharfer und zarter Geist, großer Redner, in der Litteratur ebenso bewandert wie in der Kirchengeschichte, die beste Feder in Berlin; achtzig Jahre haben sein feuriges und lebhaftes Gemüth nicht zu erstarren vermocht.“

Vignoles und La Croze waren die bedeutendsten französischen Gelehrten, die die Societät am Anfang besessen hat. Jener, Theologe und Mathematiker zugleich und seit 1727 Director der mathematischen Klasse, suchte in seinen Studien die Bibel gegen die Angriffe Richard Simon's zu vertheidigen. Nach jahrzehntelanger Arbeit ließ er sein umfassendes Werk „Chronologie“ in zwei Quartbänden erscheinen, um eine Aufgabe zu lösen, die Simon für unlösbar erklärt hatte. Dieses von Gelehrsamkeit und guter Kritik zeugende Werk beweist die neue Kunst „de vérifier les dates“ und wird noch heute citirt. Mit Leibniz correspondirte Vignoles u. A. über die Chronik des Martinus Polonus, und eine Zeit lang hatten sie die Absicht, sie gemeinsam herauszugeben. An Umfang des Wissens wird er aber übertroffen von La Croze. Dieser, ursprünglich Katholik und Mönch im Benedictinerkloster St.-Germain des prés zu Paris, Mitarbeiter an der großen Kirchenväterausgabe, entfloh im Jahre 1696, trat in Basel aus Überzeugung zur reformirten Kirche über und wurde 1697 Bibliothekar zu Berlin. Als Sprachgenie und Polyhistor hatte er seines Gleichen nicht unter den Zeitgenossen. Nicht nur die Culturspracheen beherrschte er sämmtlich, sondern er drang auch, obgleich überall Autodidakt, in die slavischen Sprachen, die baskische, die armenische, die semitischen, die chinesische, vor allem aber in die koptische ein. Handschriftlich hat er viele Lexika hinterlassen, aber nur das koptische ist gedruckt worden. Die Anregungen, die hier von ihm ausgegangen sind, lassen sich während eines ganzen Jahrhunderts nachweisen. Sein Wissensdurst war unersättlich, und gerade das Entlegenste fesselte ihn, das alte Christenthum in Ostindien, apokryphe heilige Schriften bei den Armeniern und die krausen Antiquitäten aller Völker. Seine Lebhaftigkeit und sein nie versagendes Gedächtniß machten ihn zum berühmtesten Anekdotenerzähler unter den Freunden und bei Hofe; aber man wußte ihn hier auch als Lehrer in Geschichte und Geographie zu

schätzen. Man lachte herzlich, wenn der wohlbeleibte ehemalige Mönch in weinerlichem Tone die spaßhaftesten Geschichten erzählte; aber man verlachte ihn nicht, denn seine Rechtschaffenheit und sein religiöser und wissenschaftlicher Ernst waren überall anerkannt. Mit den Jesuiten lag er in steter Fehde; er haßte sie und traute ihnen alles Schlimme zu, selbst ein Complot zur Vernichtung des Ansehens der Heiligen Schrift. Im Jahre 1725 erhielt er Chauvin's Stelle als Professor der Philosophie am französischen Collegium. Als Historiker der Philosophie war er der Aufgabe wie Wenige gewachsen, aber sein Scholasticismus war veraltet, und der Entwicklung der Dinge nach Cartesius, dessen Philosophie er vertheidigte, war er nicht mehr gefolgt. Innerhalb der Societät hat er leider nicht viel bedeutet, weil er sich in die Jablonski's nicht zu schicken verstand, seine Empfindlichkeit ihn zu heftigen Äußerungen und unaufhörlichen Klagen fortriß und er bald nur die nothwendigsten Beziehungen zur Societät aufrecht erhielt. Um so eifriger correspondirte er, der unermüdliche gelehrte Briefschreiber, mit Leibniz über die verschiedensten wissenschaftlichen Fragen. „Der berühmte La Croze ist begraben," meldet Friedrich der Große an Voltaire (Mai 1739; Œuv. XXI. p. 292), „und mit ihm seine Kenntniß von zwanzig Sprachen, die Quintessenz der Weltgeschichte und eine Menge Geschichtchen. Fallait-il tant étudier pour mourir au bout de quatre-vingts ans?" Aber er hat ihn auch als „den gelehrtesten Mann Berlins, als das Repertorium des gesammten gelehrten Deutschlands, als ein wahres Magazin der Wissenschaften" bezeichnet.

Neben diesen bedeutenden Männern standen in der Colonie Charles Ancillon, Naudé, Chauvin, d'Angicourt u. A. Sie waren in verschiedenen Ämtern thätig und — mit Ausnahme des tüchtigen Cartesianers Chauvin und des geschätzten Mathematikers Naudé — wissenschaftlich nicht eben hervorragend; aber man hatte sie in die Societät aufgenommen, weil sie Vertreter der höheren und allgemeineren Bildung waren, die aus Frankreich herübergekommen war. In der Wirksamkeit für die Akademie wurden sie Alle von ihrem Landsmann Cuneau, dem Archivrath und Diplomaten, übertroffen. Obgleich er für die Societät nur eine einzige mathematische Abhandlung geschrieben hat, so bezeugt ihm doch der Hofprediger Jablonski: „Dieser ist fast die Seele und Bewegung nicht nur seiner Classis, sondern auch der ganzen Societät gewesen, welcher in allen wichtigen Dingen auch die Societät bei

Hofe zu vertreten den meisten Nachdruck zu geben gewußt." Die französische Litteratur, „welche die allgemeine europäische war", hatte in Berlin einen fruchtbaren Boden gefunden, auf dem sie durch Verschmelzung mit dem protestantischen Princip und den Anforderungen eines kräftigen protestantischen Gemeinwesens eine eigenthümliche Bedeutung gewann.

Aber in die inneren Fragen, die den deutschen Geist damals beschäftigten, drangen jene Franzosen nicht ein; die „europäische" Litteratur nahm an ihnen keinen Antheil, und auch Leibniz erkannte ihre Tiefe nicht. Was man mit dem abschätzigen Namen „Pietistische Bewegung" bezeichnete, barg, trotz seiner kümmerlichen Außenseite in Wahrheit das wichtigste Element des geistigen Fortschritts in sich und hatte eine ungleich höhere Bedeutung als die fruchtlosen Versuche protestantisch-katholischer Unionen. „Aus der Tiefe der lutherischen Theologie und der damit zusammenhängenden Weltansicht erhoben sich neue Tendenzen, zwar im Widerspruch mit den gerade vorwaltenden Systemen, aber auf ihrem Grunde beruhend."[1]) Wie sie einerseits die Kirchen der Reformation zu reformiren begannen und sich mit den neuen Theorieen verschmolzen, die über Staat und Gesellschaft im Gegensatz zur mittelalterlichen Ordnung der Dinge aufgestellt und durchgeführt wurden, so waren sie andererseits die Vorbedingung für die Entwicklung jener geistigen Freiheit und jenes inneren Reichthums, wie sie in der klassischen Zeit des deutschen Geistes errungen worden sind. Der brandenburgische Staat war in der Stiftung der Universität Halle auf sie eingegangen, ja hatte sie in seine Fundamente aufgenommen, und Berlin besaß den Mann, der sie erweckt hatte und in den Schranken einer fruchtbaren Entwicklung hielt. Aber vergebens sucht man den Namen Philipp Spener's in dem Album der Societät, der in ihren Acten einige Male mit Hochschätzung genannt wird. Warum er fehlt, bleibt ebenso räthselhaft wie das Fehlen Lenfant's und Beausobre's. Sein Schüler und Freund, August Hermann Francke, wurde bald nach der Stiftung zum auswärtigen Mitglied erwählt, und nicht der Geist der Orthodoxie, sondern ein milder Geist lebte in der Societät, sofern sie sich christlich-civilisatorische Aufgaben stellte und soweit sie theologische Fragen streifte. Aber Spener galt vielleicht der Societät als ein zu enger Deutscher — denn als Lutheraner gehörte er nicht zu einer „europäischen"

---

[1]) Ranke, Werke, 25. und 26. Bd. S. 453.

Kirche —, und umgekehrt mag ihm die Societät als eine seiner Eigenart fremde Einrichtung erschienen sein.

Das berlinische Haupt der Societät dagegen, der Hofprediger D. E. Jablonski (1660—1741), war durch Geburt, Schicksal und Neigung ein „europäischer“ Theologe und als solcher wohl berufen, in Leibnizens Abwesenheit die Societät zu leiten. Sein ökumenischer Protestantismus, dem alle nationalen Ecken und Kanten fehlten, war ein Erbtheil seines Heimathlandes und seines Großvaters. Jablonski stammte aus der Unität der böhmischen Brüder und war ein Enkel des Amos Comenius. Die religiöse Toleranz bei allem Ernst in der Vertheidigung des eigenen Glaubens, die Richtung auf das, was allen Protestanten gemeinsam ist, das unermüdliche Streben, sie zu einigen und die Bedrängten zu schützen, die praktische Haltung in der Religion — alles Ideale, die den quietistischen und auf sich beschränkten Lutheranern damals erst langsam aufgingen — waren dem Enkel des Comenius von frühester Jugend an gleichsam etwas Selbstverständliches. In die pietistischen Streitigkeiten mischte er sich nicht — ihm waren sie längst entschieden. Daß hier im deutschen Geiste etwas Verborgenes nach Freiheit rang, was auch die Reformirten noch nicht besaßen, ahnte er als Slave nicht. Mit der gründlichsten Kenntniß der reformirten Kirchen anderer Länder und der englischen Staatskirche, die er besonders schätzte, und mit einer trefflichen theologischen Ausbildung verband er die sicherste Einsicht, daß alles Denken und Reden auch n der Kirche unfruchtbar bleibt, wenn es nicht zur That treibt. Nach kurzem Wirken in Magdeburg, Lissa und Königsberg wurde er im Jahre 1693 nach Berlin als Hofprediger berufen. In diesem Amt hat er 48 Jahre unter drei preußischen Königen gestanden und 41 Jahre der Societät angehört, deren Mitstifter er, Pläne seines Großvaters verwirklichend, gewesen ist. Wie er in dieser Zeit den hervorragendsten Antheil an der preußischen Kirchenpolitik gehabt hat, die so eng mit der Politik des Staates verbunden war, so war er auch neben Leibniz, dem Haupte, und Cuneau, dem kundigen Geschäftsführer, der Leiter der Societät, zuletzt auch ihr wirklicher Präsident (seit 1733). Weder durch glänzende Gaben, noch durch bahnbrechende Leistungen ausgezeichnet, war er den Franzosen durch die Weite und Umsicht seines Blickes und seine reichen encyklopädischen Kenntnisse ebenbürtig und übertraf sie durch sein ungewöhnliches praktisches Geschick und durch die Ausdauer, mit der er einmal gefaßte Pläne verfolgte. Ein

rechtschaffener Mann, war er nicht fremd in der Welt der Politik, vielmehr ein kluger und in der Regel gewandter Geschäftsträger, hie und da auch geneigt, verborgene Wege zu gehen, und nicht immer so freimüthig und zuverlässig, wie es dem Deutschen geziemt. Obgleich nicht herrschsüchtig, machte es der stille, aber überall thätige Mann kräftigen Talenten in der Societät doch schwer, neben ihm aufzukommen, und besaß weder Neigung noch Geschick, wissenschaftliche Arbeiten anzuregen, die Jüngeren zu ermuntern, den Älteren freie Bahn zu machen und die Gelehrten-Republik wirklich als Republik zu leiten. Verdiente Mitglieder der Societät haben sein Wirken nicht selten als Druck und Bevormundung empfunden. Seine letzten Ziele waren überall nicht wissenschaftliche im strengen Sinne des Wortes, sondern, neben der nie rastenden Sorge für den Protestantismus im slavischen und ungarischen Gebiete, allgemein protestantische und civilisatorisch-pädagogische. Ihnen sollte auch die Societät dienen, die er durch die schwersten Tage — unter Friedrich Wilhelm I. — hindurchgerettet hat, der er aber höheres Leben einzuhauchen nicht fähig war. In der That — ihm, neben Leibniz, verdankt die Societät ihre Stiftung und ihm, nach Leibnizens Tode, ihre Erhaltung. Sie wäre untergegangen, wenn sie nicht diesen auch bei Friedrich Wilhelm hochangesehenen, ausdauernden und — wenn es sein mußte — gefügigen und schmiegsamen Mann besessen hätte.

Neben ihm und ihm unbedingt ergeben, stand sein Bruder Johann Theodor als Secretar der Societät. Er ist bereits oben charakterisirt worden. Er war im Stande, der Wissenschaft gleichsam als Buchhalter zu folgen, ohne je ein tiefer gehendes Interesse für sie zu verrathen. Der Societät hat er durch seine Gewissenhaftigkeit und Ordnungsliebe unschätzbare Dienste geleistet; aber ein bedeutenderer Mann, vor allem ein wirklicher Gelehrter, wäre an dieser Stelle sehr nöthig gewesen, und seine trockene, geschäftsmäßige Art, sowie sein bureaukratisches Regime veranlaßten manches treffliche Mitglied der Societät, sich von der gemeinsamen Arbeit möglichst zurückzuziehen.

Gottfried Kirch und Johann Leonhard Frisch leisteten die Arbeit. Kirch, der 61 Jahre, alt aus Guben an die Societät berufen wurde, ein Schüler Erhard Weigel's, war der hervorragendste Astronom, den Deutschland damals besaß. Er mußte in der ersten Zeit seines Berliner Aufenthalts seine Beobachtungen auf einer Privat-Sternwarte machen; nur wenige Jahre war es

ihm vergönnt, das Observatorium der Societät zu benutzen; denn er starb — durch Kränklichkeit oft am Arbeiten gehindert — bereits am 25. Juli 1710. Seine Kalender waren der Zuverlässigkeit ihrer astronomischen Angaben wegen geschätzt; ihm verdankt es die Societät, daß sie ihr Monopol wirklich ausnützen konnte. Die große Sammlung von Beobachtungen aber, die er in mehreren Quartanten veröffentlichen wollte, fand auch nach seinem Tode keinen Verleger; so ist von ihm nur Einzelnes verstreut gedruckt worden. Mit der Beobachtung der Kometen wird sein Name dauernd verbunden bleiben, und auch den Sonnenflecken und den veränderlichen Sternen wandte er ein besonderes Interesse zu. Unterstützt wurde er dabei von seiner Frau Maria Margareta und von einem jüngeren Astronomen Johann Heinrich Hoffmann († 1718), den die Societät ihm beigab. Maria Margareta Kirch (1670 – 1720) entdeckte den Kometen von 1702, besorgte einen großen Theil des Kalenderwerks, correspondirte mit Leibniz, dem sie ihre Beobachtungen schickte, und ist sogar mehrmals als astronomische Schriftstellerin (Über die bevorstehende Conjunction von Jupiter und Saturn 1712) aufgetreten[1]).

Der rüstigste und fruchtbarste Arbeiter, den die Societät seit 1706 besaß, war der aus Sulzbach stammende Johann Leonhard Frisch (1666—1743; Lehrer am grauen Kloster; 1708 Conrector, 1727 Rector; 1731 Director der Classis hist.-Germanica der Societät). Leibnizens Vertrauen genießend, nahm er sich ihn voll Verehrung zum Vorbild, arbeitete zum Theil nach seinen Rathschlägen und erwarb sich in unermüdlichem Streben eine ähnliche Vielseitigkeit und praktische Tüchtigkeit. Der vielbeschäftigte Pädagog und geschätzte Schulschriftsteller fand zu Allem Zeit, was ihn interessirte, widmete einen großen Theil seiner Kraft der Societät und griff nichts an, ohne es zu fördern. Er hat das Seidenwerk mit höchstem Fleiß eingerichtet und geleitet und blieb ihm treu, auch als ihn die Societät — die Jablonski's wollten ihm nicht wohl — ziemlich schnöde behandelte (s. u.). Aus dieser Arbeit ging eine Schrift über den Seidenbau (1713) hervor, der um-

[1]) Auch die Kinder von Kirch widmeten sich der Astronomie. Der Sohn Christfried (1694—1740) erhielt im Jahre 1717 die Stelle seines Vaters an der Societät und hat seine zahlreichen Beobachtungen in den Abhandlungen der Akademie niedergelegt. Die Tochter Christine (1696—1782) wirkte zuerst mit ihrem Bruder zusammen und hat später bis zum höchsten Alter im Dienst und Auftrage der Societät die Kalender für Schlesien hergestellt.

fassende, auf scharfen Beobachtungen ruhende Studien über die die Insecten und Parasiten folgten. Neben dem großen Werk über „allerlei Insecten“, zu dem er selbst die Abbildungen zeichnete, hat er eine noch umfangreichere Publication über die deutschen Vögel begonnen; die Zuverlässigkeit der nur etwas steifen Zeichnungen hat Cuvier gerühmt (très-exactes, sans être élégantes). Daneben trieb er gründliche slavische Studien; seine größte Bedeutung liegt aber auf dem Gebiete der deutschen Lexikographie und Dialektforschung. Hier folgte er den von Schottel und Leibniz gegebenen bahnbrechenden Winken und gab nach mehr als dreißigjährigen Vorstudien — auch über die Vocabula Marchica — ein deutsch-lateinisches Wörterbuch (1741) heraus, dessen Stärke in dem deutschen Theil liegt und das in der Geschichte der deutschen Lexikographie eine der vornehmsten Stellen behauptet; Grimm hat es das erste gelehrte deutsche Wörterbuch genannt und es als nicht veraltet bezeichnet. Er allein erfüllte die Aufgabe der „teutschgesinnten Societät“, die der Kurfürst gestellt hatte; denn die beiden Jablonski's, die sich auch an der deutschen Sprache versucht haben, vermochten als Ausländer nicht, in sie einzudringen, und gaben Proben ihrer Studien, die besser unterblieben wären. Endlich — auch im Chemisch-Technischen versuchte sich Frisch, und es gelang ihm, die Fabrication des eben von Dippel entdeckten Berliner Blaus so erheblich zu verbessern, daß er bedeutenden Nutzen aus dieser Erfindung ziehen konnte.

Neben Frisch sind unter den Deutschen noch der gelehrte Antiquar und Bibliothekar an der Spanheim'schen Bibliothek J. C. Schott († 1718), der sich namentlich mit Münzkunde beschäftigte, und der junge Spener (der Sohn Philipp's), der als Zoologe geschätzt war und eine bedeutende Sammlung besaß (er starb schon 1714), zu nennen. Eine gewisse Rolle muß auch am Anfang der Ober-Ingenieur Beer und der erste Leibarzt des Königs, Krug von Nidda, gespielt haben; doch ist Näheres nicht bekannt. Die übrigen Mitglieder — Hofprediger, Leibärzte, Architekten — dürfen übergangen werden, nach Leibnizens Regel, man solle Mitglieder, die nichts für die Societät thun, unbeachtet lassen. Indessen sei angemerkt, daß unter den Mitgliedern auch der Ober-Schloß-Baudirector Schlüter aufgeführt wird. Ein Mißgriff war es, daß der Rittmeister C. H. Oelven aufgenommen wurde. Er sollte der Societät schwere Tage bereiten.[1])

[1]) Nach dem Fasc. „Ernennungen“ im Akademischen Archiv (s. auch die von der Societät herausgegebenen Adreß-Kalender; auf dem Geh. Staatsarchiv befinden sich die von 1704 und 1706 ff.) sind zu den sechs Mitgliedern, die den Grundstock

Zusammengehalten wurde die Societät, deren Mitglieder sich im socialen Leben zum Theil sehr fern standen, durch Leibniz. Die Pflicht, die er in seiner Bestallung übernommen hatte, mit der Societät zu correspondiren, hat er in den Jahren 1700—1710 in gewissenhaftester Weise erfüllt und ist außerdem, so oft er konnte, auf Monate nach Berlin gekommen. Da Leibniz die Briefe, die er erhielt, sorgsam aufbewahrte, und ein großer Theil derselben noch jetzt auf der Königlichen Bibliothek zu Hannover erhalten ist, so sind wir in den Stand gesetzt, seine Correspondenz mit Berlin ziemlich vollständig zu überschauen. Er correspondirte mit der Königin Sophie Charlotte, später auch mit Sophie Dorothea, ferner regelmäßig mit dem Secretar J. Th. Jablonski, mit dem Hofprediger Jablonski, mit Cuneau, Ancillon, La Croze und Frisch; dazu kommen mehrere Briefe an die Hof- und Staatsmänner von Wedel, von Fuchs, Graf von Wartenberg, von Ilgen, von Spanheim, von Tettau, von Hamrath und von Printzen u. A. Endlich hat er auch zahlreiche Briefe mit der vertrauten Freundin der Königin, der Hofdame von Pöllnitz, mit Kirch, dessen Gattin, dem Astronomen Hoffmann, dem Seidenbauer Otto und dem Buch-

bildeten (die Jablonski's, Rabener, Cuneau und Kirch), im Jahre 1701 41 Mitglieder (einheimische und auswärtige), im Jahre 1702, 1703, 1709 und 1710 je 4, im Jahre 1704 und 1708 je 3, im Jahre 1706 6 und im Jahre 1707 8 Mitglieder aufgenommen worden (im Jahre 1705 fand keine Aufnahme statt). Nach dem Kalender für 1704 waren es im Jahre 1703 außer Leibniz 22 Berliner Mitglieder, im Jahre 1705 nur 19. Im Jahre 1707 waren es 20 einheimische und 32 auswärtige; im Jahre 1711 betrug die Zahl der Einheimischen und Auswärtigen zusammen 80. Factor und Buchhändler der Societät war Papen. — Unter den auswärtigen Mitgliedern der Societät aus ihrem ersten Jahrzehnt seien genannt: der bedeutende Orientalist Acoluthus in Breslau (er sollte nach Berlin gezogen werden, aber die Societät weigerte sich, zu seinem Gehalt etwas beizutragen, um kein Präjudiz zu schaffen), Basnage im Haag, die beiden Bernoulli in Basel und Groningen, Chamberlaine in London, H. A. Francke in Halle, Gothofredus in Leipzig, Hartsoeker in Düsseldorf, Heineccius in Halle, der berühmte Arzt Friedrich Hoffmann in Halle (kurze Zeit einheimisches Mitglied in Berlin), Caspar Neumann in Breslau — der Lehrer und väterliche Freund Chr. Wolff's, ein sehr vielseitiger, gründlicher Gelehrter, einer der ersten, der bevölkerungsstatistische Untersuchungen unternommen und angeregt hat, der Astronom Reiher in Kiel, der Abt J. A. Schmid in Marienthal, Varignon in Paris und Ch. Wolff in Halle. Mit allen diesen Gelehrten hat Leibniz correspondirt.

Der erste formelle Vorschlag, den die Berliner Freunde, welche den Grundstock der Societät bildeten, am 15. März 1701 Leibniz unterbreiteten, umfaßte 18 Einheimische und 12 Auswärtige (s. den Brief des Secretars an Leibniz von diesem Datum in dem Briefwechsel, Abh. d. K. Preuß. Akad. d. Wiss. 1897 Nr. 7).

händler Papen gewechselt. Man kann die Anzahl der Briefe, die von Berlin aus an Leibniz bis 1716 gerichtet worden sind — in den letzten Jahren wurde die Correspondenz schwächer — auf mindestens 5—600 berechnen, und nicht viel geringer kann die Summe der Antwortschreiben gewesen sein. Die meisten dieser Briefe handeln von der Societät oder gehen auf wissenschaftliche Fragen ein, die für die Societät bez. für die einzelnen Gelehrten in ihr von Wichtigkeit waren. So ist Leibniz, wenigstens bis zum Ende des Jahres 1710, nicht nur nominell, sondern wirklich der das Äußere und Innere leitende Präsident der Societät gewesen.

2.

Am 18. Januar 1701 setzte sich Friedrich in Königsberg die Königskrone auf's Haupt. Leibniz begrüßte dieses Ereigniß mit hoher Freude. In Briefen an den Grafen von Wartenberg und Spanheim sprach er sie aus und schlug jenem eine neue Devise für das Haus Hohenzollern vor („Ultra majores“). Auch in der Publicistik war er thätig, die Bedeutung der neuen Krone an's Licht zu stellen und auf Bücher und Schriften, die im preußischen Interesse erschienen, aufmerksam zu machen. Sein „Auszug verschiedener, die neue preußische Krone angehender Schriften“ (Juli und August 1701) beginnt mit einer Vorrede, in der er Folgendes schreibt: „Die Aufrichtung des neuen preußischen Königreichs ist eine der größten Begebenheiten dieser Zeit, so nicht, wie andere, auf wenige Jahre ihre Wirkung erstrecket, sondern etwas nicht weniger Beständiges als Vortreffliches herfürgebracht. Sie ist eine Zierde des neuen Säculi, so sich mit dieser Erhöhung des Hauses Brandenburg angefangen und ihm mit einem so herrlichen Eingange sich gleichsam zu dauerhaftem Glück — Gott gebe beständigst — verbindet“. Die lateinische Gratulationsepistel der Societät an den König hat er abgefaßt; er sah voraus, daß die Königskrone dem Protestantismus, dem Deutschen Reich und der Akademie zu Gute kommen werde.

Mit großen Hoffnungen freilich hatte Leibniz Berlin nicht verlassen. „Man wird vielleicht verspüret haben, daß nach meiner Abwesenheit auch mich betreffend eine Kaltsinnigkeit sich erzeiget“, schrieb er am 31. December 1700 an den Hofprediger (Hannov. Bibl.) —; „bitte derowegen umb sincere Nachricht“; „aber“, fügt er muthig hinzu, „ich achte es deswegen nicht, weil wir solche Sachen haben, daß wir die Leute zu Estime zwingen können“.

Die „Büchertaxe“, als Privileg der Societät, betrieb er eifrig, aber umsonst. „Bitte also ohne Bedenken, die Expedition möglichst zu befördern, damit der Effect schon vor Ostern da sei. Die Societät hat es wohl von Nöthen; es war bei meiner Anwesenheit eine ausgemachte Sach und wäre erfolgt, wenn ich etwa 14 Tage dagewesen. Man lasse sich durch Besorgnisse und einige böse Dispositiones bei Hof nicht schrecken; qui se fait brebis, le loup le mange.“

In den ersten sechs Monaten des neuen Jahres betrieb die Societät vor allem die Aufnahme der einheimischen und auswärtigen Mitglieder, die Vorbereitungen zur Eröffnung, den Bau des Observatoriums und die Kalendersache. Immer hoffte man noch, am Geburtstage des Königs die Societät wirklich einrichten zu können, „damit sie an dem Tage, an welchem sie vorigen Jahres empfangen worden, nun auch geboren würde“. Allein man hoffte vergeblich. So mußte man sich damit begnügen, wenigstens die Diplome für alle Mitglieder auf einen Tag, eben den Geburtstag des Königs, auszufertigen. Diese selbst wurden nach einem von Leibniz selbst corrigirten Concepte der Societät (als Vorbild diente das Pariser Diplom) hergestellt. Ohne sein Vorwissen ist am Anfang kein Mitglied aufgenommen worden; eifrig correspondirte man über sie, und nicht alle Vorschläge des Präsidenten wurden acceptirt. Von einer Bevorzugung welfischer oder französischer Gelehrten durch diesen kann keine Rede sein, ja man wundert sich, wie spärlich ihre Anzahl gewesen ist.

Für die Convente suchte man im Februar ein Gemach im Rathhaus zu bekommen, erhielt es aber nicht; so kam man zwanglos — wöchentliche Sitzungen wurden beschlossen, scheinen aber nicht streng eingehalten worden zu sein — in den Wohnungen der leitenden Mitglieder zusammen, bis am 7. December 1701 durch königliche Anordnung der Societät die Marine-Commissionsstube im Collegienhaus in der Brüderstraße eingeräumt wurde. In dieses Haus sollte auch die große Spanheim'sche Bibliothek, die der König angekauft hatte, gebracht werden. Das Wichtigste war nach Aufnahme zahlreicher Mitglieder in Berlin, die Societät zu formiren und die Pflichten und Rechte der Mitglieder festzusetzen. Hier traf man leider Bestimmungen, die die Wirksamkeit der Societät lähmen und den Keim zu Unzufriedenheit und Eifersucht legen mußten. Man konnte sich nicht entschließen, alle Einheimischen als vollberechtigte Mitglieder aufzunehmen, schuf vielmehr solche

erster und zweiter Klasse. Nur das Concilium (auch Consilium genannt) sollte die inneren und äußeren Angelegenheiten der Societät leiten; die übrigen, d. h. die große Mehrzahl, sollten lediglich wissenschaftliche Mitarbeiter sein, ohne Einfluß auf den Gang der Geschäfte. Nicht einmal die General-Instruction bekamen sie zu Gesicht; es sollte vielmehr nur ein kurzer Auszug für sie ausgearbeitet werden. Bei den „außerordentlichen" Sitzungen sollten sie nicht zugegen sein, sondern nur zu den ordentlichen wissenschaftlichen hinzugezogen werden. Die ganze ökonomische Lage der Societät blieb ihnen verborgen, und die Anregung zu Unternehmungen konnte niemals von ihnen ausgehen. Diese Organisation ist in den Briefen zwischen Leibniz und den Jablonski's festgestellt worden, sie ist vielleicht eine Nothwendigkeit gewesen: man durfte der großen Menge von Mitgliedern nicht sofort die Geschäfte einer noch werdenden Anstalt ausliefern; aber sie schuf in Wahrheit eine unbeschränkte Oligarchie der Concilsmitglieder, rief in steigendem Maaße den Unwillen gegen diese „Arcanisten" hervor und nahm den Rechtlosen die Freudigkeit zur Mitarbeit.

In den ordentlichen Sitzungen sollten nach Leibnizens Vorschlag sowohl eigene Untersuchungen und Experimente vorgetragen als planmäßige Referate über neue wichtige Erscheinungen erstattet werden. Zu dem Zwecke sollte man alle wissenschaftlichen Zeitschriften anschaffen und die Berichte über ihren werthvollen Inhalt unter die Mitglieder vertheilen. Der Plan, über jedes der drei Hauptdepartements der Societät einen Decan zu stellen und einen Vicepräsidenten zu ernennen, wird vom Hofprediger in einem Schreiben an Leibniz vom 18. Juni vorgetragen. Wichtig ist es endlich zu bemerken, daß Leibniz es gewesen ist, der in einem Brief an von Wedel verlangt hat, daß die große wissenschaftliche Unternehmung magnetischer Beobachtungen in Rußland unter die Direction des ersten Ministers gestellt werde. Er hat damit selbst die Oberleitung der Societät durch den Minister angeregt — eine Sache, die ihm, als sie durchgeführt wurde, doch unerwartet kam und ihm eine schwere Kränkung bereitete. —

Am 15. Januar 1701 schrieb der Hofprediger an Leibniz: „Der Hauptpavillon des Observatorii ist ein Stock über die Erde heraufbracht, zu dem Eck-Pavillon des Observatorii ist der Grund durch Einrammung der nöthigen Pfähle geleget, so daß beide nächsten Sommer werden fertig sein können." Gemeint ist der westliche Eck-Pavillon; der östliche, der Ende des Jahres 1700

fertig gestellt und ursprünglich der Societät als Wohnung des Astronomen Kirch (außer dem Mittel-Pavillon) versprochen war, wurde ihr nicht übergeben. Dagegen sicherte ihr eine königliche Ordre vom 7. Februar 1701 den Mittel-Pavillon und den zu erbauenden westlichen Pavillon (als Wohnung des Astronomen) zu und befahl die Ausführung des letzteren. Am 11. Juli wurde durch ein Rescript die Fertigstellung beider Gebäude bis zum Winter eingeschärft. Die Arbeit blieb aber bald liegen.

Die Sorge für die Kalender mußte die wichtigste Aufgabe sein; denn auf ihnen beruhte die Existenz und die Zukunft der Societät. Der Kalender für 1701 wurde in den Provinzen keineswegs freudig begrüßt, und die Provinzialregierungen unterstützten häufig den Widerwillen der Leute. Die Anlage sei anders als es die Bürger und Bauern gewohnt seien; die Mondveränderungen müßten mit ausgeschriebenen Buchstaben stehen; es müßte gesagt sein, „was in jedem Viertel vor Witterung zu vermuthen sei, item was sonsten einem Hausmann nützlich zu observiren"; die Sonn- und Feiertage müßten mit rothen Buchstaben abgesetzt werden u. s. w. Das Ansinnen, im Voraus anzugeben, wie viel Kalender ungefähr in ihrem Bereiche nöthig seien, hatten die Provinzial-Regierungen schon früher zurückgewiesen; auf diese Frage Antwort zu geben, sei unmöglich. Das Ministerium erklärte am 6. November 1701, die Societäts-Kalender würden in Zukunft so gut eingerichtet werden, daß sie anderen Kalendern in nichts nachstehen werden; deshalb müsse man das Privilegium der Societät streng einhalten. Wirklich that diese ihr Möglichstes, etwas Gutes zu liefern. Wieder war es Leibniz, der auch hier eingriff und sich nicht für zu vornehm hielt, dieses Werk zu betreiben. Er bezeichnete die Kalender als „die Bibliothek des gemeinen Mannes" und erkannte, daß man zweckmäßige Varietäten bieten müsse, um sie einzubürgern:

„Die Kalender haben freilich mehr Varietät nöthig, und muß man suchen, sie auf allerhand Weise angenehm zu machen und zu consideriren als die Bibliothek des gemeinen Mannes. Es wäre zu dem Ende gut, daß man eine gute Quantität alter Kalender ansehe und consultire. Item Simplicissimi [sic dicti] ewigen Kalender.

Es wäre auch gut, weil die Veränderung die Feste verrücket, daß man denen Bauern zum Besten anzeige und specificire, wo nun die ihnen bekannten Tage hingefallen. Ich schicke hier einen Hof-Kalender von Wien. In den unsrigen könnte man die Krönungs-Acta bringen.

Es könnte auch ein Kalender gemacht werden, darin alle K. vornehmste Bedienten nach den Collegiis und allerhand Landsachen, so den Unterthanen

zu wissen dienlich[1]). Item ein allgemeiner Post-Kalender vor die Reisenden in allen K. Landen, so mit einer Geographischen Karte, so die Post-Routen andeutete, und daraus zu ersehen, welche Zeit die Post an den fürnehmsten Orten durch passire.

Also ein Gerichts-Kalender, darin die Termini und andere dienliche Nachrichten die Tribunalia betreffende.

So könnte auch wohl ein Polizei-Kalender gemacht werden, darin allerhand Verordnung zu Nachricht vor manniglich angedeutet. Also Münz- und Wechsel-Rechnungen, Reductio nach dem Leipzigischen Fuß, Zins-Rechnungen. Es könnte auch ein Andachts-Kalender sein, darin alle Wochen und bei den sonderbaren Tagen kurze doch nachdenkliche Andachten an Hand gegeben.

Andere Mathematische, Physicalische, Oeconomische und historische Sachen, Veränderungen durch Geburt, Absterben, Verheirathung großer Herrn, Wappen und dergl. zu geschweigen. Ich habe einsmals zu Berlin erinnert, daß man von Regensburg aus, auch aus den Mercuriis und Relationibus leicht die Veränderungen haben und zu Ende des Jahres in einem Reichs-Kalender aller Fürstl. und im Reich Stimme habender Familien, Gräfl. Personen und Residentzen oder doch wenigstens die Veränderungen anführen könnte.

Allein zu diesen Dingen werden mehr Personen und andere Anstalt erordert, als wir jetzo haben. Doch kann man ein und anders bereits vornehmen, viel auch aus alten Kalendern brauchen. Theil-Appendices können a part verkauft werden, und gehen sie nicht alle ab, dienen sie künftiges Jahr wiederum. Einige Sachen, so beständig bleiben, kann man in Kupfer stechen, die Ephemerides figuratae wären nicht zu vergessen. Ich habe unterschiedene Vorschläge gelassen, so Herr Hofr. Cuno communiciren wird. Bitte daraus dienliche Agenda pro Memoria zu ziehen. Ich habe im Vorigen geschrieben wegen der Spritzen zu Duisburg, bitte, daß man sich deshalben wegen der Societät erkundige."

Schon am 31. Januar 1701 erkundigte sich Leibniz, ob das Kalenderwerk „proportionirliche Hoffnung eines guten Ertrags gebe". Der Secretar antwortete, der Abgang sei so groß nicht gewesen, als vermuthet worden; „es werden derselben viel tausend liegen bleiben". Bald darauf schreibt er, der vierte Theil werde liegen bleiben; man dürfe aber für das nächste Jahr auf besseren Vertrieb hoffen, da der Kalender rechtzeitig erscheinen und man auch eine Varietät beobachten werde. Leider wurde das Erscheinen doch durch Kirch's Unpäßlichkeit aufgehalten; erst um Michaelis wurde er ausgegeben. Der projectirte Hof- und Staatskalender war in Arbeit. —

Schon lange hatte die Königin gewünscht, Leibniz wieder bei sich in Berlin zu sehen. Der Hofprediger hatte ihm dies in ihrem

---

[1]) Einen solchen gab die Societät wirklich — zum ersten Mal für das Jahr 1704 — regelmäßig heraus. Die Anlage hat Leibniz mit Cuneau und dem Secretar genau erörtert.

Auftrag auf's Neue im April geschrieben, aber seine Reise verzögerte sich aus Gründen, die wir nicht kennen. Seit dem Herbst waren es aber nicht mehr Angelegenheiten der Wissenschaft oder der Societät allein, die Sophie Charlotte Leibnizens Gegenwart wünschenswerth erscheinen ließen, sondern hochpolitische Affairen. Die englische Successionsacte, die am 7. September im Haag geschlossene große Allianz gegen Ludwig XIV. und die hannover-wolfenbüttelsche Verwicklung erregten die Königin und brachten sie zu dem Entschluß, einzugreifen und die preußische Politik zu leiten. Als Leibniz am 30. September in Berlin eintraf, war seine Sorge für die Societät nur der Vorwand; in Wahrheit kam er als außerordentlicher geheimer Geschäftsträger der Königin. Die Kurfürstin-Mutter in Hannover, der Kurfürst und der hannoversche Geheime Rath waren im Einverständniß, der letztere beargwöhnte dennoch den unzünftigen Diplomaten. Auf die Sache selbst ist hier nicht einzugehen. Leibniz hat vielleicht niemals eine so actuelle Rolle als Politiker gespielt wie in diesem Winter, in welchem er, zwischen Berlin und Hannover hin und her reisend und jene förmliche Vollmacht der Königin in der Tasche, die er vor ein paar Jahren umsonst begehrt hatte, die Absichten der beiden Fürstinnen zu verwirklichen strebte. Diese gingen auf die engste Verbindung und die gemeinsame Politik der beiden Höfe. Dem hinter dem hohlen Staatsmann Grafen von Wartenberg klug zurücktretenden, umsichtigen Minister von Ilgen war Leibnizens Mission nicht unbekannt, aber ob er ganz in die umfassende Correspondenz eingeweiht war, die dieser damals von Berlin aus mit der Kurfürstin Sophie führte, darf man wohl fragen. Erst nach vier Monaten kehrte Leibniz definitiv nach Hannover zurück.

Aber obgleich er damals ganz durch die Politik in Anspruch genommen schien, vergaß er doch weder die „Irenica“, die allerdings mit den politischen Fragen in Zusammenhang standen, noch die Societät. Am 4. October, 7. November und 30. December präsidirte er den Sitzungen. Um ihr ein gemeinnützliches Wirken zu sichern, arbeitete er wiederum Denkschriften an den König aus — über medicinische und meteorologische Observationen, die allgemein im Lande anzustellen seien, aus denen die Societät „Annales physici“ auf Grund halbjährlicher Berichte zu entwerfen habe, ferner über die civilisatorisch-evangelische Mission der Societät in die östlichen Länder. Dabei plante er, ein Privilegium auf den Druck slavischer Erbauungsbücher beim Czaren für die Societät

zu erbitten, von dem er sich für die Mission und für den Fundus der Gesellschaft viel versprach. Verhandlungen mit einem Drucker wurden bald begonnen[1]). In dieser Denkschrift erinnert er auch an die magnetischen Beobachtungen, deren Bedeutung für die Schiffahrt dem Czaren einleuchten werde; der nach Rußland gehende preußische Gesandte solle angewiesen werden, in diesem Sinn thätig zu sein. Endlich verknüpft er das Missionswerk mit den Unionsbestrebungen: der Mission würde es höchst schädlich sein, wenn Lutheraner und Reformirte getrennt wirkten; das müßte man auch in Sachsen einsehen; so wäre „mit Saxonicis zu überlegen, wie die Sach zu fassen, damit in den entfernten Landen beiderseits Protestirende de iisdem sacris participiren könnten"; damit wäre aber das negotium pacificum sehr gefördert. Das Geld, das man nöthig habe, könne aus einer Erbschaftssteuer gewonnen werden, auch könne „lege publica eingeführt werden, daß bei jedem Vermächtniß ein legatum ad pias causas sub certo modo et sub certa poena nicht vergessen werden dürfte".

In einem am Ende seines Berliner Aufenthaltes für den König aufgesetzten Pro Memoria hat Leibniz zusammengefaßt, was die Societät bisher geleistet und wodurch sie gehindert worden, und auf's Dringendste gebeten, ihren Fundus zu vermehren, da sie sonst der ihr gesetzten Aufgabe nicht zu entsprechen vermöge.

„Man hat astronomische Observationes angestellet, so viel vor Ausbauung des Observatorii füglich geschehen können, man hat neue Rechnungs- und Meßkünste angewiesen, dadurch schwere und nützliche Aufgaben aufzulösen. Es ist ein neuer Phosphorus von einem Gliedmaaß der Societät erfunden worden, so in einem verschlossenen Glas durch bloße Bewegung allezeit leuchtet und die vermeinten lucernas immortales der Alten dargeben kann, auch sind andere schöne Experimenta gepriesen worden. Man hat auch besondere machinas ausgedacht, dadurch Dinge von Nutzen und Wichtigkeit auszurichten. Man hat einige uralte Zeichen der Chineser erläutert, so sie nun von 2000 Jahren her selbst nicht mehr verstehen, und die doch einen neuen mathematischen Schlüssel in sich halten. Man hat in dem Alterthum der teutschen Sprache nicht wenig entdecket, das Celtische mit dem Teutschen zusammen gehalten, alte teutsche Manuscripta nützlich angewendet, auch Monumenta der teutschen Historia ans Licht bracht und hoffet, dermaleins zu einem rechtschaffenen teutschen Wörter-Schatz gelangen zu können, sonderlich

---

[1]) In dem Akademischen Archiv sind Acten über Verhandlungen vorhanden, die mit einem gewissen Kopijewitz geführt wurden, der den Druck polnischer und russischer Bücher übernehmen sollte. Auch wurden Pläne gemacht, selbst eine Druckerei und Buchhandlung einzurichten, aber sie kamen nicht über das Vorstadium heraus.

da durch hohe Hülfe die Kunst- und andere besondere Wörter, so bei verschiedenen Sorten der Menschen in Gebrauch, zusammen zu bringen sein möchten, so den Sprachen und Künsten zugleich zur Beförderung gereichen würde. Es würde auch verhoffentlich K. Maj. bereits einen oder mehr Observatores durch Moscau in die große Tartarei und bis nach China haben gehen lassen, in den fast noch unberührten Ländern ganz neue Dinge zu entdecken und zugleich Missiones evangelicas zu veranlassen, wenn nicht der nordische Krieg dazwischen kommen. Und jezo ist man begriffen die Sache also zu fassen, daß jährlich einige Miscellanea durch Veranlassung der Societät herfür kommen mögen."

Aber die Durchführung aller dieser Unternehmungen und der Druck der Kirch'schen Observationen erfordere Geld. Wieder werden die alten Vorschläge nutzreicher Privilegien gemacht, besonders das Büchercommissariat, und neue hinzugefügt. Unter diesen ist der Vorschlag einheitlicher Regelung der Maaße und Gewichte durch die Societät (nach dem Decimalsystem zur Vermeidung der Brüche) der werthvollste.

Aber auch in seiner politischen Correspondenz mit der Kurfürstin-Mutter zeigt Leibniz, daß er die Societät nicht vergessen hat. Am 21. October 1701 schreibt er ihr:

„Je suis maintenant à Oranienbourg pour quelques jours, pour travailler aux intérêts de la nouvelle Société Royale des Sciences. Le roi me témoigne de la vouloir favoriser. Et comme on dépêche au résident en Moscou, il sera chargé encore de quelques ordres qui regardent nos missions dans ce pays-là et vers la Chine.[1] On traite aussi avec les Anglais et Hollandais, touchant le passage dans la Méditerranée et les Etats du grand seigneur par ceux de Brandebourg et de l'empereur. Car on peut aller par eau de Hambourg à Breslau, et après quelque trajet de terre jusqu'à Vienne, on va par le Danube jusque dans la mer noire. On attend aussi des Arméniens pour le négoce de Kœnigsberg, jusqu'en Perse.

Mons. le grand chambellan m'a témoigné, combien le roi est résolu de faire ce qui dépend de lui pour la cause commune, et le comte de Wartenbourg [sic] lui-même considère comme un grand bonheur la présente union des maisons de Brandebourg et de Brunsvic, qu'il travaillera toujours d'entretenir."

---

[1]) Der Gesandte Lubiniezki erhielt im Januar wirklich solche Aufträge. (In einem Schreiben spricht Leibniz sogar von „Al. Lubiniezki envoyé de la société vers le Tzar." Übrigens war er am 13. Mai noch nicht abgereist.) „Er hat sich in der Astronomie, soviel ihm zu seinem Zweck nöthig, genugsam perfectioniret und wartet nur noch einiger Instrumente, nach deren Erhaltung er fertig sein wird, seine Reise anzutreten. Die Chartam magneticam, im Fall er es vergessen sollte, abzufordern wird man schon eingedenk sein." Auch am 27. Mai „übte er sich noch in der Astronomie."

„Par la vôtre“ — erwidert die Kurfürstin am 29. October — „d'Oranienbourg je vois que vous avez la plaisir de voir exécuter vos belles idées. J'espère que nous verrons bientôt un livre des missions qui se doivent faire, et que j'aurai au moins le plaisir de le lire.“

In den Briefen, die er in diesen Monaten — sobald er vorübergehend wieder in Hannover war — der Königin geschrieben, findet er Zeit, sich witzig mit einem Goldmacher zu beschäftigen, der damals Berlin unsicher machte, und zugleich der Societät zu gedenken. „Bei mir vermehrt sich nicht das Gold, sondern die Jahre“:

„pour V. M. c'est une autre affaire. Son âge et sa bourse lui donnent le moyen d'attendre et de parvenir. Ainsi je lui conseille très humblement de practiquer quelque laboratoire dans son bâtiment de Luzenbourg, et d'y loger quelque habile chimiste à qui j'irai souvent rendre visite au sortir de la Bibliothèque que V. M. y va dresser, passant par le cabinet des raretés naturelles, qui sera entre deux .... Il est vrai que l'or nous fournirait bien d'autres choses. Mais V. M. n'en a-t-elle pas plus que tous les chimistes ne nous feront? Ainsi Luzenbourg peut devenir Heliosophopolis sans la pierre.“

Seine Abreise aus Berlin verzögerte sich einer Unpäßlichkeit wegen. Als er es endlich verließ, hatte er nichts für die Societät erreicht, kaum Versprechungen. Schmerzlich war es ihm auch, daß seine in den Denkschriften niedergelegte außerordentliche Arbeit für die Societät und seine Bemühung in Irenicis, die ihm manche Kosten verursachte, vom Könige nicht belohnt wurde. Auf seine Bemerkung an den vertrauten Hofprediger antwortete dieser: „Es geschieht wohl, daß ein großer Herr eine Zeit lang etwas schuldig bleibt; zu seiner Zeit aber erfolgt Capital und Zinsen mit einander“. An Burnet de Kemney schrieb Leibniz gleich nach seiner Rückkehr aus Berlin etwas resignirt, die Societät, die der König eingerichtet und mit deren Sorge er ihn betraut habe, könne „mit der Zeit“ etwas nützlicher werden; „mais on ne peut avancer que lentement en ces matières dans les conjonctures présentes, où les princes sont obligés de tourner leurs principaux soins du côté de la guerre“.

3.

Der Astronom der Societät entdeckte im Frühjahr 1702 einen neuen Kometen — der gelehrten Welt wurde das freudig mitgetheilt —, aber der Ausbau des Observatoriums kam nicht zu Stande. Wiederholt schrieb man Leibniz, es werde in einigen

Monaten beziehbar sein, bereits werde das Innere in Angriff genommen; man verschob die „Einrichtung" der Societät bis zur Einweihung des Gebäudes; noch am 15. April 1704 berichtete der Secretar, „der Bau gehe immer fort"; aber er blieb bei allem Fortschritt so unfertig wie die Societät selbst, und sein Zustand lähmte diese so sehr, daß die regelmäßigen Sitzungen aufhörten — man nahm sich vor, sie wieder einzurichten, wenn man das eigene Haus bezogen habe. Plötzlich kam die niederschlagende Kunde von einer großen Veränderung im Kammerwesen, durch die alle königlichen Bauten sistirt wurden (Mai 1704). Die finanzielle Lage war in der That durch den Aufwand des Hofes und die schlechte Verwaltung so bedenklich geworden, daß die neue Amtskammer nur noch das Nothwendigste weiterführte und die Gebäude halb fertig stehen ließ. Zwar machte die Societät sofort eine Eingabe beim Oberkammerherrn (Juni 1704); aber trotz einer königlichen Anweisung an die Kammer geschah nichts. Diese verweigerte den Bau „unter allerhand nichtigen Vorwänden". So blieb nur die Hoffnung, daß Leibnizens Autorität, persönlich geltend gemacht, Hülfe bringen oder daß der Gönner der Societät, Hr. von Tettau, sein Versprechen halten und eine königliche Ordre bewirken werde. Man befand sich also nach Verlauf von vier Jahren auf dem alten Fleck: wohl ragte das stattliche Thurmgebäude in die Lüfte, aber kaum im Rohbau war es fertig. —

Im Februar 1702 war Leibniz nach Hannover zurückgekehrt; bereits im März wollte ihn die Königin, die ihn als ihren Beamten betrachtete, wieder in Berlin sehen. Im Mai ging er dorthin, der wissenschaftliche Austausch mit der Königin, an dem auch Toland Theil nahm und der die höchsten Fragen umfaßte, überragte jetzt den politischen. Nach zwei Monaten verließ er Berlin, kehrte aber im September abermals dorthin zurück und blieb nun mindestens bis zum 8. Mai 1703. Da er sich überzeugt hatte, daß die bisher von ihm für die Societät vorgeschlagenen Privilegien keine Hoffnung gewährten, so faßte er nun einen neuen Plan, den er sofort mit allem Nachdruck betrieb. Er hatte sich schon seit 10 Jahren für den Seidenbau interessirt; nun wollte er ihn in Preußen einführen und der Societät das Monopol erwirken. Keine andere Angelegenheit der Societät hat er in den folgenden Jahren mit solchem Eifer und solcher Zähigkeit betrieben wie diese. Er klammerte sich an sie, weil er in ihr die letzte Hoffnung sah, der

Societät eine breitere Grundlage zu geben und sie für größere Unternehmungen auszustatten. Die Zahl der Entwürfe für das Seidenwerk von seiner Hand (in der Bibliothek zu Hannover, in den Societätsacten fol. 149—179, 112—125 und sonst) ist außerordentlich groß und ebenso die Zahl der Briefe, die er in dieser Sache geschrieben hat. Da er bei seinen früheren Vorschlägen nicht die nöthige Unterstützung gefunden hatte, so beschloß er diesmal, die Autorität der Königin anzurufen; sie sollte die Protection des Seidenbaus übernehmen und den König bestimmen, seine Gunst diesem Werk zuzuwenden.

Die erste Nachricht besitzen wir in einem undatirten, aber spätestens dem December 1702 angehörenden Briefe von Leibniz an die Königin:

„Conformément aux ordres de V. M., j'ai parlé hier à M. le grand chambellan, touchant la concession de la culture de la soie. Il m'a demandé un papier pour se mieux souvenir des circonstances, et je lui ai donné celui-là même que j'ai lu à V. M., où la chose était expliquée en peu de mots. Je laisse juger, si V. M. voudra faire appeler Elle-même M. le grand chambellan chez Elle exprès, pour lui en parler; mais surtout il sera bon qu'Elle parle au plus tôt à M. le grand veneur, afin qu'il favorise l'affaire. Mais il sera bon surtout que V. M. continue d'en parler au roi. L'affaire est plus importante qu'elle ne semble. Je rends compte de l'affaire par ce billet, n'étant pas en état de le faire aujourd'hui de vive voix.“

Die Königin übernahm die Protection und stellte am 8. Januar 1703 Leibniz eine förmliche Vollmacht aus, „von Unseretwegen und zum Besten der Societät, die Einführung der Seidenziehung in diesen Landen gehörigen Orts zu suchen und, so viel an ihm, zu Richtigkeit zu bringen“. Der König zeigte sich in einer Leibniz gewährten Audienz der Sache günstig, und dieser stellte nun auf Grund eines ausführlichen Pro Memoria's den Antrag, daß mit der Vorberathung die beiden Minister von Fuchs und von Ilgen betraut würden. In mehreren Schreiben suchte er selbst die Minister und höheren Beamten für die Sache zu interessiren. Nach seinem Vorschlag sollte der König neun Punkte gewähren:

1. Ein privilegium perpetuum an die Societät, daß sie allein in dem ganzen Königreiche Rohseide herstellen dürfe.
2. Die Überweisung der Königlichen Maulbeergärten zu Cöpenick, Potsdam, Glinike, Bornim u. s. w. an die Societät (gegen einen Grundzins).
3. Die Anweisung geeigneter Plätze in allen Provinzen zur Anlage von Maulbeer-Baumschulen und die Unterstützung der Einrichtung durch Frohndienste und Zaunholz-Lieferung.

4. Die Anlage von Maulbeer-Alleen zur Nutzung der Societät.
5. Das Verbot, daß irgend Jemand Maulbeerbäume ohne Bewilligung der Societät pflanze.
6. Die Einräumung von Gebäuden zur Zucht der Seidenraupen.
7. Das Recht zur Verarbeitung der Seide (dabei soll sich die Societät der Leute bedienen, welche bereits mit dergleichen in des Königs Landen ihre Nahrung treiben, wenn sie sich billig und bequem erzeigen).
8. Die Bestimmung, daß Jeder, der der Societät Verbesserungen für den Seidenbau vorschlägt, für sich und seine Erben den 10. Theil des Überschusses genießen solle.
9. Einen Vorschuß zur Einrichtung des Werks.

Alles schien im besten Gang zu sein, als plötzlich der Rath Hamrath (5. Februar 1703) Leibniz im Auftrag des Königs mittheilte, die Jahreszeit sei bereits zu weit vorgeschritten, um für diesen Sommer das Werk einzurichten; es sei auf das nächste Jahr zu verschieben; wenn die Betreibung der Seidensache der einzige Grund seines Aufenthalts in Berlin sei, so stünde seiner Abreise nichts im Wege.

Man war am Hofe augenscheinlich mißtrauisch gegen ihn geworden und suchte ihn zu entfernen. Bereits trat das ein, was zu befürchten war und was Leibniz selbst in einem Brief an die Königin vom 8. Mai 1703 aussprach — er gerieth zwischen zwei Stühle:

„Je n'espère pas que le roi sera prévenu contre moi, parce que je suis d'Hanovre, et que la société royale en souffrira. En ce cas je serais doublement malheureux, ayant été soupçonné à Hanovre d'un trop grand attachement pour Berlin. Mais je vais au bien général qui est le vrai intérêt des deux cours. V. M. me peut rendre bon témoignage de l'un et de l'autre côté.“

Diesen Brief schrieb er von Berlin aus an die in Hannover weilende Königin; er hatte sie nicht dorthin begleiten können, obgleich man ihm den Wink gegeben hatte; denn er war leidend, und er wollte das Schlachtfeld nicht verlassen, ohne das Seidenprivileg erobert zu haben. An diesem lag ihm jetzt Alles; denn er sah die Societät und mit ihr das Ansehen des Königs, der sie gestiftet, dahin fallen, wenn es nicht bewilligt wurde. So legte er jenem Brief ein ostensibles, für den König bestimmtes Schreiben bei, in dem er noch einmal die kritische Lage der Societät auseinandersetzte und in den dringendsten Worten die Einführung des Privilegs, das ja so gut wie nichts koste, erbat. Mit Recht durfte er sagen, daß ihn die reinsten Absichten beseelen und daß er nur die Wissenschaft und den Ruhm des

Königs im Auge habe. Allein, daß er nebenher auch politische Geschäfte geführt hatte, war unleugbar, und daß man sie in Berlin unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtete als unter dem „des Wirkens für das allgemeine Wohl", ist nicht verwunderlich.

Von Hannover aus hat Leibniz die Erlangung des Privilegs weiter betrieben und sich keineswegs durch den ersten Mißerfolg abschrecken lassen — Cuneau übernahm es, in Berlin für dasselbe thätig zu sein —; allein seine Freudigkeit zur Sache hatte doch einen gewaltigen Stoß erlitten. Die neue Spannung, die zwischen Hannover und Preußen eintrat, stimmte ihn traurig und unmuthig; er sah sich in Berlin beargwöhnt, und das konnte auch nicht ohne Folgen für sein Verhältniß zur Societät bleiben.

Unter solchen Umständen wandte sich der unermüdliche Mann, ohne seine Beziehungen zu Berlin aufzugeben, Dresden zu und suchte dort eine Societät der Wissenschaften zu begründen, die mit der Berliner correspondiren sollte. Von Anfang an war ja sein Absehen nicht auf eine wissenschaftliche Anstalt gerichtet, sondern auf die Schöpfung eines ganzen Systems von Akademieen. Mit dem sächsischen General Grafen von Flemming und dem Pater Vota betrieb er den Plan, dessen er zuerst in einem Briefe an den letzteren vom 3. September 1703 Erwähnung thut. Im Januar 1704 war er persönlich in Dresden, wußte auch Patkul zu interessiren und setzte sich mit dem berühmten Leipziger Gelehrten von Tschirnhausen, der bereits eine mathematisch-physikalische Akademie in Leipzig plante, in Verbindung. Die Erfahrungen, die er in Berlin gemacht hatte, sollten dem Dresdener Unternehmen zu Gute kommen. Diesmal dachte er an eine Tabaksteuer zu Gunsten der Societät. Die praktisch-realistische Tendenz tritt in dem Dresdener Plan noch stärker hervor als in dem Berliner; auch sollte ein statistisches Bureau mit der Anstalt verbunden sein, ein „Intelligenzamt"; auf die Leitung des Jugendunterrichts war ein besonderes Gewicht gelegt; alle neuen Erfindungen sollte die Societät zu prüfen haben u. s. w. Während des Jahres 1704 hat Leibniz dies Unternehmen betrieben, das als ein allgemein sächsisches — auch für die herzoglichen Linien — gedacht war. Ende 1704 war er zum zweiten Mal in Dresden, und im Winter 1704/5 hatten Tschirnhausen und er die Sache so weit gefördert, daß Alles fertig, ja mundirt war, und nur die Unterschrift des Königs fehlte. Der verhängnißvolle Krieg durchkreuzte den Plan und er wurde nicht wieder aufgenommen.

In dieser Zeit der Spannung zwischen Leibniz und dem Berliner Hofe war die Societät thatenlos. Von der Anstellung des berühmten Gundelsheim(er), der mit Tournefort eine Reise in den Orient gemacht hatte, als Leibarzt des Königs erwartete sie, „es werde durch dessen Reception der Societät ein sonderbarer Nutz und Ansehen zuwachsen". Sie täuschte sich grausam; Gundelsheim wollte nicht aufgenommen sein, verachtete die Societät und wurde ihr schlimmster Feind. Kurz bevor die Arbeiten am Observatorium eingestellt wurden, hatte die Societät endlich das Concept eines ausführlichen Statuts zu Stande gebracht. Sie legte es Leibniz zur Begutachtung vor. Diese Angelegenheit sollte sechs Jahre später verhängnißvoll werden. Der Plan, Acta eruditorum herauszugeben, ruhte auch. Die Auswärtigen erkundigten sich bereits, wann sie erscheinen würden, ob man Beiträge liefern dürfe — denn, wie der Breslauer Neumann schrieb — „Es ist noch immer viel übrig zu sagen, was nicht gesagt ist worden" —, aber es geschah nichts; man konnte sie nur vertrösten.

Allmählich überwand der König durch Vermittlung der Königin — ihre Correspondenz mit Leibniz war unterdeß nicht unterbrochen worden — das Mißtrauen, und nach einem Jahre etwa konnte Leibniz wieder versuchen, direct in Berlin zu arbeiten und das Seidenprivileg zu erlangen. In einem vertraulichen und anmuthigen Schreiben an die Königin bittet er sie, sich auf's Neue der Sache anzunehmen und sie beim Könige durchzusetzen. „V. M. sait que je prétends que le ver à soie est l'animal de la terre le plus fait pour les philosophes après l'homme, avec l'arbre dont il est la chenille, c'est-à-dire avec le mûrier". Er hofft auch, die Königin werde Theile ihrer Gärten für das Werk bestimmen. In dem Antwortschreiben erwidert diese, daß der König jetzt der Unternehmung sehr günstig gestimmt sei. Ende August traf Leibniz auf drei Monate wieder in Berlin ein. Sofort faßte er alle seine früheren Vorschläge wegen Privilegien in einer Eingabe zusammen und fügte ihnen die erneute Bitte um das Seidenprivileg bei. Da er sich aber nicht verhehlen konnte, daß im günstigsten Fall alle diese Monopole erst nach Jahren gewinnbringend sein würden, schließt er mit der Bitte, der Societät daneben „eine gewisse Einnahme" zu geben.

Im Januar 1705 begab sich Leibniz bereits wieder nach Berlin. Die Königin hatte ihren Gemahl endlich bestimmt, sich ihm dankbar zu erweisen und ihm die großen Unkosten, die er ge-

habt, einigermaaßen zu ersetzen. Der König ließ ihn auffordern, eine Übersicht über seine Leistungen und seine Ausgaben im Dienste Preußens einzureichen. Leibniz entsprach der Aufforderung und übergab eine Darlegung, in der er nachwies, daß er mindestens 2000 Thlr. zugesetzt habe. Daraufhin wurden ihm 1000 Thlr. ausgezahlt. Dankbar meldete er das der Königin. Zugleich sann sein erfinderischer Geist auf neue Privilegien, da das Seidenmonopol noch immer nicht bewilligt wurde. Er arbeitete den umfangreichen Entwurf eines Privilegs in Betreff des Unterrichtswesens für die Societät aus und, als einen besonderen Theil, ein Privileg der Ephoria generalis der Societät über die Stipendien, dazu einen Plan, wie junge reisende Gelehrte in den größeren Städten ebenso passende Arbeit und damit Unterhalt finden könnten, wie die reisenden Handwerksburschen.

Jenen Brief, den Leibniz am 31. Januar 1705 an die Königin gerichtet hatte, hat sie nicht empfangen. Sie war im Januar, wie gewöhnlich, zum Carneval nach Hannover gereist und hatte gewünscht, Leibniz solle sie begleiten. Aber die Sorge für die Societät hielt ihn in Berlin zurück (er blieb daselbst bis Anfang März). Wenige Tage nach der Ankunft in der alten Heimath erkrankte die Königin plötzlich und starb schon am 1. Februar 1705 in Herrenhausen. Gefaßt und muthig sah sie dem Tode entgegen; er hatte für sie keine Schrecken. Unvergeßlich blieb Allen, die an ihrem Sterbelager stehen durften, der Eindruck, daß diese Fürstin, die den ganzen Reichthum des Lebens in sich aufgenommen hatte, nicht nur zu leben, sondern auch zu sterben verstand. Die Societät, unentwickelt und pflegebedürftig, verlor in ihr nicht nur die Beschützerin, sondern die Mutter. Leibnizens tiefer Kummer spricht sich nicht immer in Worten aus, die uns überzeugen. Aber es war Wahrheit, wenn er in einem seiner Trostschreiben versicherte: „La lettre est plus philosophe que mon cœur“. Seine Freundschaft mit der Königin war so bekannt, daß er förmliche Beileidsbesuche und Condolenzschreiben empfing.

4.

Nicht nur die Pflege guter Beziehungen zwischen Hannover und Berlin, sondern auch die Einrichtung der Societät sah Leibniz als ein Vermächtniß der entschlafenen Königin an. In diesem Sinn legte er in einem Briefe vom 17. Juni ihrer vertrauten Freundin, der Staatsdame Frl. von Pöllnitz, die Sorge für das

Seidenwerk an's Herz und hoffte auf den Kronprinzen, dem es Freude machen werde, die Absichten seiner Mutter auszuführen. Auf den König hoffte er zur Zeit nicht; denn der Graf von Wartenberg hatte ihm geschrieben, Majestät werde sich wahrscheinlich von der Sache zurückziehen.

In Berlin dachte man jetzt an nichts Anderes als an die Vorbereitungen zu dem prächtigen Leichenbegängniß, mit welchem der König seine Gemahlin ehren wollte. Leibniz und die Societät wurden aufgefordert, Inschriften und Sinnbilder zur Auszierung des Trauertempels, Gedichte, Ehrengedächtnisse u. s. w. zu verfassen. Alle verfügbaren Arbeiter wurden zum Bau des Mausoleums gebraucht; im Juni fand die Feier statt.

Erst im Juli konnte die Societät wieder daran denken, den Bau des Observatoriums zu betreiben. „Schläfrig" wurden die Arbeiten im August aufgenommen; endlich kam man im Mai 1706 so weit, daß sieben Fenster eingesetzt und ein Gemach nothdürftig mit Brettern belegt wurde, um dort Observationen anzustellen. Auch zeigte sich eine Aussicht, die längst versprochene Wohnung für den Astronomen im fertigen östlichen Eck-Pavillon — der Bau des anderen lag noch immer darnieder — zu erhalten; aber Kirch selbst verzögerte durch Ungeschicklichkeit diese Sache, und so wurde sie bis Ostern 1707 verschoben. Der zweite Astronom, Hoffmann, wollte Berlin verlassen. Für einen lächerlich geringen Gehalt mußte er häufig auch des kränklichen Kirch's Arbeiten übernehmen; nur mit Mühe vermochte man ihn zu halten. Die Versammlungen hörten fast ganz auf; der Secretar spricht in seinen Briefen an Leibniz „von den wenigen noch zur Zeit privatim zusammenkommenden Mitgliedern". Als ein interessanter Brief eines gewissen Brochhausen aus Moskau einlief, der Rußland bis nach China durchreist hatte und gewichtige Fingerzeige gab, wie man Beziehungen anknüpfen könne, mußte man sich damit begnügen, Leibniz über ihn Bericht zu erstatten.[1]) Das Einzige, was die Societät that, war, eine Sammlung von Beobachtungen über die letzte Sonnenfinsterniß zu veranstalten und mit ihren eigenen Observationen zusammen herauszugeben. Außerdem entschloß sie sich, Schütze's (in Belgrad) meteorologisch Jahresbeobachtungen drucken zu lassen. Schon aber zeigte sich

[1]) Vorbereitungen für eine Expedition seitens der Societät wurden getroffen. Jablonski wollte vor allem über die Juden in China etwas erfahren, und die Societät setzte 100 Thlr. aus für eine hebräische Bibel aus China. Auch Proben sibirischer Erze hatte Brochhausen übersandt.

eine böse Folge ihrer oligarchischen Verfassung und ihrer Geheimnißthuerei in finanziellen Dingen. Das Mitglied der Societät Prof. L. Chr. Sturm in Frankfurt a. O., der für wissenschaftliche Beobachtungen jährlich 50 Thlr. von der Societät erhielt und ihr grollte, weil sie die Absicht hatte, dieses Honorar zurückzuziehen, wandte sich mit einer Beschwerde an Leibniz und sprengte zugleich aus, die Mitglieder des Conciliums bezögen jährlich je 100 Thlr. Man ließ ihm seinen Gehalt, nachdem man festgestellt hatte, daß er wirklichen Anspruch besaß; aber man ertheilte ihm brieflich eine Rüge und forderte ihn zur „Klugheit" auf. Leibniz schlug vor, ihm, der ein wenig brauchbarer Astronom gewesen zu sein scheint, die Aufgabe zu übertragen, die artes mechanicas, namentlich die Webereien, wissenschaftlich zu beschreiben, da es solche Bücher noch nicht gebe. Zu einem geharnischten Protest raffte sich die Societät auf, als sich der Buchdrucker Luppius in Charlottenburg an den König mit der Eingabe wandte, in dem Observatorium eine Wohnung beziehen, dort eine Druckerei einrichten und die Societätskalender herstellen zu dürfen. Sie erklärte, sie habe selbst ein Buchdruckerprivileg, das sie seiner Zeit ausbeuten werde, wozu schon Anstalten getroffen seien; Luppius habe hinterlistig beim König um die Erlaubniß nachgesucht.

Das ist Alles, was sich über die Societät aus den Jahren 1705 und 1706 berichten läßt; sie war dem Untergang nahe. Da entschloß sich Leibniz, der 19 Monate Berlin gemieden hatte, weil er auf geneigtes Gehör nicht rechnen durfte, im Anfang November 1706 dorthin zu gehen. Durch die Eheschließung des Kronprinzen mit der Tochter des Kurfürsten waren sich Preußen und Hannover wieder näher gerückt; er erwartete mit Recht, daß dieser Bund auch seiner Stellung in Berlin und der Societät zu Gute kommen werde. Seine Beziehungen zu Preußen waren in der Zwischenzeit doch nicht völlig abgerissen; der Minister von Ilgen hielt sie aufrecht. Auf sein Ersuchen hatte er im Januar 1706 ein Pro Memoria über die Sammlung von Actenstücken zur brandenburgischen und preußischen Geschichte eingereicht. Nun versuchte er es auf's Neue, persönlich für die Societät einzutreten — und nicht ohne Erfolg.[1])

[1]) Dem Hinweise seiner alten Freundin, der Kurfürstin Sophie, er werde wenig Dank ernten, begegnete er mit den schönen Worten: „Mon principe est de travailler pour le bien public, sans me mettre en peine si quelqu'un m'en sait gré. Je crois que c'est imiter la divinité qui a soin du bien de l'univers, soit que les hommes le reconnaissent ou non. Il m'est arrivé

Gleich nach seiner Ankunft in Berlin setzte er sich mit dem thätigsten Mitglied der Societät, mit dem eben aufgenommenen Frisch, in Beziehung; dann versammelte er am 27. December die „Associati, welche sich der rei mathematicae annehmen", in der Conferenzstube, um speciell mit ihnen über folgende vier Punkte zu verhandeln: 1. Beförderung der astronomischen Observationen, 2. Mathematische und mechanische „Decouverten", 3. Auffindung von Mitteln, um aus der mathematischen und mechanischen Arbeit den Fundus der Societät zu erhöhen, 4. Publication — mindestens jährlich einmal — „gewisser Miscellanea, darin sowohl Communicationes curiosae von denen Membris und Andern als einige Recensiones und Excerpta neuer Bücher enthalten sein möchten." Vor allem aber kam es darauf an, beim Könige nun das Maulbeerprivileg und die endliche Fertigstellung des Observatoriums sammt der Wohnung für den Astronomen und Räume für ein Laboratorium zu bewirken. In einer Audienz, die Leibniz beim Könige hatte, versicherte ihm dieser, das Privileg ertheilen zu wollen. Leibniz setzte demgemäß ein Pro Memoria über Einrichtung eines solchen auf (10. Januar 1707), und bereits am 25. Januar übersandte der König dieses Actenstück an die Lehnskanzlei mit dem Befehl, ein conformes Privilegium auszufertigen und der Societät der Wissenschaften zu ertheilen.

Am 28. März erschien das Königliche Maulbeer- und Seidenbauprivileg für die Societät; wie ein Concept im Akademischen Archiv zeigt, hat Leibniz es entworfen. Es war so umfassend, wie man nur wünschen konnte — ein Privilegium privativum generale perpetuum —, legte das ganze Werk in die Hände der Societät, von der Anpflanzung der Bäume an bis zur Bearbeitung und zum Vertriebe der einheimischen Seide, überwies ihr alle Maulbeerpflanzungen in den königlichen Gärten, auch, soweit es thunlich, Räume in öffentlichen Gebäuden unentgeltlich, gestattete ihr die Anpflanzung im weitesten Umfange (an Wällen und Werken, an Straßen und Dämmen) und wies die königlichen Gärtner an, die Societät gewähren zu lassen und ihr mit dem zu

---

bien des fois que des particuliers que j'avais obligés, ont manqué de reconnaissance, et cela ne m'a point rebuté. Bien moins serai-je rebuté, si le public qui manque d'information, ne nous tient point de compte de nos soins." Dem in Berlin hoch angesehenen Lord Raby schrieb er: „Mad. l'Electrice se moque de moi, que je travaille pour autrui, mais le bien public, et surtout par rapport aux sciences, est ma marotte."

Hülfe zu kommen, „was sonst nicht besser gebraucht wird und so viel sonst ohne Unser und ander Nachtheil und Abgang geschehen kann" u. s. w. Allein die Hauptsachen fehlten — es wurde der Societät kein Pfennig Betriebscapital und kein einziger königlicher Arbeiter gewährt, und die ausländische Seide nicht zu ihren Gunsten besteuert. Unter solchen Umständen das Privilegium auszubeuten, war eine Kühnheit. Dennoch griff es Leibniz muthig auf und gewann in Frisch, der vom Meister Otto unterstützt wurde, einen unermüdlichen Arbeiter. Aber die Societät — mit Ausnahme Cuneau's — hielt von der Sache nichts (besonders der Secretar war ihr ungünstig); sie bewilligte ihrerseits auch kein Geld oder nur die bescheidensten Summen; so konnte das Werk nicht gedeihen. Dazu kam, daß alle königlichen Gärtner und Beamten widerwillig waren und der neuen Arbeit Steine in den Weg legten. Es war ja lediglich auf ihren guten Willen gerechnet, ohne Verpflichtung und ohne Entgelt; wie weit konnte man dabei kommen? Die „grâce d'une assistance efficace", die Leibniz wiederholt vom Grafen von Wartenberg erbat, konnte schlechterdings nichts fruchten, solange man nicht königliche Gärtner förmlich für das Werk in Pflicht nahm und bezahlte; das geschah aber nicht.

Da Leibniz einsah, daß auch unter den günstigsten Bedingungen das neue Privileg erst nach Jahren etwas abwerfen bis dahin aber nur Kosten verursachen werde, so griff er zu seinen früheren Vorschlägen zurück. Aus den ersten Monaten des Jahres 1707 stammt eine ganze Reihe dringlicher Entwürfe von Eingaben an den König von seiner Hand, die sich im Akademischen Archiv befinden. Eine größere Feuersbrunst bestimmte ihn, das Feuerspritzenmonopol wieder hervorzuholen; er sann über ein Unternehmen nach, das Land einzudeichen, die Flüsse zu reguliren und so Acker- und Wiesenland zu gewinnen; aber diese Entwürfe und andere sind, mit Ausnahme eines über die Wasserschäden, wahrscheinlich gar nicht eingereicht worden.

Dagegen gelang es ihm, beim Könige nicht nur den Befehl zur Beschleunigung des Baues des Observatoriums, sondern auch eine Ordre zu erwirken, nach welcher die Amtskammer der Societät 2100 Thlr. auszahlen solle zur Erwerbung eines Grundstücks. Da der König eine Wohnung für den Astronomen und Räume für ein Laboratorium förmlich zugesichert hatte, der Eck-Pavillon sich aber als ungeeignet erwies und auch von der

Marstallverwaltung gebraucht wurde, so befahl der König auf Vorschlag der Societät, daß jenes Grundstück — heute Dorotheenstraße 10 und bis zum Jahre 1900 im Besitz der Akademie — angekauft werde. Es war 70 Fuß lang und 200 Fuß tief; ein kleines Haus stand im Hintergrunde, welches sofort bezogen werden konnte, und es ließ Raum, ein größeres Gebäude vorn zu errichten für eine Druckerei, Laboratorium und Repräsentationszimmer. Am 28. April 1707 erschien die königliche Ordre; aber nun entwickelte sich eine Tragikomödie, die ein trübes Licht auf die damaligen finanziellen Zustände in Preußen wirft. Ein volles Jahr dauerte es, bis der Kauf abgeschlossen wurde und Kirch einziehen konnte — so lange hatte sich die Finanzkammer gesträubt, theils weil sie kein Geld geben wollte, theils weil sie keins hatte. Und der Kauf kam erst wirklich zu Stande, nachdem Leibniz brieflich noch einmal energische Vorstellungen beim Könige selbst gemacht und sich die Hofpredigerwittwe Sturm entschlossen hatte, der Societät, d. h. dem Staate, 2100 Thlr. vorzustrecken, die die Societät zu verzinsen hatte und die die Finanzkammer in drei Jahren (zu 700 Thlr.) zurückerstatten sollte! Aber auch jetzt noch erklärte die Kammer, nicht zahlen zu können, und es dauerte noch mehrere Jahre, bis sie die ersten 700 Thlr. aufzutreiben vermochte.

Immerhin war durch Leibnizens Eintreten etwas erreicht — eine feste Zusicherung wegen eines Grundstücks und eines Hauses nahe beim Observatorium war gegeben, und dieses selbst ging seiner Vollendung entgegen. Aber noch mehr, durch energische Mahnungen hatte Leibniz es durchgesetzt, daß die Mitglieder seit dem Frühjahr 1707 ernsthaft an die Herausgabe eines ersten Bandes „Miscellanea Berolinensia“ dachten — die deutsche Sprache für sie zu wählen, glaubte man noch nicht wagen zu dürfen — und Abhandlungen einreichten; die Redaction des Ganzen hatten Cuneau und Leibniz selbst übernommen. Die Früchte seiner Thätigkeit stellte er Ende April, kurz bevor er nach Hannover zurückkehren mußte, in einem Schreiben an den König übersichtlich zusammen und fertigte auch einige Schreiben an den Rath von Berlin und die Amtmänner in Cöpenick und Potsdam zur Unterstützung des Seidenbaus im Namen der Societät aus. Aber obgleich ihm der König bei der Abschiedsaudienz huldvoll versichert hatte, er werde ihm seine Gnade bewahren und alle Anordnungen durchsetzen, so war er,

als er in der zweiten Hälfte Mai Berlin verließ, weder des einen noch des andern sicher. Der Frau Kirch sagte er bei seinem Scheiden, es werde wohl Alles liegen bleiben, wenn er abgereist sei, und die Art, wie er sich an den bei Hof einflußreichen Lord Raby wandte, damit er sein Fürsprecher sei, zeigt deutlich seine Unsicherheit in Bezug auf die Gnade des Königs. Um diese sich zu erhalten, schrieb er auch an die Kurfürstin, die damals mit ihrem königlichen Schwiegersohn freundlicher verkehrte, einen für den König bestimmten Brief, der mit ärztlichen Rathschlägen beginnt, dem Monarchen und dem Zustande seiner Staaten und seines Hofes sehr viel Lob spendet — auch viel ungerechtfertigtes —, dann wiederum auf den Gesundheitszustand des Königs eingeht und mit einem kühnen Übergang persönlich wird:

„. . . Et c'est le moyen de contribuer à la conservation de sa vie. Personne ne le pourra faire avec plus d'efficace que V. A. E. Si j'en disais autant, cela ne servirait guère quand j'avais [sic] même plus d'accès auprès de lui et plus de crédit que je n'en ai. Il est vrai que Sa Mté m'écoute toujours favorablement, mais il ne paraît pas qu'il cherche trop à m'écouter, et je ne suis pas d'humeur à m'ingérer. Je ne sais si quelqu'un m'a rendu autrefois mauvais offices, par je ne sais quelle vue; mais je vais toujours mon train, et sans faire la moindre chose pour moi. Je travaille pour un établissement raisonnable de la société des sciences. Cependant j'y ai trouvé presque autant de difficulté que si je négociais pour le pape. Et même dans les choses résolues, il y a eu des longueurs qui auraient rebuté tout autre que moi, et qui m'ont fait perdre plus de deux mois. On me fait espérer une heureuse issue, et après six ou sept ans on a ordonné enfin d'une manière expressive que l'observatoire soit achevé, et le roi emploiera quelques mille écus pour un autre bâtiment nécessaire à la société. Si les autres messieurs se tiennent aux mesures que j'ai prises avec eux, on publiera quelque chose tous les ans, qui ne sera peut-être pas indigne de paraître, et dorénavant les choses iront mieux leur train, sans que j'aie plus besoin de me tant remuer. Aussi ne sais-je pas si je serais longtemps en état de le faire, car des fluxions froides excitées par la mauvaise saison &c."

Im Postscript bemerkt Leibniz ausdrücklich, beim Durchlesen finde er, daß der Brief geeignet sei, dem Könige zugestellt zu werden.

Mit Recht durfte Leibniz sagen, er habe in seiner Arbeit für Preußen so viele Schwierigkeiten gefunden, als arbeite er für den Papst. Sieben Jahre waren seit der Stiftung der Societät bereits verflossen, und noch war sie kaum vom Fleck gekommen.

In den folgenden 11 Monaten bis zum April 1708 hat er von Hannover aus die drei Angelegenheiten unablässig gefördert, den

Seidenbau, den Hauskauf und die Miscellanea. Der letzteren wegen hat er mit dem Secretar, Cuneau und dem Hofprediger sehr eingehend correspondirt. Im October 1707 wurden die eingelaufenen Manuscripte ihm zugeschickt; im März 1708 sandte er sie zurück. Eine Abhandlung von Chauvin wurde abgelehnt, dann aber doch unter der Bedingung, daß er sie verbessere, angenommen. Eine Arbeit von Starke konnte man nicht aufnehmen, da man nicht arabisch drucken wollte. Der Verleger, den man zuerst gewonnen, trat zurück; nach langen Verhandlungen wurde die Ausführung dem Buchhändler Papen übertragen, der seinen Verlag durch wissenschaftliche Werke zu bereichern wünschte.[1]) Dem gelehrten Publicum endlich etwas von den Arbeiten der Societät vorzulegen und dem König etwas Bedeutendes zu zeigen, war Leibnizens Hauptsorge: denn er hatte sich ihm gegenüber geradezu verpflichtet, daß die Societät einen Band wissenschaftlicher Abhandlungen herausgeben werde. Sein Wort und seine Ehre standen auf dem Spiel. Um

[1]) Er stand schon zur Societät in Beziehung. In einem Brief an Leibniz vom 26. Mai 1708 schreibt er: „Ich vernehme auch, daß S. K. M. in Preußen nun mehro eine Commission zu Errichtung der universalen Schulbücher angeordnet und daß mit der Grammatica der Anfang gemacht werden solle; weilen ich nun nicht weiß, ob den Verlag dieser Grammatica die Societät über sich nehmen wird, u. s. w." Er möchte diesen Verlag Namens der Societät erhalten. Die Grammatiken und Schriftsteller-Ausgaben für die Gymnasien der Mark wurden wirklich von einigen Directoren und Conrectoren der Gymnasien auf Befehl Friedrich's I. bearbeitet und erschienen in der Officin von Papen. Die Oberleitung hatte eine Commission. Der Secretar Jablonski schreibt am 21. Juli 1708 an Leibniz: „Mit der neuen Anstalt bei dem Schulwesen ist der Anfang zwar gemacht und ein Versuch gethan worden, zu einer Conformität mit der lateinischen Grammatik zu gelangen. Allein weil die Directores solcher Sache mit mehr andern Geschäften beladen, können sie dieses nicht mit genugsamen Fleiß warten. Hr. Chuno und mein Bruder sind zwar auch zu denen diesfalls angestellten Berathschlagungen gezogen worden, jener vigore commissionis regiae, dieser bloß pro consilio, der Societät in corpore aber ist noch nichts zugemuthet worden; ich glaube auch nicht, daß, wenn sie daran Theil nehmen wollte, man sie gerne zulassen würde, nachdem gewöhnlicher Maaßen ein Jeder hie über seinem Ansehn eifert und nicht gerne etwas davon vergiebet." Augenscheinlich hatte Leibniz gewünscht, daß die Societät hinzugezogen werde; hatte er doch durch seine Vorschläge über das Bücher-Commissariat einen Anstoß zu der Sache gegeben. Er hoffte gewiß auch, daß der Societät Einnahmen daraus erwachsen würden. Aus dem Brief Papen's (vom 3. Juli 1708) geht hervor, daß Director der Universal-Einrichtung des Schulwesens der General-Commissarius von Danckelmann war; Commissarii waren Professor Bekmann in Frankfurt, der Hofprediger und Cuneau. Der Societät vertraute man die Sache nicht an. Frisch wünschte, daß sie die Logik herausgäbe: „die Societät muß hier das Werk wegen Scientien angreifen und nebst der Ehre auch den Profit ziehen."

den König sich geneigt zu erhalten und den immer noch schwebenden Hauskauf durchzusetzen, sicherte er sich das Vertrauen der Kronprinzessin — „je vous connais de mes amis“, schrieb sie ihm — und trat mit Madame de Gacetot, der Oberhofmeisterin, in Verbindung. Dem Lord Raby schrieb er noch einmal einen für den König bestimmten Brief. Mit Recht konnte er hier darauf hinweisen, daß der König die besten Intentionen in Bezug auf die Societät habe, aber seine Beamten sie nicht ausführen. „Les bonnes intentions du roi ont souvent le malheur d'être mal exécutées.“ . . . „Cela rendra même la société méprisable, car elle a des membres dans les pays étrangers, qui ne peuvent pas manquer d'apprendre ces contretemps.“

Das Haus wurde gekauft — voll Freude zog die Familie Kirch ein —, und das Observatorium war im September 1708 so weit fertig, daß die Kammer es der Societät übergeben wollte. Allein diese fand noch manches nicht nach Wunsch und wies die Übergabe noch zurück. Ihre finanziellen Verhältnisse hatten sich langsam, aber sicher gebessert[1]), weil der Kalenderverkauf in den letzten Jahren sehr gestiegen war. Da trat ein Handel ein, der der Societät, die ohnehin noch nicht viel Ansehen genoß, in der öffentlichen Meinung höchst schädlich sein mußte.

Die Societät hatte in den letzten Jahren drei Mitglieder aufgenommen, die zwar rühriger waren als die meisten anderen, aber durch Leichtfertigkeit und andauernde Geldnoth sich dem Industrieritterthum in bedenklicher Weise näherten. Der eine von ihnen, Ch. H. Oelven, ein Krankheits halber verabschiedeter preußischer Rittmeister, gab seit 1708 die erste Berliner populäre Zeitschrift in deutscher Sprache heraus: „Monatliche curieuse Natur-, Kunst-, Staats- und Sitten-Präsenten, zum Nutzen und Ergötzen.“ Er war ein nicht unbegabter Mann von mancherlei guten Ideen, aber ein zucht- und kritikloser Geist, mit allerlei buntem Wissen, überall unzuverlässig, unsolid und marktschreierisch, entschlossen auf jede Weise Geld zu verdienen, sei es auch durch wüstes Sykophantenthum. Auf seinen Vorschlag war im Frühjahr 1708 Marperger aufgenommen worden. Als Gelehrter war er von ganz anderem Schlag als Oelven. Sein Name hat in der Geschichte der Handelswissenschaft, der politischen Geographie und Statistik einen sehr

[1]) Besondere Ausgaben hatte die Societät damals nicht; wir hören nur, daß Scheuchzer's Iter Alpinum mit ihrer Unterstützung gedruckt worden ist.

guten Klang; er hat diese Disciplinen in Deutschland mitbegründet; allein auch er war durch bittere Noth ein mercennarius geworden, dichtete und schrieb um Geld, was man ihm auftrug, auch bittere Angriffe. Der Dritte war ein Herr von Meisebuch (Meisebug), von dem nur bekannt ist, daß er mit jenen zusammenhielt. Wahrscheinlich ist er identisch mit dem Dichter des Festliedes auf die Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine. Da drei Könige persönlich bei ihr Gevatter standen (Juli 1709: die Könige von Preußen, Sachsen und Dänemark), so verglich er sie mit den heiligen drei Königen, die Prinzessin mit dem Jesuskind, und erhielt dafür ein ansehnliches Geschenk. Daß diese Collegen ernsten wissenschaftlichen Arbeitern, wie La Croze und Frisch, äußerst mißfielen, ist wohl verständlich.

Bereits im September 1709 hat Meisebug Berlin schimpflich verlassen müssen, und einige Monate später wurde Oelven von seinen Verwandten, die den geistig und körperlich völlig gebrochenen Mann endlich bei sich aufnahmen, nach Neu-Ruppin gebracht, während Marperger sich kümmerlich durchschlug. Aber im Jahre 1708 waren sie durch Oelven's Zeitschrift eine Macht und schienen entschlossen zu sein, die schlafende Societät aufzuwecken und ihr eine neue Richtung — die nationale und politisch-ökonomische — zu geben. Sie kamen regelmäßig Mittwochs zusammen, und auch der Secretar und Ancillon haben anfangs an den Besprechungen Theil genommen.

Streitigkeiten zwischen den Gelehrten Berlins rissen nicht ab — so beklagte sich, ebenfalls im Jahre 1708, Naudé bitter bei Leibniz über einen schmachvollen und lügenhaften anonymen Angriff und hielt den Berliner Jaquelot für den Verfasser – ; aber eine so pöbelhafte Invective, wie sie Oelven im Märzheft 1708 gegen La Croze richtete, war doch unerhört. Der Anlaß war ganz nichtig. Oelven fühlte sich als Geschäftsdichter durch ein abschätziges Urtheil über ein für den Hof bestimmtes, schmeichlerisches, prophetisches Anagramm, das La Croze gefällt haben sollte, beeinträchtigt und überschüttete den Societätscollegen nun mit den gröbsten Schimpfreden. Dahinter lag die Abneigung gegen den Franzosen und die Verachtung seiner dem deutschen Rittmeister antipathischen kosmopolitischen und antiquarischen Gelehrsamkeit. Sollte dieser maaßlose Angriff den Feldzug gegen die Buchwissenschaft eröffnen und dem Betriebe einer neuen nationalen und ökonomischen Wissenschaft die Bahn frei machen — Oelven behauptete, daß er allein die

Reputation der Societät aufrecht erhalte! —, so konnte er nicht ungeschickter gewählt sein.

La Croze benahm sich in der Öffentlichkeit den Beleidigungen gegenüber würdig; als sie sich wiederholten, verklagte er Oelven; aber in Briefen an Leibniz schüttete er seine ganze Empörung aus und übertrieb die Sache in maaßloser Weise: er sprach von einem Complot, das gegen ihn bei der Societät bestände, erging sich in bitteren Anklagen gegen „die polnischen Brüder" — die beiden Jablonski –, besonders gegen den Secretar, behauptete, sie steckten hinter der Sache und seien verkappte Socinianer, die ihm seiner Orthodoxie wegen feindlich seien, schmähte auch Ancillon, der ihn ebenfalls angegriffen habe — „ein Mensch, der nicht im Stande ist vier vernünftige Worte auf das Papier zu bringen" — und erklärte, er „wolle dem Gebell der Cyniker der Societät nicht länger ausgesetzt sein, und er trete aus einer Gesellschaft aus, von der ihm neulich ein hochangesehener Mann gesagt habe: ‚Leute, die man anderswo in's Narrenhaus steckt, nimmt man hier in die Societät auf'." Ja, er schrieb zuletzt rund, der ganze Angriff gehe von dem leitenden Directorium der Societät aus, und er, Leibniz, solle sich nur in Acht nehmen: „Wenn die Herrn ihren Faden gegen mich fertig gesponnen haben, werden sie sich gegen einen Anderen wenden; sie werden viel weiter gehen als man denkt. Herr Scholt wird Ihnen dies Räthselwort erklären."

Ob ein Körnchen Wahrheit diesen Verdächtigungen zu Grunde lag, läßt sich nicht mehr entscheiden. Leibnizens Antwortschreiben an La Croze sind wahre Muster von Feinheit, Mäßigung und Freundestreue. Es gelang ihm erst nach mehreren Briefen und nach ernsten, aber liebenswürdigen Vorhaltungen, La Croze den Kopf zurechtzusetzen und ihn zu beruhigen. Für die Societät hatte die Sache die unangenehme Folge, daß der König sie als Censurbehörde für alle im Inland erscheinenden und vom Ausland eingeführten politischen und gelehrten Schriften einsetzte und speciell befahl, die „Monatlichen Präsente" ihres Collegen vor dem Druck durchzusehen. Letzteres brachte sie in unaufhörlichen Streit mit Oelven — dessen Unverschämtheiten nicht aufhörten und der noch ein ganzes Jahr sich einen gewissen Einfluß zu bewahren verstand —, und der ganze Handel zog ihr den Spott der Leute zu, die Akademie sei eine „societas obscurorum virorum." La Croze war nicht der Einzige, der mit seinem Austritt drohte, und Cuneau meinte mit Recht, die Societät habe noch nichts geleistet, um die Aufmerk-

samkeit der Gelehrten auf sich zu ziehen, und dürfe sich um so weniger „durch nicht recht würdige Dinge der Welt in die Augen stellen."

Hatte das Directorium wirklich anfangs Oelven und seinem Anhang zu viel nachgegeben und La Croze nicht energisch genug gegen ihn vertheidigt, so sollte es im folgenden Jahr bitter bestraft werden. Im Beginn des Jahres 1709 war Leibniz auf der Rückreise von Wien nach Hannover einige Wochen in Berlin anwesend gewesen, um den Druck der Miscellanea — er begann im Mai 1709 wirklich — einzuleiten und nach dem Seidenwerke zu sehen. Seine Aufnahme war eine kühle gewesen; aber er durfte nicht bleiben, denn in Hannover war man über ihn erbittert. Er war ohne Wissen seines Landesherrn unter falschem Namen mehrere Monate in Wien gewesen und mußte nun zurückeilen, um sich zu entschuldigen. Die Verhältnisse der Societät fand er fortschreitend, La Croze beruhigt; einige Monate später erhielt die Societät in dem berühmten Arzt Hoffmann aus Halle einen sehr willkommenen Zuwachs und wurde das Observatorium wirklich übergeben (August 1709); aber die feierliche Einrichtung der Gesellschaft, die für den 11. Juli 1709 festgesetzt war, mußte wiederum unterbleiben, da die Anwesenheit der Könige von Dänemark und Sachsen in Berlin den Hof beschäftigte. Da brach Oelven von Neuem los. In einer Eingabe an den König erklärte er, einen Mann zu kennen, der ein Geheimniß wisse, die Einkünfte der Societät außerordentlich zu vermehren; er behauptete zugleich, die Kalender hätten, richtig betrieben, bis zum Jahre 1708 69840 Thlr. einbringen müssen und die bisherige Verwaltung sei ganz unfähig.

Der Mann war er wahrscheinlich selbst, die aufgestellte Rechnung war ein heller Unsinn, das Ganze ein letztes Mittel, Geld zu erhalten; denn er und seine Familie waren dem Verhungern nahe. Aber daß Oelven den Minister mit Eingaben in dieser Sache überschütten durfte, daß das Concilium zur Verantwortung gezogen und daß zwei Commissionen zur Revision der finanziellen Lage der Societät eingesetzt wurden, daran war das Concilium doch nicht ganz unschuldig. Es hatte bisher Niemandem Einsicht in seine Rechnungen verstattet, und selbst die einheimischen Mitglieder wurden über sie in vollkommener Unwissenheit gelassen. So konnten sich die abenteuerlichsten Gerüchte über die Einkünfte aus den Kalendern bilden; die rechtlosen und unbesoldeten Mitglieder — vor allem Oelven und Marperger — schauten begierig

nach Pensionen aus, und schließlich schöpfte die Regierung selbst Verdacht und verlangte Rechenschaft.

Das Concilium gab diese sofort. Aber die Regierung blieb mißtrauisch und verlangte mehr. In sehr würdiger Weise verwahrte sich Namens des Conciliums Cuneau nun dagegen, daß die Regierung die Charlatanerieen und Frechheiten „eines malitiösen und gemeingefährlichen Narren" ernsthaft nehme und die Societät auf solche Anklagen hin zum zweiten Mal belange; auch der Secretar war jetzt Feuer und Flamme gegen Oelven, aber schließlich blieb nichts übrig: die Societät mußte sich eine commissarische Untersuchung gefallen lassen. Das Concilium konnte sich glänzend rechtfertigen. Die Einnahmen waren zwar (von 1701 bis 1708) allmählich von 6500 auf 8560 Thlr. (incl. aller Jahresüberschüsse) gestiegen und die Ausgaben waren etwas gefallen; aber in dem Überschuß, der für das Jahr 1708 zu erwarten war, von etwa 4600 Thlr. (alle Jahresüberschüsse zusammen), steckten 2200 Thlr. aufgenommene Capitalien. Es war also ein wirklicher Überschuß nur von etwa 2400 Thlr. vorhanden, der zum Theil für die Herstellung des 1. Bandes der Miscellanea verwendet werden mußte. Das Besoldungsconto, in welchem 600 Thlr. für Leibniz, 500 für den Astronomen, 300 für den Secretar, 200 für den jüngeren Astronomen zu verrechnen waren, betrug in den acht Jahren 1385, 1455, 1395, 1400, 1800, 1700, 1700, 1405 Thlr., d. h. die Kasse, die nicht in jedem Jahr pünktlich zu zahlen vermochte, war noch mit 560 Thlr. im Rückstand[1]); von unbefugten Zuwendungen an die Mitglieder des Conciliums konnte also keine Rede sein. Das Bücherconto schwankte zwischen 27 und 98 Thlr., also auch hier nur der bescheidenste Aufwand.

Oelven wurde abgewiesen; er legte sich dann auf's Jammern und bat um Almosen; er hatte ausgespielt.

Obgleich die Societät bei diesem ganzen Handel, der bis in den December 1709 dauerte, wiederholt gebeten hatte, den Präsidenten Leibniz zu unterrichten und sein Urtheil einzuholen, wurde dieses Ersuchen vom Minister und bei Hofe doch überhört. Es war

[1]) Auch Leibniz hat in den ersten Jahren seinen Gehalt nicht voll ausbezahlt erhalten, wie die Acten im Akademischen Archiv und in Hannover ausweisen. Im Jahre 1706 fehlten noch 1200 Thaler, die aber allmählich nachgezahlt wurden. Auf einem Zettel (Hannover) findet sich die Notiz von Leibniz, er habe 1500 Thlr. zu wenig bekommen und man entschuldige sich damit, daß sonst die übrigen unentbehrlichen Personen nicht hätten bezahlt werden können.

der deutlichste Beweis, daß man ihm mißtraute und ihn möglichst entfernt halten wollte. Daß er zu den zwei Fäden, die er in der Hand hielt, noch einen dritten in Wien anzuspinnen begonnen hatte, verübelte man ihm: der Mann war undurchsichtig, sein rastloses Streben, alle größeren Höfe Deutschlands für die Wissenschaft zu interessiren und Deutschland geistig zu einigen, völlig unverständlich. Er achtete des Mißtrauens nicht, sondern fuhr fort, das Hauptwerk zu betreiben, welches die Societät aufweisen mußte, wenn sie ihrer Aufgabe entsprechen und Ansehen erlangen sollte — die Herstellung eines Bandes gediegener wissenschaftlicher Abhandlungen. Endlich war der Druck beendigt. Im Mai 1710 wurde das Werk in Leipzig herausgegeben. Es trug den von Leibniz entworfenen Titel:

Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum ex scriptis Societatis Regiae Scientiarum exhibitis edita, cum figuris aeneis et indice materiarum. Berolini, Sumptibus Johann. Christ. Papenii, Bibliopolae Regii et Societatis Privilegiati. A. MDCCX.

Im Juni überreichte die Societät mit einem Briefe von Leibniz ein Exemplar dem Könige. Der stattliche Quartband ist als Leibnizens Werk zu betrachten; er wurde von der gelehrten Welt sehr günstig aufgenommen, obgleich der Autor nicht ganz mit ihm zufrieden war. Unter den 60 Abhandlungen, die er enthält, sind nicht weniger als 12 von Leibniz selbst (dazu die Zueignung und die Vorrede), und zwar in allen drei Abtheilungen (Litteraria, Physica et Medica, Mathematica et Mechanica). Mit Recht äußerte sich der Secretar der Pariser Akademie, Fontenelle, Leibniz erscheine hier unter beinahe allen seinen verschiedenen Gestalten, als Historiker, Antiquar, Etymolog, Physiker und Mathematiker, und mit nicht geringerem Recht fügte er hinzu, daß auch der Redner Leibniz in der Zuschrift an den König sich zeige. Diese Zueignung ist sachlich und stilistisch meisterhaft. Sie bezeichnet in festen Zügen das, was in der Wissenschaft seit dem großen Wandel der Dinge bereits erreicht war, und sagt der angestrengten Fortarbeit eine glänzende Zukunft voraus:

Rex Auguste.

Gratulatur sibi Societas, quam scientiis promovendis fundasti, eo tempore curam eius a Te susceptam, quo Regni novi fundamenta moliebare; cuius inaugurationem Diploma nostrum nondum dimidio anno antevertit. Credo ut intelligeret

orbis, Rege dignum esse, non minus amplificare opes humani generis, quam ornare ditiones suas. Est enim communis hominum thesaurus situs in magnis Veritatibus, quibus tamquam magicis carminibus Natura paret. Omnia elementa hodie humanis iussibus serviunt: Aqua Terraque contenti erant veteres, et ne his quidem satis imperabant; nunc Ignis per Chemiam, Aër per Pneumaticen regitur; Coeloque ipso utimur velut duce, ut animo spatiemur per tempora, corpore per loca. Hinc et iuvatur navigandi ars, quae partes nostri orbis inter se connectit, cuius perfectionem nobis paene spondet Astronomia, quae ipsa nos miris machinis in remotissimum sublime attollit, et elegantissimam Mundi faciem aperit; quam si novisset Alphonsus Castellae Rex, magis meritis in scientias, quam gestis etsi insignibus immortalis, nihil in structura eius reprehendisset. Iamque in ipsa Divinae Sapientiae arcana admittuntur naturae sacerdotes, noruntque et amant pulchritudinem, quam vulgus tantum veneratur: ita quod aliis admirationi solummodo, his etiam voluptati est. Nec unum inter Reges Alphonsum laudat

„Regales animos dignata movere“ Uranie.

Nam ut Atlantem Libycum aut Zoroastrem Bactrianum praeteream, magis fabulis quam historiis notos: ut principes multos sileam magis amore gloriae, quam affectu intelligentiaque bene meritos; certe Ulug ex Tamerlanis posteris apud Indos, Rudolphus II. Imp. apud Germanos, „Tabulas Astronomicas“ Alphonsi exemplo non minus cura quam nomine nobilitarunt. Quantum Plantarum notitia, quantum Animalium Regibus debeat, alii dixere. Vicissim per Mineralium Metallorumque Scientiam interdum Reges aut Respublicae ad summas opes pervenere. Alexander et Annibal magni fuere, quod Philippus illius pater in Macedonia, Carthaginienses in Hispania habuissent [sic] quae nunc in America miramur. De Regibus scientiarum studiosis dudum a viris doctis actum est. Ptolemaeus rex quaesisse ex Euclide dicitur, essetne aliqua Regia ad Mathesin via, id est plana facilisque: negavit Euclides, sed eam hodie novis detectis Methodis aperuimus. Equidem ita sentiunt intelligentes: post inventam typographiam, qua notitiae semel obtentae perpetuantur, post reperta organa, quibus visus potentia in immensum extenditur, post detecta systemata Macrocosmi in Astronomia, post promotam ipsam Inveniendi

artem, magnos admodum sperandos progressus, si sic pergitur. Hactenus enim in infantia fuere scientiae, et vix ab uno alterove saeculo crepundia et nuces reliquere. Et cum nihil post virtutem sit bona valetudine pretiosius in terris, etiam de magnis Medicinae incrementis desperandum non est malis tollendis, minuendis, differendis.

Certe si singulis annorum centenariis, quantum novissimo, praestabitur, quam longe iturum sit humanum genus, quivis videt. Et quod tamdiu tardatum est, magis imperfectis institutis publicis quam artificibus imputari potest: hos enim suae suorumque sustentationi dare operam necesse fuit; at nunc nova luce exorta curatores reipublicae a Deo Principibusque datos pro omnibus vigilare par erit, ut collectis ordinatisque observationibus, quibus fidi possit, quaesitisque studiose experimentis apparatus Artium locupletetur. Et credibile est, si inde a quadraginta et quod excurrit annis, aut ex quo scientiarum causa in Societates coitur, eo ardore perrectum fuisset quo coeptum est, jam tum magnos inde fructus percepturos fuisse homines, et qui nihil humani alienum a se esse sentiunt, Principes, etiam ad valetudinem suam suorumque tuendam. Sed in bella versae sunt curae gentium, ut se mutuo infelices facerent: dum nos tamen, Rex Optime, Tua potissimum cura, alta pace fruimur, in qua inter ceteras populorum felicitates etiam scientiae florere solent. Itaque nunc qualescunque hae primitiae ex schedis ad Societatem missis decerptae Tuae Majestati offeruntur, ut intelligas, sperari aliquos fructus posse ex fundo non sterili, si ex praescripto mandati Regii porro irrigetur, animadvertantque illi qui colere debent Scientias eamque in rem a publico aluntur, ut in ceteris vitae officiis, quorum es exactor iustissimus, ita hic quoque nemini per te negligenti esse licere. Nec dubitandum est, posse Te efficere pro magnitudine Tua, ut inter unum alterumve lustrum plus adjiciatur notitiis utilibus, quam saeculo integro per lenta — ut hactenus — studia possit, modo Tibi a necessariis iisque gravissimis occupationibus huc animum aliquando solutiorem vertere vacet. Quod equidem sperare fas est, nam, ut auguramur, in meliora quietioraque tempora Te, Domine, reservavit Omnipotens, et si Vota publica audiuntur, frueris ipse diu bonis, quae mortalibus dare paras. Id precantur quicunque sapientiam tuam benefacien-

dique animum norunt, quibus Regum virtutibus vix aliquid salutarius terris dare coelum potest. Vale et fovere perge

Rex Auguste

Majestati Tuae

subjectissimam et devinctissimam

Societatem Regiam Berolinensem.

Die große Mehrzahl der Abhandlungen (37) gehört der mathematisch-mechanischen Klasse an; hier haben von Einheimischen, außer Leibniz (5), Kirch (8), J. H. Hoffmann (3), d'Angicourt, Cuneau, Vignoles und Naudé jun. mitgearbeitet. Zwölf Abhandlungen sind von auswärtigen Mitgliedern eingeschickt worden, nämlich von Bernoulli in Groningen (1), Guilielmini (1) und Jac. Hermann in Padua (1), Hartsöcker in Düsseldorf (3), Hensling in Ansbach (1), Reiher in Kiel (1), Sturm in Frankfurt a. O. (1) und Wurtzelbau in Nürnberg (3); drei Arbeiten von Nicht-Mitgliedern wurden auch aufgenommen (Teuber, Hecker in Danzig; Flamsted); zwei Arbeiten sind anonym. Zu den physikalisch-medicinischen Abhandlungen haben die Einheimischen 9 Abhandlungen beigesteuert, nämlich Leibniz (4), Spener (2), Frisch, Chauvin und Kirch (je 1). Ferner haben sich sechs auswärtige Mitglieder betheiligt, Behrens in Hildesheim, Scheuchzer in Zürich, Seidel in Frankfurt, J. A. Schmid in Marienthal, O. Römer in Kopenhagen und Valentini in Gießen, dazu ein Anonymus. Für die litterarische Klasse, die am schwächsten repräsentirt ist, haben nur Einheimische gearbeitet, nämlich Leibniz (3), La Croze (2), Schott (1) und Frisch (1). Die Mitarbeiter geben sowohl durch ihre Zahl als durch ihre Arbeit ein Bild von der Zusammensetzung und den Interessen der Societät. Daß das mathematisch-physikalische Element in dem Bande überwiegt, entspricht dem wirklichen Zustande.[1]) Die Sorge für die deutsche Sprache ist wenigstens durch eine Abhandlung von Frisch („Origo quorundam vocabulorum Germanicorum et cum aliis linguis affinitas"), in der freilich viel Verkehrtes steht, vertreten. Unerfüllt ist die christlich-civilisatorische Aufgabe der Societät, man müßte denn die Abhandlung von La Croze, De libris Sinensibus Bibl. Reg. Berolinensis, dahin rechnen. Die neue Differential-Rechnung ist schon angewendet, und überall legt der Band von bereits gewonnenen Fort-

---

[1]) Daß medicinische Abhandlungen fehlen, lag an dem Übelwollen und der Eifersucht, die die Mediciner gegen die Societät hegten.

schritten Zeugniß ab. Abhandlungen, wie sie an den Universitäten üblich waren, über philosophisch-theologische Streitfragen und philologische Quisquilien, fehlen ganz. Geniale Gedanken und epochemachende Entdeckungen sind freilich auch nicht zu finden; aber solche zu commandiren vermochte selbst ein Leibniz nicht. Der Band ist ein Beweis dafür, daß die neue Wissenschaft der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Berlin eine Stätte gefunden hatte. Der besondere Geist des 18. Jahrhunderts kündigt sich in ihm noch nicht an. Aber die jüngste Vergangenheit stellte noch Aufgaben genug.

Die Societät hatte sich endlich würdig in die wissenschaftliche Welt eingeführt; aber Leibniz selbst sollte keinen Dank ernten. Wir kommen zu dem verhängnißvollsten Moment in der ältesten Geschichte der Societät. Die Sache ist öfters, zuletzt von Klopp, so dargestellt worden, daß auf die Mitglieder der Societät bez. des Conciliums ein dunkler Schatten fällt. Ganz zu entschuldigen sind sie nicht, aber längst nicht so schuldig, wie man bei ungenügender Kenntniß der Vorgänge gemeint hat. Mißverständnisse und Zufälligkeiten haben eine bedeutende Rolle gespielt und die unerfreuliche Sache noch schlimmer erscheinen lassen, als sie war.

Bereits im Jahre 1704 (März), als man glaubte, das Observatorium werde demnächst fertig gebaut sein und die regelmäßigen Sitzungen könnten beginnen, hatte man in Berlin ein ausführliches Statut für die Societät ausgearbeitet und es Leibniz überschickt, der es gebilligt hat. Dieser Statutenentwurf von 1704, dessen wir dort gedacht haben, ist so gut wie identisch mit dem Statut, das im Jahre 1710 (3. Juni) von dem Könige genehmigt worden ist. Diese Thatsache war bisher unbekannt; aber im Akademischen Archiv befindet sich noch der Entwurf von 1704 mit der Bemerkung, daß er Leibnizen communicirt worden sei. In diesem Entwurf heißt es 1.:

„Wir wollen aber von nun an und jeder Zeit Unser Societät aus dem Mittel Unser Wirklichen Geheimen Rähte einen Praesidem honorarium benennen, der in Unserem Nahmen derselben vorstehen, ihr Bestes beobachten, über denen von Uns gestellten Gesetzen und Ordnungen halten und die Angelegenheiten der Societät, wenn solche an Uns gelangen zu lassen die Nothwendigkeit erfordert, vortragen, wie nicht weniger, wenn es ihm beliebt, deren Versammlungen beiwohnen und von dem, so darin vorgehet, Bericht einnehmen solle und möge. Damit aber hierdurch sowohl er an seinen anderweit obliegenden Verrichtungen nicht gehindert, noch um dieser willen die Geschäfte der Societät hindangesetzt werden dörfen, soll er durch einen Vice-Praesidem aus den Gliedern der Societät beständig vertreten werden."

Ferner heißt es 2.:

„Und damit dieselben (die zu erwählenden 4 Directoren) bei solch ihrer Bemühung einiger Ergetzlichkeit hiernächst sich zu erfreuen haben, soll auf begebenden Abgang des jetzigen Praesidis dasjenige, so demselben wegen seiner Abwesenheit zu Erstattung derer von Zeit zu Zeit auf die jedesmalige Hin- und Wiederreisen zu wendenden Kosten, überhaubt als ein gewisser Gehalt, verordnet worden, kraft dieses ihnen sämmtlich und die nebst ihnen das Concilium constituiren zugeeignet sein und unter sie gleich verteilet werden."

Diese beiden Bestimmungen hatte Leibniz einst genehmigt. Hatte er doch selbst gewünscht und wünschen müssen, daß einer der Minister sich ex professo der Societät annehme, und die Bestimmung, daß einst sein Gehalt unter die Mitglieder des Conciliums vertheilt werden solle, konnte ihm gleichgültig sein. Ganz gleichgültig war sie freilich doch nicht; denn die bisher unbesoldeten Mitglieder des Concils schauten nun nach den 600 Thlrn. aus. Dazu kam, daß eine gewisse Unklarheit darüber bestand (s. oben), ob sie Leibniz als festen Gehalt oder lediglich als Entschädigung für Reisekosten oder für Reise- und Correspondenz-Kosten bezog. Wie nun, wenn er nicht mehr nach Berlin kam?

Als das Observatorium im August 1709 übergeben wurde, reichte das Concilium den Statutenentwurf auf's Neue ein. Der Minister ließ ihn einige Monate liegen, da die Inauguration sich verzögerte, gab ihn der Societät zurück, um einige Correcturen vorzunehmen, und erkundigte sich dabei — augenscheinlich erstaunt —, auf welchen Rechtstitel hin Leibniz 600 Thlr. bezöge. Cuneau antwortete darauf am 10. April 1710 in einer sachgemäßen, wenn auch Leibniz nicht eben sehr freundlichen Weise und überzeugte den Minister, daß man Leibniz die 600 Thlr. lassen müsse; zwar seien sie bisher vom Könige nicht bewilligt worden, aber die Bewilligung sei doch seiner Zeit mit Vorwissen der Regierung geschehen. Hierauf bestätigte der König am 3. Juni 1710 das Statut und ernannte zugleich — im Statut das bereits ankündigend — den Minister von Printzen zum Praeses honorarius, mit der Bestimmung, daß er zur Zeit neben Leibniz, der wirklicher Präses blieb, fungiren, nach dessen Abgang aber allein der Societät vorstehen solle. In einer besonderen Ordre vom 27. Juni wurden Leibniz die 600 Thlr. jetzt durch den König zugesichert — aber sie wurden ausdrücklich und gegen den Anspruch, den Leibniz nach den Verhandlungen von 1700 hatte, lediglich als Reisekosten-Entschädigung bezeichnet —; ferner wurde die Bestimmung über die spätere Vertheilung der 600 Thlr. aus

dem Statut entfernt, aber in diese Ordre aufgenommen (je 100 Thlr. die 4 Directoren, 100 der Fiscal der Societät, 100 sollten an die Kasse zurückfallen); endlich wurde in einer für Leibniz kränkenden Weise in der Ordre bemerkt, daß diese Vertheilung einzutreten habe, wenn er „durch den Tod oder auf andere Weise vom Amt abkommen sollte". Am 7. August 1710 erfolgte dann von Printzen's förmliche Bestallung.

Kein Zweifel — der Hof war Leibniz ungünstig gesinnt und wünschte, möglichst bald nichts mehr mit ihm zu thun zu haben, und das Concilium war auch nicht davon erbaut, daß seine Reisen nach Berlin immer seltener wurden; aber es hat doch Leibniz aller Wahrscheinlichkeit nach in seiner Stellung als Präses dem Hofe gegenüber geschützt. Allein der schwere Vorwurf ist ihm nicht zu ersparen, daß es diese Verhandlungen geführt hat, ohne ein Wort darüber an Leibniz gelangen zu lassen. In der Stille wurden die Statuten vom Könige bestätigt, in der Stille Leibnizens Gehalt als Reisekosten-Entschädigung vom König confirmirt — in der Abmachung vom Jahre 1700 hieß es doch ganz deutlich: Reise- und Correspondenz-Entschädigung —; in der Stille wurde von Printzen zum Praeses honorarius ernannt. Weder Cuneau noch die beiden Jablonski's haben ein Wort darüber an Leibniz geschrieben. Sie müssen sich gefürchtet haben; aber verborgen konnte die Sache nicht bleiben; die Publicirung mußte erfolgen, sobald die feierliche Inauguration vor sich ging.

Das Statut stellt folgende Grundzüge fest: es setzt vier Klassen ein (1. Physica incl. Medicin, Chemie u. s. w., 2. Mathematica incl. Astronomie und Mechanik, 3. Ausarbeitung der deutschen Sprache sammt der deutschen Kirchen- und politischen Geschichte, 4. Litteratur, „insonderheit orientalis, und wie solche zur Fortpflantzung des Evangelii unter den Ungläubigen nützlich anzuwenden sein möchte"); jedes Mitglied muß mindestens zu einer Klasse gehören; jede Klasse wählt durch Stimmenmehrheit einen Director; die vier Directoren und der vom Concilium vorzuschlagende, vom König zu ernennende Advocatus Fisci bilden (mit dem Secretar) das Concilium; die Directoren, deren Amt lebenslänglich ist, wechseln jährlich (am 11. Juli) in dem Vice-Präsidium ab; der Vice-Präsident leitet die ganze Societät; das Concilium hat alle Intima Societatis (dazu gehört die gesammte Finanzverwaltung) zu besorgen; vorzügliche Mitglieder, besonders in Mathesi und Physica, sollen besoldet werden, sobald der Fundus der Societät

das gestattet; die Aufnahme neuer Mitglieder soll durch das Concilium geschehen, nachdem es darüber mit der betreffenden Klasse sich in's Einvernehmen gesetzt hat; auch die Herausgabe der wissenschaftlichen Acta Societatis ist Sache des Concils, ebenso die Anschaffungen (Modelle, Instrumente, Naturalien, Bücher), aber die Klasse soll zuvor gehört werden. Jede Klasse soll alle vier Wochen zusammenkommen, so daß wöchentlich eine Sitzung gehalten wird, doch werden auch Generalversammlungen in's Auge gefaßt (ihre Competenz wird nicht angegeben); in jeder Sitzung soll mindestens ein Vortrag gehalten werden; der Secretar ist verpflichtet, allen Sitzungen beizuwohnen; den Klassen-Mitgliedern wird fleißiger Besuch eingeschärft; jedes Mitglied ist berechtigt, in jede Klassensitzung zu kommen, auch wenn es der betreffenden Klasse nicht angehört; Fremde kann der Director einführen. — Das Statut enthielt viel Gutes, aber es bestätigte die bestehende Oligarchie des Conciliums; alle übrigen Akademiker sind rechtlos, d. h. sie haben nur in wissenschaftlichen Fragen mitzusprechen.

Im December ließ sich die Sache nicht länger Leibniz verbergen. Man hatte inzwischen über sehr Verschiedenes mit ihm correspondirt, über den Tod Kirch's, der am 25. Juli 1710 gestorben war, und über die drohende Besteuerung der besoldeten Beamten, die keine Kopfsteuer zahlen — hier wünschte man seine Intervention. Der Brief des Secretars, durch den Leibniz von der Sache officiell in Kenntniß gesetzt wurde, zeigt kein böses Gewissen. Ebenso wenig der nächste, in welchem ihm mitgetheilt wird, daß der König die feierliche Eröffnung der Societät zum 19. Januar — einen Tag nach dem Krönungstag — befohlen habe, und der ihn zu dieser Feier einladet. Indeß ist das bloße Schweigen hinreichend, um ihr Verfahren einer an Unredlichkeit angrenzenden Schwäche zu zeihen. Leibniz, der kurz vor jenem ersten Brief auch von anderer Seite über Printzen's Einsetzung gehört hatte, war tief gekränkt und bestürzt. Des Statutenentwurfs von 1704 erinnerte er sich nicht mehr, und wenn auch — die Heimlichkeit, mit der die Sache betrieben worden war, hätte ihn empören müssen. Gegen die Wahl eines Praesidis honorarii an sich und besonders gegen die Ernennung von Printzen's hatte er nichts einzuwenden, sondern hielt sie für vortheilhaft; er hatte bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin Hrn. von Printzen die Societät persönlich an's Herz gelegt. Er wandte sich mit einer Klage an die ihm wohlgesinnte Kronprinzessin, irrthümlich glaubend

— auf Grund einer falschen Nachricht —, daß die Mitglieder der Societät in einer Generalversammlung von Printzen gewählt und ihn damit abgewählt, ferner daß sie ganz neue Statuten aufgestellt hätten. Auch über den Fortbezug des Gehalts war er unsicher. Man kann nicht leicht etwas Würdigeres und Besonneneres, in so peinlicher Situation geschrieben, lesen, als diesen Brief. An demselben Tage schrieb er an von Printzen, gratulirte ihm und faßte seinen Brief so, daß der Minister ihm Aufklärung geben konnte. Auch hier setzt er voraus, daß dieser einfach an seine Stelle getreten sei. Printzen antwortete in einem kurzen, aber sehr freundlichen Schreiben, das Leibniz etwas beruhigte: „Faites-moi seulement la grâce, Monsieur, de me donner de temps en temps part de vos sages avis, comment et par où vous croyez que cette Société se puisse rendre plus florissante et acquérir plus de renommée dans le monde . . . . Le roi ne se souvient ni ne parle jamais de votre personne qu'avec cette considération et distinction gracieuse qui est due à vos mérites infinis, que je révère aussi“. In dem zweiten Brief an die Kronprinzessin schreibt Leibniz bereits gefaßter; er hat jetzt den wirklichen Thatbestand zum Theil erfahren und weiß, daß er Präsident geblieben ist, aber „man hat mir Unrecht gethan, en me cachant ce que je devais savoir. On m'a envoyé depuis un règlement où le roi me conserve mes droits, mais, comme il serait peu honorable à moi, et peut-être peu avantageux à la Société Royale des Sciences, si l'on faisait les choses sans en communiquer assez avec moi, il est juste qu'on remédie à ce désordre.“ Er bittet die Kronprinzessin, von Printzen ein Wort zu sagen, „afin qu'on m'écrive régulièrement et qu'on n'expédie point les choses qui souffrent délai, sans m'en faire part“. Noch immer scheint er sich nicht zu erinnern, daß er den Entwurf von 1704 selbst gebilligt hat. Dann legte er in einer ausführlichen Auseinandersetzung an von Printzen die Bedürfnisse der Societät dar, unverdrossen selbst wieder die Arbeit aufnehmend, aber auf's Bestimmteste verlangend, daß ihm über alle Vorkommnisse vom Concilium rechtzeitig Mittheilung gemacht werde. Waren doch auch, wie er rügend bemerkt, die Directoren der Klassen gewählt worden, ohne daß er benachrichtigt worden war. Auf den Secretar und auf Frisch — „c'est un homme actif, d'esprit et de savoir, et qui a envie de bien faire“ — macht er den Minister besonders aufmerksam, beklagt sich aber über die Mediciner:

„Il faut que j'ajoute encore que Mss. les Médecins nous ont fait banqueroute, lorsqu'il s'agissait de fournir quelque chose à nos Miscellanea. J'avais fort compté sur M. Hofman, et lorsqu'il fut à Hall, il parut zélé, mais depuis qu'il est à la Cour, il nous a oublié."

Beigelegt ist ein in deutscher Sprache verfaßtes Pro Memoria, das der Minister wohl dem Könige vorlegen sollte. Es enthält die Directiven für die Arbeit der nun in Activität gesetzten Societät; Leibniz wollte augenscheinlich zeigen, daß er die Zügel in der Hand halte, bereit sei, weiter für die Societät zu arbeiten und den neu ernannten Ehrenpräsidenten zu instruiren habe. Er beklagt sich über die Lauheit der meisten Mitglieder, die ihrer Pflichten nicht eingedenk seien. Wenn es damit nicht besser und die Societät nicht reichlicher ausgestattet werde, so werde sie keinen wissenschaftlichen Credit genießen.

„Der Ursprung der bisherigen Kaltsinnigkeit" — fährt er fort — „scheinet großentheils daher kommen zu sein, daß man sich, obschohn ohne Grund, eingebildet, J. M. nehmen sich der Societät wenig an und achteten nicht, ob solche etwas rechtschaffenes zu Wege bringe oder nicht."

Der Minister müsse auf strenge Einhaltung der Statuten und auf Erhöhung der Einnahmen der Societät bedacht sein; außerdem seien verdiente Mitglieder durch Prämien aufzumuntern und auch an Rangerhöhung sei zu denken; die einst vorgeschlagenen Entwürfe zu Privilegien seien auf's Neue zu erwägen und in Vorschlag zu bringen. „Es wäre aber auch vielleicht Verordnung zu machen, daß die Glieder, welche innerhalb drei Jahren nichts zu dem Scopo dienliches beitragen, nach Gutbefinden aus dem Catalogo membrorum gelassen werden könnten." Am meisten liegt ihm an den von der Societät einzuleitenden und zu überwachenden medicinisch-statistischen Beobachtungen der vom Staat bezahlten Ärzte. Es war der Punkt, wegen dessen die Mediciner der Societät grollten; denn sie betrachteten das als eine unbefugte Einmischung.

So hat Leibniz kurz vor der feierlichen Eröffnung der Societät seine volle Präsidentenpflicht wahrgenommen.

Am 30. December entschloß sich endlich der Hofprediger, ihm zu schreiben und das Vorgefallene zu erklären:

. . . . der Cron-Printzessin Königl. Hoheit hat mir vorgestern zu verstehen gegeben, daß Mein HochgeEhrter Herr Geheimter Raht an Selbte einiges Misvergnügen über dem so zeither bey der Societät der Wissenschafften vorgangen bezeuget hätte, auch begehret daß ich hierüber an Eure Wohlgeb. einige Erklärung thun möchte; absonderlich, da Selbter empfindlich falle, daß der Herr Geheimte Estats-Raht von

Prinzen zum Praeside Honorario, ohne Dero Vorwissen und Participation erwehlet worden. Da aber Ew Wohlgeboren erinnerlich sein wird, daß das Project der Königl Verordnung, welche der Societät zu einem beständigen Reglement dienen soll, und darinn wegen Bestellung eines solchen Praesidis (oder vielmehr Protectoris, nur daß diesen titul, Se Königl. Majt sich selbsten in der Fundation vorbehalten) versehung geschehen, Dero bereits vor etwa 7 Jahren zur censur communiciret, inzwischen aber von Dero hinwieder nichts moniret worden, so dienet nun zur gehorsamsten Nachricht, was die Person vor-wolgedachten Ministri betrifft, daß nicht die Societät, sondern Seine Königl. Majt selbsten aus eigener Bewegung denselben gewehlet, da das Reglement, durch den Hrn Geheimten Raht von Ilgen, mit einer Lücken, davor des Praesidis Honorarii Namen stehen sollte, alleruntgst vorgetragen worden. Daß aber nach einem zehnjährigen Languore man endlich zur sache thun, und damit durchdringen müssen, hat außer tausenderley Unlust und Spott, welchen die Societät wegen ihrer Inaction erdulden müssen, sonderlich des Hren HoffRaht Chuno jüngstere höchstgefährliche Krankheit verursachet. als dessen Leben eine geraume Zeit nur an einem seidenen Faden gehangen. Wann nun, da ohn dem die meisten die von anfang bey der Societät gewesen, darüber verstorben, auch dieser Fall noch sich zugetragen hätte, würde dieses löbliche, aber noch unvollkommene Etablissement gefahr gelauffen haben, zu trümmern zu gehen; zu aller die darinn hand gehabt Beschimpfung, und zu EwWohlgeb. eigenem Schaden.

Daß aber alles so hierunter vorgangen, gar nicht gemeinet gewesen, EwWohlgeb. auch nur im allergeringsten zu nahe zu treten, erhellet auch schon aus dem gedrukten Reglement; deme hiebey füge Copiam der Special-Verordnung an des Hrn v. Prinzen Excel. aus welchen beiden stücken Eure Wohlgeb. deutlich ersehen werden, daß vor Selbte, so wohl die gebührende Ehre, als das wenige Utile, sorgfältig salviret worden. EWohlgeb. glauben daß gleich wie niemand unter Uns ist, der Deroselben Merita wie sonst um die Gelehrte Welt, also in specie um unsere Societät, nicht erkennen sollte; allso auch wir alle, und ich insbesondere begierigst beytragen werden, was zu Dero Vergnügen gereichen mag.

Ob dieser Brief ausreicht, darf man wohl fragen. Wie hochgesinnt und großmüthig Leibniz war, zeigt seine Antwort vom 9. Januar 1711. Offen beklagt er sich, aber in der würdigsten, ja freundlichsten Weise, ohne Bitterkeit und ohne Groll. Er sammelte wirklich feurige Kohlen auf das Haupt der in ihrer Weise rechtschaffenen, aber kleinlichen und furchtsamen Leute, die sich an der Größe versündigt hatten, weil sie sie nicht liebten. Er erinnert sich — aber nur ganz dunkel und unsicher — vor 7 Jahren den Statutenentwurf gesehen zu haben; aber „wenigstens hätte einige Nachricht von der Reassumtion nicht schaden, und ich vielleicht ein und anders Dienliches erinnern können“. Er schärft ein, daß es

nun vor allem darauf ankomme, jährlich einen Band Miscellanea zu veröffentlichen, „die zum wenigsten nicht schlechter seien, als die ich endlich mit vieler Mühe und Arbeit extorquiret".

„Wenn Hr. HofR. Hofmann als Leib-Medicus dermaleins der Sach in seiner Sphaere favorabel sein und nebenst beitragen, des Seinigen auch andere Medicos dazu animiren wollte, würde auch darin was Gutes zu erwarten sein. Anfangs hat er große Hoffnungen gemacht. Er hat aber bisher sich wenig an uns gekehret; wird er künftig der Sach sich mehr annehmen, dürfte es kein geringes sein."

Endlich beklagt er sich, daß er zu wenig erfahre; er sei zu hingebender Mitarbeit bereit, wenn man ihn nur in allen Stücken auf dem Laufenden erhalte. „Im übrigen versichre m. H. Hofprediger, daß der Modus, so gebraucht worden und dessen Ursache ich nicht genugsam begreife, mich nicht verhindern wird, sowohl bei meinem Eifer zur Aufnahme der Societät zu verharren, als auch denen H. Sociis, die sich der Sache angenommen, meine beständige Ergebenheit zu bezeigen, wenn mir künftig mit mehr Öffnung und nach Fug und Billigkeit begegnet wird. Es ist sonst meine Schuld nicht, daß allerhand Gutes in Brunnen gefallen, wofür mir nichts als die Arbeit und Erinnerung übrig blieben, und stelle dahin, was die Nachwelt davon urtheilen und erfahren dürfte."

Dieser Brief kreuzte sich mit einem gewiß mit dem Bruder verabredeten Schreiben des Secretars vom 10. Januar 1711, in welchem dieser endlich sein Schweigen brach: das Statut sei seit 7 Jahren eine beschlossene Sache gewesen, daher habe er es nicht mehr besonders erwähnt; ihm werde „hierunter einiger Unfleiß und Nachlässigkeit hoffentlich nicht beigelegt werden, wie denn hierum gehorsamst bitte"; die ganze Sache sei so allmählich gekommen, „daß man wenig Anlaß gehabt, derselben oft zu erwähnen". Das war nicht überzeugend.

Am 19. Januar (am Tage nach dem Krönungstage) fand die feierliche Eröffnung der Societät statt in dem Sitzungszimmer des Observatoriums. Leibniz, der eingeladen war, hatte sein Ausbleiben durch eine Unpäßlichkeit entschuldigt. Hr. von Printzen hielt eine ziemlich lange, aber schwülstige und nichtssagende lateinische Rede, die den Verständigen Leibnizens Abwesenheit doppelt fühlbar machen mußte. Der Hofprediger Jablonski beantwortete sie mit einer noch längeren, aber nicht unbedeutenden Ansprache, die den Redner als aufmerksamen Schüler Leibnizens charakterisirt, aber — in beiden Reden wird dieser mit keinem Wort genannt, ein Beweis, daß der

König nichts von ihm wissen wollte und daß man nach des Königs Willen that. Benjamin Neukirch hatte ein deutsches Gedicht zur Einweihung verfaßt, welches dem Monarchen so gefiel, daß er ihn in die Societät aufzunehmen befahl. Einen Bericht über die Feier besitzen wir in einer kleinen Druckschrift, die die Societät im Herbst 1711 erscheinen ließ und die zugleich einen kurzen Abriß ihrer bisherigen Geschichte enthält.

So war denn die Societät fast 11 Jahre nach ihrer Gründung — tantae molis erat! — feierlich eröffnet worden. Sie war im Besitz eines geräumigen Observatoriums mit einem Versammlungszimmer und kleineren Räumen, besaß dem Observatorium gegenüber ein ziemlich großes Grundstück mit einem Hause für den Astronomen und hatte sich durch den ersten Band ihrer Miscellanea in die gelehrte Welt eingeführt. Zwei Privilegien waren ihr gewährt, das der Kalender und das des Seidenbaus, aber nur das erste brachte zur Zeit etwas ein. In dem Adreßkalender für 1712 (1711 verfaßt) ist der Bestand der Societät also verzeichnet (anwesende Mitglieder):

Societät der Wissenschaften
ist auf dem Observatorio am neuen Marstall
auf der Dorotheenstadt.

Praesident und Director: S. Exc. der wirklich geheime Estats-Minister Hr. von Printzen.

Praeses ordinarius: Hr. Gottfr. Wilh. von Leibniz, K. Preuß. wie auch Chur. Braunsch.-Küneb. geheimer Rath, abwesend.

Vice-Praeses p. t.: Hr. D. E. Jablonski.

Anwesende Mitglieder:

In classe Medico-Physica: Krug von Nidda, Director; Chauvin, Gohl, Hof-Rath Hoffmann, Jagwitz, Raue, Spener, Stercky.

In classe Mathematica etc.: Chuno, Director; Angicour, Behr, J. H. Hoffmann, Jagwitz, Naudé (Vater u. Sohn), von Stapff, Vignoles.

In classe Hist.-Philol. Germanica: Schott, Director; Ancillon, Vignoles, Frisch, J. Th. Jablonski, Marperger, Neukirch, Schlüter (Syndicus, nicht der Baumeister), Spener, von Stapff, Volckmann.

In classe Hist.-Philol. Ecclesiast. et Orient.: D. E. Jablonski, Director; Achenbach, Ancillon, Frisch, Raue, Schott, Stercky, La Croze, Volckmann. — Dazu: Papen, Factor.

Durch Frisch's Brief an Leibniz vom 12. Januar 1711 ist uns die Sitzung vom 4. December 1710, in der die Directoren erwählt worden waren, näher bekannt.[1]) Ein Gegensatz zwischen Deutschen

[1]) In diesem Brief steht die Bemerkung über den Kronprinzen, er wolle der Societät gern etwas zuwenden, „wenn er würde sehen, daß etwas darinnen gethan würde."

und Franzosen zeigte sich bereits. „Die Franzosen fielen im dritten Departement, nämlich in der Cultur der teutschen Sprach und teutschen Historie, auf den G. Rath Schott und überstimmten die andern mit ihren Votis, weil er ihnen wegen der französischen Sprach besser an die Hand gehen könne. In summa: weil die Societät noch in infantia ist oder dieselbe kaum verlassen, so passirten auch bei einigen Umständen solche Dinge, die dieses Alter zu haben pflegt."

Drittes Capitel.

Geschichte der Societät von ihrer Einrichtung im Januar 1711 bis zum Tode Leibnizens (14. November 1716). Der Anfang der Regierung Friedrich Wilhelm's I.

1.

Die Societät war endlich eingerichtet. Leibniz beschloß, das jüngst Geschehene zu vergessen und mit dem Minister von Printzen zusammenzuwirken. In diesem, der ihm persönlich freundlich gesinnt war, hatte die Societät den besten Ehrenpräsidenten erhalten, den sie sich unter den damaligen Verhältnissen wünschen konnte. Hr. von Printzen gehörte mit von Ilgen und Kameke zu den Gegnern des Grafen von Wartenberg, dessen Sturz (Ende 1710) mit der definitiven Einrichtung der Societät zusammenfällt. Die unheilvolle Wirthschaft dieses Günstlings hatte ihr Ende erreicht. Man durfte hoffen, daß das zerrüttete Staatswesen allmählich wieder in Ordnung gebracht werden würde. Leider gab es nur sehr viel Wichtigeres zu thun, als eine Akademie auszustatten und zu leiten.

Diese schien sich einen Moment aufzuraffen. Seit dem 29. Januar begannen die regelmäßigen Klassensitzungen. Die physikalisch-medicinische Section machte den Anfang. „Seit der Neuordnung bezeugen die Mitglieder viel mehr Eifer," schreibt der Hofprediger an Leibniz, „besonders der Hofrath Hoffmann; er sagt, die Societät sei nicht zum Bücherschreiben da, sondern zum Untersuchen, und er hat in dem ersten Convent proponirt, daß in dem Observatorium ein Theatrum anatomicum möchte aptirt werden und die nöthigen Instrumente angeschafft; er wolle mit Hülfe einiger Cadaver dann Anatomie vortragen[1])." Auch an ein chemisches Laboratorium wurde gedacht.

---

[1]) Vergl. den Brief des Secretärs an Leibniz, 31. Januar: „Vorgestern ist die erste Zusammenkunft des medicinischen Abteils gehalten und dabei sonderlich angetragen worden, daß man auf benötigte Werkzeuge, die erforderte Experimenta vorzunehmen,

Die mathematische Klasse beschloß ebenfalls, einige Instrumente, vor allem eine Luftpumpe, zu erwerben und die magnetischen Beobachtungen vorzubereiten. Die Hauptaufgabe aber fiel der deutschen Klasse zu; denn der König hatte bei der Einweihung ausdrücklich befohlen, die Societät solle ein vollständiges deutsches Wörterbuch herausgeben und sofort in die Arbeit eintreten. Man nahm sie in der ersten Sitzung auf; aber die Befürchtung, die der Secretar äußerte, daß wenige Glieder vorhanden, die etwas beitragen könnten, war leider gerechtfertigt[2]).

Leibniz wurde über diese Unternehmungen und die Berathschlagungen über Verstärkung des Fundus Bericht abgestattet, und er entschloß sich, weil die Societät seine Gegenwart für nöthig hielt, Ende Februar selbst nach Berlin zu reisen — er befand sich eben in Braunschweig — und die Societät in ihrem Eifer zu bestärken. Dieser rasch gefaßte Entschluß, dessen Genehmigung an höchster Stelle er nicht abwartete, war eine verhängnißvolle Übereilung. Preußen und Hannover waren eben wieder in Spannung (Hildesheimer Angelegenheit). Als er in Berlin eintraf, wurde er nicht nur kühl empfangen, sondern sogar unzweideutig als Spion bezeichnet und ihm bedeutet, er möge sofort nach Hause zurückkehren. Gleichzeitig empfing er aus Hannover die Nachricht, daß der Kurfürst über ihn ungehalten sei, weil er sich ohne Urlaub

und deren Anschaffung, ingleichen die auswärtigen, sonderlich in den K. Landen lebende Medicos einige Observationes anzustellen, zu ermuntern bedacht sein möge. Dieser des Hrn. Rath Hoffmann's Vortrag ist durchgehends beifällig aufgenommen und zu fernerer Fortsetzung desselben ein und andere Anstalten beliebet, daneben auch erinnert worden, ob nicht die Mitglieder unter sich die verschiedene Objecta dieser Classis theilen und ein Jeder in seiner Ordnung bei denen künftigen Zusammenkünften etwas in Bereitschaft mitbringen wolle, davon alsdann gehandelt werden möge, worüber man sich hiernächst zu vergleichen beschlossen". Nach einem Protokoll-Auszug ist es Krug von Nidda gewesen, der den Vorschlag, ein theatrum anatomicum einzurichten, gemacht hat.

[2]) A. a. O. (und in dem verlorenen Brief vom 14. Februar): „Künftigen Donnerstag wird die teutsche Zunft zusammenkommen, und da insonderheit auf K. Befehl über die Verfertigung eines „vollständigen", wie der König sich ausgedrücket, Wörterbuchs zu rathschlagen sein, wozu aber hie gar wenige Glieder, die etwas beitragen könnten, vorhanden, und auch auswärtig, wie Herr Neukirch davor hält, nicht viele dürften gefunden werden". Das ausführliche Protokoll der ersten Sitzung der deutschen Klasse wird auf dem Akademischen Archiv („Wissensch. Verhandl. u. Aufsätze 1699—1737") aufbewahrt, geschrieben vom Hofprediger. Man beschloß (um dem König doch bald etwas vorlegen zu können), neben der Vorbereitung des Wörterbuchs — es sollte ein kritisches Werk werden in Bezug auf Rechtschreibung

entfernt habe, seine Pflichten als braunschweigischer Geschichtsschreiber vernachlässige und augenscheinlich lieber in Berlin weile, als in Hannover. Selbst seine Gönnerin, die Kurfürstin Sophie, antwortete ihm ironisch, als er sich entschuldigte, er könne nicht sofort nach Hannover zurückkehren, weil er auf der Reise bei einem unglücklichen Fall sich das Bein verletzt habe, und der preußische König schickte ihm sogar seinen Leibarzt in's Haus mit dem Auftrage, sich davon zu überzeugen, ob das Leiden nicht nur ein Vorwand sei. Man glaubte also nicht einmal seinem Worte — er war in der peinlichsten Lage.

Allein es gelang ihm doch wieder, das Vertrauen des Königs einigermaaßen, freilich nur momentan, herzustellen. Nachdem ihm dieser eine Audienz bewilligt hatte, unterbreitete ihm Leibniz zur Vorbereitung derselben ein Schriftstück, welches alle die studiren sollten, die den großen Mann noch immer beargwöhnen. Mit edlem Freimuth und in Worten, die den Stempel der Wahrheit tragen, legt er dem Könige den Ungrund aller Verdächtigungen dar und zeigt, daß seine Reise in Folge eines plötzlichen Entschlusses von ihm unternommen worden sei, von dem er Niemanden — auch die Kurfürstin nicht — in Hannover in Kenntniß gesetzt habe. Den Vorwurf, Spionage zu treiben, weiß er sich nur daraus zu

---

und Fremdwörter — Übersetzungen von Klassikern zu liefern. Vorgeschlagen wurde Tacitus' Germania, Frontinus' Strategemata, Valerius Maximus u. s. w. An den Rand des Protokolls hat von Printzen die Worte gesetzt: „S. K. M. haben allergnädigst resolviret, daß von denen vorgeschlagenen Autoribus der Tacitus de moribus Germanorum in's Deutsche übersetzt werden solle. 20. Febr. 1711". So nahm man diese Arbeit auf. Die Protokolle lehren, daß man sich mit ihr bis 1721 hingeschleppt hat; aber es wurde nichts. Zuerst überzeugte man sich von der Unzulänglichkeit der Übersetzung, wie sie der Secretar als Vorlage ausgearbeitet; dann fehlte es an den nöthigen Anmerkungen u. s. w. Frisch, der Unermüdliche, rettete zuletzt die Klasse durch sein Wörterbuch (s. oben). — Fast noch „schläfriger" war die orientalisch-theologische Klasse. Sie beschloß am 12. Mai 1712, eine neue Übersetzung der Bibel, bez. eine gründliche Revision der Luther'schen Übersetzung, zu veranstalten und mit dem Neuen Testament zu beginnen. In ihren monatlichen Klassensitzungen hat sie sich, wie die Protokolle ausweisen, bis 1743 fast ausschließlich mit dieser Aufgabe beschäftigt. Aber trotz des Antheils, den der König an der Sache nahm, und seiner Mahnung, sie zu beschleunigen, war erst 1719 die Revision des Matthäus, 1723 die des Marcus, 1728 die des Lucas, 1736 die des Johannes vollendet, und am 12. September 1743 war man glücklich bis Apostelgesch. 26, 17 gekommen! Die Akademie Friedrich's des Großen ließ die Aufgabe, für die wiederum Frisch das Meiste gethan hatte, fallen. Vergeblich habe ich mich bemüht, die Ausarbeitungen der Klasse aufzufinden.

erklären, daß er stets das höchste Gewicht auf das Einvernehmen der Häuser Brandenburg und Braunschweig in Sachen des Protestantismus und der Religionseinigung gelegt und in dieser Angelegenheit mit Eifer sich bemüht habe. Er verweist dann auf seine Arbeiten für Preußen — er gelte in Hannover für „allzu Berlinisch" — und vor allem auf sein Werk, die Societät; was in ihr geschehen sei, sei durch ihn zu Stande gebracht worden, zuletzt noch der 1. Band der Miscellanea.

„Hieraus ersehen E. M., ob ich in der Societät Sachen müßig gangen, und ob man nicht gestehen muß, daß außer der observationum Astronomicarum fast Alles durch mich geschehen müssen. Nun lasse E. M. ich allergnädigst erwägen, ob bei meinem Alter, da die wenige Zeit, so ich noch zu leben habe, mir pretieux, ich nicht viel zu E. M. Dienst und Glorie gethan, und ob ichs nicht fast gratis thue, da ja 600 Thlr. zu meinem jährlichen Dédommagement in keine Consideration gegen meine Zeit kommen kann; stelle auch zu erwägen, ob ich einigen von E. M. Ministris darin zu weichen Ursach habe, indem dasjenige, was durch meine Direction geschieht, ad gloriam immortalem vermittelst des incrementi scientiarum gehet, welches bei der Posterität allezeit pretios seyn wird, wenn alle politischen Interessen dermahleins geändert sein dürften, und wird michs umb so mehr schmerzen, wenn meine treue Devotion und wahrer Eifer übel aufgenommen werden sollte."

Mit diesen denkwürdigen Worten schließt er seine persönliche Rechtfertigung. Dann wendet er sich zu den Angelegenheiten der Societät — es ist das letzte Mal, daß er über sie zum Könige gesprochen und sie ihm an das Herz gelegt hat. Er verweist auf die umfassenden Aufgaben, die der König selbst der Societät gestellt habe; er führt dann aus — wie oft hatte er es schon gethan! —, daß diese Aufgaben nur erfüllt werden können, wenn der Fundus der Societät durch strenge Beobachtung der ertheilten Concessionen und durch Gewährung neuer ausreichend wird. Er zeigt, wie das Seidenprivileg durch bessere Anordnungen nutzbarer gemacht werden könne und wie das Feuerspritzen-Privileg noch immer auf seine Durchführung harre. Endlich schlägt er als ein neues Privileg vor, der Societät das Curatorium über alle Stipendien zu ertheilen und diese für die wissenschaftlichen Arbeiten durch Gewinnung wackerer junger Leute nutzbar zu machen. „Inzwischen lasse ich mir sonderlich die Continuation der Miscellaneorum Berolinensium angelegen sein" — er kündigt übrigens bereits an, daß sie nicht jährlich, wie der ursprüngliche Plan war, sondern alle zwei Jahre erscheinen sollen — „und verlange, daß in die nächste unter andern die Beschreibung einer Sach, die E. M. Hause glorios, gebracht werde, nehmlich des Canals, so die Spree mit der Oder

und folglich mare Balticum Oceano conjungiret, so der hochsel. Churfürst ausgeführet, E. M. aber verbessert."

Gleichzeitig wandte er sich an von Printzen mit einem kürzeren Pro Memoria. Er trägt ihm in Bezug auf die Societät dasselbe vor wie dem Könige, fügt aber noch Vorschläge wegen der Societäts-Convente und wegen Prämiirung ausgezeichneter Mitglieder hinzu und empfiehlt als besonders gelehrten Mann den Hrn. La Croze. Endlich verfaßte er auf Ilgen's Begehren eine ausführliche Denkschrift „vom Abgang der Studien und wie denenselben zu helfen". Er zeigt in ihr für jede einzelne Facultät, welche Vorbildung und welches Wissen ein jeder höher strebende Candidat besitzen müsse, und schlägt zur Hebung der Studien der Regierung das höchst einfache, aber leider nie wirklich durchgeführte Mittel vor, bei Besetzung aller Beamtenstellen ceteris paribus stets dem wirklichwissenschaftlich geschulten Bewerber den Vorzug zu geben.

Diese Vorschläge ließ man ihn machen; aber über ihre Annahme und über den Erfolg der Audienz beim König ist nichts bekannt; die Hoffnung, dieser werde ihm nun dauernd günstig gesinnt bleiben, betrog ihn. Plötzlich reiste er ab — im Mai 1711 — und ist nie wieder nach Berlin zurückgekehrt. Seine Gegner am Hofe müssen die Oberhand behalten haben. Noch im April hatte er, in der letzten Verzweiflung, weil nichts vorwärts ging, ein neues Privileg (Besteuerung des Branntwein-Brennens zu Gunsten der Societät) vorgeschlagen und die Societät veranlaßt, in einem förmlichen Antrage den König zu bitten, daß Preise für deutsch-sprachliche Forschungen und naturwissenschaftliche Untersuchungen ausgesetzt würden — „was bisher noch nirgends geschehen" —, und daß eine Commission, bestehend aus einigen Mitgliedern der Societät und des General-Kriegs-Commissariats, niedergesetzt werde, um die Fassung jener und anderer Concessionen zu berathen. Es war umsonst.

Seit diesen letzten Erfahrungen in Berlin, die dadurch noch trüber wurden, daß die Societät selbst keinen wirklichen Eifer zeigte, hat Leibniz die Freudigkeit und den Muth, die ihn bisher trotz aller Widrigkeiten beseelt hatten, verloren. Man darf annehmen, daß er es fortan für unmöglich gehalten hat, die Societät in Flor zu bringen. Eine Initiative hat er nicht mehr ergriffen, da er eingesehen hatte, daß sie am Hofe nicht gewünscht wurde; aber die Geschäfte der Societät hat er, soweit man ihn benachrichtigte, fortgeführt.

In Hannover von den politischen Geschäften ausgeschlossen — denn eifersüchtig wachte das Ministerium darüber, daß er sich in die Frage der englischen Succession nicht mehr einmische —, in Preußen beargwöhnt, wandte er seine Blicke nach Österreich und Rußland. Die Vermählungen der beiden Enkelinnen seines alten Gönners, des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit dem Kaiser Karl VI. und dem Sohne Peter's des Großen schienen seinen Plänen eine glänzende Zukunft zu sichern. Im October 1711 kam er mit dem Czaren in Torgau zusammen, den er bisher nur flüchtig gesehen hatte. Er trug ihm seine Ideen vor, die wissenschaftlichen Reisen nach Sibirien und China, die Veranstaltung von magnetischen Beobachtungen, die Civilisirung des russischen Reiches durch Bildungsanstalten für die höheren Klassen und durch eine verbesserte Verwaltung; im Mittelpunkte sollte eine Hauptanstalt stehen zur Beförderung der Studien, Künste und Wissenschaften. Dem großen Monarchen imponirte der große Gelehrte, dessen Gesichtskreis die Erde umspannte; eine lebhafte Correspondenz begann, auch mit russischen Staatsmännern, und wie zwölf Jahre früher nach Brandenburg, so sandte Leibniz jetzt nach Rußland Pläne, Projecte und Denkschriften. Scherzend durfte er sagen, er habe Aussicht, der Solon Rußlands zu werden, „obgleich aus großer Entfernung". Im Sommer 1712 kam er in Karlsbad und Dresden wiederum mit dem Czaren znsammen, diesmal als Bevollmächtigter Anton Ulrich's mit Aufträgen, zwischen dem russischen und dem österreichischen Kaiser zu vermitteln. Peter schenkte ihm sein volles Vertrauen, gab ihm seinerseits diplomatische Aufträge nach Wien und ernannte ihn am 1. November 1712 zum russischen Geh. Justizrath mit 1000 Thlr. Gehalt. Seit dem December 1712 ist Leibniz in Wien und bleibt daselbst bis zum August 1714, also fast zwei Jahre, hochangesehen, im Verkehr mit allen hervorragenden Männern Österreichs, besonders auch das Vertrauen des Prinzen Eugen genießend und an der Kaiserin die kräftigste Stütze besitzend. Schon seit dem Frühjahr 1712 war ihm die Würde eines Reichshofraths zugesichert; diese hohe Stellung, selbst als wirklicher Reichshofrath, genügte ihm aber nicht. Der längst gehegte Plan, eine Akademie der Wissenschaften in Wien zu gründen und als Director an der Spitze einer groß gedachten, das ganze Reich bestimmenden Anstalt zu stehen, ist auch hier die Seele aller seiner Bestrebungen gewesen. Nicht ohne phantastischen Schimmer und politische Naivetät war die letzte Idee

seines Lebens, Österreich und Rußland wo möglich zugleich wissenschaftlich zu regieren[1]) und sich dabei auf die braunschweigischen Prinzessinnen zu stützen. Aber das, was er sachlich gewollt hat, ist doch schließlich in Wien und Petersburg verwirklicht worden, freilich erst lange nach seinem Tode, aber nun in einem Umfange und mit einem Erfolge, den er sich nicht hatte träumen lassen.

Nachdem Leibniz Berlin verlassen hatte, ging es mit der Societät abwärts. Die Überlieferung, daß sie erst unter dem Druck Friedrich Wilhelm's I. verkümmert sei, ist falsch. Sie war niemals lebendig gewesen — nur ihre Seele, Leibniz, war lebendig. Als er gezwungen wurde, sich zurückzuziehen und seine Thätigkeit auf das Nothwendigste zu beschränken, zeigte es sich, noch zur Zeit Friedrich's I., daß sie kaum lebensfähig war. Die Schuld lag theils an dem mangelnden wissenschaftlichen Vermögen der Mehrzahl der Mitglieder, theils an dem sehr geringen Interesse derjenigen Akademiker, die von der Direction ausgeschlossen waren, theils an den fehlenden Mitteln[2]). Dazu kam, daß der sehr einflußreiche Leibarzt Dr. Gundelsheim, der die Aufnahme in die Societät abgelehnt hatte, sie als ein völlig unnützes Institut bekämpfte und es erreichte, daß sein ausgezeichneter Rivale, Dr. Hoffmann, auf den die Societät mit Recht die größten Hoffnungen gesetzt hatte, Berlin in Ungnade verlassen mußte. Gundelsheim war ein beliebter Arzt und ein emsiger Sammler von Naturalien — von ihm war der Vorschlag ausgegangen, den vor dem Potsdamer Thor gelegenen Königlichen Hopfen- und Küchengarten in einen botanischen Garten umzuwandeln —, aber er gehörte der alten

---

[1]) Bedenkt man, daß er dabei den Zusammenhang mit Berlin nicht aufgab, ferner fortfuhr, als Geschichtsschreiber für seinen hannoverschen Landesherrn zu arbeiten, weiter sehnlichst wünschte, englischer Historiograph zu werden, um in London leben zu können, und sich endlich eine Thür offen hielt, um sich eventuell in Paris bei der Akademie niederzulassen, so kann man sich allerdings nicht wundern, daß keines der zahlreichen Eisen, die er im Feuer hatte, wirklich glühend wurde.

[2]) Im Auslande freilich, wo man die Verhältnisse nicht genau kannte und nur wußte, daß Leibniz der Präsident sei, hatte die Societät noch hohen Credit, vergl. z. B. den Briefwechsel von Jo. Christoph Wolf in Hamburg mit La Croze (Thesaurus epist. Lacroziani T. II S. 31 f.). Jener schreibt am 30. Januar 1712: „Quod de societate regia, cuius ipse singulare ornamentum es, scribis, nihil mihi, fateor, magis honorificum futurum erat, quam si nobilissimae principum nostra aetate virorum coronae adjungerer." Als er aufgenommen ist, zeigt sein Brief vom 17. April 1712 (a. a. O. S. 35 f.), daß sich dadurch seine ganze Stellung in Hamburg mit einem Schlage gebessert hat; denn sein Name steht nun neben dem Leibnizens.

Schule an und wird als ein ränkevoller und auf seine Stellung eifersüchtiger Mann geschildert, der vor allem seinen Collegen Hoffmann zu beseitigen und die Societät zu vernichten strebte. In den Briefen des Secretars an Leibniz vom August 1711 bis Juli 1712 entwickelt sich die Katastrophe Hoffmann's vor unseren Augen, und selbst ein Schreiben Leibnizens an von Printzen, welches warm für den vorzüglichen Mann eintrat, fruchtete nichts.

Die Herausgabe des 2. Bandes der Miscellanea hätte die Hauptsorge der Akademiker sein müssen. Leibniz war bereits wieder auf dem Plane; acht Beiträge aus seiner Feder befanden sich schon im September 1711 in den Händen des Secretars; allein die übrigen Mitglieder „gaben immer neue Vertröstungen", und Cuneau, dem die Redaction der Abhandlungen oblag, war ein gebrochener Mann. Ein Königsberger, de Colas, sandte zwar Aufsätze über Aufsätze ein, aber neben wenigen brauchbaren Gedanken fand sich viel Spreu darin. Der prahlerische Mann versuchte den Leibniz zu spielen und in allen Gebieten, sowohl den abstract philosophischen als den technischen, zu excelliren.

Wenigstens die astronomischen Beobachtungen und das Seidenwerk hätte die Societät energisch betreiben sollen, denn auf ihnen beruhte ihre Existenz. Allein der neue Astronom, der im Mai 1711 auf Vorschlag der Societät an Kirch's Stelle angestellt worden war, J. H. Hoffmann, war lässig, so daß er sich schließlich eine förmliche Rüge der Societät zuzog. „Der Frau Kirch Hülfe hat er sich, wie sie sagt, zwar heimlich bedienet, öffentlich aber allezeit dawider gesprochen, sie auch niemals auf das Observatorium lassen wollen." Astronomische und mathematische Instrumente wurden allmählich angeschafft; auch die aus Holland verschriebene Luftpumpe traf ein; aber „außer Hrn. Chauvin weiß Niemand mit ihr recht umzugehen und dieser beginnt ziemlich schwach zu werden". Das anatomische Theater konnte man nicht einrichten, da der Dr. Hoffmann nach Halle zurückkehren mußte und außerdem der Hof den für die Anatomie bestimmten Raum auf dem Observatorium zeitweilig mit Beschlag belegte. Auf Frischens Betreiben wurden chemische Utensilien angeschafft, aber „weiter kommt es nicht". „Es ist ein Vorschlag auf der Bahn, wie die Societät zu dem Anfang eines Laboratorii gelangen kann durch Verleihung eines Privilegs auf Bereitung von Scheidewasser", schreibt der Secretar am 31. December 1712 an Leibniz; aber es blieb bei dem Vorschlag. Man tröstete sich unterdessen damit, daß doch schon viele

Instrumente da seien, „so daß man mit der Zeit etwas haben wird, die Curiosität der Liebhaber zu vergnügen". Auch brachte Spener sein naturhistorisches Cabinet auf das Observatorium, „hielt es aber unter seinem Schlüssel". Man begreift es, daß unter solchen Umständen Hr. von Staff (Stapf), Mitglied der Societät, an Leibniz schrieb (24. August 1711): „Je vous ai une obligation très parfaite de vos bons soins de notre Académie, qui en a besoin". Das Einzige, was man wirklich erreichte, war eine neue Einschärfung des Kalenderprivilegs durch eine Königliche Ordre. Außerdem benutzte man die Gelegenheit der Hochzeit des Czarewitsch mit der braunschweigischen Prinzessin, um an ihren Vater, den Herzog Ludwig Rudolf, und an Leibniz der christlich civilisatorischen Pläne wegen zu schreiben. Heineccius übergab jenen Brief persönlich, ohne Leibniz vorher in Kenntniß zu setzen — was dieser ihm und der Societät übel nahm —, beschrieb in einem ausführlichen Bericht seine Aufnahme und konnte die besten Absichten des Herzogs vermelden. Dieser selbst beglückte die Societät mit einem Schreiben, in welchem er von Braunschweig aus versicherte, daß jetzt „die wahren Künste und nützlichen Wissenschaften in Rußland verbreitet werden sollen". Bekanntlich wartete der Prinzessin in Rußland ein schreckliches Schicksal.

Das Seidenwerk wurde von Frisch mit unverdrossenem Eifer betrieben, und im Frühjahr und Sommer 1712 schien ihm auch die Societät ein wärmeres Interesse zu widmen. Man war entschlossen, einen großen Platz für eine Baumschule zu kaufen, ein Haus zu bauen und „viel andere vorher nie angehörte Dinge zu thun". Im Juli konnte der Secretar an Leibniz berichten, daß „das Seidenwerk am Hofe wieder in Bewegung sei". Einige Kammerräthe hatten sich günstig geäußert. „Der Kronprinz hat nun auch bessere Gedanken von der Sache bekommen und wird uns nicht mehr zu hindern begehren". „Der Hr. von Printzen ist dem Werk sehr geneigt; wie der Hr. von Kameke dagegen gesinnet, weiß man noch nicht . . . auf ihn dürfte der Ausspruch ankommen". Allein bereits im September muß Frisch an Leibniz schreiben: „Wegen unseres Seidenwerks steht es noch in den alten schläfrigen Anstalten. . . . Es ist eine K. Commission gehalten worden. Ich werde in keinem Stück mehr, wie ich es um die Societät vermeine verdient zu haben, in fünf und mehr Jahren, da ich dieses Werk zu treiben gesucht, considerirt, und unterlasse doch nicht, so viel dabei zu thun als ich kann. Man heißt uns bei Hof des grands faiseurs de rien.

Ich habe von der Commission nicht das geringste gewußt oder erfahren, da ich doch denen Hrn. Commissariis hätte die beste Nachricht geben können. Meine Administration hat der Societät nichts gekostet, und wünsche, daß die neue nicht mehr kosten möge".

Augenscheinlich schob man den tüchtigen Mann bei Seite, weil er nicht zum Directorium gehörte, vielleicht auch aus der instinctiven Feindseligkeit heraus, mit der die Masse der nichts Leistenden den Arbeitenden stets verfolgt. Frisch verlor den Muth zur Sache nicht; er empfand sich in dieser Lage als einen Leidensgenossen von Leibniz und stärkte sich an seinem Vorbilde. Die beiden Männer verstanden sich.

„Ich habe von Ew. Ex. nicht wenig Großmuth gelernet, wie man durch die Hinderung des eigenen Corporis Societatis müsse suchen durchzudringen, nachdem ich durch die Raillerien des Hofs und der Bedienten desselben an vielerlei Orten durchgedrungen. Gott erhalte Ew. Ex. noch lange Jahre, denn wann noch etwas geschieht, so thut man es aus gebührender Reflexion auf Sie, sonst wäre unser Werk ein Gespenst und Schatten, über den man sich ungemein moquiren würde."

Dieses Zeugniß über Leibniz, der, obgleich ein Verbannter, die Societät noch immer trug und ausdauernd und großmüthig gewesen ist, schlägt viele falsche Behauptungen und unrichtige Vermuthungen nieder.

Die Societät, d. h. das Directorium, nahm also das Werk selbst in die Hand. Das alte Übelwollen gegen Frisch spricht sich in den Briefen des Secretars deutlich aus. Als die Sache nun natürlich viel schlechter ging, klagte er „über Hinderungen und Schwierigkeiten, die von denen kommen, so das Beste der Societät fördern sollten und sich dessen angemaßet". Und als gar Frisch, der jetzt auf eigene Rechnung weiter arbeitete, schöne Erfolge erzielte, da schrieb der Secretar in seinem Unmuthe: „Weil er die Kunden an sich gezogen, können wir an keinem Ort fortkommen", stellte es so dar, als hätte Frisch der Societät gekündigt und scheute sich sogar nicht, ihm zwischen den Zeilen einen bösen Vorwurf zu machen. Als endlich das Directorium die Sache gründlich verfahren und sich in Unkosten gestürzt hatte, wandte es sich nothgedrungen wieder an den thätigen und kenntnißreichen Mann, der denn auch edelmüthig half. „Wir hoffen (mit Frischens Hülfe) einen Schritt weiter vorwärts zu thun. Vom Hofe haben wir nichts zu gewarten, weil der Hr. von Kameke gar keine Lust zu der Sache bezeuget, also müssen wir sehen, wie wir uns selbst forthelfen".

„Vom Hofe haben wir nichts zu gewarten" — dies Wort sollte sich in einer ungeahnten Weise erfüllen. Am 25. Februar 1713 starb Friedrich I. nach kurzer Krankheit. Die Societät fand bald Grund, ihn aufrichtig zu betrauern. Die Mehrzahl der ursprünglichen Mitglieder lebte noch, als der neue Herr den Thron bestieg; aber sie besaßen kein Ansehen bei Hofe; man darf auch fragen, ob sie es verdienten. Leibniz befand sich in Wien. Der Tod des Monarchen erweckte in ihm keine weichen Stimmungen. Als die Kurfürstin Sophie in einem Briefe von ihrem entschlafenen Schwiegersohn als dem „sehr christlichen" Könige sprach, entgegnete er, dieser Titel sei zutreffend, wenn man auf die Erfüllung der äußeren kirchlichen Pflichten sehe; „il n'y a que Dieu qui connaisse l'intérieur; cependant l'action du jeune roi de rétablir M. de Dankelman — dachte er vielleicht auch unwillkürlich an sich selbst? — est plus chrétienne que celle du père non seulement de le chasser de la Cour, mais même de lui confisquer son bien". „Vous jugez très-bien à l'égard de Danquelman," erwiderte in ihrer kaustischen Weise die greise Fürstin, „mais votre observatoire ne sera pas aussi bien observé que votre impôt sur les almanacs . . . Le roi (Friedrich Wilhelm I.) se pique de faire justice à tout le monde et à empêcher le superflu à ses serviteurs". Sie kannte ihren Enkel.

2.

Den Zustand der Societät in den beiden ersten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm's I. kennen wir fast lediglich aus den Briefen des Secretars, einem Schreiben von Leibniz an diesen und den Klagen La Croze's[1]). Aber jene Briefe charakterisiren die

[1]) Er richtete am 28. Juni 1713 einen kummervollen Brief an Leibniz. Sein Gehalt war ihm gesperrt worden, und er kam dadurch in die höchste Noth; er wollte nach England gehen, blieb dann aber doch in Berlin, da er eine Stelle als Prinzenerzieher erhielt und bald darauf in der Lotterie eine ansehnliche Summe gewann. „Vous êtes heureux, Monsieur, de n'être point témoin des gémissements et des larmes qui se répandent en ce pays-ci, où il y a bien des gens encore plus mal traités que moi. Te tenet aula nitens, nos lacrymosa dies." J. G. Eccard, der La Croze nach Helmstädt ziehen wollte, schrieb ihm (Thesaur. epist. Lacroz. T. III p. 286): „alto in otio vivimus et tempestates non timemus, quas Berolini sustinuistis. Bone deus! quantum mutata est sedes illa elegantiarum ex illo tempore, quo ibi cum amicis Musis suavissime vixi". Der wissenschaftliche Briefwechsel zwischen La Croze und Leibniz, in welchem jener der Gebende war, ging ungestört weiter; der letzte Brief ist vom 19. October 1716.

Lage so vortrefflich, daß sie einen Abdruck an dieser Stelle verdienen. Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm I. die Societät verachtet, weil sie zu wenig leistete und weil er alle Gelehrsamkeit, die nicht praktisch nutzbar war, ebenso verabscheute wie das Latein, die Philosophie und die Elegantien. An das Kalenderprivileg scheute er sich, die Hand zu legen, und wollte auch die Stiftung seines Vaters nicht einfach aufheben; aber wo es irgend möglich war, da sollte auch die Societät zum allgemeinen Sparsamkeitssystem ihren Beitrag liefern, und sie sollte nur ein Recht auf Existenz haben, wenn sie thätig war, d. h. das militärische Medicinalwesen beförderte und im Technischen etwas leistete. Fast zwei Jahre wartete der König ruhig ab; er übernahm weder die Würde eines Protectors der Societät[2]), noch bestätigte er ihre Privilegien, noch entzog er ihr die Mittel und Rechte. Nur für die Räume im Observatorium verlangte er eine Miethe, d. h. er befahl gleich nach seinem Regierungsantritt, sie meistbietend zu vermiethen. Da sich aber kein Liebhaber fand, behielt die Societät ihre Räume zunächst ohne eine Abgabe; später zahlte sie 50 Thlr. Das Ausschreiben der Amtskammer ist charakteristisch als ein besonders leuchtendes Beispiel bureaukratischer Unbefangenheit.

Nachdem S. K. M. in Preußen u. s. w. Unser allergnädigster Herr in Gnaden resolviret, daß nicht allein die Stuben und Cammern auf dem K. Marstall, sondern auch die Logementer auf dem daselbst befindlichen Observatorio auf der Dorotheenstadt, ingleichen der Ochsen- und Hammel-Stall vor dem Leipziger-Thor à 500 Haupt-Schaaf-Viehe nebst der Hutung und Trifft, sammbt einer Stuben und Cammer vermiethet und dem Meistbiethenden gegen Stellung zulänglicher Caution zugeschlagen werden sollen, zu welchem Ende der 21. Aprilis pro Termino Licitationis anberahmet worden, als wird solches männiglich hierdurch kundt gemachet, und haben sich diejenige, so etwa zu solchen Logementern auf dem K. Marstall oder zum Hammel-Stall Belieben tragen, sich in bemeltem Termino zu gestellen u. s. w.

Cölln an der Spree, den 29. Martii 1713.

K. Preuß. Ambts-Cammer.

Der Eindruck der ersten Maaßnahmen des Königs spiegelt sich — nicht zum Nachtheil des Monarchen — in den Briefen Nr. 147 bis 149 des Secretars an Leibniz vom 1. und 22. April und 15. Mai 1713. Der erste lautet:

„Der hohe Todesfall hat mehr Veränderungen nach sich gezogen, als man je vermuthet. Sie betreffen aber meist die Oeconomica, und haben

---

[2]) Hr. von Printzen heißt fortab — auch in den Kalendern — „Protector der Societät".

S. K. M. sich so weit herausgelassen, daß Sie erst einen beständigen Grund guter Haushaltung legen müssen, damit Sie zuvorderst eine ansehnliche Kriegsmacht wohl unterhalten und nachgehends ihren Unterthanen einige Erleichterung schaffen können. Hernach werden Sie schon Mittel finden, auch ihre treue Diener zu belohnen, vor den Anfang aber müssen sie sich mit ihm in die Zeit schicken und nach seinem Exempel richtiger haushalten lernen. Die unmäßige Besoldungen einiger Hof- und Staatsbedienten sind merklich eingezogen und aller Überfluß bei Hofe gemäßiget worden, so daß man sagt, es werde an Küche, Keller und Silberkammer allein bis 400000 Thl. jährlich erspart werden.

Die Malerakademie ist aufgehoben, wenigstens weil ihnen die Besoldungen genommen, wird sie von selbst zergehen, und man weiß noch nicht, ob sie die Gemächer auf dem Stall behalten werden. Von dem Observatorio sind auch gefährliche Gerüchte gegangen und weiß man noch nicht recht, woran man ist, wie denn nach der Leichenbegängniß erst Alles in rechten Stand soll gebracht werden. Sonst hat der König von der gehabten Abneigung von der Feder viel nachgelassen und selbst gestanden, wie er nun wohl sehe, daß mit dem Degen allein sich nicht Alles ausrichten lasse. Er hat selbst Hand angelegt und alle Rechnungen, Aufsätze und was ihm nöthig gewesen mit eigener Hand hinzugesetzet. Er decretirt auf gleiche Weise mit eigener Hand theils publique Sachen, die ihm auf einen halbgebrochenen Denkzettel gegeben werden müssen, theils Privatmemorialien, die er willig annimmt und mit Fleiß durchlieset. Er will ernstlich der Justiz aufgeholfen und die Processe verkürzt wissen, wozu auch schon eine Commission niedergesetzt ist, mit der es aber nicht recht fort will. Der Graf von Dohna ist bei dem König wohl angesehen und der Erste unter den Vieren, so den neuerrichteten Cabinet recht ausmachen, die andern sind die Hrn. v. Ilgen, v. Printzen und Grumkow. . . . Der Hr. Oberpräsident von Dankelmann ist auf K. Befehl hergekommen und wird sehr wohl angesehen. Worauf es aber gemeint, ist noch unbekannt."

In dem zweiten Schreiben heißt es:

„Ich habe gehorsamst melden sollen, daß es mit der Societät nahe an dem gewesen und vielleicht noch ist, daß sie daß Glück mehr anderer Collegien haben dürfte [d. h. aufgehoben zu werden]. Allzeit das Observatorium ist auf K. Befehl von der Amtskammer zur Miethe öffentlich angeschlagen worden, und als man sich dagegen gemeldet, hat man kaum erhalten, daß das Memorial nur ad acta genommen worden. In termino hat sich zwar Niemand gefunden, der das Observatorium zu miethen verlanget, also hat man sich von Seiten der Societät auf die gethane Vorstellung bezogen und zur Antwort erhalten, es solle derselben in dem Bericht gedacht werden. Wie es nun ferner laufen werde, lehret die Zeit. Die Malerakademie hat ihre Zimmer um 60 Thlr. in Miethe genommen, nach deren Exempel es mit dem Observatorio wohl auch wird geschehen müssen. Ob es aber dabei aufhören werde stehet dahin.[1]) Es äußern sich täglich neue Machinationes zum Nachtheil der Societät, dagegen

[1]) Hierzu hat Leibniz eigenhändig die Worte geschrieben:

„Am Saal des Parlements, so England kann gebieten,
Schrieb Cromwel endtlich an: Der Ort ist zu vermiethen.
Dem Kunstwerck zu Berlin geschieht noch größre Ehr,
Ein König schreibt ans Hauß: Weicht oder Thaler hehr."

man zwar alles Mögliche vorkehret, allein weil directe nichts auszurichten, muß man es dabei bewenden lassen, daß man indirecte wehret soviel man kann. Der Hof hat sich sehr verändert, und hat der ganze Zustand eine andere Gestalt gewonnen, so daß man sich kaum mehr darein finden kann."

In dem dritten Briefe schreibt der Secretar:

„Mit der Societät ist es also geblieben, außer daß der Ruf von Einziehung des Kalenderverlags sich wieder verloren. Unterdessen ist man doch nicht sicher und hat demnach beschlossen, sobald der Hr. von Printzen . . . wieder hier sein wird, mit demselben in Rath zu stellen, ob man nicht die Bestätigung der vorigen Verschreibungen bei itzt regierender K. Maj. suchen solle.[1])

Sonst haben die Veränderungen gar weit um sich gegriffen, und ist Niemand damit verschonet worden weder von Civil- noch Militärstand. Unter andern hat es auch die Bibliothek gar hart betroffen und der Hr. Schott nicht mehr denn 200 Thlr. behalten, der Hr. La Croze aber Alles verloren.

Sonst sind S. K. Maj. bei Dero Regierung sehr fleißig und dictiren unzählbare Supplicata mit eigener Hand. Sie eifern absonderlich über schleunige und richtige Verwaltung der Gerechtigkeit und haben schon einen Anfang gemacht, die Proceßordnung am Kammergericht zu reformiren, wodurch die Rechtssachen merklich verkürzt werden sollen.

Einen wirklichen Maitre des requetes haben Sie nicht bestellet; es ist aber einer Namens Köppen, ein Generaladjutant, so stets um Dieselben sein muß und alle Suppliquen annimmt. Der Hr. v. Kreuz ist wirklicher Staatsminister und Directeur general des finances geworden.

Die Gelehrten möchten sich wohl wenig zu erfreuen haben. Von denen Condolenz- und Gratulations-Complimenten, so ein und andere dem König überreichen wollen, hat er keine angenommen. Es haben auch keine in der Schloßdruckerei angenommen werden dürfen . . . So ist mir auch gesaget worden, der König habe dem Pagenhofmeister ausdrücklich verboten, die Pagen im Latein unterweisen zu lassen."

Jetzt wäre es an der Zeit gewesen, daß sich die Societät zusammenraffte und dem Könige zeigte, daß sie etwas Nützliches zu leisten im Stande sei — er ließ sie ja zunächst ruhig gewähren, Leibniz trieb auch unablässig dazu. „Miscellanea esse edenda", war sein Ceterum censeo. Er schlug vor, sich in die Zeitverhältnisse zu schicken und kriegswissenschaftliche und technische Abhandlungen aufzunehmen; er zeigte in einem Schreiben an den Secretar, daß er den König zu würdigen verstand, und war bereit, auf seine Liebhabereien einzugehen und selbst ein Problema tacticum zu inseriren, sowie eine ballistische Abhandlung[2]). Aber die

[1]) In margine bemerkt Leibniz sehr treffend: „Man mache zugleich einen neuen tomum Miscellaneorum präsentiren und allerhand manifeste utilia hineinbringen".

[2]) Sein Brief Nr. 154 vom 6. December 1713 an den Secretar ist für seinen frischen Blick und für die Elasticität, mit der er sich in neue Verhältnisse immer wieder zu schicken wußte, charakteristisch. „Es hat des neuen Königs Maj. der Welt

Societät blieb völlig thatenlos. Sie hatte bisher überhaupt noch nicht gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen; sie ließ Leibniz arbeiten und hoffte, statt sich anzustrengen, auf „Vortheile und Wohlthaten vom Hof". Der neue Band der Miscellanea rückte nicht von der Stelle, obgleich am Ende des Jahres 1713 angeblich die meisten Mitglieder etwas beigesteuert hatten. Es sollten noch 10 Jahre dahin gehen, bis er erschien! Das Seidenwerk, dem der König nicht ungünstig gesinnt war, wurde ohne Frischens Hülfe lässig und ungeschickt betrieben. Der Secretar weiß Leibniz in der Regel nur zu berichten, daß mit der Societät Alles beim Vorigen stünde[1]). Man scheint auf einen deus ex machina gewartet zu haben.

Nur an einem Punkt war man etwas rühriger[2]); hier aber stieß die Societät auf den feindseligen Medicus Gundelsheim:

gezeiget, daß Sie nicht nur vor die Waffen sorgen, sondern auch guten Rath zu ergreifen wissen. Sie haben durch Erlangung des Besitzes von Stettin erhalten, wornach ihr Hr. Vater glorwürdigsten Andenkens (des Hrn. Großvaters zu geschweigen) vergebens getrachtet. S. Maj. haben noch dazu Tonningen erhalten und den Grund zu der nordischen Ruhe wenigstens in den Reichslanden geleget, und da anderswo nur zugesehen worden, die Hand an das Werk mit Nachdruck geleget. Ist also auch billig, daß Sie dessen genießen. Es heißet „jura vigilantibus scripta sunt". Ich schließe aus diesem allem, daß S. Maj. den Studien nicht abgeneigt sein, sondern wohl wissen werden, was im Regimente daran gelegen. Daher ich auch der Hoffnung lebe, Sie werden die von ihrem Hrn. Vater fundirte Societät der Wissenschaften allergnädigst protegiren. Es ist nöthig, daß man dahin bedacht sei, wie künftiges Jahr ein neues Volumen Miscell. Berolinensium zu Stande komme, darin nicht nur speculativa et curiosa, sondern auch practica et utilia zu bringen, wie man zwar auch beim ersten Volumine darauf gesehen. Ich will unter andern ein Problema tacticum inseriren: wie aus einer gegebenen Zahl ein Bataillon carré vide also zu formiren, daß am wenigsten Personen übrig bleiben, item etwas ad rem ballisticam. Und weil der König auch die Manufacturen gern befördert, so stelle dahin, ob einige merkwürdige Vortheile oder Observationen u. dergl. zu haben und beizufügen. Ich sollte vermeinen, in Berlin würde sich dazu Gelegenheit finden."

[1]) Einigermaaßen zur Entschuldigung diente, daß zwei Klassendirectoren, Cuneau und Schott, sehr leidend waren, ferner daß man auch beim besten Willen in Berlin keine hervorragenden Gelehrten finden konnte, die der Societät Ansehen verliehen hätten.

[2]) Außerdem beschäftigte man sich unter des Hofpredigers Leitung mit der deutschen Orthographie, ließ trotz Leibnizens bestimmter Warnung etwas darüber als Manuscript drucken und schickte es an Gelehrte (Nr. 156. 157. 159). Leibniz wußte sehr wohl, daß die beiden Slaven Jablonski nicht fähig waren, in deutscher Sprachlehre etwas zu leisten. Im Akademischen Archiv liegen verschiedene Aufsätze über die Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs, größtentheils von des Hofpredigers Hand. Werthvoller mögen die übrigens nicht zahlreichen Stücke zu einer neuen Ausgabe des hebräischen Alten Testaments cum variis lectionibus sein, Vorarbeiten, die ja wirklich zum Ziele geführt haben.

Das Theatrum anatomicum näherte sich der Vollendung, und der rüstige Spener, einer der wenigen Akademiker, die etwas thaten, war eifrig darauf bedacht, mit den Sectionen zu beginnen. Man durfte hoffen, damit den Beifall und die Gunst des Königs zu gewinnen, der der Anatomie (auch der Botanik, um des Arzneiwesens willen) ein besonderes Interesse bezeigte. Aber hier drängte sich Gundelsheim ein und belegte Anatomie und Botanik für sich mit Beschlag. Das anatomische Theater war mit der Societät nicht verbunden, sondern stand unabhängig von ihr[1]). Gundelsheim gestattete wohl, daß Spener dort seine Sectionen vornahm — denn er selbst war unfähig dazu —, aber er wachte eifersüchtig darüber, daß die Societät aus dem Spiel blieb, damit sie nichts von dem Ansehen und der Gunst der Sache genösse. Dennoch kam ihr die Arbeit Spener's beim König zu Gute, und als diesem noch ein anderes Mitglied der Societät, Colas, als Wasserbau-Verständiger imponirte und dann ein gutes Wort für die Akademie einlegte, da schien er günstiger gegen sie gestimmt. Er ernannte im April 1714 Spener zum Professor, äußerte sich Colas gegenüber freundlicher über die Societät, schenkte ihr mehrere größere und seltenere Thiere für die Sectionen, dachte daran, ihr die Anatomie dauernd einzuverleiben, und beschloß, ihre Privilegien zu bestätigen. Allein bereits im Mai desselben Jahres starb der treffliche Spener, 36 Jahre alt, ganz plötzlich, und sofort erlangte wieder Gundelsheim, der Colas und Spener bereits mit seinem Neid beehrt hatte, den entscheidenden Einfluß in wissenschaftlichen Dingen beim König. Schon im Juli mußte der Secretar an Leibniz von den „mancherlei Bedrückungen der Societät, darunter sie sich schmiegen und biegen muß", schreiben, und im November 1714 erging vom Könige die verhängnißvolle Aufforderung an sie, Rechenschaft von ihrem Etat abzulegen. Da Leibniz in diese Sache verwickelt worden ist, so bedarf es einer kurzen Bemerkung über sein Verhalten zur Societät in dem letzten Jahre.

Bis zum April 1714 dauerte der regelmäßige Verkehr mit dem Secretar von Leibnizens Seite ganz so wie früher. Wir können aus den Briefen Jablonski's feststellen, daß er vom März 1713 bis April 1714 mindestens zwölf Schreiben als Präsident der Societät an Jenen gerichtet hat, und aus den Antworten läßt sich

[1]) Der Plan, ein Theatrum anatomicum zu bauen, war proprio motu schon 1711 von der Societät gefaßt worden.

erkennen, daß sich Leibniz nicht nur um das Kleinste bekümmert, sondern sich auch beklagt hat, daß man ihn nicht genügend orientire; man theilte ihm nicht einmal die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder mit und ließ (s. oben) ein Manuscript im Namen der Societät drucken, das er vorher nicht gesehen hatte. Was endlich sein Gehalt betrifft, so war die Societät bis zum Frühjahr 1713 mit 900 Thlr. im Rückstand; in dem folgenden Jahr aber war nichts mehr bezahlt worden, so daß sie ihm im Frühjahr 1714 1500 Thlr. schuldete.

Diese Umstände, noch mehr aber vielleicht die beiden Todesfälle, die tief in sein Leben eingriffen (der Herzog Anton Ulrich starb im März, die Kurfürstin Sophie am 8. Juni 1714; er verlor in ihnen seine einflußreichsten Gönner in Hannover), sodann die Aussicht, in Wien wirklich seine Pläne durchzusetzen, endlich der Tod der Königin Anna am 12. August 1714 und die Succession seines Landesherrn als König von England — alles dies wirkte zusammen, um ihn ein halbes Jahr völlig von Berlin und der Societät abzuziehen. Er ließ ein paar Briefe unbeantwortet und berührte auch Berlin bei seiner Rückkehr von Wien nach Hannover nicht; die Umwälzung im Kurstaate stand jetzt selbstverständlich für ihn im Vordergrund. Was hätte er auch in Berlin thun sollen? Rathschläge geben, die man nicht hören wollte und nicht befolgen konnte? Seine einzige Gönnerin war die Königin Sophie Dorothea, auch eine braunschweigische Prinzessin; er hatte sich ihr einige Monate nach der Thronbesteigung ihres Gatten brieflich genähert und dabei der Societät im Allgemeinen gedacht; er hatte sich ihr zehn Monate später, gleich nach dem Tode ihrer Großmutter, der Kurfürstin Sophie, noch einmal in Erinnerung gebracht, ohne Umschweife nun ihre Protection erbittend und ziemlich deutlich um Vermittelung einer Einladung nach Berlin ersuchend; allein man lud ihn nicht ein, und er nahm daher an, daß man ihn nicht sehen wolle. So reiste er nach Hannover, ohne Berlin zu berühren.

Daß er nach fünfzehnjähriger ununterbrochener Arbeit für die Societät einmal ein halbes Jahr pausirte — zumal da so gut wie nichts zu thun war —, war keine schwere Unterlassung, und daß er mehr als drei Jahre nicht nach Berlin gekommen war, war nur zum kleinsten Theil seine Schuld, wenn man ihm hier überhaupt irgend welche Schuld beilegen darf.

Das, was sich nun ereignete, wäre somit die schnödeste Undankbarkeit seitens der Societät gewesen, hätte sich nicht in Berlin,

wie anderswo, das Gerücht verbreitet gehabt, Leibniz sei definitiv in die Dienste des Kaisers getreten, bekleide als Reichshofrath eine hoch besoldete Stelle und habe Wien nur verlassen, um seine Verhältnisse in Hannover zu ordnen und abzubrechen. Dieser irrige Glaube — denn in Wien war noch Alles unfertig — entschuldigt das Directorium der Societät wenigstens etwas.

Als von Printzen im Auftrag des Königs dem Directorium aufgegeben hatte, über den Stand der Societätskasse zu berichten, entschloß sich dieses zu einer jämmerlichen Eingabe an den König. Es berichtete, der Secretar habe aus den Acten ermittelt, dem Präsidenten von Leibniz sei vom König seiner Zeit kein Gehalt zugebilligt worden, sondern nur eine jährliche Reisekosten- und Correspondenz-Entschädigung von 600 Thlr.; demgemäß habe er bisher im Ganzen 6900 Thlr. empfangen, 1800 Thlr. seien noch rückständig; auf die Anfrage des Secretars, ob er Leibniz diese Summe schicken solle, habe das Directorium sich schlüssig gemacht — „ob zwar gedachtem von Leibniz hiervon noch nichts eröffnet, noch er darüber vernommen worden", — ihm diese Summe zu sperren, da er seit dem Frühjahr 1711 nicht mehr in Berlin gewesen sei („er hat sich auch vorhin nicht alle Jahre ordentlich eingefunden"), seit dem April 1714 auch die Correspondenz unterlassen habe, augenscheinlich also selbst annehme, daß „die cura Societatis bei dem zu Wien dem Vernehmen nach erhaltenen neuen Engagement nicht mehr convenable oder compatible sei". Das Directorium verband mit diesem Antrag den anderen, fortab das Gehalt des Hrn. von Leibniz unter sich vertheilen zu dürfen, da es ja nach der königlichen Verordnung vom Jahre 1710 den Directoren und dem Fiscal zufallen solle, wenn Leibniz seine Stelle verlöre. „Wir haben nun 14 Jahre die Besorgung des Status und Aufnehmens der Societät ohne den geringsten Genuß einiger Ergetzlichkeit treulich verwaltet." Was aber die 1800 Thlr. anlangt (das Gehalt der letzten drei Jahre, welches Leibniz nicht ausgezahlt war), so stellen sie den Antrag, dafür das Naturaliencabinet des verstorbenen Spener anzukaufen.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man dies liest. Sind das die Berliner Freunde, die beiden Jablonski und Cuneau? Nicht nur förmlich absetzen wollte man Leibniz — denn darauf läuft es doch hinaus —, ohne ihn auch nur vorher zu hören, sondern mit rückwirkender Kraft absetzen! Man wagt dem Könige vorzuschlagen, Leibniz mitzutheilen, daß er bereits seit drei Jahren

seine Rechte verloren habe! Dagegen billigt man sich selbst für treue Dienste die Thaler zu und tauscht für einen Leibniz ein Naturaliencabinet ein!

Es ist das dunkelste Blatt der Geschichte der Societät; aber es aufzuschlagen, war leider eine Nothwendigkeit; denn der erste officielle Geschichtsschreiber der Akademie, Formey, der Leibniz überhaupt feindselig gesinnt war, hat in seiner Histoire de l'Académie die Sache nicht nur verschleiert, sondern auch deutlich genug den Präsidenten als den schuldigen Theil bezeichnet.

Acht Tage später reichte das Directorium eine Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben ein. Nach ihr hat der Überschuß in den drei Jahren 1710—1712 zusammen nicht mehr als 640 Thlr. betragen. Einer jährlichen Einnahme von durchschnittlich 5980 Thlr. aus den Kalendern und Stempeln — der Seidenbau hat stets mehr gekostet als eingebracht — steht eine durchschnittliche Ausgabe von 3050 Thlr. für den Kalender-Druck u. s. w. und von 1550 Thlr. für die Besoldungen (600 Präsident, 500 Astronom, 400 Secretar, 50 die Pedelle) gegenüber, wozu auf Königlichen Befehl noch 50 Thlr. für den Anatomiediener kommen. Es bleiben also 1330 Thlr., „wovon die zufällige und unständige Ausgaben vor Bücher, Instrumente, Hausrath, Bau und Besserung an den Gebäuden und andere Extraordinaria bestritten werden, welche nach dem es die Gelegenheit erfordert bald mehr, bald weniger betragen. Was zur Fortsetzung des Seidenwerks noch nöthig ist, so lange dasselbe sich nicht selbst unterhalten kann, muß auch hievon genommen werden". Unter diese Eingabe hat der König noch an demselben Tage eigenhändig folgende Verfügung gesetzt:

Leibnitz soll hinführo 300 Thlr. haben, der Secretarius **200 Thlr. hinführor zur extraordienair 830 Thlr. zum Bau und** Matema instrumenta **und de, geleichem: würden über diesen Ettat 1000 Thlr. Diese 1000 sollen dem Gundelsheum quartaliter mit 250 Thlr. gezahlet werden vor meine angerichtete Sossissiaetaet die der** [sic] **Viell nützl: ist als diese narren Possen. meine Sossiaetet ist Vor der Veldt und Menschenbeste die andehre nichts als der Dollen menschen Ihre curieusitet Dieses ist mein Wille sondern Remonstracion und soll der Ober Marechall ausfertiechen lassen.**

Wuster hausen den 29. Noven 1714. **Fr Wilhelm**

War der König entschlossen, mit 1000 Thlr. jährlich die Societätskasse zu Gunsten seiner medicinisch-chirurgischen „Societät" zu belasten, so konnte er die Sache nicht besser machen. Das Gehalt des Astronomen, des nothwendigsten Arbeiters der Societät,

ließ er unverkürzt bestehen. Das Präsidenten- und Secretars-Gehalt wurden auf die Hälfte herabgesetzt, und weitere 500 Thlr. sollten den Betriebsgeldern der Societät entnommen werden. Ihr Ansinnen, das Gehalt von Leibniz ganz zu streichen, würdigte er nicht eines Wortes. Es war eine heilsame Strafe für den Secretar, daß auch sein Gehalt um die Hälfte gekürzt wurde. Leibniz blieb in Amt und Würden; er mußte nur, wie andere Staatsbeamte auch, den Finanzen des Staats ein Opfer bringen. Wie der König aber über die Societät dachte, das bedarf keines Commentars. Er hatte sich Gundelsheim's Urtheil angeeignet, oder vielmehr — sein eigenes Urtheil, das in den letzten zwei Jahren durch keine wirklichen Leistungen der Societät als ungerecht erwiesen war, traf im Negativen mit der Feindschaft des „unwissenden Schleichers" zusammen. Dieser zog die 1000 Thlr. für das medicinische Collegium ein.

Die erste Gegenvorstellung, welche die Societät am 7. December 1714 durch den Hofprediger aufsetzen ließ, ist nicht abgesandt worden; erst die zweite (15. December), übrigens nicht wesentlich verschiedene, wurde eingereicht. Die Societät kann zuvörderst ihre Wehmuth nicht bergen, „indem wir vernehmen, wie Ew. K. Maj. in den Gedanken stehen, als ob die der Societät gewidmete Gelder zum Theil zu unnöthigen Dingen verwendet werden". „Sollte aber der Seidenbau damit gemeint sein, so ist es an dem, daß die Societät wohl gewünschet hat, damit verschonet zu bleiben." Der verstorbene König habe ihn ihr auferlegt. Sehr bald sind die Herren wieder bei Leibnizens Gehalt, und sie bemühen sich noch einmal, ihm die 600 Thlr. zu entreißen, verwenden sich aber lebhaft dafür, daß der Secretar sein volles Gehalt behalte. Aus der zweiten, eingereichten Eingabe erfährt man, daß bei Begründung des Kalenderwerks einige Mitglieder ihren eigenen Credit eingesetzt hatten. Auch wird gesagt, die Societät sei schon proprio motu vor drei Jahren mit der Aufrichtung des theatri anatomici umgegangen, aber sie habe den nöthigen Raum nicht gehabt; auch Anderes habe sie projectirt, aber überall habe es an Geld gefehlt; nun würden ihr noch 1000 Thlr. genommen. Der Abschnitt über Leibniz lautet in der wirklich eingereichten Eingabe fast genau so wie im ersten Entwurf. Seine Wiener Anstellung dient als Begründung. „So ist man auf den Gedanken gerathen, ob nicht diese obligatio ex causa (die ihm versprochenen 600 Thlr.) cessante causa erloschen und der Fall sich ereignet, auf welchen

S. K. Maj. höchstseligen Andenkens von solchem Gehalt in Faveur der Directoren der Societät u. s. w." Kein Zweifel — der König wollte Leibniz 300 Thlr. und damit die Präsidentenwürde lassen, die Directoren wollten ihm das Geld nehmen, unbekümmert, was dann aus seiner Präsidentschaft würde, vielleicht in dem guten Glauben, er wolle selber nicht mehr Präsident sein.[1]) Aber warum schrieben sie ihm nicht und fragten ihn nicht?

Von der Veränderung mußten sie ihn nun in Kenntniß setzen; aber sie thaten es in einer ganz ungehörigen Weise. Da sie noch immer hofften, der Monarch werde ihnen das ganze Gehalt von Leibniz überlassen, so schrieben sie diesem durch den Secretar, der König habe befohlen, 1000 Thlr. aus den Mitteln der Societät jährlich „zu einem anderweiten Vorwand zu zahlen, außer dem aber andere Zahlungen zu thun verboten" (der König hatte vielmehr befohlen, Leibniz quartaliter 75 Thlr. auszuzahlen!). „Deme zufolge werden Ew. Exc. mich hochgeneigt entschuldigt halten, wenn mit der verlangten Geldsumme diesesmal nicht andienen kann."

Was Leibniz auf diesen Brief geantwortet, wissen wir leider nicht; sein Brief an die Königin Sophie Dorothea vom 30. December kreuzte sich mit jenem. Er beklagt sich in ihm über die Mattigkeit der Societät und darüber, daß er zu wenig befragt werde und Vieles hinter seinem Rücken geschieht; dennoch bittet er, daß der König sich der Societät annehmen möge. Die Königin antwortete sehr freundlich („Vous pouvez être assuré que je vous en suis tout-à-fait obligée, et que je me ferai un plaisir de vous marquer mon estime"), aber in Bezug auf die Societät ausweichend: „Pour ce qui regarde l'académie des sciences, j'aurais de la peine à vous pouvoir parler là-dessus. Je crois que Mr. Jablonski s'en acquitterait mieux que moi, à qui j'ai dit vos raisons, et qui vous manderait les siennes".

Erst am 6. April 1715 bequemte sich der Secretar dazu, Leibniz einen vollständigen Bericht nebst der Königlichen Ordre vom 29. November 1714 zu übersenden, so daß er nun erfuhr, daß ihm doch die Hälfte seines Gehalts geblieben sei. Er beruhigte sich großmüthig dabei; denn was der Secretar in demselben Brief über die Lage der Societät und kurz vorher der Hofprediger ihm

---

[1]) Dazu kommt noch ein Anderes, was sie, wie die confessionellen Verhältnisse damals lagen, einigermaaßen entschuldigt: sie glaubten dem Gerücht, Leibniz sei in Wien zum Katholicismus übergetreten.

erzählt hatte, war so traurig, daß Leibniz die Schwierigkeiten nicht vermehren wollte.

„Es ist zu beklagen," — schreibt der Hofprediger — „daß einige Gemüther die eingebildete große Revenuen der Societät der Wissenschaften mit neidischen Augen schon längstens angesehen und sich bemühet haben dem damals noch künftigen Regenten die Societät selbst als ein unnützes, übeleingerichtetes und nur zum Eigennutz abzielendes Werk vorzustellen" . . . (Dennoch war es nahe daran, daß der König die Societät confirmirte), „da vermochten widrige Machinationes so viel, daß die Confirmation zurückgeleget worden und Alles in voriger Ungewißheit verblieben" . . . . „Hiezu kam, daß die vornehmste membra concilii theils durch Kummer, theils Krankheit des Leibes gehindert worden, es sei in den Wissenschaften selbst oder auch vor die Societät, zu deren Aufrechterhaltung etwas Nachdrückliches zu prästiren. Meinestheils habe ich in diesem letztern gethan, was ich gekonnt, und ist mir nun fast leid, daß ich so viel, ohne Frucht, gethan. Ich habe oft den Vorsatz gehabt, mich gänzlich aus der Sach herauszuziehen, mußte jedoch aber auch bedacht sein, daß, da ein Inconveniens zu vermeiden vermeinete, in ein anderes ebenso schweres verfallen möchte. Und dieses ist kürzlich unser jetziger languissanter Zustand, dem Gott, welchem unsere redliche und desinteressirte Intention bei Anlegung dieses Werks am besten bekannt ist, nach seinem gnädigen Wohlgefallen abhelfen kann."

Ähnlich schrieb der Secretar:

„Die Zeit her war die Sache der Societät in einer steten Bewegung, da man immer gearbeitet, die Brüche derselben auf einige Weise zu stopfen und sie vor dem gänzlichen Einsturz zu bewahren. . . . Die Hrn. Chuno und Schott sind auch, und der letzte von langer Zeit, unpäßlich, daß sie den Versammlungen nicht beiwohnen können, wodurch denn die Societät in einen languorem verfällt, daraus sie sich mit Mühe wird helfen können."

Die beiden folgenden Briefe des Secretars vom 20. April und 18. Mai 1715 bestehen fast nur aus immer neuen Klagen:

„Bei dem damaligen Langeur der Societät ist der Seidenbau das einige, wodurch man gehoffet, den Vorwurf abzuwenden, daß bei der Societät nichts gethan werde; aber was dieses Werk immer wieder hindert, ist kaum mit der Einbildung zu fassen. . . . Das Unglück der Societät ist, daß diejenigen, so derselben Ehr und Aufnahme suchen, nicht so mächtig sind, als die ihr zu schaden trachten, daher alle gute Intentiones vor dieselbe stecken bleiben, insonderheit zu dieser Zeit, da sie in languore und fast in agone liegt, nicht nur morali, sondern auch physico, indem diejenigen, so bisher am meisten gethan und zu thun Lust gehabt, durch Krankheit und andere Zufälle in ihrer Activität gehindert worden, daher auch die Zusammenkünfte des Concilii nicht ordentlich gehalten werden."

Auf Leibnizens Vorhaltung, daß man von Anfang an die Sache nicht mit gehörigem Eifer betrieben habe, erwidert der Secretar offenherzig: „Was ist solches groß zu bewundern von Leuten, die von ihrem Fleiß und Arbeit nichts zu gewarten hatten; wenn man hinzusetzt die lange Zeit, da die Societät als noch nicht

formirt in der Inaction bleiben müssen, und die kurze Zeit, da sie durch die eingefallene Veränderung in ihrer kaum erlangten Activität wieder gestöret und fast gar daraus gesetzet worden, so kann ein Mehreres, als was sie geleistet, ihr kaum abgefordert werden, man wolle denn von einem kaum geborenen Kinde die Thaten eines gesetzten Mannes fordern".

In demselben Schreiben berichtet der Secretar, Colas sei beim Könige in Ungnade gefallen — seine Großsprechereien wurden durchschaut —, und das habe der Societät auf's Neue geschadet; „Herr Hoffmann, der Astronom, hat die Gabe nicht, opera supererogatoria zu thun"; „Herr Spener ist uns ein unersetzlicher Verlust"; „Herr La Croze hat sich von Anfang der Societät geäußert und ist gar selten in denen Versammlungen erschienen". Noch immer müsse man auf den Seidenbau hoffen, für den sich Hr. von Grumkau interessirt. „Nur ist auch hiebei das Unglück, daß dem König, welcher noch als Kronprinz der Sache überaus zugethan gewesen, dieselbe in odium Societatis dermaßen verleibet worden, daß er sie nur en ridicule handelt." Die Vorbereitung des 2. Bandes der Miscellanea stocke, weil die beiden Directoren, denen die Arbeit obliegt, durch schwere Krankheit arbeitsunfähig seien. „Dem Könige ist zwar mit gelehrten Sachen nichts gedienet; denn er fraget nicht, was die Societät denke oder erfinde, sondern nur was sie thue; vor der Welt aber sich in Reputation zu erhalten, würde freilich nöthig sein, mit etwas Neues aufzutreten." „Hr. Frisch, dessen ich eher gedenken sollen," — endlich geschieht dem wackeren Mann Gerechtigkeit — „ist ohne Widerrede der activeste, aber unter so viel Objecte zerstreuet, daß man oft kaum weiß. wo man ihn suchen soll."

Schließlich kündigt der Secretar in diesem Briefe an, daß er, der schon seit einiger Zeit Erzieher eines Königlichen Prinzen (Sohn des Markgrafen Philipp Wilhelm) sei, mit diesem auf Reisen gehen werde und dazu einen längeren Urlaub erbeten habe. Sein Gehalt war ja auf die Hälfte herabgesetzt. Der Urlaub wurde ihm bewilligt (zunächst, wie es scheint, auf zwei Jahre), und in seinem letzten Schreiben an Leibniz (15. Juni 1715) verweist er diesen in Bezug auf die Societätsgeschäfte an den Vicepräsidenten, den Hofprediger.

Spener gestorben, Cuneau seit langer Zeit hinfällig (er verschied am 30. December 1715), Schott arbeitsunfähig, Hoffmann, der Astronom, lässig, La Croze ohne wirkliches Interesse für die

Sache, der Secretar auf Reisen — nur der verzagte Hofprediger und der rüstige Frisch blieben übrig! Sie allein bildeten die Societät — aber Frisch gehörte nicht zum Concilium! Wohl verlor sie im Juni 1715 ihren schlimmsten Feind, den Leibmedicus Gundelsheim, durch den Tod, aber das Urtheil des Königs änderte sich nicht mehr, und die Societät war in ihrem gegenwärtigen Zustande auch nicht fähig, es zu ändern.

Mit Frisch begann nun Leibniz wieder, seit der Secretar den Schauplatz verlassen hatte, einen regen Briefwechsel. Seine Schreiben und La Croze's gelehrte Briefe erfreuten ihn in seinem letzten Lebensjahre. Nicht weniger als 14 Briefe von Frisch an ihn aus der Zeit vom 26. Juli 1715 bis 19. September 1716 (zwei Monate vor Leibnizens Tode) sind uns erhalten. Sie stechen durch ihre Frische und ihren Muth erfreulich von den geschäftsmäßigen und matten Briefen des Secretars ab. Über Alles erstattete Frisch Bericht, was mit der Societät in Zusammenhang stand.[1]) Daneben

---

[1]) Hauptsächlich beschäftigten ihn noch immer der Seidenbau — man hatte ihn wieder herangezogen —, sodann die Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Insecten sowie deutsche und slavische Studien. Dem verstorbenen Gundelsheim bezeugt er, daß derselbe für den botanischen Garten aus eigenen Mitteln viel gethan (er hatte ihn auf eigene Kosten, aber mit den Regalien übernommen, s. Nicolai, Berlin[3] Bd. III S. 1038). „Bei der Societät wird es fast täglich schläfriger in allen Departementen; ich behalte indessen bei aller Schläfrigkeit der Andern eine ungemeine Lust, sonderlich in physicis etwas zu thun." In demselben Brief berichtet er von dem Antrag eines nicht zum Concilium gehörigen Mitglieds (Achenbach), daß sämmtliche Mitglieder öfter als jährlich nur einmal, mindestens vierteljährlich, zusammenkommen sollten und man sich über die Bedürfnisse der Societät gemeinsam berathe, „daß es nicht alles auf die wenigen Directores in concilio ankäme, man auch sich unter einander besser kennen lernte". Dieser vortreffliche Vorschlag fand allgemeinen Beifall; aber das Concilium gab ihm keine Folge. Eine bedenkliche Geschichte erzählt er im Brief vom 30. August 1715: „Bei der letzten Sonnenfinsterniß war auf dem Königl. Observatorio eine große Frequenz von allerlei feinen Leuten. Einer von den Fremden fragte ein Membrum der Societät, ob nicht die Societät anfinge, eine Fabel zu werden, wenn man nicht besser continuirte. Da zeigte ihm dieser das Observatorium und sagte: „Tantum nobis profuit haec fabula"." Über die Arbeiten der beiden Jablonski zur deutschen Sprache (Übersetzung der Germania des Tacitus durch J. Th. Jablonski) und Orthographie, die zum Theil im Druck ausgegangen waren und durch ihre Mangelhaftigkeit die Akademie bloßstellten („es moquiren sich viel darüber und sagen, man spüre den Pollacken gleich im ersten Periodo"), spricht er sich rückhaltlos aus, und Leibniz stimmt ihm bei. Von der Übersetzung des Tacitus schreibt Frisch: „Ich hab sie mir abschreiben lassen und finde so große Fehler wider den Genium unserer und der lateinischen Sprache darinnen, daß es eine Schande wäre, wenn sie unter der Societät Namen publicirt würde". „Drei Departements liegen völlig darnieder", schreibt er in dem-

schrieb auch der Hofprediger häufiger und suchte das gute Verhältniß mit Leibniz wiederherzustellen.

Allein während er das that, spielte sich noch ein letzter Act der Verhandlungen über Leibnizens Gehalt und über seine ganze Arbeit für die Societät ab, der dem Hofprediger nicht zur Ehre gereicht und den wir lieber verschweigen würden. Am 3. September 1715 theilte er Leibniz mit, daß ihm bis auf Weiteres sein ganzes Gehalt entzogen sei — die Königliche Verfügung darüber ist nicht aufzufinden, auch ist nicht bekannt, was den Monarchen zu diesem Befehle bewogen hat; der Hofprediger setzte hinzu, das Concilium habe dagegen nichts thun können, bitte aber um Geduld, bis Majestät vom Feldzug zurückgekehrt sei.

Die Reduction seines Gehaltes hatte sich Leibniz ruhig gefallen lassen, aber die Einziehung wollte er nicht stillschweigend hinnehmen. Er richtete an den Protector von Printzen am 15. October 1715 ein Schreiben, dessen Concept sich erhalten hat.

> Mon absence ne m'avait point empêché d'avoir soin de la Société des sciences de Berlin, et malgré tous les empêchements j'avais pris des mesures pour faire paraître un nouveau tome des Miscellanea Berolinensia, les habiles gens dans les pays étrangers qui ont goûté le premier, le sollicitant, et y voulant même fournir quelques matériaux, ayant bien voulu être de la Société. C'était, ce me semble, assez bien soutenir la réputation d'un établissement royal. Et j'attribuais aux embarras suscités à la Société par un homme envieux et médisant de son naturel [Gundelsheim], qui avait l'oreille du roi, le délai de mon payement, espérant qu'après la mort de ce personnage tout irait mieux. Mais j'ai appris enfin depuis peu par M. Jablonski, le prédicateur du roi, que c'est par un ordre de Sa Mté qu'on a sursis ce payement. Je ne saurais l'attribuer qu'à de fausses impressions données par quelques personnes du caractère de celle dont je viens de parler, auxquelles devrait, ce me semble, prévaloir l'opinion publique. Peut-être n'est-elle pas assez connue de Sa Mté; mais j'espère que V. E. me rendra justice et fera lever ces obstacles, qui ne servent qu'à décourager les bien-intentionnés, et pourraient donner quelque atteinte à la gloire d'un établissement royal même auprès des gens

---

selben Brief (das Cuneau's, Schott's und Krug's von Nidda, „der selten kommt, oder wenn er kommt, Niemand von den membris antrifft"), „das vierte — es ist das orientalisch-christliche — wird dem Hrn. Directori desselben zu Gefallen noch gestützet, wird aber niemal darinnen etwas ausgebrütet werden, denn es sind lauter Dinge, die sich in infinitum trainiren werden. Die Diplomata sind jetzund so wohlfeil, daß man nur recommendiren darf, ohne weitere Untersuchung, und dürfte wohl die Genever Reise (er meint die Reise des Secretars) eine große Zahl der Mitglieder bringen."

qui ne connaissent pas assez la générosité de Sa Mté. Si j'avais été, ou étais un peu mieux secondé, je ne doute point que le roi ne pût avoir le plaisir de voir cet établissement aussi utile au pays qu'il a été applaudi ailleurs. Comme je puis m'attribuer d'avoir porté le feu roi à cette fondation, par la suggestion d'un moyen propre à jeter les fondements de sa subsistance, je m'intéresse à la voir florissante, et j'avais espéré qu'on m'en aurait quelque obligation.

Les lumières de V. E. me dispensent de dire davantage, et sa bonté me fait prendre la liberté de mettre mes intérêts là-dessus entre ses mains. Et je suis entièrement, etc.

Leibniz glaubte, daß der König auf Einflüsterungen von Gundelsheim ihm das Gehalt genommen habe und die Societät unbetheiligt sei. Aber von Printzen wollte seinen König nicht bloßstellen. Er hielt es jetzt für seine Pflicht, Leibniz davon in Kenntniß zu setzen, daß das Directorium selbst hinter der Sache stehe bez. gestanden habe. Wie muß es Leibniz überrascht und gekränkt haben, als er zur Antwort auf seine Beschwerde folgenden Brief von von Printzen (5. November 1715) empfing:

Mr. Aussitôt que j'ai reçu l'honneur de votre lettre très chère du 15 du mois passé il y a à peu près huit jours, je n'ai pas manqué de la communiquer aux chefs de la Société des sciences, pour savoir d'eux le fondement des plaintes que vous y faites sur ce que l'on a sisté le payement de vos appointements. Sur quoi les chefs de la Société m'ont délivré le papier ci-joint, par lequel ils prétendent que les 600 écus qui vous y sont promis, n'avaient été stipulés que pour les frais de voyages et correspondances dont vous vous étiez chargé pour le bien de la Société, et comme ils prétendent que, pendant le cours de trois ou quatre ans, vous n'aviez pas écrit aucune lettre à la dite Société ou pour elle, ni fait aucun voyage, ils croient être d'autant moins autorisés de vous pouvoir continuer ce payement, à moins d'un ordre exprès du roi, puisque Sa Majesté, pour la nouvelle disposition qu'Elle a trouvé bon de faire des revenus de la dite Société, leur avait lié tellement les mains, qu'ils ne pouvaient pas faire de pareils payements, qui ne fussent autorisés du roi même, et là où il leur semblait que vous avez abandonné tous les soins de la Société. Voilà leurs raisons que j'ai cru vous devoir communiquer franchement telles qu'ils me les ont alléguées, et dans lesquelles je trouve le principal point que ces appointements n'ont point été fixés par aucun rescrit ni du roi défunt, ni du roi présent. J'attends donc ce que vous aurez à y répondre, et soit que vous trouviez bon d'envoyer pour cela une requête au roi, ou que vous vouliez d'une autre manière me faire savoir vos intentions et sentiments, je ne manquerai pas d'en faire un exact rapport au roi, et je m'emploierai toujours avec autant de plaisir que de zèle, quand il s'agit de

vous marquer avec quelle passion sincère et parfaite je suis et serai toujours, etc.

Die Antwort, die Leibniz auf dieses Schreiben von Printzen gab, der ihm das Intriguenspiel des Conciliums enthüllte, ist die letzte officielle Schrift, die er in Sachen der Societät verfaßt hat. Sie macht dem mißhandelten Präsidenten in jeder Hinsicht Ehre und muß hier vollständig zum Abdruck kommen:

Monsieur. Je suis bien obligé à V. E. de ce qu'Elle m'a bien voulu désabuser. J'avais cru que l'interruption entière de mon payement venait des ordres du roi, et je vois par l'honneur de sa lettre, qu'elle vient d'ailleurs. M. le secrétaire Jablonski m'avait écrit, un peu avant son départ, que, depuis une certaine disposition sur les revenus de la Société, Sa Mté trouvait bon que mes 600 écus fussent réduits à 300. Quelque temps après, son frère M. Jablonski, prédicateur du roi, m'apprit, que mon payement était suspendu. Je joins ici les extraits de leurs lettres. Maintenant il se découvre que cela vient en bonne partie de quelques membres de la Société. Mais la raison qu'ils en allèguent dans la lettre de V. E., est un fait dont je ne conviens point. Ils disent qu'en trois ou quatre ans je n'ai écrit aucune lettre à la Société, ni pour elle, ni fait aucun voyage. Je puis réfuter l'omission de la correspondance par les lettres de M. le secrétaire et de plusieurs savants hommes, dont j'ai voulu tirer et tiré des matériaux pour la continuation de nos Miscellanea. Mais il pourrait sembler qu'on a voulu prouver l'omission qu'on m'impute parce que, depuis quelques années, M. le secrétaire de la Société ne m'a donné aucune ou très peu d'information de ce qui s'y passait, quoique je l'eusse demandée, et à peine ai-je pu avoir quelque réponse imparfaite à force d'interroger. On a pris plusieurs nouveaux membres non seulement sans me consulter, mais même sans me l'apprendre. On a fait imprimer et distribuer des pièces de la part de la Société sans me les avoir communiquées, comme touchant les listes des membres, sur l'histoire et l'institution de la Société, et sur l'orthographe allemande, et cette dernière pièce n'est pas encore venue jusqu'à moi. Quand ces imprimés tombaient enfin entre mes mains, j'en remarquais et redressais quelquefois les fautes, mais trop tard. Dans les listes des membres on mettait quelquefois des gens pour morts qui se portaient bien, et qui s'en plaignaient à moi. On a même cessé de me communiquer les observations et les almanachs astronomiques et d'autres dont la réputation était établie depuis années. Et M. Hofman, observateur de la Société, ne m'a point écrit, quoique je l'en eusse prié, au lieu que M. Kirch, dont la réputation était établie depuis tant d'années, me rendait compte de ses observations. J'avais encouragé M. Frisch à pousser notre privilège de la culture de la soie, et cela allait d'un assez bon train; mais on lui en ôta le soin contre mon avis, et on recula au lieu d'avancer.

Je n'ai pas laissé de faire mon devoir malgré ce comportement à mon égard. Et sans parler de beaucoup d'autres de mes correspondances conformes au but de la Société, M. l'Abbé Varignon, membre célèbre de l'Académie Royale des sciences de Paris, sur la vue de nos Miscellanea, me témoigna son désir d'être de notre Société; il fut reçu, et depuis il m'a envoyé une belle pièce de mathématique, que j'ai transmise avec mes additions. M. Bernoulli et d'autres personnes célèbres ont aussi envoyé des pièces considérables par mon entremise, et ils ont témoigné d'en vouloir envoyer d'autres, pourvu qu'on se mette en devoir de continuer nos Miscellanea. C'est ce que j'ai toujours pressé, et j'ai prié M. le Secrétaire de mettre ensemble toutes les pièces choisies qu'on croyait pouvoir servir pour un nouveau Tome, et de m'en envoyer le Recueil pour le revoir comme il serait sans doute nécessaire; et je me préparais à y mettre aussi plus d'une pièce de mon chef, mais on n'en a rien fait. Et cette inaction (qu'on ne doit pas imputer à moi) a fait baisser la réputation de la Société.

Partant de Berlin la dernière fois je pris des mesures pour avoir bientôt un nouveau Volume des Miscellanea. J'engageai certaines personnes à certains travaux; je priai le jeune M. Naudé de donner une description de la belle invention du métier des bas à soie; et j'ai appris qu'il l'a donné. Je priai M. d'Angicourt de faire des expériences sur les couleurs, parce qu'il avait commencé d'y faire attention, et qu'il a du génie pour méditer. Je demandai aussi qu'on fît observer avec soin en plusieurs lieux la variation de l'Aimant, chose très importante pour la géographie et pour la navigation. Je ne sais ce qu'on a fait. Mais je crois que ce qu'il y a de bon et de conséquence dans les recueils de la Société est dû en bonne partie à mes soins, aussi bien que sa fondation même. Je presse qu'on agisse, je m'offre de contribuer (quelque précieux que mon temps me soit à mon âge), on le néglige, et on m'impute ces inactions. Une partie des membres qu'on prend ne servent qu'à grossir la liste, et à rebuter ceux qui méritent d'être distingués, de sorte qu'il faudrait faire à mon avis un nouveau règlement en vertu duquel on rayerait ceux qui pendant le cours de trois [ans] n'envoyeraient [sic] rien de convenable.

Quant à ma présence, elle n'est point absolument nécessaire, pourvu qu'on veuille se servir de mes conseils, sans quoi aussi elle serait inutile. Cependant j'avais dessein de passer à Berlin à mon retour de Vienne; mais le grand changement de notre Cour m'obligea de hâter mon voyage pour y être au plus tôt. Des occupations pressantes, jointes à quelque indisposition, ne m'ont point permis de venir cette année; mais mon dessein était de venir celle qui vient, et j'avais souhaité qu'on préparât auparavant le nouveau Recueil pour l'ajuster à mon arrivée, mais à présent je ne sais que dire.

Pour ce qui est de mon payement, je ne demanderai point l'impossible; je ne veux pas aussi intenter un Procès à ces messieurs-là auprès du roi: il me semble que de telles poursuites ne soient guère bien à un homme de ma sorte; mais je remets le tout aux sentiments de V. E. dont je connais les principes généreux et les lumières dignes de son poste, ne doutant point qu'Elle ne soit portée à me rendre justice auprès du roi. Après avoir pris les informations nécessaires, Elle jugera ce qui est faisable et raisonnable à mon égard. Elle jugera aussi ce qu'il faudra faire pour rétablir la réputation chancelante de la Société, et s'il faut écouter mes avis là-dessus. Et je suis entièrement, Monsieur, de V. E., etc.

Dieser Brief, dessen Tragik jeder Leser empfinden, dessen vornehmen Geist und Ruhe er bewundern wird, traf in Berlin am 30. November ein. Noch an demselben Tage forderte von Printzen das Concilium zum Bericht auf. Der Hofprediger erstattete ihn im Namen desselben am 11. December.

Des Herrn Ober Marschallen Hoffreiherrl. Excellenz stattet die Societät der Wissenschaften vor die gnädige Communication des hiebei gehorsamst zurückkommenden Schreibens von dem Hrn. v. Leibnitz, unterthänigen Dank ab.

Dasselbe bestehet aus vielerlei Artikeln und Puncten, bei deren jedem Verschiedenes zu erinnern wäre, wenn solches nicht zu weitläufig u. Sr. Exc. zu verdrießlich fallen müßte.

Das Hauptwerk kommet darauf an, daß die Correspondenz mit dem Hrn. v. Leibnitz unterbrochen worden, und daß Miscellaneorum Tomus II. so lange nachgeblieben.

Beides ist wahr, man kann aber kühnlich sagen, beides vornehmlich durch des Hrn. v. Leibnitz eigene Schuld, als welcher nicht allein selbst seit Niedersetzung der Societät nur ein einziges Mal (und in den letzten fünfthalb Jahren gar nicht) in Berlin gewesen, sondern auch die Correspondenz so lau geführet, daß zu der Zeit, da er die Wienerische Reise gethan, er an die zwei Jahre nicht anher geschrieben, auch vorher bisweilen in etlichen Monaten oder einem halben Jahre nicht, da es sich wohl zugetragen, daß man in Hannover selbst von ihm nicht gewußt, wo er sich etwa verborgen, seinen Meditationibus nachzuhangen, er auch gleichsam nur dann geschrieben, wenn er Geld verlanget.

Nun ist bekannt, daß die Societät sonderlich in den letzten Jahren mancherlei Traversen gehabt, auch die activesten Mitglieder allhier theils gestorben, theils lange krank gewesen, unter welchen letzteren der Hr. Rath Chuno sich befindet, welcher die Besorgung der Miscellaneorum über sich genommen, auch alles, was dazu etwa gesammlet worden, noch itzo wirklich in seiner Verwahrung hat. Je schläfriger es nun erwähnter Ursachen halber bei der Societät zuging, je mehr würde es dem Hrn. v. Leibnitz angestanden haben, durch seine Anwesenheit die-

selbe aufzumuntern, ihr zu assistiren und das Werk mit Ernst und Nachdruck zu secundiren.

Die Particularität in des Herrn v. Leibnitz Schreiben, welche sonderlich in die Augen fällt, betreffend den Abt de Varignon, zu berühren, so ist der Herr Chuno neulich befraget worden, wie es darum stehe, und hat derselbe vermeldet, daß der Herr v. Leibnitz ihm etwas von desselben Arbeit zwar zugeschicket, aber mit Ordre, in die Leipziger Acta Eruditorum es einbringen zu lassen, welches er auch sagte gethan zu haben.

Wann nun der Hr. v. Leibnitz die Angelegenheiten der Societät im Ernst wollte zu Hertzen nehmen, so könnten die bei dem Hrn. Chuno vorhandene, zu den Miscellaneis dienenden Stücke demselben währender seiner Krankheit abgenommen werden, einige andere Stücke, welche der Herr v. Leibnitz bei sich haben wird, könnt er hiernächst mitherbringen und bei seiner Anwesenheit könnte dieser Tomus II. in Ordnung gebracht und zum Druck übergeben werden. Auf solche Weise würde man des Hrn. von Leibnitz Affection zu der Societät und seinen Eifer, derselben Incrementum zu befördern, erkennen, und wann er mit solcher Sorgfalt und Besuchung dieses Orts jährlich continuirete, würde ihm die jährliche Erkenntlichkeit zu solcher Reise gemäß S. K. Maj. allergnädigsten Verordnung keineswegs geweigert werden.

Der Punct wegen Reception einiger Membrorum in die Societät ist zwar wichtig, aber hier allzu weitläufig. So lang der Hr. v. Leibnitz diesen Ort besuchet und ordentliche Correspondenz mit selbtem gehalten, ist kein einziges Mitglied ohne seine Approbation erwählet worden. Nachgehends hat es bei so langer Abwesenheit und unterbrochener Correspondenz unmöglich so sein können. Wir getrauen uns aber die geschehenen Wahlen gar wohl zu rechtfertigen. Und haben nur noch neulich zween berühmte Männer in Italien, nämlich Illustris Marchio Johannes Polens, Philos. Prof. ord. Patavinus, und Dn. Petrus Ant. Michelotti, Phil. et Med. Dr., Colegii apud Venetos medici Assessor ord. et Practicus ibidem celeberr., recipiret zu werden verlanget. Weil aber die Diplomata noch nicht ausgefertiget, und Hr. v. Leibnitz in der Nähe, wird man an denselben dieserhalb vorher schreiben.

Nomine Societatis ist außer dem Tomo I. Miscell. nichts herausgekommen. Doch sind ein paar Tractätchen, privato nomine, von einem Mitglied der K. Societät der Wissenschaften ans Licht gegeben worden, und zwar mit Vorbewußt und Consens der Glieder des Departements, dahin sie gehöret.

Übrigens wird die Societät in dieser so wohl als allen anderen Sachen lediglich von Sr. hochfreiherrl. Excellenz gnädigem Befehl und erleuchtetem Gutachten dependiren, welchem sie sich mit schuldigstem Respect gehorsamst unterwirft.

In concilio Societatis,
d. 11. Dec. 1715.

Um dieses Schreiben einigermaaßen zu entschuldigen, muß man sich erinnern, daß Leibniz elf Jahre in allen Dingen die Initiative

ergriffen, nun aber fast fünf Jahre sich zwar theilnehmend, aber ganz passiv verhalten hatte und auch in der letzten Zeit, obgleich er in Hannover weilte und die Societät mit dem Tode rang, nicht nach Berlin gekommen war. Auch dann freilich noch erscheint die Eingabe, die nicht einmal überall das Thatsächliche respectirt, als grober Undank. Leibniz hat sie nie zu Gesicht bekommen, und wie von Printzen sie beantwortet hat, wissen wir nicht. Merkwürdig aber ist, daß der Hofprediger, bald nachdem er sie abgesandt, wieder in den regsten Verkehr mit Leibniz, nicht nur in Sachen der Societät, sondern auch in der Unionsfrage, die mit dem Willen des Königs wieder aufgenommen wurde, getreten ist. In den zahlreichen Briefen des Hofpredigers vom Jahre 1716, die nahe bis an den Todestag von Leibniz reichen, tritt das alte Vertrauen und die Ehrfurcht vor dem großen Mann wieder hervor. Alles wird ihm vorgetragen, und man darf vielleicht annehmen, daß der Hofprediger sich jener Schriftstücke geschämt hat, die leider aus den Acten der Societät nicht zu tilgen sind.

Was er Leibniz im Jahre 1716 von der Societät zu berichten hatte, lautete freilich traurig. Es begann jene Zeit, die La Croze seinem Freunde Fabricius in Hamburg also beschrieben hat: „Hic omnia frigent, ipsaeque litterae non negliguntur modo, verum ut περιφήματα militum et aulicorum omni ludibrio traduntur“.

Es machte große Schwierigkeit, einen Director für die mathematische Klasse an Cuneau's Stelle zu finden. „Sie besteht aus zwei Deutschen, Jägwitz und Behr [Beer], die aber Beide seit dem Tode Friedrich's I. (also seit 3 Jahren!) nicht mehr in die Sitzungen gekommen sind, und vier Franzosen (des Vignoles, d'Angicour und Naudé, Vater und Sohn). Man hätte gern evitiret, einen Franzosen zum Director zu haben, weil man im Concilio, auch wohl sonst, mit der Sprache nicht so wohl fort kann.“ Aber Jägwitz, an den zu denken sei, müsse, seitdem er seine Pension verloren, de pane lucrando arbeiten und sei außerdem in der höheren Mathematik nicht bewandert. Man habe nun die Wahl aufgeschoben und bitte Leibniz um seine Antwort auf folgende Fragen:

1) was Ew. Wohlgeboren generaliter vermeinen bei jetzigem Zustand der Societät zuträglich zu sein,
2) wie in specie die Classis mathematica zu besorgen, und wie des Herrn Chuno Verlust utcunque zu ersetzen sei,
3) die ersten 18 Stücke für den 2. Band der Miscellanea sind abhanden gekommen, ob sie sich vielleicht bei Leibniz befinden,

4) über die Aufnahme einiger Gelehrten, die sich gemeldet haben und den Beifall der Societät besitzen, „ob Ew. Wohlgeboren gleichfalls solches gut heißen, allermaßen wir nie Sinnes gewesen, ohne Ew. Wohlgeb. Vorwissen, wann Sie nur in der Nähe und abzureichen sind, etwas Wichtiges vorzunehmen",

5) ob Ew. Wohlgeb. uns nicht Hoffnung machen wollen, nächsten Sommer, wills Gott, einmal näher zu kommen und die languirende Societät durch Dero Anwesenheit hoffentlich zu erquicken und sie zu stärken. Wie bekannt, mein Bruder ist auch entfernt, und wir beide nur noch allein übrig von denen, die zur Errichtung der Societät den ersten Stein geleget. Es sollte mir leid thun, wenn ich dieselbe überleben sollte, absonderlich nachdem derjenige, der ihr am meisten nach dem Leben gestanden [Gundelsheim], vom Tode bereits dahingerissen worden.

Als der Astronom Hoffmann einige Monate später starb, wandte sich der Hofprediger wieder an Leibniz: er nannte ihm den jüngeren Kirch oder Wagner als Assistenten des Astronomen, diesen selbst aber — er müsse eine Kraft ersten Ranges sein — solle Leibniz vorschlagen. In einem etwas späteren Brief (Sommer 1716) kommt Jablonski auf die ominöse Gehaltsfrage. Das Schreiben ist etwas zuversichtlicher; er erwartet, daß die Societät „ihren Credit beim König allmählich recuperiren", und versichert, daß er Leibnizens Interesse wahrnehmen werde, nur müsse er noch Geduld haben. Bald darauf kann er in zwei Briefen die Hoffnung aussprechen, daß der König die Anatomie der Societät einverleiben werde. In den letzten Briefen vom October kündigt er seine Ankunft in Wolfenbüttel und Hannover an (zur Besprechung der Unionsfrage, deren Behandlung in jenen Monaten Leibniz und Jablonski fast ausschließlich beschäftigte); er werde auch über die Lage der Societät Vortrag halten. Wirklich gelang es ihm noch, 1716 den Freund zu sprechen, etwa acht Tage vor dessen Tode, denn am 14. November 1716 starb Leibniz nach kurzer Krankheit. Bis zum letzten Athemzug hat er für die Societät gesorgt. Der Brief an Printzen, den er, dem Tode nahe, geschrieben, beweist dies.

Keiner seiner letzten großen Pläne hatte sich verwirklicht — der eine war dem anderen hinderlich geworden. Was er gebaut hatte, schien zusammenzubrechen; in tiefer Vereinsamung ist er gestorben, vom hannoverschen Hofe vernachlässigt. Aber was er im Reiche des Gedankens geschaffen hat, ist unvergänglich geblieben, und darüber hinaus — fast alle seine großen Projecte sind doch im Laufe der Zeiten allmählich verwirklicht worden. Er hat nicht nur Saaten in die Zukunft gestreut, sondern er hat auch der

wissenschaftlichen Arbeit der Zukunft die Form gegeben und ihr das Haus gebaut. Seine verfrühte Schöpfung, die Berliner Societät, die erste Gesammtakademie Europas, schien dem Untergange nahe, als er starb; aber er hat niemals daran gedacht, ihr die Auflösung anzurathen: er hoffte, in der Gewißheit, die richtige Form geschaffen zu haben, auf bessere Zeiten und tüchtigere Männer.

Niemand hat ihm in Berlin eine Gedächtnißrede gehalten; auch in London schwieg man — in dem Streit mit Newton stand die Royal Society parteiisch auf Seiten ihres einheimischen Mitgliedes gegen ihr vornehmstes auswärtiges. Nur die Pariser Akademie ehrte am 13. November 1717 den großen Todten durch die würdigste Lobrede. Fontenelle hat sie gehalten.

Leibniz ist der Begründer des modernen Geistes in unserem Vaterland. „Mit ihm wächst der deutsche Geist in das europäische Culturleben hinein, mit ihm ringt sich der deutsche Protestantismus aus seiner theologischen Incrustation los; könnte er heute auf die Erde zurückkehren, er würde sich in kürzester Frist orientiren“. Das Erbe, das uns Goethe hinterlassen hat, ist der Nation noch immer als Aufgabe gestellt; was Leibniz gewollt und erarbeitet hat, ist in reicher Entfaltung in die deutsche Cultur und Wissenschaft übergegangen. Bis zur Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft hat er den Gang der mechanischen Wissenschaft, bis zu den Monumenta Germaniae und bis zur Überwindung der rationalistischen Geschichtsbetrachtung hat er die Entwicklung der historischen vorausgesehen. Die Veränderungen der Karte Europas, die nationale Wiedergeburt Deutschlands auf dem Boden des Protestantismus und die Bedeutung Rußlands, ja der Küsten des Stillen Oceans, ahnte sein vorauseilender Geist ebenso wie die Umwälzungen, welche die Technik hervorbringen werde. Das Innenleben hat er wenig bereichert; denn überall streifte sein realistischer Sinn die subjectiven Formen der Erfahrungen und die feineren Empfindungsmomente ab; aber das Wirkliche als Individuelles und als Wirkendes hat er in einem Umfang geschaut und gedeutet, wie nie Jemand zuvor, ohne doch dem Materialismus zu verfallen. Er hat vielmehr nach Luther und Melanchthon die zweite Stufe des deutschen Idealismus aufgerichtet, und seine freudige und ehrfürchtige Betrachtung der Natur und der Geschichte als eines Kosmos wirkender Gedanken lebt in der deutschen Wissenschaft fort. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts kann sich auf

ihn als auf einen ihrer Väter berufen; aber auch die führenden Geister des 19. sind ihm verpflichtet.

Und doch — sein tragisches Geschick ist kein ganz unverdientes gewesen. Er kannte eigentlich nur Dinge und Ziffern; sein Idealismus hatte etwas Frostiges. Darum fehlte ihm auch die Macht der Sprache und, wie ein großer Historiker richtig beobachtet hat, die Macht über die Menschen. Als Persönlichkeit hat er Niemanden gefesselt, geschweige Liebe und Hingebung erweckt. War doch der persönliche Eindruck so gering, daß selbst ganz untergeordnete Geister es sich herausnahmen, über ihn hinwegzuschreiten und ihn zu beleidigen. Er war kein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der Schatten spendet, an dessen Fuße Blumen blühen und in dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. Wohl gab er mit vollen Händen überreichlich, aber jene hohe Kraft fehlte ihm, die den Menschen zum Menschen zwingt und ihn im Innern bildet. Doch was ihm fehlte, hat nur den Gang seines eigenen Lebens tragisch bestimmt; was er besaß, hat den ganzen Zustand der Nation und ihr Leben bereichert und gehoben.

Viertes Capitel.

Fortsetzung: Geschichte der Societät der Wissenschaften unter Friedrich Wilhelm I.

Die weitere Geschichte der Societät unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. seit Leibnizens Tode (von 1717—1740) ist einförmig verlaufen. Das Urtheil über die Bedeutung des Monarchen in militärischer, politischer und staats-ökonomischer Hinsicht ist durch die neuere Forschung sichergestellt: deutlich hat man erkannt, daß der Staat Friedrich's des Großen auf den Grundlagen ruhte, die der Vater geschaffen, und daß dieser „das große Staatsproblem gelöst hat, ein faules Volk arbeitsam, ein üppiges Volk sparsam, einen verschuldeten Staat reich zu machen". Allein das Verhältniß des Königs zur Wissenschaft ist nicht so einfach zu fassen, wie diejenigen glauben, die sich lediglich nach den — sei es auch verbürgten — Anekdoten richten, die von ihm erzählt werden.

Der König achtete die Wissenschaft, sofern sie nützte, und die Gelehrten, welche wirklich arbeiteten und greifbare Früchte ihres Fleißes aufweisen konnten. Er entzog den wissenschaftlichen Instituten seinen Schutz und seine Fürsorge nicht, aber er beurtheilte fast den ganzen gegenwärtigen Betrieb der Wissenschaften an den Universitäten und hohen Schulen als leeren Formelkram, als ein ödes, eitles

und gespreiztes Wortgepränge, das nicht mehr werth sei als das prunkende Hofceremoniell; er sah in den Zunftgelehrten mit ihrem Latein, ihren Floskeln, ihrer steifen Schulweisheit nur alte, unnütze Ceremonienmeister der Wissenschaft, die nichts wirklich förderten. Den ganzen Apparat umzugestalten oder gar einfach aufzuheben, dazu konnte er sich aber doch nicht entschließen; er mochte bei seiner großen Gewissenhaftigkeit empfinden, daß ihm das letzte Wort in diesen Dingen zu sprechen nicht zustehe, da seine eigene Bildung lückenhaft war. So ergriff er den Ausweg, die hohen Schulen bestehen und die Wissenschaften, wie sie waren, gewähren zu lassen, aber alles das, was ihm an der Gelehrsamkeit und den Gelehrten antipathisch und verächtlich war, in der schonungslosesten Weise lächerlich zu machen und in den Staub zu ziehen — war es ein Mittel, sie zu zwingen, ihre Lebensfähigkeit zu erweisen? Mit Peitschen und Fußtritten — nicht nur mit moralischen — mißhandelte er die unwürdigen Diener der Wissenschaft, und auch die würdigen erfuhren manche herbe Demüthigung. Aber wie er selbst zeitlebens darauf bedacht war, sich zu unterrichten und keine Stunde müßig sein wollte, so darf man ihm auch eine unmittelbare Empfindung für productive Wissenschaft, für wirkliche geistige Arbeit und für die Charakterbildung, die aus ihr entspringt, nicht absprechen. Daß ihm jene selten begegnete, und daß er sie nicht immer sicher herausfand, war nicht seine Schuld; denn hervorragende und uneigennützige Gelehrte waren spärlich, und der Betrieb der Geisteswissenschaften steckte überall in anspruchsvollen und staubigen Formen. Die groben und barbarischen Späße übrigens, die er sich einzelnen Vertretern der „Wissenschaft“ gegenüber gestattete, waren nicht immer ein Zeichen seiner Verachtung. Dieser Monarch mit dem strengsten Pflichtgefühl und einem zarten Gewissen hatte nur an ungeschlachter Komik Gefallen und brauchte sie zu seiner Erheiterung. Niemals aber hat er, soviel wir wissen, seine groben Späße mit den Lehrern der Medicin und Chemie gemacht; denn er respectirte ihre Wissenschaft — nicht allein deshalb, weil sie der Armee nützlich war — und suchte sie mit allen Mitteln, ohne zu knausern, zu unterstützen. Hier hat sich der geniale Blick des Königs ebenso glänzend bewährt, wie auf anderen Gebieten. Chemie und Medicin waren damals wirklich die einzigen Disciplinen, in denen Berlin etwas Hervorragendes leistete, und die durch glänzende Vertreter repräsentirt waren — Stahl, Neumann, Pott. Diese Disciplinen auf jede Weise zu fördern und auch die Societät für

sie in Contribution zu setzen, war sein stetes Anliegen. In ihnen sah er mit Recht allein den Fortschritt des Zeitalters ausgeprägt; um ihretwillen ließ er die Societät bestehen; denn — etwa von Frisch und dem litterarisch wenig productiven, auch nicht kritisch scharfen La Croze abgesehen — gab es denn in Berlin oder in Preußen in dem Menschenalter zwischen 1710 und 1740 hervorragende Philologen, Historiker, Rechtsgelehrte oder Theologen? Hat der König nicht Recht daran gethan, wenn er die Wissenschaften, welche wirklich fortschritten, ermunterte, die anderen durch Demüthigungen bei Seite schob, aber gewähren ließ? und — nicht nur Ärzte wie Gundelsheim, sondern auch solche wie Stahl urtheilten über die Humanisten genau so abfällig wie der König.

Auch die Societät der Wissenschaften ließ der König gewähren, nachdem er sich nach längerer Wartezeit überzeugt hatte, daß sie in seinem Sinne nichts zu leisten vermochte.[1]) Eine gelehrte Societät, die außer der Herausgabe des Kalenders nichts oder doch nur weniges that, schien ihm die unnützeste Einrichtung von der Welt zu sein. Er weigerte sich mehrere Jahre, ihre Rechte zu bestätigen; er beargwöhnte ihre Einnahmen und Ausgaben; er griff in ihren Etat ein und zwang sie, Beiträge zur Unterhaltung der medicinisch-chirurgischen Akademie zu leisten; er verhöhnte sie, indem er ihr unwürdige Präsidenten gab und ihr schließlich auferlegte, die königlichen Hofnarren zu bezahlen, aber er hob sie nicht auf; er schärfte vielmehr ihren Mitgliedern die Pflicht, mindestens jährlich eine wissenschaftliche Arbeit zu leisten, streng ein und war ihr auch zeitweilig freundlicher gesinnt, wenn er eine Spur nützlicher Thätigkeit in ihrer Mitte zu bemerken glaubte.

Bei den eigenthümlichen Vorstellungen, die Friedrich Wilhelm I. von den Geisteswissenschaften hatte, wäre es wohl auch der glän-

[1]) Nicht einmal die Frage, warum der Champagner moussire, die der König an die Societät gerichtet haben soll, konnte sie beantworten. Die Legende berichtet, die Akademiker hätten sich allem zuvor für die Untersuchung 60 Flaschen erbeten, der König aber erwidert, er wolle sie lieber selbst trinken und zeitlebens über die Ursache des Moussirens unwissend bleiben. Anders erzählt Bielfeld (Lettres famil. et autr. II. Bd. 1763 p. 134) die Geschichte: der König habe die Societät gefragt, warum zwei mit Champagner gefüllte Gläser beim Anstoßen nicht so gut klingen wie dieselben Gläser, wenn sie mit Wein gefüllt sind. „Les Académiciens firent répondre que, n'étant pas à même de boire du vin de Champagne, ils ignoraient cet effet. Le roi leur en envoya une douzaine de bouteilles pour les convaincre de la vérité du phénomène. Ils burent le vin et n'éclaircirent rien."

zendsten wissenschaftlichen Körperschaft nicht gelungen, seine volle Gunst zu erwerben; aber daß der König überhaupt keinen Respect vor der Societät gewann und nur einige ihrer Mitglieder persönlich hochachtete, war doch auch ihre eigene Schuld. Nach Leibnizens Tode wurde ihr Zustand wo möglich „noch schläfriger", und die 5 ziemlich dünnen Bände Miscellanea, die sie in den Jahren 1713 bis 1740 hat erscheinen lassen — die einzigen Zeugnisse ihres Lebens —, sind ihr vom Könige gleichsam abgepreßt worden. Ohne diesen Druck hätte sie vielleicht gar nichts geleistet als Kalender. Von einem bedeutenden Einfluß der Societät in Berlin, geschweige im Königreich oder gar in Deutschland, kann in allen diesen Jahren keine Rede sein.

Unter solchen Umständen läßt sich keine „Geschichte" schreiben; denn es wuchs nichts und wurde nichts. Es muß genügen, in knappen Zügen die äußeren Veränderungen anzugeben, welche die Societät von Leibnizens Tode bis zum Regierungsantritt Friedrich's des Großen erlebt hat, und die wissenschaftlichen Publicationen kurz zu charakterisiren, in denen das Gedächtniß an ihre Existenz in jenen Jahrzehnten bescheiden fortlebt.

1.

Bis zu seinem Tode am 8. November 1725 führte der treffliche Minister von Printzen das Protectorat der Societät. Nachfolger wurde der Minister von Creutz (am 21. November bez. 24. November, 6. December 1725). Wie sein Vorgänger, war er zugleich Chef des medicinischen Collegs. Jenem kam er weder an Talenten noch an Adel der Gesinnung gleich, und die Societät bewahrt in ihren Acten ein beredtes Schweigen über ihn; aber man braucht nicht Alles zu glauben, was die Markgräfin von Bayreuth und von Pöllnitz in ihren Memoiren von ihm erzählen. Ihm folgte nach seinem Tode (13. Februar 1733) am 20. (bez. 28.) April 1733 der Minister von Viereck. In seiner Bestallung als Protector heißt es ausdrücklich: „Ihr habt auch als Protector der Societät Euch von allem so bei derselben vorgehet, fleißigen Rapport thun zu lassen, auch zu urgiren, daß von den Membris der Societät wenigstens alle Jahre ein Specimen dem Publico bekannt gemachet und in den Druck herausgegeben werde".

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger besaß von Viereck ein wirkliches Interesse für die Wissenschaft und ein warmes Herz für die Societät. Ihm verdankte sie es, daß den unwürdigen Zuständen

in ihrer Präsidentschaft ein Ende gemacht wurde (s. unten). Die Societät hat diesen Dienst dadurch anerkannt, daß sie den 4. Band ihrer „Miscellanea“ (1734) ihm gewidmet hat: „Domino ac Maecenati benevolentissimo.“ In der Zuschrift bekennt sie, daß sie „amissione eorum qui summam reipublicae nostrae literariae tenuerunt“ — sie denkt wohl an Leibniz und von Printzen — „in eam perturbationem“ gerathen sei „quae navigantibus obtingere solet, quum fato periit moderator“, nun aber habe sie durch von Viereck ihre alte Kraft und ihren vormaligen Glanz (!) wieder erlangt; denn er stehe inmitten „dieses für die Wissenschaften so frostigen Jahrhunderts“ als ein Patron und Freund der Musen.

Der Protector hatte die Wahlen zu bestätigen und war die entscheidende Instanz in allen wichtigen Fragen, denn der König wollte mit ihnen nichts zu thun haben. Nur für die Finanzverwaltung der Societät interessirte er sich.

Der Präsidentenstuhl der Societät blieb nach Leibnizens Tode 16 Monate unbesetzt. Dann (5. März 1718) ernannte der König den Ober-Ceremonienmeister und Geheimen Rath Jacob Paul Gundling (1673 geb., 1724 in den Freiherrnstand erhoben) zum Präsidenten. Daß er die Societät durch diese Ernennung verhöhnen wollte, ist unrichtig. Zur Verhöhnung wurde die — freilich von vorn herein traurige — Wahl erst durch das schimpfliche Betragen Gundling's selbst. Der Sohn eines Nürnberger Predigers, hatte er als Student mit Auszeichnung seine Studien vollendet, hatte dann als Reisebegleiter eines jungen Edelmanns das geistige Leben Deutschlands an seinen Hauptstätten kennen gelernt und war endlich von dem Geheimen Staatsrath von Danckelmann im Januar 1705 als Professor des bürgerlichen Rechts, der Geschichte und Litteratur an der kurz vorher gestifteten Ritter-Akademie in Berlin und als Historicus am Oberheroldsamt angestellt worden. Acht Jahre hat er auf's Fleißigste gearbeitet und, unterstützt durch ein vorzügliches Gedächtniß, sich sehr umfassende Kenntnisse in Geschichte, Geographie und den verwandten Disciplinen erworben. Friedrich Wilhelm I. hob das Heroldsamt und die Ritter-Akademie auf, und Gundling war brotlos. Dieses Erlebniß war das Verhängniß des schwachen und charakterlosen Mannes. Er verfiel dem Wirthshaus und unterhielt und belustigte die Stammgäste durch Anekdoten und politisch-geschichtliche Erzählungen, die er mit grotesken Witzen verbrämte. Durch dieses Talent wurde er in der Stadt bekannt, und noch im Jahre 1713 ernannte ihn der König

zu seinem Zeitungsreferenten und Hofrath. Die Stellung war eine ganz bedeutende, und wenigstens das läßt sich zu Gundling's Lobe sagen, daß er sie nicht zum Schaden Anderer — obgleich er zeitweilig wirklich einflußreich war — mißbraucht, vielmehr sich bestrebt hat, einiges Nützliche und Gute zu stiften. Er wurde dem Könige bald unentbehrlich, aber nicht nur als ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und einem zutreffenden Urtheil in politisch-ökonomischen Fragen, sondern leider auch als Zielscheibe der rohesten Späße im Tabakscollegium; denn, dem Weine nicht widerstehend und systematisch zum Trinken gezwungen, verlor er bald allen Halt und ließ sich die Rolle des lustigen Raths und gelehrten Hofnarren, den man anhörte und prügelte, gefallen. Doch hatte er nach drei Jahren noch so viel Kraft, sich der entsetzlichen Lage, in die er gerathen war, durch die Flucht zu entziehen. Als er dann zurückgebracht worden war, wurde seine Stellung zeitweilig eine erträglichere. In den Jahren 1717—1719 benahm er sich etwas würdiger, und der König, obgleich er ihn stets als gelehrten Narren behandelte, zeigte doch mehr Respect. Er verhöhnte ihn freilich einerseits, indem er ihm eine Reihe hochtönender Hofämter-Titel verlieh, oder vielmehr, er verhöhnte damit das Hofceremoniell; aber andererseits war es kein Scherz, wenn er ihm Sitz und Stimme in verschiedenen Landescollegien gab, das Seidenwesen ihm unterstellte und ihn auch zum Präsidenten der Societät ernannte. Der König gab wirklich etwas auf sein Urtheil und glaubte in ihm den rechten Mann zur Leitung solcher Wissenszweige gefunden zu haben, deren Vertreter ihm nur durch Polyhistorie und durch die Fähigkeit, witzig zu unterhalten und spielend zu belehren, erträglich erschienen. Allein vom Jahre 1719 ab sank Gundling wieder immer tiefer und wurde dementsprechend, obgleich nun Freiherr und Kammerherr, immer roher behandelt. Dennoch fand er bei allen Ausschweifungen und Erniedrigungen Zeit, in den letzten 15 Jahren seines Lebens eine stattliche Anzahl (fast zwei Dutzend) historische und statistisch-geographische Arbeiten zu verfassen und einen Codex diplomaticus Brandenburgicus aus mehreren Tausenden von Urkunden anzulegen.

Jene geschichtlichen Werke sind nicht unbedeutend; sie gründen sich auf archivalischen Studien. „Gundling ist einer der ersten, die nach dem Vorgang des großen Samuel Pufendorf die Bedeutung der Urkunde als Grundlage der Geschichtschreibung voll würdigten", und auch seine geographisch-statistischen Zusammenstellungen ge-

hören zu den ersten in ihrer Art. Wäre er nicht ein moralischer Schwächling gewesen und ein Lump geworden, seine Kenntnisse und sein gesundes Urtheil hätten ihn zu der Stellung als Präsident der Societät wohl befähigt.

Dreizehn Jahre lang hat dieser Mann als Leibnizens Nachfolger an der Spitze der Societät gestanden; je tiefer er sank, desto tiefer sank auch das Ansehen der Societät bei Hofe. Einige Anläufe hat er genommen, ihre Rechte beim König zu schützen und wissenschaftliche Arbeiten anzuregen, aber wirklich geschaffen oder auch nur gefördert hat er nichts.

Nach seinem Tode (11. April 1731) — er wurde auf Befehl des Königs in einem Faß beerdigt, das mit den schimpflichsten Versen beschrieben war — sollte es nicht besser, sondern noch schlimmer werden. Der andere Historicus und Spaßmacher des Königs, D. Faßmann, der ganz verächtliche, wissenschaftlich völlig unbedeutende Rivale Gundling's — sie hatten die unwürdigsten Kämpfe und Balgereien mit der Feder und der Faust zur Belustigung des Tabakscollegium aufgeführt —, schrieb seinem Herrn, er verzichte auf das Präsidentenamt der Societät, bäte sich aber die 200 Thlr. aus, die Gundling bezogen, und wünsche daher Mitglied der Societät zu werden. Es wurde ihm bewilligt und er außerdem, trotz seiner Ablehnung, am 25. April 1731 vom Könige zum Präsidenten ernannt. Allein schon nach wenigen Wochen fiel er in Ungnade und verließ bald darauf ohne Erlaubniß Berlin; der König verbot der Societät (1. Juni), ihm das Gehalt auszuzahlen, bestimmte zuerst, daß es dem Hofrath Drost angewiesen werden solle (16. August), nahm am 27. September diese Ordre wieder zurück — es solle dem Rentmeister Albrecht gezahlt werden — und erließ dann am 18. October 1731 folgende Verfügung:

S. K. Maj. in Preußen, Unser allergnädigster Herr befehlen der Societät der Wissenschaften hiermit in Gnaden, diejenigen funfzig Thlr. so unterm 27. Sept. an den Renthmeister Albrecht von Trinitatis a. c. an quartaliter **zu bezahlen geordnet worden,** sub Titulo **Vor die sämtliche Königl. Narren zur Rechnungs Ausgabe bringen zu lassen.**

Signatum **Berlin den 18. Oct. 1731.**

Auf S. K. Maj. allergnädigsten Special Befehl

M. v. Viereck v. Kebahn.

Mit dieser entsetzlichen Verhöhnung der Societät — der Rechnungsposten bestand unter diesem Titel bis zur Regierung Friedrich's des Großen (s. unten) — begnügte sich der König noch nicht,

sondern er befahl am 19. Januar 1732, daß sein Spaßmacher, Graben zum Stein, ein entsprungener Mönch und ehemaliger Feldprediger (aus Tirol), der die Stelle eines Vorlesers und höheren Lakaien beim König bekleidete, ein unwissender, scurriler Mensch, der weder Gundling's Kenntnisse noch seinen Geist besaß — „das anstößige Haupt der Societät“ nennt ihn von Viereck in seinem ersten Bericht an Friedrich II. —, die Stelle eines Vicepräsidenten der Societät erhalten solle, und daß ihm „ein recht ansehnliches Patent ausgefertigt werde, worinnen dieses Mannes sonderbare Wissenschaften und Meriten in antiquitatibus, re nummeraria, der Geister- und Präadamitenlehre, in physicis, botanicis gerühmt werde.

Wie er es befohlen hatte, so geschah es. Der Protector von Creutz machte nicht einmal Gegenvorstellungen; die Societät erklärte (16. Februar 1732) durch den Hofprediger Jablonski, daß sie gehorsam Alles nach Wunsch thun und den Graben zum Stein — er hat nie in Berlin, sondern stets in Potsdam gewohnt und war bisher natürlich nicht einmal Mitglied der Societät gewesen — introduciren werde. Die grotesk-komische Bestallung für ihn ist als Probestück der königlichen Witze öfters gedruckt worden. Wer der Verfasser ist, weiß man nicht; aber die „Ideen“ sind gewiß vom Könige angegeben. Als Scherz im Tabakscollegium ist das Schriftstück lustig und harmlos, aber daß aus dem Scherz Ernst gemacht und die Societät gezwungen wurde, einen solchen Menschen als ihren wirklichen Vicepräsidenten zu introduciren, das ist in der Geschichte der Wissenschaften aller Zeiten ein Unicum. Soll man sagen, die Societät verdiente eine solche Behandlung, weil sie sie duldete? Aber hätte es irgend etwas geholfen, wenn sie sich gewehrt hätte?

Zum Glück für die Societät wurde von Viereck im folgenden Jahre — wider seinen Willen — Protector, und seine erste Amtshandlung (18. Mai 1733) bestand darin, daß er die Ernennung des Hofpredigers Jablonski zum Präsidenten beim Könige durchsetzte. Am 14. Juli 1733 trat der greise Mitstifter der Akademie das Amt als Präsident an mit einer Zulage von 100 Thlr. zu seinem ebenso großen Directorialgehalt. Ausdrücklich aber bemerkte der König, daß Graben von Stein als Vicepräsident die unter dem Titel „Vor die sämmtlichen Königl. Narren“ stehenden 200 Thlr. fortbeziehen solle.

Unter von Viereck's und Jablonski's Leitung kam ein etwas frischerer Zug in die Societät. Sie veröffentlichte nun doch

wenigstens alle drei Jahre einen Band Miscellanea (1734. 1737. 1740. 1743). Mit dem letzten gelehrten Narren des Königs, Morgenstern, wurde die Societät nicht mehr behelligt. Er wurde durch ein Patent vom 1. September 1737 zum „Vicekanzler derer sämmtlichen Espaces imaginaires“ ernannt.

Der Secretar J. Th. Jablonski starb am 28. April 1731 im 77. Lebensjahr. Nachdem er mehrere Jahre als Reisebegleiter eines Prinzen von Berlin entfernt gewesen, hatte er gegen Ende des Jahres 1717 sein Amt bei der Societät wieder aufgenommen, und der König bewilligte ihm auf seine Eingabe die einst entzogene Hälfte seines Gehalts wieder. Seine Stelle blieb nach seinem Tode zwei Jahre unbesetzt: dann erhielt sie auf Antrag der Societät (11. März 1733) der Hofrath von Jariges (geb. am 13. November 1706 zu Berlin, gest. am 9. November 1770), der spätere Präsident des Kammergerichts und Großkanzler der Justiz unter Friedrich II. Kurz vorher war das Amt eines Rendanten von dem des Secretars getrennt und vom Könige dem Professor und Hofapotheker Neumann verliehen worden (11. Mai 1731). Hier hatte der König souverän eingegriffen und Neumann eingesetzt, während die Societät den bisherigen Secretarius adjunctus Coeper wünschte. Neben dem Societäts-Factor (Buchdrucker) erscheint zum ersten Mal im Adreßkalender für 1738 als Societäts-Kassirer David Köhler. Im Jahre 1735 (9. Mai) war auch ein besonderer Societäts-Bibliothekar ernannt worden (der erste war J. W. Wagner). Die Veranlassung dazu wird später mitgetheilt werden.

In dem Concilium kamen folgende Veränderungen vor: an Stelle des recht unfähigen Jägwitz (1716—1728) trat der tüchtigere, aber schon hochbejahrte des Vignoles als Director der mathematischen Klasse (seines Alters wegen bekam er d'Angicour als Adjunct). In der deutschen Klasse folgte auf Schott im Jahre 1718 der Kammergerichtsrath Schlüter, dann seit 1732 der treffliche Frisch; in der physikalisch-medicinischen Klasse, in der die Ärzte dominirten, folgte Henrici 1719 dem Krug von Nidda und wurde 1725 durch Buddeus abgelöst; neben ihm setzte der König am 20. September 1735 den Hofrath Eller, ersten Leibmedicus und Director des Königlich medicinisch-chirurgischen Collegs, als außerordentlichen wirklichen Director auch in der Societät ein; er hatte also Sitz und Stimme im Concilium. In der orientalischen Abtheilung blieb der Hofprediger bis zum Anfang der Regierung Friedrich's II.

an der Spitze. Im Vicepräsidium wechselten die vier Directoren jährlich ab und behielten diese Ordnung auch bei, nachdem Graben von Stein zum Vice-Praeses perpetuus ernannt worden war. Als Advocatus fisci mit 100 Thlrn. wurde am 7. April 1740 der Generalfiscal Uhden auf Vorschlag der Societät ernannt. Der Astronom der Societät, der jüngere Kirch, starb im Jahre 1740, nachdem er wiederholte Berufungen nach Petersburg, wo eine Akademie der Wissenschaften nach Leibnizens Ideen und dem Muster der Berlinischen eingerichtet war, ausgeschlagen hatte. An seine Stelle trat (16. April 1740) J. W. Wagner.

Auf einem Blatte hat der Secretar Jablonski im Jahre 1730 verzeichnet, wie viele Mitglieder in den Jahren 1716—1729 (einheimische und auswärtige zusammen) aufgenommen worden sind. Ihre Zahl betrug 92. Im Adreßkalender für 1739 erscheint folgender Bestand der Societät:

Protector: v. Viereck,
Präses: der Hofprediger Jablonski,
Vice-Präses: Graben v. Stein,
Secretar: v. Jariges.
Medico-Physik. Klasse: Buddeus, Director; Barsekneckt, Carita, Frisch, Grischau, Holtzendorff, Horch, Kirstetter, M. M. Ludolff, G. Fr. Ludolff, Marggraf, Pott, Schaarschmidt, Sprögel.
Mathem. Klasse: Des Vignoles, Director; Frisch, Grischau, Kirch, Naudé, J. W. Wagner (zugleich Bibliothekar).
Historisch-philol.-deutsche Klasse: Frisch, Director; Hering, v. Jariges (zugleich Secretar), Küster, v. Scharden, Des Vignoles.
Historisch-philol. kirchl.-orient. Klasse: Jablonski, Director; Elsner, Frisch, Heinius, Küster, Noltenius, Reinbeck, Stubenrauch, La Croze.

Abwesende Mitglieder werden 116 aufgeführt, unter ihnen Barbeyrac, Bentley, Joh. Bernoulli, Celsius, Gerike (Helmstädt), Gottsched, Maupertuis, Sloane, Chr. Wolff (Marburg).

Die directe und indirecte Correspondenz der Societät mit dem Könige ist unter Friedrich Wilhelm I. größtentheils durch finanzielle Zumuthungen veranlaßt worden. Der Monarch, der es überhaupt unnütz fand, daß ein so werthloses Institut wie die Societät das bedeutende Kalenderprivileg besaß, und der außerdem argwöhnte, die Akademie sei reicher, als sie glauben machen wolle, dictirte ihr immer wieder neue Auflagen, größtentheils zu Gunsten seines medicinisch-chirurgischen Collegiums und der Militärärzte. Dieses Collegium rückte er dadurch und durch andere Bestimmungen immer näher an die Societät heran, augenscheinlich in der Absicht, den

Etat desselben zu verbessern. Die hervorragenden Mediciner wurden regelmäßig auch Mitglieder der Societät, und die medicinisch-physikalische Klasse verschmolz nahezu mit dem medicinischen Collegium. Daß bei dem damaligen Stande der Wissenschaften, zumal in Berlin, diese Politik des Königs wohl berechtigt war, wurde bereits oben gezeigt.

Nach dem Tode Gundelsheim's und Leibnizens willigte der König ein, daß statt der 1000 Thlr., die die Societät bisher für das medicinisch-physikalische Colleg hatte zahlen müssen (sie besoldete den Professor der Anatomie, zwei Anatomie-Diener und gab einen Beitrag für die anatomischen und chirurgischen Instrumente) fortab nur 800 Thlr. erlegt würden. Dadurch wurden (mit den 300 Thlrn., die Leibniz gehabt hatte) 500 Thlr. frei, welche die vier Directoren und der Fiscal erhielten. Am 15. Mai 1717 übergab der König das anatomische Theater ganz der Societät, „es in einen guten und nützlichen Stand zu setzen und dahin zu sehen, daß solche anatomische Übungen zu bequemer Zeit und gewissen Stunden das Jahr durch beständig fortgesetzet werden, wovon sie dann von Zeit zu Zeiten allerunterthänigsten Bericht abstatten soll". Dafür bestätige der König hiermit die Fundation der Societät und versichere ihr bei seinem königlichen Wort, daß derselben keine weiteren Ausgaben, unter welcherlei Namen, Prätext oder Schein es immer sein möge, zugemuthet werden sollen. Die Societät beeilte sich (29. Mai 1717) in einem Schreiben an von Printzen, diesen ihren Protector zu bitten, „die fast von ihrer Einrichtung an sehr gedrückte Societät bei der K. Gnade, deren sie diesesmal eine éclatante Probe genießet, beständig zu erhalten". Am 14. August 1717 ließ der König die Societät seiner Huld und Gnade versichern, weil sie seinem Befehl das Theatrum Anatomicum betreffend nachgekommen sei, und als ihr auf Betreiben Stahl's am 28. September weitere Ausgaben für medicinische Zwecke zugemuthet wurden und sie Gegenvorstellungen machte, unter Hinweis auf die großen Kosten, die ihr die Anatomie verursache, und auf die Ordre vom 15. Mai, da zog der König die neuen Forderungen diesmal noch zurück.

Im Frühling des nächsten Jahres befahl er ihr, sämmtliche medicinische Werke des Joh. Doläus in's Deutsche zu übersetzen, und zwar binnen Jahresfrist, „worauf wir sodann des Drucks halber Verfügung thun werden". Am 2. April desselben Jahres ordnete er an, daß die Societät die Pflege und Vermehrung aller Gewächse

in dem (von Gundelsheim) zu einem Apothekergarten umgewandelten Hopfengarten übernehmen solle, daß aber der Garten selbst bei der Hofapotheke verbleibe.

Der Societät waren damit neue Ausgaben anbefohlen; aber man kann nicht sagen, daß sie außerhalb ihres Kreises lagen. Sie remonstrirte daher auch nicht; als ihr aber einige Monate später auferlegt wurde, dem vom König zum Commerzienrath ernannten Leipziger Mechaniker Leopold (Leupold) jährlich 100 Thlr. zu zahlen, „wegen des Schönebeckischen Salzwesens", erklärte sie zwar in einer umfangreichen Eingabe, sich zu fügen, bat aber, sie mit weiteren Auflagen zu verschonen, sie könne sonst das große Werk, welches sie vorhabe, nämlich eben jenes Leopold's Theatrum Machinarum Universitatis, eine genaue Beschreibung aller Maschinen der Welt mit Abbildungen, nicht publiciren[1]); auch sei der König von böswilligen Leuten über die Societätskasse falsch berichtet; jene sprengten aus, es müßte in ihr viel Geld sein, wenn es nicht wider die Bestimmung anderweitig verausgabt wäre (28. September 1718).

Allein als Antwort kamen neue Auflagen; der König schenkte den „böswilligen Leuten" (gemeint ist wohl vor allem Stahl) Glauben. Unter dem 27. Mai 1719 befahl er, daß die Societät den Gärtner des Hofapotheken-Gartens, Michelmann, jährlich mit 286 Thlr. 18 Groschen besolde, und am 24. und 28. October

[1]) Diese Aufgabe hat die Societät lange Zeit beschäftigt (1718—20), s. den Fasc. „Revenuen" im Akademischen Archiv. Der König war dem Unternehmen sehr geneigt. Es sollten 1800 Blätter in 6 Jahren mit Beschreibungen erscheinen. Die Societät sollte die Kosten aufbringen; aber Leupold (der Mechaniker) meinte, das Werk werde sich glänzend bezahlt machen und den Fundus der Societät verbessern. Mit geheimnißvollen Vorschlägen zur Erhöhung desselben drängten sich nicht Wenige an die Societät heran. Einer will bereits während der Verhandlungen über sein Geheimniß wöchentlich einen Ducaten; ein Anderer weiß ein Mittel (10. Juli 1720), wodurch die Societät das erste Jahr wenigstens eine Tonne Goldes, hernach aber jährlich und perpetuirlich den 3. Theil davon ziehen und einnehmen kann. Natürlich bedingt er sich seinen Antheil aus. Ein Dritter schlägt die Gründung einer Zeitung vor: „Da die Societät insbesondere die Ausübung und Reinigkeit der teutschen Sprache beobachten und in Stand zu bringen auf sich hat, es aber dieser K. Residenz zu nicht geringem Übelstand gereichet, daß die gedruckten Zeitungen sowohl was die Sprache als auch was die übrigen Umstände belanget, sehr schlecht beschaffen sind, u. s. w.". — Außerdem wurden der Societät damals und später die verschiedensten Erfindungen und technische sowie medicinische Verbesserungen zur Begutachtung vorgelegt, z. B. neue Stubenöfen, Verfertigung von Hemden ohne Naht, Verbesserung von Kalk und Mörtel, Verhinderung von Viehseuchen, Mittel gegen Weinverfälschung u. s. w. Nur in einigen Fällen scheint sie geantwortet zu haben, nämlich wenn der König es verlangte.

erhielt die Societät zwei Schreiben der Amtskammer, nach denen der König verfügt hatte, sie solle die ausländischen Pflanzen in den Gewächshäusern zu Oranienburg und Alt-Landsberg abholen lassen und in Zukunft für sie Sorge tragen, die dortigen Gärtner würden kein Holz mehr zur Heizung der Orangerien erhalten.

Die Societät reichte diesen Zumuthungen gegenüber dem Minister eine ausführliche Eingabe ein (23. December 1719), wies auf ihre zahlreichen Aufgaben, die alle kümmerlich vorbereitet seien, und auf die königlichen Zusicherungen vom 15. Mai, 14. August und 20. November 1717 hin und erklärte, daß die Gerüchte über ihren Reichthum aus „übelgesinnten und heimtückischen Absichten“ entsprungen seien. Um ihnen zu begegnen, legt sie ihrem Schreiben eine Übersicht über Einnahme und Ausgabe für die Jahre 1717 und 1718 bei. Diese ergiebt, daß sie bei einem jährlichen Etat von etwa 6100 Thlrn. im Jahre 1717 ein Minus von 83 Thlrn., im Jahre 1718 ein Plus von 666 Thlrn. gehabt hat. Nicht näher specialisirt ist der Posten „Besoldungen“, der im Jahre 1717 2000, im Jahre 1718 1548 Thlr. betragen hat. Doch wird ausdrücklich bemerkt, daß für 1718 noch 250 Thlr. Besoldungen rückständig seien, und 16—1700 Thlr. fixirte Besoldungen kann man nach den Acten sicher ausrechnen.

Die Eingabe fruchtete nichts. Als die Societät zwei Jahre später (21. October 1721) um Wiederholung des Kalenderprivilegs bat, rechnete sie dem Könige vor, daß sie an ordentlichen Auflagen 1036 Thlr. zu zahlen habe und ihr außerdem die Unterhaltung der Gewächse im Apothekergarten und andere extraordinäre Lasten oblägen.

Durch Nachdrucke und durch die Einschleppung fremder Kalender, ferner durch säumige Buchhändler, die die von ihnen vertriebenen Kalender nicht bezahlten, erlitt die Societät empfindliche Verluste. Sie trug deshalb wiederholt auf Einschärfung ihres Privilegs an. Endlich im December 1723 theilte ihr Gundling im Auftrag des Königs mit, das Privileg werde erneuert werden. Wirklich erschien das königliche Ausschreiben am 14. December 1723. Jener Brief Gundling's an den Vicepräsidenten ist auch sonst von Wichtigkeit. Er zeigt, daß der König — durch den Chirurgen Holzendorff bestimmt — zeitweilig ein freundlicheres Urtheil über die Societät gewonnen hatte, und daß man allen Ernstes damit umging, ein chemisches Laboratorium nebst Auditorium zu bauen. Der König, heißt es, habe beschlossen, das medicinische und physikalische Departement zu erweitern.

„dieweilen auch ein Laboratorium soll gebauet werden und das Haus des Hrn. Schüzens dazu soll genommen werden, so wäre das Laboratorium loco congruo zu bauen, das Haus aber zum Auditorio zu aptiren, wobei in Acht zu nehmen, daß solches mit den mindesten Kosten geschehe, von dem Hausbau aber ist gänzlich zu abstrahiren. Die Operationes Chymicae werden zwar Impensas machen, jedoch aber dürfen wir dafür Douceurs zu gewarten haben, wann wir die Praeparation und den Debit des Siegel-Lacks unice werden erhalten. . ."

„Die Conchylia, so Hr. v. Gundelsheim nachgelassen, wird unsere Naturalien-Kammer erhalten; wir werden aber 200 Thlr., so ehemalen der Factor gehabt, der Chymie widmen müssen. Ich suche Alles zu menagiren . . . Den größern Riß vom Hause bitte zurückzuhalten. Im sondern es ist genug, wann das Laboratorium und Auditorium maius et minus wol angeleget wird. S. K. Maj. haben durch Hrn. Chirurgum Holzendorff ein gnädiges Concept von dem Fleiß und Treu der Societät erhalten; redeant in aurum secula prisca! Die Collection der Miscellanea bitte gehorsamst zu urgiren; denn dieses wird hier pressiret."

Gundling berichtet weiter, der König werde demnächst kommen und alle Räume, Naturalien und optische Instrumente der Societät besichtigen; Alles soll daher in guten, reinlichen Stand gesetzt werden. Man soll Alles thun, „so das Anschauen Potentissimi Regis vergnügen kann. Ich verspreche fest der Societät etwas Gutes, wann der Fundus conserviret und erweitert wird, denn ich schätze, daß 400 Thlr. erfordert werden, wobei Dero Herr Bruder sein augmentum debitum salarii mandato Regis erhalten wird. Der Maulbeer-Garten im Societäts-Hof wird ein hortus botanicus werden, dannen hero auf künftigen Frühling locum commodum wir erhalten werden. Der liebste Gott gebe zu Allem sein Gedeihen".

Geld gab der König nicht, im Gegentheil — an demselben Tage, an dem er das Kalenderprivileg erneuert hatte, verfügte er, die Societät solle dem Prof. Buddeus, Pott und dem Hofapotheker Neumann jährlich je 100 Thlr. bezahlen und „der aus Frankreich gekommenen Waisenmutter Motet" 50 Thlr.; der Secretar erhielt eine Zulage von ebenfalls 50 Thlrn. Als Henrici als adjungirter Garnisonsmedicus nach Magdeburg versetzt wurde, bestimmte der König, er solle dort das Societätsgehalt von 300 Thlr. bis zum Absterben des alten Medicus weiter beziehen.[1])

---

[1]) Im Mai 1727 legte der König der Societät eine weitere Auflage auf: die 100 Thlr., die bisher der Director adjunctus der mathematischen Klasse, d'Angicour, der gestorben war, bezogen, sollte der Regimentsfeldscheer Senf erhalten. Ganz witzig schreibt Gundling über diese Zumuthung an den Protector von Creutz (11. Mai), indem er ihm den Thatbestand darlegt und ausführt, daß die 100 Thlr. dem blinden

In finanziellen Dingen erreichte Gundling also nichts für die Societät; dagegen hat er seinen an sich schon so trübseligen Namen in tiefen Schatten versenkt durch den Antheil, den er — die Sache ist nicht ganz sicher — an Chr. Wolff's Vertreibung aus Halle genommen haben soll. Zu den Gegnern Wolff's, nicht aus Princip, sondern aus Brodneid, gehörte sein College, der Jurist H. Gundling in Halle. Er soll nun seinen Bruder, den Präsidenten der Societät, veranlaßt haben, dem Könige die praktischen Gefahren des Wolff'schen Determinismus durch zwei befreundete Generäle im Tabakscollegium drastisch vorzuführen — daß fahnenflüchtige Grenadiere nach Wolff nicht zur Verantwortung gezogen werden können, da alles prästabilirt sei —, und soll im Bunde mit den pietistischen Theologen jene berüchtigte Cabinetsordre vom 8. November 1723 bewirkt haben, nach welcher Wolff binnen zweimal 24 Stunden bei Strafe des Strangs Halle verlassen mußte. Während die Wolff'sche Philosophie in den Kreisen der Societät viele Anhänger zählte, veranlaßte ihr Präsident, daß der Philosoph wie ein gemeiner Verbrecher behandelt wurde! Die Freude aber erlebte die Societät nach zehn Jahren, daß ihr neuer Präsident, der Hofprediger Jablonski, einen sehr wesentlichen Antheil an der Rehabilitirung Wolff's in Preußen nehmen durfte.

Das wenigstens erwirkte Gundling noch für die Societät, bevor er völlig versank, daß ihre Bibliothek von allen in Preußen erscheinenden Büchern ein Pflichtexemplar erhielt und daß ihr das Recht der Publication der Gesetzessammlung und geographischer Karten als Monopol übertragen wurde.

In der für die Societät dunkelsten Zeit von 1727—1733, unter der Leitung von von Creutz und Graben von Stein, kam es so weit, daß die Akademie ein ausführliches Gutachten abgeben mußte über den Bericht eines Feldscheers in Serbien, daß sich dort mehrere Personen in Vampyre verwandelt und Anderen das Blut ausgesaugt hätten, „solche seien auch zu Vampyren geworden". Jede Klasse mußte über diesen Bericht für sich votiren; diese Gut-

---

Dr. Jägwitz gebühren: „Es ist zu beklagen, daß auch Herr Stallmeister Beer sich gemeldet (scil. für die 100 Thlr.) und vermeinet, daß weilen das Observatorium auf dem Stall stände, die Pferde gleichfalls davon was haben müßten". Die Societät machte auch ihrerseits eine Gegenvorstellung (4. Juni), in der sie darauf hinwies, daß der König selbst den Directoribus adjunctis 100 Thlr. ausgesetzt habe; aber dieser Einwand hat schwerlich etwas genützt.

achten fielen übrigens so verständig aus, als es die auch in jenem Zeitalter bereits absurde Frage zuließ.

Etwas bessere Zeiten kamen 1733. Zwar steigerten sich die finanziellen Zumuthungen des Königs unaufhörlich, so daß beim Regierungsantritt Friedrich's des Großen die Leistungen der Societät für fremde Zwecke — bei einem Etat von 6000 Thlrn. — gegen 2400 Thlr. betrugen; aber durch eine bedeutende Schenkung vergrößerte der König doch auch das wissenschaftliche Inventar der Societät in sehr willkommener Weise. Er überwies ihr im Januar 1735 aus der Königlichen Bibliothek gegen 3000 mathematische und medicinische Bücher, dazu 300 Stück seltene Naturalien u. A. Den Directoren, die sich für die reiche Gabe bedankten, schärfte der König ein, fleißiger als bisher zu arbeiten, damit der Zweck erreicht werde, zu dem sie eigentlich gestiftet worden war. Die Societät solle sich auf solche Erfindungen legen, welche capable wären, die Künste und Wissenschaften immer höher empor zu bringen, und zwar solche, die der Welt zum wahren Nutzen gereichen, keineswegs aber in bloßer Windmacherei und in falschen Träumereien beständen, womit sich viele Gelehrte aufzuhalten pflegten. Im Mai desselben Jahres wurde die erste Instruction für den Societäts-Bibliothekar (Wagner) entworfen. Man erfährt aus ihr, daß der König in Bezug auf die geschenkten Bücher bestimmt hatte (Ordres vom 22. und 26. Januar), „daß Jedermann jung oder alt die Freiheit haben solle, vorerwähnte Bücher in der Societäts-Bibliothek zu gebrauchen, den Königl. Bedienten aber solche auf ihren Zettel nach Hause gelehnet, desgleichen gegen Ausstellung eines sicheren Scheins an Leute sowohl in als außerhalb der Stadt bis auf 20 Meilen umher zum Lesen ausgeliehen werden dürfen, außerhalb Landes aber niemals". Auf vier Wochen können die Bücher verliehen werden. Die Instruction bestimmt aber, daß diese liberalen Bestimmungen nur für die geschenkten Bücher gelten; die früher von der Societät selbst angeschafften Werke sollen in einem besonderen Raume stehen und zum ausschließlichen Gebrauch der Mitglieder bleiben, die sie auf vier Wochen entleihen können.

Im Jahre 1738 wurde, zunächst für die elf jährlichen Sitzungen der medicinisch-physikalischen Klasse, eine feste, am Anfang jeden Jahres zu veröffentlichende Leseordnung auf Vorschlag des Hofraths Buddeus eingerichtet. Die zehn Mitglieder der Klasse verpflichteten sich, in jedem Jahr je einen selbständigen Vortrag und ein Referat über eine wichtige litterarische Erscheinung in ihrem Fache zu halten.

2.

Während der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. hat die Societät nur 5 Bände Miscellanea herausgegeben; zwei von ihnen fallen in die Zeit von Gundling's, drei in die von Jablonski's Präsidium. Da die Philosophie ganz ausgeschlossen war und Themata von principieller Bedeutung nicht behandelt wurden, so ist der neue Geist der Wissenschaft nicht kräftig in diesen Bänden ausgeprägt, verleugnet sich aber doch in vielen Abhandlungen nicht. Akademische Schönrednerei, wie sie Montesquieu in den Lettres Persanes (1721) verspottet und wie sie sich später in den Abhandlungen so breit gemacht hat, vermißt man mit Genugthuung, freilich — man vermißt auch noch jene treffliche formale Schulung des Geistes, durch die Frankreich die Völker Westeuropas im Zeitalter Ludwig's XIV. und des Regenten erzogen hat. Der 2. Band (1723), zu welchem die Mediciner und Chemiker noch nichts beigesteuert haben, enthält vornehmlich mathematische und astronomische Abhandlungen, außerdem nur sechs litterarische, unter denen der Vorschlag einer Universalschrift von D. Solbrig und eine Untersuchung von Wachter über die Sprache des Codex Argenteus hervorzuheben sind.

Endlich entschlossen sich die Mediciner und Chemiker, nachdem das Collegium Medicum enge mit der Societät verbunden worden war, zur Mitarbeit. In dem 3. Band (1727) nehmen ihre Abhandlungen einen stattlichen Raum ein, und nicht minder in den folgenden Theilen. Es ist die Schule Georg Ernst Stahl's (1660—1734; Professor in Halle seit 1693, Leibarzt des Königs in Berlin seit 1716), des größten Chemikers seiner Zeit, des Vaters der Phlogiston-Theorie, die nun zu Worte kam. Jene Theorie, von Lavoisier widerlegt, hat doch fast ein Jahrhundert lang geherrscht und sich fähig erwiesen, die bisher zerstreuten und unzusammenhängenden empirischen Beobachtungen in eine Einheit zu fassen und neue, fruchtbare Untersuchungen anzuregen. Durch sie ist die Chemie erst zu einer Wissenschaft geworden, während sie bis dahin die dienende Magd der Medicin und der Goldmacherkunst gewesen war. Aber Stahl war nicht nur experimentirender Chemiker, sondern auch Arzt, und seine Eigenart bestand darin, diese beiden Aufgaben nicht vorschnell zu vermischen. Der Empirie hat er auch auf dem Gebiete der Heilkunde gehuldigt, aber eben deshalb lehnte er die mechanisch-mathematischen Theorien seines Rivalen Hoffmann, die ihm in

fremdes Gebiet zu führen schienen, ab und suchte auf ein scheinbar näher liegendes Element, das Princip des Animismus, die Vorgänge im gesunden und kranken Körper zurückzuführen. Unter den Berliner Naturforschern und Ärzten, die zugleich Mitglieder der Societät waren, ragen besonders der viel gereiste und mit den Gelehrten des Auslandes in Verbindung stehende Caspar Neumann, der Hofapotheker (1683—1737), Eller, der Leibarzt (1689—1760), vor allem aber Pott, der bedeutende Chemiker, der Erforscher der Natur des Porzellans und Begründer der keramischen Pyrochemie (1692—1777), hervor. Pott hat auch zuerst die Natur der Bernsteinsäure als eine Pflanzensäure erkannt und andere wichtige chemische Entdeckungen vorbereitet. Neben diesen Männern standen die trefflichen Anatomen Buddeus, ein Schüler Boerhave's, und Holtzendorff, der Reformator des preußischen Militärlazarethwesens und Begründer des Theatrum Anatomicum, denen sich bald der genaue Beobachter J. Nathanael Lieberkühn (1711—1756) zugesellen sollte. Alle diese Gelehrten befanden sich in scharfem Gegensatz zu den „Literaten" und den Franzosen der Societät, deren Arbeiten sie als unnütz und unsolide bespöttelten. In dieser Haltung wurden sie durch den König selbst bestärkt. Nur der Akademiker Frisch, dessen zoologische Untersuchungen anerkannt waren, der aber zugleich als Sprachforscher und Historiker Bedeutendes leistete, bildete ein Mittelglied zwischen den beiden Gruppen der Societät, der medicinisch-chemischen und der litterarischen. Die mathematisch-astronomischen Publicationen standen nicht mehr auf der Höhe, namentlich seit des jüngeren Kirch's Tode.

In dem 3. Bande (1727) haben Buddeus, Frisch, Neumann, Holtzendorff und Pott eine Reihe von Abhandlungen geliefert; der fleißige Kirch jun. hat nicht weniger als 12 astronomische Aufsätze beigesteuert. In der litterarischen Abtheilung ist besonders die Münzkunde gepflegt.

In dem 4. Bande (1734) sind Frisch und Wagner in der mathematischen Abtheilung die fleißigsten, in der litterarischen ebenfalls Frisch, in der medicinisch-naturwissenschaftlichen Caspar Neumann und wiederum Frisch.

Der 5. und 6. Band (1737. 1740) haben ihre Bedeutung fast ausschließlich in den naturwissenschaftlich-medicinischen Arbeiten. Der unermüdliche Frisch veröffentlichte seine zuverlässigen Beobachtungen weiter; aber neben ihm, Pott und Neumann erscheint im Jahre 1740 bereits der junge A. S. Marggraf mit einer Ab-

handlung über den Phosphor („Relationes Phosphori solidi versus metalla et semimetalla“). Unter den litterarischen Abhandlungen ragt die von Brucker „De vestigiis philosophiae Alexandrinae in libro Sapientiae“ vor allen hervor; sie behandelt ein Thema, welches, weiter gefaßt, in der Folgezeit eines der fruchtbarsten auf dem Gebiete der alten Kirchengeschichte werden sollte.

Was die Geisteswissenschaften noch nicht zu einem frischen Leben gelangen ließ, das war der Mangel einer die Erkenntniß beherrschenden und die Einzeluntersuchungen bestimmenden Weltanschauung und damit der Mangel an Problemen. Der alte melanchthonische Betrieb der Wissenschaften war aufgelöst; ihre Emancipation von der Kirche und der Theologie war im Princip vollzogen; aber die Elemente für einen neuen Bau waren noch zerstreut und besaßen noch nicht die Kraft durchschlagender productiver und kritischer Principien. Wohl waren sie längst Besitz einzelner hervorragender Geister, aber in der ganzen Breite der wissenschaftlichen Arbeit wirkten sie noch nicht mit souveräner Kraft. Weder die Philosophie des Cartesius, noch die Leibnizens oder Spinoza's bestimmte den Betrieb der Wissenschaft überhaupt; die Antithesen Bayle's erschütterten die Berliner Akademiker noch nicht; noch weniger waren die Feinheit und der strenge Stil in der Ausbildung litterarischer Formen, wie sie Frankreich lehrte, in den allgemeinen Besitz übergegangen. Auch das, was die Engländer an Sicherheit und Schärfe der Beobachtung und an praktischer Regelung des Lebens darboten, war erst von Wenigen in Deutschland aufgenommen. Hieran lag es, daß die wissenschaftlichen Arbeiten der Gelehrten zweiten Ranges, wie sie die Societät besaß, in dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts nicht den Eindruck einer neuen Epoche der Cultur hervorrufen[1]).

Aber eben in dem Jahrzehnt, welches dem Tode Friedrich Wilhelm's I. vorangeht, vollzog sich der große Umschwung, der bisher auf den Höhen des geistigen und wissenschaftlichen Lebens stattgefunden hatte, auch in den Niederungen und riß Alles mit sich fort. Das System Chr. Wolff's ist es gewesen, in welchem

---

[1]) Angesehen blieb die Akademie durch ihre Miscellanea bei den auswärtigen Gelehrten. Im Jahre 1735 bewarb sich Maupertuis um die Aufnahme; Wolff schrieb ihr 1738, er habe die Absicht, „seine lateinische Philosophie der Societät zu übermachen“; in demselben Jahre fragte Gottsched an, ob er seinen kritischen Beiträgen, deren 5. Theil der Societät gewidmet war, den Titel geben dürfe: „Von einigen Mitgliedern der K. Preuß. Societät der Wissenschaften in Berlin“.

die Aufklärung ihre erste universale Ausgestaltung in Deutschland empfing und den Sieg auf dem ganzen Schlachtfelde erstritt. Scheinbar conservativ, war es doch, gemessen an den alten Überlieferungen, durch und durch radical und aggressiv, da es die Autorität in jeder Form negirte, an ihre Stelle die Vernunft setzte und die Geschichte nicht nöthig zu haben glaubte.[1]) Mit ihm wirkte der von Englands Aufklärung illuminirte und sie umformende französische Geist in eigenthümlicher Verbindung zusammen, um jene Culturstufe heraufzuführen, in der das Mittelalter in unserem Vaterlande erst wirklich beseitigt worden ist.

Die Societät, so wie sie eingerichtet war und sich bis zum Jahre 1740 entwickelt hatte, war trotz der hohen Absichten ihres Stifters Leibniz nicht das zweckmäßige Organon zur Durchführung des Umschwungs geworden. Beweis dafür, wenn ein solcher noch nöthig ist, ist die Thatsache, daß mit ihr concurrirende wissenschaftliche Gesellschaften und Unternehmungen in Berlin emporwuchsen. Sie zeigten, daß die Societät den Bedürfnissen nicht entsprach. Französische Mitglieder der Societät versammelten sich seit 1720 regelmäßig im Hause Lenfant's und gaben als „Société anonyme“ eine „Bibliothèque Germanique“ heraus, die später als „Nouvelle Bibliothèque Germanique“ erschien und es bis auf 25 Bände gebracht hat. Hier schuf sich das französische Element auf deutschem Boden ein Organ. Die Mediciner und Chemiker gaben seit 1717 bis 1732 „Acta Medicorum Berolinensium in incrementum artis et scientiarum collecta et digesta“ heraus; eben deshalb entschlossen sie sich so schwer, für die Miscellanea der Societät Beiträge zu liefern. Im Jahre 1736 stifteten die Anhänger der Wolff'schen Philosophie in Berlin, unter des Grafen von Manteuffel und des Propstes Reinbeck Führung, eine Gesellschaft der Alethophilen zur Verbreitung dieser Philosophie und des „begründeten Denkens“. Sie bedeutete an sich wenig — ursprünglich war sie gegründet „par badinerie plutôt que dans une intention sérieuse“ —, aber sie war doch ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit; denn sie wies auf den Mangel hin, der der Societät der Wissenschaften anhaftete: diese Akademie war noch immer ganz unphilosophisch. Endlich, wenige Jahre später, bildete sich in den vornehmsten Kreisen Berlins eine französisch-litterarische Gesellschaft, die die

[1]) „Alle moralischen Wahrheiten liegen in der Vernunft; wir brauchen dazu so wenig eine Offenbarung, als zu dem Satz: $2 \times 2 = 4$“ — so sprach man in Thomasius' und Wolff's Schule.

Existenz der Societät der Wissenschaften geradezu bedrohte. Wir werden sie im nächsten Buch kennen lernen.

Kein Zweifel — die Societät in ihrem „schläfrigen“ Zustande[1]) war von dem Gang der Entwickelung überholt.[2]) Ihre Lebensfähigkeit hing davon ab, daß sie eines der großen Elemente, in denen der Fortschritt des Zeitalters gegeben war, energisch aufgriff und die Protection desselben übernahm, sei es nun die Wolff'sche Philosophie oder die Newton'sche Mechanik oder die französische litterarische Cultur oder eine eigenthümliche Verbindung aller dieser Elemente. Ein Reformator war nöthig, und er kam wirklich.

Am 31. Mai 1740 schloß Friedrich Wilhelm I. die Augen: der einzige preußische König, der nicht Protector der Societät gewesen ist. Sein gerader Sinn hatte es verschmäht, das zu scheinen, was er nicht sein wollte. Bereits die ersten Erlasse des neuen Herrschers aber zeigten, daß die Zeit der Noth und des Drucks für die Akademie nun vorbei war. Die Nacht war vergangen — nicht mehr sollte die Societät im Schatten des Theatrum anatomicum ein kümmerliches Dasein fristen —, und strahlend kam der neue Tag herauf.

---

[1]) Viele Mitglieder kamen fast nie in die Sitzungen. Als im Jahre 1727 die Exemplare des neuen Bandes der Miscellanea vertheilt werden sollten, schlug der Secretar vor, neun Mitglieder (also ungefähr ein Viertel der Societät) — unter ihnen La Croze — von der Vertheilung auszuschließen, da sie nie in den Sitzungen zu sehen seien.

[2]) Nur Eines blühte einigermaaßen — das waren die Finanzen der Societät. Als es sich im Winter 1743/44 um die Schließung der alten Societät und die Eröffnung einer ganz neuen handelte, ist sie durch ihre gute financielle Lage vor dem Untergang bewahrt geblieben. Hätte sie nichts besessen, so hätte man sie schwerlich respectirt.

Zweites Buch.

Geschichte der Académie Royale des Sciences et Belles Lettres Friedrich's des Großen (1740—1786).

Erstes Capitel.

Die Reorganisation der Societät und ihre Vereinigung mit der „Nouvelle Société Littéraire“ (1740—1746): Die Académie Royale des Sciences et Belles Lettres.

1.

„Die Wissenschaften und Künste sind auf den Thron gestiegen“ — das war der Jubelruf, mit dem die um Voltaire geschaarte Gemeinde der europäischen Philosophen, welche die Welt regieren und reformiren wollten, den jungen König begrüßte. Sie zählten ihn zu den ihrigen. Seit vier Jahren stand er in lebhafter Correspondenz mit ihnen, und wie einst in den Tagen des Konstantius die neuplatonischen Philosophen auf Julian blickten, der der Barbarei der Kirche ein Ende machen und das goldene Zeitalter heraufführen werde, so schauten jene Männer auf Friedrich und sein Rheinsberg: „Ex oriente lux!“ „Votre Majesté ou Votre Humanité“, so redete Voltaire den Monarchen an in dem ersten Brief, den er nach der Thronbesteigung an ihn gerichtet hat.

Friedrich kannte die Hoffnungen, die auf ihn gesetzt waren, und wollte die Philosophen und die Dichter nicht enttäuschen; hatte er doch noch dreizehn Tage vor seinem Regierungsantritt im Angesicht des Thrones an Voltaire geschrieben: „Je vous assure que la philosophie me paraît plus charmante et plus attrayante que le trône; elle a l'avantage d'un plaisir solide; elle l'emporte sur les illusions et les erreurs des hommes“. In der That — der Freundschaftsbund mit den gleichgestimmten Geistern, der Austausch mit ihnen, ihr Beifall und Lob, aber auch die tiefen Probleme der Lebensphilosophie und wiederum die Genüsse jener feinen Cultur,

die man damals auch „Philosophie" nannte, entzückten seine Seele. Aber sobald er den Thron bestiegen hatte, nahm er alle Pflichten des Herrschers gleichzeitig auf, sich von jeder Einseitigkeit und jeder Abhängigkeit befreiend.

„Non, ce n'est plus du mont Rémus,
Douce et studieuse retraite,
D'où mes vers vous sont parvenus,
Que je date ces vers confus",

schreibt er am 12. Juni von Charlottenburg aus an Voltaire,

„Car, dans ce moment, le poète
Et le prince sont confondus.
Désormais mon peuple que j'aime
Est l'unique dieu que je sers.
Adieu les vers et les concerts,
Tous les plaisirs, Voltaire même;
Mon devoir est mon dieu suprême,
Qu'il [qui m'] entraîne de soins divers."

„Ich bewege mich zwischen zwanzig Beschäftigungen und beklage nur die Kürze des Tages, der vierundzwanzig Stunden mehr haben müßte. Ich versichere Euch, daß mir das Leben Eines, der nur für die Erkenntniß und für sich selber lebt, unendlich viel begehrenswerther erscheint als das Leben des Mannes, dessen einzige Beschäftigung sein darf, für das Glück der Anderen zu sorgen. Ich arbeite mit beiden Händen, mit der einen für die Armee, mit der andern für das Volk und die schönen Künste."

Für die schönen Künste — zu ihnen rechnete Friedrich auch die Wissenschaften in freier, vornehmer Darstellung, und daß ihr wirksamer Betrieb nur auf Akademieen gedeihen könne, war ihm nicht zweifelhaft. So hatte er bereits als Kronprinz einen Plan entworfen, in Berlin eine neue Akademie der Wissenschaften und Künste zu gründen, hatte schon Umschau in Europa gehalten, um die Gelehrten zu finden und zu sammeln, deren er bedurfte, und mit dem Gedanken gespielt, Voltaire an die Spitze zu stellen. Ob und in welcher Weise die neue Akademie an die alte Societät anzuknüpfen sei, das war eine zweite Frage. Zunächst kam es darauf an, die rechten Männer zu gewinnen und die alte Societät von dem Druck, der auf ihr lastete, zu befreien.

Bereits am 6. Juni verlangte der König einen genauen Bericht von der Beschaffenheit des Fonds und der Einrichtung der Societät, da er gründlich orientirt sein wolle. Am 8. Juni lieferte der Secretar der Societät, von Jariges, dem Minister von Viereck das

Material für einen solchen. Schon am nächsten Tage reichte der Minister auf Grund dieser Vorlage dem Könige den ausführlichen Bericht nebst einer Übersicht über den Etat ein, nicht nur die Einrichtung der Societät kurz und doch ausreichend schildernd, sondern auch eine Skizze ihrer Geschichte hinzufügend. Weit entfernt, den kümmerlichen Zustand der Societät zu verschleiern, weist der Minister vielmehr deutlich darauf hin, daß sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht lebensfähig sei und daß er bisher nicht mehr habe thun können, als das Schlimmste abzuwehren. Er weiß aber auch, daß der König nicht nur gefragt hat, um orientirt zu sein, sondern um zu helfen. „Übrigens ist Ew. K. M. höchst berühmte gnädige Intention vor die Aufnahme der Wissenschaften so bekannt und weltkundig, daß derselben das Wort zu reden oder einige unmaßgebliche allerunterthänigste Vorschläge zu thun, eine Verwegenheit sein würde.“ Er sollte sich nicht täuschen. Bereits am 11. Juni beantwortete der König den Bericht:

„Ich habe resolviret, daß in dem Etat von nun an die odiöse Ausgabe „Vor die sämmtlichen Königlichen Narren“ cessiren soll . . . Ich werde auch noch ferner vor obgedachte Societät alle Vorsorge tragen und derselben von Meine Hulde und Protection reelle marque zu geben nicht ermangeln.“

Damit war der Bann, der auf der Societät 27 Jahre gelastet hatte, gebrochen. Der König kündigte ihr ein neues Zeitalter an! Welche Empfindungen mag diese Botschaft in dem greisen Präsidenten der Societät, dem Hofprediger Jablonski, erweckt haben, der sie vor 40 Jahren mitgestiftet und die bösen Tage vom Anfang bis zum Ende durchlebt hatte! Seine Antwort (vom 17. Juni) an den Minister, der ihm das Königliche Schreiben mitgetheilt, ist voll Dankes, aber verhehlt nicht, daß sich die Societät nun auch ihrerseits aufraffen müsse.

Allein mit dem Aufraffen, auch wenn sie es noch vermocht hätte, war es nicht gethan! Nicht nur waren ihre besten Mitglieder, wie Frisch und des Vignoles, alt geworden und jüngere treffliche Kräfte spärlich, sondern auch ihre Verfassung und ihre Einrichtung entsprachen der Aufgabe der Gegenwart nicht. Sie bildete keine Gelehrtenrepublik, sondern wurde von den Directoren bevormundet; weder die Wolff'sche noch die französisch-englische Philosophie — die beiden Großmächte des Zeitalters — regierten in ihr; das Vorherrschen der medicinischen Abtheilung ließ sie untergeordnet erscheinen, und die theologisch-kirchlichen Aufgaben, die ihr von ihrem Ursprung her gestellt waren, galten als veraltet. Aber über das

alles — sie entbehrte des Zusammenhangs mit der vornehmen höfischen Welt, die die höhere Cultur damals beherrschte. Es fehlten ihr Esprit, Geschmack und Grazie. In schwerfälligem Latein schritt sie daher, „pedantisch“, während sich bereits der Bund der englischen exacten Philosophie mit dem elastischen und schlagfertigen Geiste der Franzosen und ihrer durchsichtigen Sprache vollzogen hatte und in den höheren Kreisen keine Erkenntniß Aufnahme fand, die nicht in Anmuth, Witz oder Ironie getaucht und von gefälligen Formen umflossen war.

Deshalb ließ der König in denselben Tagen, da er die alte Societät vom Druck befreite, seine Einladungen ergehen an die Koryphäen der Wissenschaft und der schönen Litteratur, sich nach Berlin zu begeben und eine glänzende Gelehrtenrepublik zu begründen. Der Rheinsberger Freundeskreis Friedrich's reichte dafür nicht aus. Zwar Jordan, der frühere reformirte Prediger, der Vielgereiste, Weltkundige, war ein wirklicher Gelehrter und ein vortrefflicher Cabinetssecretär für die litterarischen Absichten des Königs. Wie er ihn in Bezug auf die französische Litteratur auf dem Laufenden hielt, so bemühte sich von Stille, dem Monarchen Interesse für die modernen Erscheinungen der allerdings noch unsäglich dürftigen deutschen Litteratur einzuflößen und sein Pflichtgefühl auf dieses Gebiet zu lenken. Aber beide waren nicht productiv, besaßen auch keinen Namen in der Wissenschaft. Die übrigen Freunde aber, der geliebte Keyserlingk, Fouqué und die Anderen, konnten in keinem Sinne den Gelehrten zugerechnet werden, wenn sie auch geistreich und beweglich genug waren, um an jenen Unterhaltungen Theil zu nehmen, in denen wissenschaftliche Fragen leicht und gefällig besprochen wurden. Der König wußte ganz genau, wie weit das Können eines Jeden reichte und wies ihnen darnach — nicht selten zur schmerzlichen Enttäuschung der Betheiligten — ihre Plätze im öffentlichen Leben an.

Nicht ebenso sicher war sein Urtheil in Bezug auf die Ausländer. Der erste, an den schon am 4. Juni der Ruf erging, war der Italiener François Algarotti, der im Herbst 1739 in Rheinsberg gewesen war. Als Verfasser eines Fontenelle gewidmeten Werks „Newtonianisme pour les dames“ (1736) und als Eleve Voltaire's wurde er von Friedrich außerordentlich überschätzt; später hat er den „unbeständigen Schmetterling“ richtiger zu würdigen gelernt. Aber so lange und so oft er den persönlichen Umgang mit Voltaire entbehren mußte, schien ihm Algarotti der beste Ersatz

zu sein, und wirklich zeichnete sich der Italiener, der sein Wissen stets in kursfähiger Münze bei sich trug, durch eine ungewöhnliche Klarheit und Schlagfertigkeit des Geistes aus und war durch seine mannigfaltigen Kenntnisse zum Gesellschafter des Königs wie geschaffen. Doch ließ er sich, weil der König seine ehrgeizigen Hoffnungen auf eine glänzende Diplomatenlaufbahn nicht erfüllte, nicht dauernd an Berlin fesseln; die Akademie hat ihm wenig zu verdanken.

Voltaire war zunächst unerreichbar; aber er suchte im Voraus Beschlag auf die neue Schöpfung, die Akademie, zu legen; hatte ihm doch Friedrich in seinem Traume ein glänzendes und schmeichelhaftes Bild seiner Zukunft gezeigt: Voltaire, eine Gelehrtenrepublik regierend! Am 18. Juni 1740 schrieb er dem König:

„Je demanderai encore une autre grâce à V. M.; c'est, quand elle aura fait quelque nouvel établissement, qu'elle fait fleurir quelqu'un des beaux-arts, de daigner m'en instruire, car ce sera m'apprendre les nouvelles obligations que je lui aurai. Il y a un mot, dans la lettre de V. M., qui m'a transporté; elle me fait espérer une vision béatifique cette année. Je ne suis pas le seul qui soupire après ce bonheur. La reine de Saba voudrait prendre des mesures pour voir Salomon dans sa gloire. J'ai fait part à M. de Keyserlingk d'un petit projet sur cela; mais j'ai bien peur qu'il n'échoue."

Bereits am 27. Juni erwiderte der König:

„J'ai d'abord commencé par augmenter les forces de l'État de seize bataillons, de cinq escadrons de hussards, et d'un escadron de gardes du corps. J'ai posé les fondements de notre nouvelle Académie. J'ai fait acquisition de Wolff, de Maupertuis, d'Algarotti. J'attends la réponse de s'Gravesande, de Vaucanson et d'Euler. J'ai établi un nouveau collège pour le commerce et les manufactures; j'engage des peintres et des sculpteurs; et je pars pour la Prusse, pour y recevoir l'hommage, etc., sans la sainte ampoule, et sans les cérémonies inutiles et frivoles que l'ignorance et la superstition ont établies, et que la coutume favorise."

Maupertuis und Wolff — das waren die beiden Fürsten der Wissenschaft, deren Gegenwart Friedrich am heißesten ersehnte. Sie sollten ihm die neue Akademie bauen helfen und sie leiten. Noch hing der junge Monarch mit hoher Verehrung an Wolff, dessen Philosophie ihm nach dem Zusammenbruch des confessionell reformirten Glaubens einen Halt gewährte. Aber bereits fascinirte ihn die moderne englisch-französische Wissenschaft, deren vornehmster Repräsentant Maupertuis war — der Mann, dessen Ruhm durch seine Reise an den „Pol", d. h. nach Lappland, und durch den Beweis der Abplattung des Erdballs, den er geführt hatte, auf

aller Lippen war. Friedlich sollten in der neuen Akademie Wolff und Newton — dieser repräsentirt durch Maupertuis — neben einander herrschen; aber nicht nur „zur Parade" sollte sie dienen, sondern „zur Instruction". Vorlesungen sollten von allen Mitgliedern gehalten werden; schon dachte der König an ein Palais, das er der Akademie bauen wollte, zusammen mit einem neuen Observatorium. Einen Platz hatte er bereits in's Auge gefaßt und die ersten Verfügungen an die Finanzkammer ergehen lassen. Die Zukunft Preußens, die adelige Jugend, sollte hier die Wissenschaft von den größten Meistern lernen. In diesem Sinne hat er Maupertuis und Wolff gleichzeitig eingeladen. An Jenen schrieb er:

„Mon cœur et mon inclination excitèrent en moi, dès le moment que je montai sur le trône, le désir de vous avoir ici, pour que vous donnassiez à l'Académie de Berlin la forme que vous seul pouvez lui donner. Venez donc, venez enter sur ce sauvageon la greffe des sciences, afin qu'il fleurisse. Vous avez montré la figure de la terre au monde; montrez aussi à un roi combien il est doux de posséder un homme tel que vous."

Maupertuis, der in Frankreich keine Stellung fand, die seinem Ehrgeiz entsprach, war von Anfang an entschlossen, dem wiederholten Ruf des Königs zu folgen.

An Wolff nach Marburg mußte der Propst Reinbeck schreiben. In dem Brief, in welchem der König Reinbeck den Auftrag ertheilte (6. Juni 1740), stehen die berühmten, eigenhändig von Friedrich geschriebenen Worte:

„Ich bitte Ihn, sich um des Wolffen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden; und glaube Ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wo Er den Wolff hierher persuadiret."

Aber Wolff war ein vorsichtiger Mann. Der Plan einer neuen Akademie erschien ihm nebelhaft. Die Aussicht, die ihm anfangs gemacht wurde, sie mit zu leiten, lockte ihn nicht, da er bald hören mußte, daß der eigentliche Leiter Maupertuis sein werde. Ein fruchtbares Zusammenwirken mit den ausländischen Gelehrten schien ihm unmöglich; denn nur seine eigene Philosophie ließ er gelten; Newton und die Newtonianer betrachtete er nicht als Philosophen, sondern nur als Mathematiker; die englisch-französische Aufklärung war ihm ein Greuel. Dazu — er war mit ganzer Seele Universitätsprofessor und wollte als „Professor generis humani" auf Hochschulen dociren. Als Akademiker „Kadeten zu informiren",

denn darauf werde es hinauslaufen, schien ihm eine Degradation. So bat er den König, ihn nach Halle als Professor und Vice-Kanzler zu versetzen. Nur ungern willigte Friedrich ein, sich vorbehaltend, ihn nach Berlin an die Akademie zu berufen, sobald diese eingerichtet und ein würdiger Wirkungskreis für den Philosophen bereitet sein werde.

Wolff kam nicht; auf Voltaire war höchstens für die Zukunft zu rechnen; der berühmte Leydener Mathematiker und Philosoph s'Gravesande und der Pariser Mechaniker Vaucanson lehnten ab. Vergebens bemühte sich der König auch, den liebenswürdigen Dichter Gresset für seinen akademischen Kreis zu gewinnen. Friedrich schwebte noch das antike Ideal des königlichen Genies vor Augen, das in sich und um sich Wissenschaft und Poesie, Gehalt und glänzende Form vereinigt. So blieben nur Maupertuis und der Schweizer Euler. Diesen, der als Petersburger Akademiker, 33 Jahre alt (geb. den 15. April 1707 zu Basel), bereits den Ruf des ausgezeichnetsten Mathematikers genoß, hatte der König durch Suhm einladen lassen, nach Berlin überzusiedeln, und im Sommer 1741 kam Euler wirklich.

An die Einrichtung der neuen Akademie konnte erst gedacht werden, wenn Maupertuis in Berlin sein würde. Im September lud ihn der König nach Schloß Moyland bei Kleve ein. Es war jene berühmte Zusammenkunft, in der Friedrich auch Voltaire zum ersten Male sah. Dieser war von der Anwesenheit Maupertuis' wenig erbaut und that Alles, um ihn zu bewegen, den Ruf des Königs auszuschlagen. Aber Maupertuis folgte dem Monarchen nach Berlin, während Voltaire zu seiner Marquise zurückkehrte. Er hat schon damals ein doppeltes Spiel gespielt; er speculirte gleichzeitig auf den Präsidentenstuhl der neuen Berliner Akademie und auf den Posten eines französischen Gesandten an dem Preußischen Hofe. Nie hat er es Maupertuis verziehen, daß er wider seinen Rath und Willen nach Berlin gegangen ist; aber zunächst verbarg er seine Stimmung oder gab ihr nur in beißenden Bemerkungen Ausdruck. „Es giebt auch andere Talente in der Welt, als das, Curven zu messen.“ An Maupertuis schrieb er: „Als wir beide von Kleve abreisten, Sie rechts und ich links, glaubte ich beim letzten Gericht zu sein, wo Gott die Auserwählten von den Verdammten sondert. Der göttliche Friedrich sagte Ihnen: ‘Setze Dich zu meiner Rechten in's Paradies von Berlin’, und mir: ‘Geh, Verdammter, nach Holland’.“

Mit Maupertuis hat Friedrich die Grundlagen der neuen Akademie besprochen, und schon wurde es allgemein bekannt, daß er ihr Präsident werden sollte. Dem König hatte der vielseitige Gelehrte trotz seiner hochfahrend-brüsken Art bei der Zusammenkunft imponirt, und er war entschlossen, ihn niemals wieder ziehen zu lassen. Wie er ihn allezeit geschützt, mit welcher Großmuth und königlichen Treue er den unbequemen Mann in allen Fährlichkeiten vertheidigt und aufrecht erhalten hat, das ist ein leuchtendes Blatt in Friedrich's Geschichte. Zunächst ließ er ihn nicht von seiner Seite, und als er zeitweilig von ihm getrennt war — Maupertuis war in Berlin, der König in Rheinsberg —, da schrieb er an Algarotti: „Faites mes compliments à Maupertuis, et dites-lui que j'avais arrangé dans ma tête de quoi lui donner de l'occupation suffisante.“ Dann rief er ihn nach Rheinsberg zu jenen heiteren Festen, in denen zum letzten Mal — bereits rüstete der König zum Schlesischen Krieg — der Remusberg strahlen sollte. Auch Voltaire war erschienen, „der verkappte Aushorcher“, Alles berückend durch die zauberische Gewalt seines glänzenden Geistes. Maupertuis, obgleich lebhaft und schlagfertig, wußte sich doch nicht in diesen Zirkeln der Jugend und Anmuth zurechtzufinden. „Maupertuis est si amoureux des nombres et des chiffres, qu'il préfère *a* plus *b* minus *x* à toute la société d'ici. Je ne sais si c'est qu'il aime tant l'algèbre, ou si notre monde l'ennuie.“

2.

In den ersten Tagen des December zog der König in's Feld; an die Einrichtung der Akademie war jetzt nicht zu denken. Aber auch im Lager vergaß Friedrich Maupertuis und die Wissenschaft nicht. „Dis à Maupertuis“, schreibt er an Jordan von Herrendorf am 27. December, „que j'accorde les pensions de ses académiciens, et que j'espère trouver de bons sujets pour des élèves dans le pays où je suis,“ und am 3. März 1741 an denselben aus einem Dorfe „dont j'ignore la figure et le nom“: „Mes compliments à Maupertuis; dis-lui qu'il ne dépend que de lui d'opter entre l'Islande et la Silésie, et que, de quelque côté qu'il se tourne, mon amitié et mon estime l'accompagneront toujours“. An Maupertuis selbst richtete er aus Breslau (3. Januar 1741) die liebenswürdigen Zeilen: „J'ai ici une autre espèce d'algèbre à calculer et souvent des fluxions qui me donnent bien du fil à retordre; notre géométrie va grâce à vos bonnes

influences parfaitement bien; dès que j'aurai achevé de régler la figure de la Silésie, je reviendrai à Berlin et nous songerons à l'académie. Adieu, cher Maupertuis, un peu de patience et Vous serez contenté sur tout ce que vous souhaitez."

Aber der König fürchtete nicht ohne Grund, Maupertuis, der noch immer ohne Beschäftigung in Berlin weilte, werde ihn doch wieder verlassen. Er rief ihn deshalb zu sich in's Lager, und Maupertuis, der seine Laufbahn als Soldat begonnen hatte, folgte dem Rufe gern. Bereits in der Schlacht bei Mollwitz aber, am 10. April, wurde der Gelehrte von den Österreichern gefangen und ausgeplündert, dann aber, als man erfuhr, wen man vor sich hatte, mit Zuvorkommenheit behandelt, nach Wien geschickt, der Kaiserin vorgestellt und ehrenvoll entlassen. Maupertuis kehrte zwar nach Berlin zurück, aber nur auf kurze Zeit. Da er nichts zu thun fand, so begab er sich wieder nach Paris, ohne Friedrich die Hoffnung, in seine Dienste zu treten, ganz zu rauben. Aber zunächst arbeitete er in Paris für sein Vaterland, stellte wissenschaftliche Untersuchungen an, die sich auch für das praktische Seewesen als förderlich erwiesen, und fuhr fort, der vornehmen Welt die Ergebnisse der astronomisch-geographischen Wissenschaft in faßlicher Darstellung zugänglich zu machen. Er wurde im Jahre 1742 Director der Académie des Sciences, im Jahre 1743 auf Montesquieu's Vorschlag unter die vierzig Unsterblichen aufgenommen und hielt am 27. Juni 1743 seine Antrittsrede, in der er die Thätigkeit des Mathematikers mit der des Dichters und Redners verglich. Sein Ruhm strahlte wie vierzig Jahre früher der Leibnizens!

Die alte Societät führte unterdeß ihr stilles Dasein unverändert fort; nur die Alten starben aus. Jablonski verschied am 25. Mai 1741, Frisch am 21. März 1743. Aber man wollte dem Könige doch zeigen, daß nicht alle Lebenskraft erloschen sei. Als Friedrich siegreich aus dem ersten Schlesischen Krieg zurückkehrte, konnte ihm die Societät einen neuen Band ihrer „Miscellanea" widmen und überreichen. Es ist der letzte, den die alte Societät hat erscheinen lassen, der letzte, der in lateinischer Sprache verfaßt ist; die Geschichte der Societas Brandenburgica beschließt er nicht unwürdig. Er enthält fünf Abhandlungen von Euler und ebenso viele von dem Chemiker Pott. Durch die schlesischen Eroberungen Friedrich's wuchsen auch die Einnahmen der Societät; denn die reiche Provinz bot ein großes Absatzgebiet für die Kalender, auf

deren Verkauf noch immer der ganze Etat der Societät beruhte. Trotz der nie aufhörenden Klagen über die Einschleppung fremder Kalender und den Kalender-Nachdruck — Friedrich hat bereits im Jahre 1741 die Societät in ihren Rechten auf's Neue schützen müssen — hoben sich ihre Einkünfte beständig. Ein neuer Astronom wurde am 22. November 1742 in der Person von Johann Kies angestellt; Euler hatte ihn empfohlen. Dagegen wurde die durch Jablonski's Tod erledigte Director-Stellung in der orientalischen Klasse zunächst nicht wieder besetzt. Der König befahl vielmehr am 4. Juli 1741, daß für das frei gewordene Gehalt, das um 100 Thlr. zu vermehren sei, ein recht guter und geschickter Mechanicus angenommen werde. Aber andererseits hörten die verhaßten Auflagen zu Gunsten der Militärärzte nicht auf — der Krieg ließ an keine Abhülfe denken. Noch am 7. April 1743 verordnete Friedrich, daß einem General-Chirurg „aus den Kalender-Revenuen" ein Gehalt von 300 Thlr. ausgezahlt werde.

Ohne Maupertuis wollte der König, der übrigens im Jahre 1743 an Wichtigeres zu denken hatte als an eine Akademie, die Reorganisation der Societät nicht unternehmen, und der Ersehnte war in Paris. Aber Einen gab es, der ungeduldig an die Errichtung einer neuen Akademie erinnerte, das war Euler. Die Reorganisation war ihm bei seiner Berufung aus Petersburg versprochen, ja er war eigentlich gar nicht an die alte Societät berufen worden, sondern an die zu gründende neue. So schrieb er denn, nachdem ein halbes Jahr nach dem Frieden von Breslau verstrichen war und der König keine Ordre erließ, am 19. Januar 1743 einen freimüthigen Brief an diesen. Durch die Eroberung von Schlesien seien die Revenuen der alten Societät so gestiegen, daß sich jetzt, fast ohne Zuschüsse, eine Akademie der Wissenschaften auf dem Fuße der Petersburger oder Pariser einrichten lasse; die Petersburger koste nicht mehr als etwa 12000 Thlr., und, wenn auch die Einnahmen der Societät nicht öffentlich bekannt seien, so werde doch glaubhaft versichert, daß sie schwerlich weniger als 20000 Thlr. betrügen. Mit dieser Summe könne man treffliche Gelehrte in ausreichender Zahl gewinnen und so eine Akademie schaffen, die mit jeder anderen wetteifern werde.

Euler hatte den Etat der Societät stark überschätzt, und seine Mahnung, die neue Akademie einzurichten, war dem König zur Zeit unbequem. „Ich glaube," schrieb er ihm mit Spott zurück, „Ihr seid so sehr an die abstracten großen Zahlen der Algebra

gewöhnt, daß Ihr Euch an den elementaren Regeln des Calculs versündiget. Sonst könntet Ihr Euch nicht einbilden, daß der Kalendervertrieb in Schlesien einen so großen Gewinn abwerfe." Von der Einrichtung der Akademie schwieg der König. Aber Euler ließ sich nicht abweisen. Umgehend erwiderte er dem Monarchen, seine Vorstellung sei dem lebhaften Wunsche entsprungen, endlich in eine Lage versetzt zu werden, die ihm ermögliche, die Dienste zu leisten, um deren willen ihn der König berufen habe. „Ich wollte nur beweisen, daß die Einnahmen der Societät beinahe ausreichen, um eine Akademie der Wissenschaften einzurichten, und Dr. Lieberkühn wird besser als ich die Solidität meines Projects erweisen können."

Der König erwiderte auf diese Zeilen nichts mehr, oder vielmehr er schrieb wohl an Euler — es waren in dem Briefwechsel auch andere Fragen berührt worden —, aber die Errichtung der Akademie ließ er einfach bei Seite. Die Männer, die eine solche in's Leben rufen konnten, schienen ihm zu fehlen, und er vermochte sie im Moment nicht herbeizurufen.

Allein der Gedanke einer neuen Akademie, seit drei Jahren lebendig, ließ sich nun nicht mehr zurückhalten, und als der König zögerte, verwirklichte man ihn vorläufig ohne ihn. Verschiedene Umstände wirkten dabei zusammen.

3.

Erstlich waren ohne Aufforderung des Königs, aber gelockt durch den Glanz seines Namens und seiner Regierung, Männer „von Welt" aus dem Ausland nach Berlin gekommen, die sich in ihrer Heimath unterdrückt sahen oder eine bessere Carriere wünschten. Der gütige Jordan war hier häufig der Vermittler. Auch Talente zweiten und dritten Ranges, wenn sie nur die neue französische Bildung besaßen, waren ihm willkommen, um auf dem rauhen Felde der Berliner Gesellschaft, wie es Friedrich Wilhelm I. hinterlassen, einen blühenden Garten hervorzuzaubern. Der vielgereiste, bewegliche Kaufmannssohn Bielfeld, der französisch parlirte wie ein Franzose, war schon seit 1739 als Jordan's Freund in Friedrich's Umgebung. Im Winter 1741/42 kam der Provençale Marquis d'Argens zusammen mit seiner Protectrice und Freundin, der wunderlichen Herzogin von Württemberg, nach Berlin und blieb daselbst mit dem Titel eines königlichen Kammerherrn. Er hatte sich bereits durch seine „Jüdischen Briefe" in der litterarischen Welt

als witziger Gegner der Kirche und des Christenthums einen Namen gemacht und wurde nach dem zweiten Schlesischen Krieg dem Könige unentbehrlich, der ihn auch mit allerlei litterarischen Aufträgen im Interesse der Akademie betraute. Bereits im Sommer 1743 trachtete d'Argens darnach, an Maupertuis' Stelle eine Akademie einzurichten, und schrieb dem Könige in diesem Sinn. Sein Brief ist leider nicht mehr erhalten, wohl aber die Antwort des Königs, die nicht so abweisend ist, wie die Euler gegebene, aber zur Geduld ermahnt. Bald sollte der Marquis Director in der neuen Akademie werden. Im October 1742 trat Joseph du Fresne de Francheville durch Jordan's Vermittelung in den preußischen Staatsdienst, nachdem er sich in Frankreich als national-ökonomischer Schriftsteller und Litterat unmöglich gemacht hatte — als Historiker, Philosoph, dilettirender Naturforscher und Dichter gleich unbedeutend, aber fähig, sich über alle Fragen in Prosa oder Poesie zu äußern und bei Festen französische Oden vorzutragen. Diese Männer und andere, ihnen ähnliche, dazu einige Gelehrte der Berliner französischen Colonie, die nicht in die alte Societät aufgenommen waren, suchten nach einem Zusammenschluß, der ihnen zugleich ein Ansehen verschaffen sollte.

Zweitens hatte Friedrich's Vorbild und Beispiel die Folge gehabt, daß auch in den hohen diplomatischen und militärischen Kreisen Preußens solche Männer in den Vordergrund traten, welche Bildung besaßen und litterarischen Interessen huldigten. Sie verachteten die Haudegen Friedrich Wilhelm's I. mit ihren rohen und plumpen Späßen. Julius Caesar, der Feldherr, Staatsmann und Schriftsteller, wurde ihr Ideal, das sie in dem jungen Könige auf's Neue verwirklicht sahen. Ihm und den großen französischen Aristokraten wollten sie es nachthun, die auch den Degen und die Feder zu verbinden verstanden, die die Truppen in die Schlacht führten, aber sich im Frieden mit der hohen europäischen Politik beschäftigten, die geistige Entwickelung aller Länder verfolgten, sich über die neuen Errungenschaften der Wissenschaft unterrichteten und an der schönen Litteratur lebendigen Antheil nahmen. Schon während des ersten Schlesischen Krieges hatten diese Militärs zusammen mit den Litteraten, die Friedrich in's Feld gefolgt waren, hin und her zwanglose Versammlungen gehalten. Nun im Frieden erwachte das Bedürfniß mit doppelter Stärke, etwa nach dem Muster des Pariser „Club de l'Entresol" in Berlin eine wissenschaftlich-litterarische Gesellschaft zu begründen. An der Spitze dieser

Aristokraten standen der Staatsminister Kaspar Wilhelm von Borcke, einer der ersten Übersetzer Shakespeares, und der Generalfeldmarschall Samuel Graf von Schmettau. Dieser darf zu den merkwürdigsten Männern in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gezählt werden. Als Preuße geboren, stand er, wie ein alter Landsknecht, bis zum Jahre 1741 erst in dänischen, dann in niederländischen, ansbachischen, hessischen, kursächsischen und kaiserlichen Diensten und brachte es, durch siegreiche Schlachten berühmt, ausgezeichnet im Festungskrieg und als Kartograph, zum österreichischen Feldmarschall. In Oesterreich beneidet und angefeindet, trat er am 12. Juni 1741 in preußische Dienste als Generalfeldzeugmeister und Grand-Maître d'Artillerie und genoß in der ersten Zeit als Militär und als „homme d'esprit“ des Königs Vertrauen im höchsten Maße. Im Jahre 1743/44 war sein Ansehen beim Könige besonders groß. Der Monarch glaubte in dem österreichischen Renegaten einen Mann gefunden zu haben, der im Krieg wie im Frieden, auf dem Schlachtfeld, in der Politik, der Wissenschaft und der höheren Conversation gleich brauchbar und zum Organisator geboren sei. Aber die Zuverlässigkeit (auch die Uneigennützigkeit?) Schmettau's war nicht über jeden Zweifel erhaben, und im November 1744 erfolgte sein Sturz. Doch das liegt bereits hinter dem Zeitabschnitt, der uns hier beschäftigt. Im Jahre 1743 war Schmettau das anerkannte Haupt der „Société de Berlin“, und er war entschlossen, diese „Société“ in eine litterarische Gesellschaft, in eine Akademie, zu verwandeln. Ihm verdankt es die Akademie, daß die Frage ihrer Reorganisation wirklich in Fluß kam.

Drittens, in der Societät selbst war nicht nur Euler mit den veralteten Zuständen unzufrieden, auch einige andere Mitglieder erwarteten sehnlichst eine Änderung, vor allem, um die lästige Bevormundung durch die Directoren los zu werden; denn noch immer waren die Mitglieder ohne Charge von der Einsicht in die Finanzverwaltung ausgeschlossen. Die „Arcanisten“, d. h. die Directoren mit dem Secretar und dem Protector, dem Minister von Viereck, besorgten Alles allein. Der eigentlich Eingeweihte war aber, wie es zu geschehen pflegt, der Subalternbeamte Köhler, der den Kalendervertrieb besorgte. Nicht mit Unrecht nahm man an, daß er dabei ebenso viel für sich gewann wie für die Societät. Zwischen den Klassen war aller Zusammenhang geschwunden; eine jede tagte für sich; nur einmal im Jahr wurde eine Gesammtsitzung ge-

halten. Aber auch die Klassensitzungen wurden schlecht besucht; eine anregende Discussion fand überhaupt nicht statt. Kein Wunder, daß die jüngeren Mitglieder sich nach einer Reorganisation oder nach einer neuen, gehaltvolleren Verbindung sehnten.

Da traten von Borcke und von Schmettau im Juli 1743 zusammen, um eine „Société Littéraire“ als dauernde Fortsetzung der zwanglosen Vereinigungen zu gründen, deren man sich während des Schlesischen Feldzugs in Breslau erfreut hatte. Die Gesellschaft sollte abwechselnd in ihren Hotels tagen. Sie beauftragten Jordan und Bielfeld, Mitglieder zu werben, d'Argens interessirte sich lebhaft für die Gründung, und überraschend schnell konnte die neue Gesellschaft etablirt werden — ein Beweis, welches Ansehen Schmettau genoß. Sechzehn Membres honoraires wurden in wenigen Wochen aufgenommen[1]) und zwanzig ordentliche Mitglieder, von denen nicht weniger als zehn der alten Societät angehörten[2]). Mit einem Schlage war erreicht, was damals die Voraussetzung für die Autorität, den Glanz und das Gedeihen einer Akademie schien, die Mischung aller Elemente, die, sei es durch Stand und Erziehung, sei es durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit, oder durch feine litterarische Bildung, etwas zur gegenseitigen Belehrung und Unterhaltung beizutragen vermochten. Diplomaten, Generale, Historiker, Naturforscher, Mathematiker, Journalisten und Litteraten reichten sich die Hand, und da vertraute Freunde des Königs Mitglieder geworden waren, so durfte man der Huld und Gnade des Monarchen sicher sein. Neben Schmettau waren es vor allem die Franzosen bez. Hugenotten d'Argens, Francheville, Formey, Jordan und Pelloutier, die sich der neuen Akademie freuten und den französischen Geist auf sie übertrugen. Sich des Deutschen und der deutschen Bildung zu erinnern, kam Niemandem in den Sinn, auch nicht dem kosmopolitischen Schweizer Euler.

Am 1. August 1743 wurde die erste Sitzung gehalten und der Vorstand gewählt. D'Argens, Sack und von Jariges wurden beauftragt, die Statuten zu entwerfen. Der Letztere — er war zu-

[1]) Außer von Schmettau und von Borcke der Großmarschall Graf von Gotter, die drei Minister von Viereck, Graf von Podewils und Graf von Münchow, der Generalmajor von Goltz, von Pölnitz, von Keyserlingk, von Swerts (er leitete die Schauspiele), Vockerodt, von Knobelsdorff, Graf von Finckenstein, der General-Adjutant von Borcke, der Oberst Stille und Duhan de Jandun.

[2]) Euler, Pott, Lieberkühn, Marggraf, Ludolff, Naudé, Kies, Eller, von Jariges, Gleditsch (diese gehörten auch der alten Societät an), d'Argens, Achard sen. und jun., Formey, Pelloutier, Humbert, Jordan, Bielfeld, Francheville, Sack.

gleich secretarius perpetuus der alten Societät — hat sie abgefaßt. Sie wurden in der zweiten Sitzung am 8. August geprüft und angenommen. D'Argens hielt eine Rede über „den Nutzen der litterarischen Gesellschaften", und Francheville recitirte eine schwülstige Ode auf „die Errichtung der Berliner Societät".

Die Statuten, die denen der Pariser Akademie, zum Theil auch denen der alten Societät, nachgebildet sind, legen auf die freie, demokratische Verfassung der Societät großes Gewicht, schließen alles bloß Unterhaltende aus dem Kreise der Aufgaben aus, ziehen aber Philosophie — sie steht voran —, Mathematik, Naturgeschichte, Geschichte, Litteratur und Kritik hinein. Der Director (aus der Zahl der Ehrenmitglieder) und der Vice-Director (aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder) sollen jedes halbe Jahr neu gewählt werden: der erste Director war von Schmettau. Sitzungen sollen jeden Donnerstag — an diesem Tage waren auch die Sitzungen der alten Societät, die man auf diese Weise umzubringen gedachte — von 4 bis 6 Uhr gehalten werden; die ordentlichen Mitglieder waren zum regelmäßigen Erscheinen und zu jährlichen Vorträgen verpflichtet. Die Societät sollte Sitzungsberichte herausgeben; aber nur solche Abhandlungen, die von der Mehrzahl genehmigt waren, durften dem Druck übergeben werden. Als Sprache war das Französische in's Auge gefaßt; auch die Statuten waren französisch redigirt. Doch war das Deutsche nicht ausgeschlossen.

Kein Zweifel, daß man mit Ernst an das neue Unternehmen gegangen ist. Wir besitzen einen Auszug aus den Protokollen der 21 Sitzungen, welche die junge Akademie vom 1. August 1743 bis zum 16. Januar 1744 — also ziemlich regelmäßig — gehalten hat, und erkennen aus ihnen, daß man nicht Allotria trieb. Euler hat über mechanische Probleme gesprochen und astronomische Mittheilungen gemacht; Lieberkühn trug seine Entdeckungen über die „parties plus subtiles dans les intestins" am 14. November vor; Pott sprach über „die chemische Untersuchung der gemeinen Steine und Erden"; Francheville kündigte eine Geschichte der Künste an, der schnellfertige Formey entwarf einen Plan für ein philosophisches Wörterbuch; Marggraf trug über Metall-Lösungen vor; d'Argens sprach über den Pyrrhonismus in der Behandlung der Geschichte bei dem Jesuiten Hardouin; Jordan las eine Abhandlung über das Leben Herodot's. Das Protokoll bemerkt, daß in der Sitzung vom 8. October, als Eller physikalische Experimente zeigte, Mr. Voltaire

anwesend gewesen sei. Auf Einladung Friedrich's war er im Herbst 1743 zum zweiten Mal auf einige Wochen nach Berlin gekommen; aber er konnte nicht bleiben und das Scepter der Akademie in die Hand nehmen, denn offenkundig war er damals als französischer Geschäftsträger in Berlin. Immerhin erhielt die Societät durch seine Gegenwart in den Augen der „Welt" die Weihe, und der König, der in jenen Monaten keine Zeit hatte, eine Akademie zu gründen, ließ sich die neue Schöpfung Schmettau's, Jordan's und d'Argens', die ohne sein Zuthun, aber nicht wider seinen Willen, entstanden war, gefallen, räumte ihr ein Appartement im Schloß ein und erklärte, wenn wir Bielfeld Glauben schenken dürfen, das Protectorat der neuen Gesellschaft übernehmen zu wollen.

Die Betheiligten sahen in der „Nouvelle Société littéraire" die neue Akademie, die Friedrich verheißen hatte. Demgemäß schrieb Euler an den König und bat ihn, jetzt sein Versprechen zu erfüllen und ihm die Übersiedelungskosten (von Petersburg) zu erstatten. Bisher habe er an das Versprechen nicht erinnert, weil er dem Könige noch keine Dienste habe leisten können, nun aber sei die Société littéraire eingerichtet, und er werde alle seine Kräfte für sie einsetzen. „Cette Société se trouve, à mon avis, déjà sur un si bon pied, qu'il ne manque plus qu'un bon mathématicien avec un habile astronome pour la rendre aussi et peut-être plus parfaite que celle de Paris." Er empfiehlt D. Bernoulli in Basel und Heinsius in Petersburg.

Man sieht, an die alte Societät wurde überhaupt nicht mehr gedacht. Schmettau und Euler wünschten augenscheinlich, sie sollte still verlöschen. Allein hatte sie nicht noch in eben diesem Jahre einen Band Miscellanea herausgegeben? Stand nicht ein Staatsminister als Protector an ihrer Spitze? Bewahrte sie nicht eine glänzende Erinnerung an ihren ersten Chef, an Leibniz? Und — das war nicht das Geringste — besaß sie nicht aus dem Kalenderprivileg reiche Einkünfte, während die „Nouvelle Société Littéraire de Berlin" über keinen Groschen verfügte? So einfach war es doch nicht, die Schöpfung Friedrich's I. und Leibnizens zu beseitigen!

4.

Am 2. November 1743 unterbreitete der Minister von Viereck dem Könige, der bereits unter dem 29. Oktober eine Untersuchung der Fonds und der ganzen Verwaltung der alten Societät verlangt hatte, einen Bericht. Er erinnert in demselben zuerst an

seine frühere Eingabe vom 9. Juni 1740 (s. oben S. 189). Sodann bemerkt er, daß Frisch, der Director der historisch-philologischen Klasse, gestorben und einstimmig der Director des Joachimsthalschen Gymnasiums Heinius zu seinem Nachfolger gewählt worden sei. In der mathematischen Klasse stehe es so, daß der nun 95 Jahre alte, treffliche Director des Vignoles gebeten habe, ihm einen Director zu adjungiren; Euler sei von der mathematischen Klasse in Vorschlag gebracht; der Minister bittet, der König möge diese Wahlen bestätigen.

Der König legte diesen Brief Schmettau vor. Dieser äußerte sich in einem Bericht an den König vom 9. November. Es geht aus ihm hervor, daß der Feldmarschall schon früher dem Monarchen vorgestellt hatte, es müsse durch zweckmäßige Verbindung der alten Societät mit der litterarischen eine ganz neue Societät, d. h. eine würdige Akademie, geschaffen werden. Der König hatte geantwortet, daß er glücklich sei, Schmettau an der Spitze der neuen Akademie zu sehen, und sich freue, daß er bereits an die Befestigung derselben durch Vereinigung mit der alten Societät denke. Jetzt, schreibt Schmettau, sei der Moment gekommen; denn Euler habe erklärt, er werde die Direction der mathematischen Klasse nicht übernehmen, wenn nicht beide Societäten mit einander vereinigt würden. Demgemäß unterbreitet von Schmettau — gewiß im Einvernehmen mit Euler (wahrscheinlich auch mit Jordan und d'Argens) — dem Könige folgende Vorschläge:

1) De nommer une commission, composée de deux ministres parmi lesquels M. de Viereck [der Protector der alten Societät] devait nécessairement être, de trois des premiers honoraires de la nouvelle Société, comme aussi de deux membres de l'Académie ancienne et de deux de la nouvelle, et de donner les ordres, que

2) Cette commission examine exactement tous les revenus de l'Académie, leurs émoluments, privilèges et pensions accordées,

3) La même commission formerait un nouveau plan d'Académie, sur quel pied les deux Académies pourraient être réunies. Ce plan devrait être présenté à Votre Majesté pour qu'Elle décide du tout, mais le plus sûr moyen à faire réussir la nouvelle Académie serait,

4) Si Votre Majesté voudrait l'honorer de ses grâces particulières, en Se nommant Son Chef, parce que ce serait

le moyen de donner à l'Académie un lustre infini, et aux membres qui la composeront une émulation, au lieu que ci-devant, lorsqu'on y a mis des gens ridicules, cela a discrédité chez les Etrangers l'Académie et bien loin d'encourager les membres savants les a entièrement abattus.

Der König handelte nach dieser Eingabe. Am 13. November theilte er Schmettau mit, daß er in die Verbindung der alten und der neuen Societät willige und nach Schmettau's Vorschlag eine Ordre an die Minister von Viereck, von Marschall und von Arnim gerichtet habe, welche die Untersuchung der ganzen Verwaltung der alten Societät und die Einsetzung einer Commission zur Begründung einer neuen Akademie aus den beiden Gesellschaften anbefehle. Diese Ordre erging ebenfalls am 13. November. Statt zweier Minister, wie Schmettau vorgeschlagen, ernannte der König drei in die Commission, so daß sie aus 10 Mitgliedern bestand; daß er selbst das Protectorat der neuen Schöpfung übernehmen wolle, stellt er bereits in Aussicht. An demselben Tage endlich schrieb der König an von Viereck, seine Eingabe vom 2. November sei wohlbegründet, sie solle aber zusammen mit der Neuordnung der Verhältnisse in der niedergesetzten Commission ihre Erledigung finden.

Damit war die Vereinigung der beiden Societäten beschlossen, aber über den Modus war nichts angegeben. Hier mußten Kämpfe entstehen. Die Minister, vor allem von Viereck, und der Secretar von Jariges, waren für möglichste Schonung der alten Societät und wünschten deshalb eine einfache, glatte Combination der beiden Societäten bez. die Aufnahme sämmtlicher Mitglieder der neuen litterarischen Societät in die alte; einige Reformen sollten dann folgen. Dagegen verlangten von Schmettau, Euler und ihre Freunde die Aufhebung der alten Societät und eine ganz neue Akademie, die durch Auswahl aus der Zahl der bisherigen Mitglieder beider Societäten geschaffen werden solle (in Wahrheit hätte die „Auswahl" nur die Mitglieder der alten Societät betroffen), dazu neue Statuten. Wie hoch Schmettau damals beim Könige angesehen war, geht daraus hervor, daß er sich bereits am 12. November — also noch bevor die Königliche Ordre zur Vereinigung der Societäten erschienen war — vom Minister von Viereck die Urkunde über die Fundation der alten Societät erbat; er war also schon im Voraus seiner Sache sicher. Der Minister übersandte ihm das einzige Exemplar, d. h. das

Original. Es wird heute im Akademischen Archiv vermißt; hat es Schmettau nicht zurückgeschickt?

Die Minister betrauten den Geheimrath Durham und den Kriegsrath Bastinelles (Bastinet) mit der Untersuchung der Finanzen der alten Societät und forderten am 17. November beide Societäten auf, die Commissionsmitglieder — am 22. November sollte die erste Sitzung stattfinden — zu erwählen. Um aber die Entwicklung der Angelegenheit möglichst in ihrer Hand zu behalten, schlugen sie den beiden Societäten zugleich die Männer vor, die sie gewählt zu sehen wünschten, der neuen Societät den General-Major von der Goltz, den Geheimen Rath Vockerodt und den Grafen von Finckenstein (aus der Zahl der Membres honoraires) und Jordan und Bielfeld (aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder der litterarischen Societät), der alten den Hofrath Eller und den Secretar von Jariges. Sie suchten also im Voraus von Schmettau aus der Commission auszuschließen. Allein die neue Societät ließ sich nichts vorschreiben. Zwar Jordan und Bielfeld wählte sie, aber aus der Zahl der Membres honoraires ernannte sie von Podewils, K. W. von Borcke und von Schmettau.

Die Minister, mit diesen Wahlen unzufrieden, thaten nun einen Schritt, der Schmettau mit Recht erzürnen mußte. Um den König für ihre conservativen Absichten in Bezug auf den Modus der Vereinigung der beiden Societäten zu gewinnen, übergaben sie am 21. November, d. h. am Tage vor der ersten Sitzung der Commission, dem Könige ein Pro Memoria, welches sie allerdings als ein vorläufiges bezeichneten. Auf's Wärmste traten sie für die alte Societät ein; sie riethen davon ab, sie aufzuheben; man solle sie vielmehr verbessern, vermehren und ihren Glanz erhöhen; ihre Statuten und Ordnungen seien beizubehalten; denn sie seien nach dem Muster der anderen Akademieen gearbeitet und gut, auch gehörten viele auswärtige berühmte Männer zu ihr. Sie erklären, daß auch die neue litterarische Societät ihre Statuten nach denen der alten entworfen habe; diese sei nur „zeither nicht mit der Gegenwart so vieler vornehmer Männer beehrt worden". Sie schlagen demgemäß vor,

(1) sämmtliche Membra honoraria der neuen litterarischen Societät in die alte als Ehrenmitglieder aufzunehmen,

(2) da von den ordentlichen Mitgliedern der neuen Societät nur etwa acht nicht in der alten seien, so wären diese in die alte aufzunehmen und in die Klassen zu vertheilen,

(3) die so vermehrte Societät könne dann über die nöthigen Verbesserungen im Einzelnen berathen,
(4) die Versammlungen sollen zur Vermehrung des Lustre in einem Zimmer des Schlosses in Gegenwart der Ehrenmitglieder gehalten werden,
(5) wenn der König diese Grundsätze billige, würden sie sie als Richtschnur der Commission mittheilen.

Weiter bemerken sie, daß die Societät seit Jablonski's Tod keinen Präsidenten mehr besitze; bei Aufstellung des Etats sei daher des Königs allerhöchste Intention zu wissen nöthig, „ob ein berühmter Mann aus fremden Landen dazu vorgeschlagen und berufen werden solle, welchenfalls man wohl auf eine zulängliche Besoldung den Vorschlag wird machen müssen“. Schließlich zeigen sie dem Könige die Namen der gewählten Commissionsmitglieder an und erbitten sich das Recht, von sich aus noch den einen oder anderen hinzuziehen zu dürfen.

Die Vorschläge der Minister waren wohlerwogen und unter den gegebenen Verhältnissen die besten — warum sollte man die alte Societät aufheben, auch wenn sie einige wenig taugliche Mitglieder besaß? Allein die Art, wie die Königlichen Räthe vorgingen, war nicht richtig und entsprach auch nicht der Willensmeinung ihres Herrn. Er hatte befohlen, daß die Commission den Modus der Vereinigung der beiden Societäten ausfindig machen sollte; die Minister griffen vor. Stimmte der König ihnen bei, so war die Commission überflüssig; denn alle Directiven für den Modus der Verbindung waren bereits gegeben. Auch die Bitte, die Commission von sich aus durch Hinzuziehung neuer Mitglieder verstärken zu dürfen, kam einem Gewaltstreich gleich. Die Minister fürchteten, daß nach dem Ausfall der Wahlen in der Commission Fünf gegen Fünf stehen würden, und wollten sich daher im Voraus die Majorität sichern. Bereits wurde von den Mitgliedern beider Societäten die Frage der Vereinigung und die Aufstellung eines neuen Statuts auf's Lebhafteste verhandelt. So schrieb Bielfeld am 21. November, sich beklagend, daß Elsner alle philosophischen Untersuchungen aus dem Kreise der Aufgaben der neuen Akademie auszuschließen anrathe. „Si au contraire mon avis peut être de quelque considération, j'en proscrirai une infinité de pédanteries philologiques, par lesquelles on a tâché de briller dans l'ancienne Société [das geht direct gegen Elsner]. L'érudition grammairienne serait à mes yeux fort peu de chose en com-

paraison d'une bonne et solide logique." Es war der Gegensatz der alten und der neuen Zeit.

Am 22. November hielt die Commission ihre erste Sitzung ab. Da die Minister vom Könige noch keinen Bescheid auf ihre Eingabe erhalten hatten, so ließen sie es zu sachlichen Verhandlungen nicht kommen. Was aber that der König? Er sandte den Bericht der Minister an von Schmettau und forderte ihn zur Äußerung auf. So war in loyalster Weise die Freiheit der Commissionsberathung wiederhergestellt.

Schmettau war verletzt, weil die Minister den Versuch gemacht hatten, vorzugreifen; er war außerdem mit den von ihnen gemachten Vorschlägen höchst unzufrieden. In zwei Eingaben vom 26. November (einer französischen und einer deutschen, die letztere war wohl für die Commission bestimmt) kritisirte er sie scharf. Es sei unmöglich, wie die Minister wollen, die alte Societät einfach zu conserviren; denn in ihr befinde sich eine „grande quantité de gens qui n'ont ni littérature ni mérite distingué, pour être admis dans une Société dont V. M. même veut bien prendre le titre de Chef"; dieser Meinung sei die ganze neue Societät. Namens eben dieser Societät legt er einen Plan bei über die Gestaltung der zu gründenden Akademie (auch die Mitglieder werden bereits von ihm aufgeführt). Die alte Societät, führt er aus, stand unter ganz anderen Auspicien; sie war fast ein Collegium de propaganda fide [das ist eine sehr starke Übertreibung oder vielmehr eine Unwahrheit], „worunter eine theologische Präpotentz mag verborgen gelegen haben". Sie hat so „abjecta membra" besessen wie den Astralicus Gundling [nicht Gundling war „astralicus", sondern Graben von Stein], und in Folge dessen wollen Ausländer wie Barbeyrac ihre Mitgliedschaft nicht mehr auf ihre Büchertitel schreiben. Auch ist es des Königs Wille, nicht die neue Societät der alten einzuverleiben, sondern durch Auswahl etwas Neues zu schaffen.

Am 29. November trat die Commission zum zweiten Male zusammen. Sofort drehte sich der Streit um die Frage, was die Intention des Königs sei, ob er die alte Societät restauriren oder mit Aufhebung derselben etwas Neues stiften wolle. Beide Eingaben, die der Minister und Schmettau's, lagen noch unbeantwortet in seinem Cabinet. Man beschloß, den König direct zu befragen; unterdeß sollten die Vertrauensmänner beider Parteien,

Bielfeld und von Jariges, den Versuch machen, einen Plan „conjunctim zu concertiren“.

Bereits am nächsten Tage traf die Antwort des Königs in Form einer Ordre an die Minister ein. Sie erklärte „die Reflexiones des Grafen von Schmettau für nicht ungegründet“.

Der König trat also auf die Seite von Schmettau's und befahl den Ministern, sich auf der Basis der Vorschläge des Feldmarschalls mit diesem zu verständigen, mit ihm einen Plan auszuarbeiten und ihn der Commission vorzulegen.

Schmettau hatte gesiegt; aber er sollte sich seines Sieges nicht vollkommen freuen. Die Minister hielten zäh an ihrer Ansicht fest, und da man es dabei beließ, daß Bielfeld und von Jariges den Plan im Detail ausarbeiteten, so hatten sie einen großen Vortheil; denn Bielfeld war nicht sachkundig, dazu leichtfertig, von Jariges aber, der auf Seite der Minister stand, war als Secretar der alten Societät in alle Verhältnisse eingeweiht und ein kluger Mann. Er hat denn auch, wie die Acten ergeben, den Plan der „Verbindung“ fast allein bearbeitet, freilich auch von dem Mißtrauen der litterarischen Societät, der er doch selbst angehörte, zu leiden gehabt. Zu statten kam es ihm, daß das Gutachten, welches Durham und Bastinelles (s. oben) am 30. November über das Kalenderwesen und den Fonds der Societät abgaben, im Wesentlichen günstig für die alte Societät war, wenn sie auch nicht verhehlen konnten, daß Köhler, der Rendant, auch in seine eigene Tasche gearbeitet habe: in den Rechnungen herrsche eine schöne Ordnung und Richtigkeit; auch habe der Kassirer Köhler verschiedene gute Vorschläge nach den Actis gethan, „welche aber doch größtentheils seinen Eigennutz zum Grunde gehabt haben, den er so weit extendiret, daß die Societät und das Publicum dabei gelitten.“ Die Revisoren hatten das bisherige Kalenderwesen der Societät sehr eingehend kritisirt und machten viele neue Vorschläge. Man erfährt, daß neun verschiedene Kalender unter eigener Administration der Societät standen und daß vier an Köhler für 1670 Thlr. verpachtet waren. Außerdem zahlten die Juden für ihren Kalender eine Pauschalsumme von 400 Thlr. an die Societät. Die Revisoren schlugen vor, daß künftig alle Kalender von der Societät selbst administrirt und den Steuerräthen zum Debit durch die Accisekasse zugesandt werden sollen. Sie glaubten, „daß die Steuer- und Accisebedienten solches gegen 5 Prozent gern übernehmen werden“;

auch werde so die Einfuhr fremder Kalender desto eher verhindert. Endlich bemerken sie, Köhler solle nicht weiter betheiligt bleiben.

Die Minister hatten sich pro forma mit Schmettau nach Befehl des Königs verständigt. In der Sitzung der Commission vom 6. December wurde bereits der Entwurf von Jariges' und Bielfeld's vorgelesen und im Einzelnen durchgegangen. Es war dabei noch Verschiedenes zu erinnern. Man beschloß, den modificirten Plan abschreiben und bei den Commissions-Mitgliedern circuliren zu lassen; die dann sich ergebenden Monita sollten in der nächsten Sitzung überlegt werden.

Dieser erste, in Wahrheit von Jariges allein ausgearbeitete Entwurf kam Schmettau doch ziemlich weit entgegen. Die Hauptvorschläge waren folgende:

Die beiden philologischen Klassen der alten Societät sollen in eine zusammengezogen und neben ihr eine neue philosophische Klasse gegründet werden, in die die „Physik" aufzunehmen sei; diese soll also von der Medicin getrennt werden, welche eine besondere Klasse zu bilden habe. Die vier Klassen wären demnach: Mathematik, Medicin, Philosophie (incl. Physik), Philologie (incl. Belles-Lettres; außerdem war die deutsche Sprache und Geschichte noch immer als Gegenstand der besonderen Pflege der Akademie genannt). Jede Klasse soll eine feste Anzahl von Stellen besitzen, die nicht überschritten werden dürfe, entweder fünf oder sechs. Die Klassensitzungen fallen fort, es sollen sich vielmehr jeden Donnerstag alle Mitglieder (auf dem Schloß) versammeln. Abwechselnd nach den Klassen soll eine Abhandlung verlesen werden; das Erscheinen ist für diejenigen Akademiker, zu deren Klasse der Vortragende gehört, obligatorisch. Die Vortragenden sollen schon einige Wochen vorher bestimmt werden und verpflichtet sein, vor dem Vortrage ihre Abhandlung der Klasse zu communiciren, damit diese Zeit habe, die Materie zu untersuchen. Briefe der neuen Societät sollen portofrei sein, auch an sie adressirte Schreiben, „da die Kais. Akademie in Petersburg solche Freiheit genießet". Große Herren sollen sich gefallen lassen, der Societät als membra honoraria beizutreten[1]); einige von ihnen sollen als Curatores

---

[1]) Auch Leibniz hat seiner Zeit darauf hohes Gewicht gelegt, aber das Gewünschte nicht erreicht, weil der König Friedrich I. ihn in dieser Hinsicht nicht unterstützte. Unter den damaligen socialen Verhältnissen war eine Akademie, mochte sie auch die berühmtesten Gelehrten umfassen, ohne Einfluß und Ansehen, wenn die Hofgesellschaft ihr fern blieb.

die Einnahmen und Ausgaben überwachen, weil so alle Hindernisse aus dem Weg geräumt würden. Diese „großen Herrn" könnten sich auch bei der Administration in die Klassen theilen und in dem Präsidium abwechseln. Außerdem sollen bei jeder Klasse Directores ordinarii eingesetzt werden für die laufenden Angelegenheiten; sie könnten zugleich mit den Herrn Curatoribus die Administration der Oekonomie führen. Auch wird für jede Klasse ein besonderer Secretar in Aussicht genommen. Monatlich sollen die Curatoren, Directoren und Secretare Sitzungen halten und wichtigere Sachen alsdann der großen Versammlung vortragen. „Diese monatliche Versammlung würde also mit dem Concilio der alten Societät übereinkommen." Auch die Zahl der auswärtigen Mitglieder soll fest bestimmt werden, damit nicht Wahlen geschehen, die nicht zur Ehre gereichen; nur 24 Auswärtige, sechs für jede Klasse, von den berühmtesten Leuten werden in Aussicht genommen. Bei Vacanzen soll jede Klasse dem Concilio zwei bis drei Personen vorschlagen; dieses stellt den Erwählten immediate dem Könige zur Bestätigung vor, „wie in Paris zu geschehen pflegt". Jährlich soll ein Volumen aus den besten vorgetragenen Stücken gebildet und publicirt werden — in welcher Sprache, das läßt der Entwurf noch offen.

Aber nun der difficilste Punkt: wie soll es mit den bisherigen Mitgliedern der beiden Societäten gehalten werden? Die beiden Societäten zählten zusammen 34 Mitglieder, aber nur 24 Stellen waren für die neue Akademie in's Auge gefaßt! Hier macht der Entwurf Schmettau die große Concession, nicht sämmtliche Mitglieder der alten Societät in die neue Akademie überzuführen, aber er hält sich doch vorsichtig. „Die habilsten Mitglieder aus beiden Societäten sind für die neue Akademie auszuwählen; solches kann aber nur der König selbst thun auf Vorschlag der Curatores." In der Folgezeit soll sich jede Klasse bei Vacanzen nach tüchtigen Leuten umsehen und solche den Curatoren vorstellen; diese sollen dann unter der Autorität des Königs die Wahl vollziehen.

Dieser Entwurf circulirte bei den Mitgliedern der Commission. Das akademische Archiv enthält mehrere, leider nicht unterzeichnete Gutachten (nicht nur von den Mitgliedern der Commission); sie gehen sämmtlich weiter als der Entwurf, erklären ihn für zu conservativ und fordern Aufhebung der alten Societät.

In dem einen Gutachten heißt es: „Die hiesige Societät der Wissenschaften ist seit ihrer Einrichtung nicht nur nicht weiter in

die Höhe gekommen, sondern hat noch dazu abgenommen. Die Ursachen davon sind: 1. die Geringhaltung der Societät bei der vorigen Regierung, 2. die wenigen Revenuen, 3. die üble Administration der Revenuen, indem man theils nicht gesucht hat, die Fonds zu vermehren, theils das wirklich Eingekommene nicht wohl ausgetheilet hat, 4. die wenige Capacität der jetzigen Membrorum, welches des Herrn von Viereck Exc. in einem Schreiben an den König vom Jahre 1740 selbst anführen, 5. die Arcanisten, da gewisse Membra der Societät dominirten und durch das harte Tractament die übrigen Membra leidig machten. Seitdem des jetzigen Königs Maj. die Regierung angetreten haben, ist nicht mehr als das erste Hinderniß abgegangen; nun solle auch den übrigen geholfen werden. Ad 2., es scheint, daß die Revenuen nur aus dem Kalenderwesen, welche bis dato auf 10000 Thlr. höchstens gekommen, sehr leicht auf 13 bis 14000 Thlr. gebracht werden und mithin eine Summe von 15000 Thlr. ungefähr erzielet werden könne. Ad 3., die Fonds können vermehrt werden, 1. durch eine Instrumenten-Manufactur, 2. wenn die Societät die Intelligenz-Blätter wieder bekommt[1]), 3. wenn ihr das Collegium med.-chirurgicum abgenommen wird. Die Revenuen können wohl ausgetheilet werden, wenn Niemand als wirklich in nützlichen Dingen arbeitende Personen besoldet werden. Ad 4. Da des Königs Maj. selbst Chef der künftigen neuen Akademie sein wollen, so können nur capable Leute darin aufgenommen werden, und wenn man die Sache recht besiehet, so dürften die zwei Departements vor der Mathematik und der Physik vor das erste die zwei einzige sein, deren die beste Membra gute Besoldung nöthig haben. Die Classis medica, soweit sie nicht unter die Physica mitbegriffen, gehört nicht in die Akademie; daß sie aber in den Plan von Jariges gesetzt worden, ist Ursach, weil man immer die Akademie mit einem ganzen Haufen von Medicis chargiren will. Aus der alten Societät sind die zwei einzige Membra Wagner und Grischau, welche man in Ansehung ihres Alters bei der neuen Einrichtung zu bedenken hätte, außer dem, daß sie sonst keine Besoldung haben. Die übrigen, als Buddeus, Elsner, Heinius, Sprögel, Schaarschmidt ꝛc. sind Leute, die ihre Besoldung anderswoher haben und der Societät wenig Ehre machen können. Wenn nun viele unnöthige Personen von der neuen Societät und Participirung der

[1]) Daß sie sie früher besaß, darüber ist aus den Acten nichts bekannt; es muß sich um eine Concession handeln, die nie ausgeführt worden ist.

Besoldung ausgeschlossen werden, so wird sich zeigen, daß vor die übrigen geschickte Leute convenable Gages können bestimmt werden. Ad 5., dem Arcanisten-Wesen kann gesteuert werden, 1. wenn das Directorium jedes Departements alle halbe Jahr sich ändert, 2. wenn die Verwaltung der Oeconomie jemand anders als Jariges — er also galt als der „Hauptarcanist“ — gegeben wird“. „Daß Köhler ein unnützes Membrum sei, ist ohne dieß klar.“

Wie kräftig, aber auch wie pietätslos wird hier der neue Begriff der reinen Wissenschaft geltend gemacht. Leibniz war noch für den überkommenen Complex der Wissenschaften eingetreten, obgleich schon er der Mathematik und Mechanik die Führung zuwies; aber ein radicaler Schnitt war nöthig, sollte das Neue sich wirklich kräftig entfalten: wenigstens in der Akademie mußten die reinen Wissenschaften von den angewandten scharf geschieden werden; nur jene gehören in ihren Bereich. Derselbe Geist spricht sich auch in anderen Gutachten aus.

In einem zweiten heißt es schonungs-, aber nicht grundlos, in dem Entwurfe stände, der König wolle die deutsche Sprache und die Reichs- und Brandenburgische Historie besonders excoliret wissen; „wie weit aber Sr. Maj. Gedanken hiervon entfernt sein, kann Wenigen unbekannt bleiben“. In Bezug auf den Vorschlag, alle Mitglieder der alten Societät in die neue Akademie aufzunehmen, wird rund gesagt, „dann würde die Akademie in eben die Verachtung fallen, worinnen eine gewisse Societät sich befindet“. Dieses Gutachten möchte gar nur zwei Klassen errichtet sehen, die der Physik und Mathematik; wolle es S. Maj., so können „Belles-Lettres“ hinzugethan werden; aber „Medicin und Teutsche Sprache sind ganz besondere Dinge“. Weiter: die Stelle eines Vice-Präsidenten solle man aufgeben, „welche Stelle wegen des Graben von Stein nicht in dem besten Andenken ist“.

Ein drittes Gutachten bezeichnet den Entwurf von Jariges als schlechterdings verwerflich und verlangt den Bruch mit der alten Societät. Jariges, heißt es, sei in allem verdächtig in Ansehung der alten Societät, er wolle die neue Akademie auf den Fuß der alten bringen, „damit ratione der Mitglieder ordentliche subalterne alle Zeit existiren und Arcanisten in Ansehung der Ausgabe und Einnahme der Akademie beibehalten werden mögen“. Die deutsche Sprache gehöre überhaupt nicht in die Akademie; zu Gefallen von zwei Mitgliedern sei ihre Vertretung beibehalten; wünsche man sie aufzunehmen, so sei ein Stuhl dafür genug,

rathsam aber sei es nicht; „denn bald würden sich die lateinische, griechische, italienische u. s. w. Sprache melden. Da es aber hier Grundwahrheiten und reale nützliche Experimente zu des Königs Ehre und gemeinem Besten betrifft, nicht aber schöne Worte und Redensarten, so kann dieses gar nicht einmal stattfinden". Directores perpetui sollen nicht regieren; denn sonst entstehen die Arcanisten wieder; die Leitung solle wechseln wie auf den Universitäten.

Ein viertes Gutachten stimmt der gänzlichen Ausschließung der Theologia revelata sowie der Rechtsgelehrsamkeit zu, wünscht aber fünf Klassen (Physik, Mathematik, Medicin, Litteratur und Belles-Lettres, Deutsche Sprache). Ein fünftes Gutachten endlich in französischer Sprache ist ebenso radical wie das dritte. Von den vierzehn Mitgliedern der alten Societät, die nicht zugleich Mitglieder der neuen sind, sollen nur fünf in die zu begründende Akademie aufgenommen werden; die anderen sollen, so lange sie leben, den Titel „Associé de la vieille Société" führen. Eine unbeschränkte, aber kleine Zahl von „Associés" neben den ordentlichen Mitgliedern soll auch bei der neuen Akademie zugelassen werden.

Die Frage nach dem periodischen Wechsel in der Leitung wurde auch in besonderen Gutachten erörtert, ebenso die Besoldungsfrage. Einer bemerkt, daß der Akademie die besten Kräfte entführt werden würden — z. B. nach Göttingen, „wo ein Professor 600 Thlr. erhält" —, wenn man nicht für ausreichende Besoldungen sorge; aber diese seien auch zu beschaffen: nach dem Etat von 1740 seien 10063 Thlr. eingenommen worden; Köhler hat 1521 Thlr. für sich erarbeitet; wenn ihm das in der Folgezeit entzogen wird, verfüge man über 11584 Thlr., mit Schlesien aber dürfe man auf 13000 Thlr. rechnen; die 2400 Thlr. für die Mediciner müßten fortfallen; dann habe man für die wirkliche Wissenschaft eine stattliche Summe.

Nach Kenntnißnahme dieser Gutachten[1]) bearbeiteten Bielfeld und von Jariges (oder vielmehr der letztere) den Entwurf zum zweiten Mal. In der Frage der Constitution der neuen Akademie änderten sie wenig (sie strichen die Medicin und setzten dafür Physik); dagegen ging von Jariges — es war eine kluge Digression

[1]) In einem findet sich auch die Bemerkung: „Leibniz hat zu einer Zeit gearbeitet, da der gusto der Gelehrsamkeit anderst war, als heute zu Tage, da man grammaticalische Sachen nicht mehr so sehr achtet".

— jetzt ausführlicher auf die Absichten ein, die Einnahmen der alten Societät zu steigern und in Zukunft allen Mitgliedern einen Einblick in die Finanzverwaltung und eine gewisse Theilnahme an derselben zu gestatten. Alle sechs Wochen solle eine allgemeine Versammlung für die allgemeinen und ökonomischen Angelegenheiten abgehalten werden. Das Kalenderwesen solle gründlich beaufsichtigt werden. „Die Intelligenzblätter waren vor diesem zu dem Einkommen der Societät bestimmt, seit einiger Zeit aber dem Potsdamischen Waisenhaus gegeben; dieses habe fundos genug; K. Maj. ist zu bitten, solches Recht der Societät wiederzugeben.“ „Sollte dies nicht thunlich sein, so wäre zu bitten, daß doch in anderen großen Städten als Breslau, Königsberg, Magdeburg der Societät die Intelligenzblätter zugestanden würden. Bücher und Zeitungen, sonderlich eine gelehrte französische Zeitung, könnten durch die Societät besorget und unter ihrer Approbation und ihrem Stempel publicirt werden. Eine wöchentliche Publication der meteorologischen Observatorien dürfte ebenfalls guten Abgang finden. Wann unter der Societät Aufsicht allerlei Instrumenta mathematica und physica, als tubi astronomici, Perspective, Globi, Landkarten, Microscopia, Thermometra, Barometra, Quadranten, Brennspiegel u. s. w. verfertiget, examinirt und also approbirt und eingravirt und durch Beidruckung des Stempels verkauft würden,[1]) so dürfte solches mit der Zeit eine gute Revenue werden. Endlich — wenn die Societät das Privilegium bekäme, protestantische Religionsbücher drucken zu lassen und solche in die angrenzenden Lande als Polen und Ungarn zu debitiren, so ist ebenfalls ein Zuwachs der Revenuen zu hoffen“.[2])

Auch über diesen verbesserten und vermehrten Entwurf von Jariges ist ein Gutachten von Schmettau's erhalten. Er ist noch keineswegs zufrieden. „Sr. Maj. Willensmeinung ist, eine ganz neue Académie des Sciences zu errichten, welche in der Welt brilliren soll“ — das ist sein ceterum censeo. Also dürfen nur solche aufgenommen werden, welche in suo genere excellent sind.

---

[1]) Jariges wollte also der neuen Akademie die Aufgaben zuweisen, die heute der physikalisch-technischen Reichsanstalt obliegen.

[2]) Wollte Jariges auf diese Weise die der alten Societät gestellte Aufgabe de propaganda fide festhalten? Man wird das annehmen dürfen; denn man versteht sonst nicht, wie er mit diesem Vorschlag kommen konnte in einem Moment, wo der kirchlich-theologische Zweck der Societät auf's Äußerste gefährdet war. Er suchte ihn durch den Hinweis auf die finanziellen Vortheile festzuhalten.

„Bei der Akademie sind nur solche Sachen abzuhandeln, welche ganz besondere Untersuchungen nöthig haben, dem Publico nützlich sind und auf Schulen und Universitäten nicht tractirt werden können. Nur soviele Mitglieder sind aufzunehmen, als aus den Fonds rechtschaffen besoldet werden können, damit sie mit Lust arbeiten"; „nicht Crethi und Plethi sind aufzunehmen, damit die Akademie nicht in Verachtung gerathe". Für den Wechsel in den Directorialstellen tritt er auf's Lebhafteste ein; denn alle Mitglieder müßten dazu geschickt sein. Bevor die Curatoren und Directoren erwählt würden, müßten Sr. Maj. die Listen der ordentlichen Mitglieder beider Societäten vorgelegt werden, damit Er auswähle.

Die beiden Auffassungen, die sich gegenüber standen, waren jede in ihrer Weise berechtigt; aber es war bei gutem Willen nicht unmöglich, einen Ausgleich zu finden, der das Beste auf beiden Seiten bewahrte. Dort stand die ehrwürdige Schöpfung von Leibniz, ein umfassender, aber nicht geklärter Begriff von Wissenschaft, die Aufgabe, die deutsche Sprache und die vaterländische Geschichte zu pflegen, dazu die Verpflichtung, die Wissenschaft in Fühlung zu erhalten mit dem Protestantismus und seinen Interessen. Hier begehrte die moderne, auf Mechanik und rationaler philosophischer Speculation ruhende, reine Wissenschaft freie Bahn und souveräne Geltung; sie duldete nichts Halbes und wollte kein altes Kleid tragen und sich endlich aus den Fesseln der Vergangenheit befreien. Aber daneben waltete auch der Gegensatz des bescheidenen, kleinbürgerlichen Betriebs der Wissenschaft — der mit geringen Erfolgen und geringem Lohne zufrieden war — und ihrer Ausbildung in freien, vornehmen Formen, in der Sphäre der europäischen Gesellschaft und getragen von dem Beifall der aristokratischen Kreise. Kein Zweifel — wenn Leibniz wieder erstanden wäre, er hätte sich auf von Schmettau's Seite gestellt, aber er hätte ihm auch klar gemacht, daß die Wissenschaft nicht erst von gestern ist, daß Philologie und Geschichte auch Wissenschaften sind, daß man Kosmopolit und Patriot zugleich sein kann, und daß aller Radicalismus sich durch Rückschläge rächt.

Ein Compromiß wurde wirklich geschlossen. Das endgültige Statutenproject, wie es die zehn Commissionsmitglieder am 20. December 1743 unterzeichnet haben, ruht ganz auf dem Entwurf von Jariges. Es bezeichnet die zu begründende Königliche Akademie der Wissenschaften als die „vereinigten Societäten" und

umgeht damit die Frage nach der Aufhebung der alten Societät. Die Vorschläge, nur zwei Klassen (Mathematik und Physik) beizubehalten, sind zurückgewiesen und der Akademie so die umfassenden Aufgaben gelassen, die ihr Leibniz gestellt hat. Ausdrücklich heißt es, daß die neue Gesellschaft „alle die Vorwürfe zusammenfassen soll, womit die zu London und Paris aufgerichteten Societäten und Académie's des sciences, des inscriptions et des belles lettres beschäftigt sind"; aber ausgeschlossen werden die geoffenbarte Theologie, die bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit, die bloße Poesie und Beredsamkeit. Was die Mitglieder der neuen Akademie betrifft, so schwieg man über die feste Zahl von 24 Ordinarien; man reichte vielmehr dem Könige eine Liste ein, auf der man kurz die einzelnen Mitglieder beider Societäten charakterisirte, ihm die Auswahl überlassend. In Wahrheit aber machte man doch einen Vorschlag; man hatte sich nämlich zu folgendem Compromiß vereinigt. Von den 14 Mitgliedern der alten Societät, die nicht zugleich Mitglieder der neuen litterarischen waren,[1]) stellte man sechs in die Hauptliste ein, nämlich Grischau, Wagner, Hering, Küster, Heinius und Stubenrauch, und erklärte sie damit als der Aufnahme würdig; die fünf Mediciner Buddeus, Ludolff sen., Sproegel, Schaarschmidt und Pallas bezeichnete man als solche, die lediglich als Professoren am anatomisch-chirurgischen Colleg auch Mitglieder der alten Societät gewesen seien; man müsse es dem Könige überlassen, ob er sie zu der neuen Akademie zulassen wolle (d. h. man wünschte die Mediciner überhaupt zu entfernen); über die drei Mediciner Carita, Horch und Kirstetter aber ging man einfach schweigend hinweg. Die 16 Ehrenmitglieder der litterarischen Gesellschaft (s. oben) sollten in derselben Eigenschaft in die neue Akademie übergehen; aber auch die 84 auswärtigen Mitglieder der alten Societät sollen von ihr übernommen werden — damit war auf's Deutlichste ausgesprochen, daß die neue Schöpfung keine Neuschöpfung, sondern die Fortsetzung der alten Societät sei. Sobald der König, dem man den Statuten-Entwurf einreichte, ihn genehmigt und die Mitglieder der neuen Akademie bestätigt haben würde, sollte die Wahl der vier Curatoren, der Directoren — diese hatte man zum Theil dem Könige schon vorgeschlagen — und der Secretare erfolgen. Die Sprachenfrage ließ man noch immer offen, proponirte aber, in der philologischen Klasse zwei Directoren zu

---

[1]) Vierzehn ohne des Vignoles.

ernennen, einen für die deutsche Sprache und die orientalischen, und einen für die „Belles-Lettres“, den Marquis d'Argens.

Am 27. December wurden diese Vorschläge dem Könige unterbreitet. Bereits nach drei Tagen genehmigte er in einer Ordre an den Grafen von Schmettau und die fünf Staatsminister den gesammten Entwurf (incl. der Personalvorschläge; Buddeus, Ludolff sen., Sproegel und Schaarschmidt wurden Mitglieder, Pallas nicht), befahl ihn auszuführen und die vier Curatoren auszuwählen, „que vous jugez nécessaires“. „Si cette nouvelle Académie“, fügte er hinzu, „s'efforce de répondre dignement à mon attente et au louable but de son institution, elle peut toujours compter sur ma protection Royale“.

Schmettau war doch keineswegs durch diesen Gang der Dinge zufriedengestellt, vor allem waren auch die finanziellen Fragen noch nicht gelöst. Er wollte den Einfluß von Jariges auf sie brechen und den eigennützigen Rendanten Köhler entfernen. Daher fanden noch Berathungen zwischen den Ministern und ihm selbst, dem Vertrauensmann des Königs, statt.

Die Ober-Rechnungskammer wurde vom Könige aufgefordert, dem Köhler die Rechnung über den Kalender-Debit mit aller Accuratesse abzunehmen und eine genaue Übersicht über die gesammten Einnahmen aus den Kalendern nach einem sechsjährigen Durchschnitt zu geben. Noch am 15. Januar richtete von Schmettau eine Eingabe an den König in Bezug auf die Finanzverhältnisse, die sich sehr scharf gegen die alte Societät richtete, Jariges als Protector Köhler's bezeichnete und anrieth, den Secretar ganz von der Administration des Oekonomischen auszuschließen; auch der Minister von Viereck sei zu beschäftigt, um sich gründlich um die Fonds zu kümmern. Weiter hielt sich Schmettau darüber auf, daß in der philologischen Klasse zwei Directoren eingesetzt werden sollten; Elsner solle wieder gewöhnliches Mitglied werden; so könne man die 100 Thlr. sparen.

Unterdessen rückte der Geburtstag des Königs, der 24. Januar, heran. Am Vortage, einem Donnerstag, sollte die feierliche Eröffnungssitzung der neuen Akademie gehalten werden; ihre Statuten wollte der König an seinem Festtage bestätigen und ausgehen lassen. Mit der peinlichsten Sorgfalt wurde Alles für die Sitzung vorbereitet; sie fand im Schloß statt. Die Königlichen Prinzen, die Ehrenmitglieder und andere Standespersonen waren anwesend; aber der König selbst erschien nicht. Die Akademie war doch nicht so

geworden, wie er es gewünscht hatte — Maupertuis fehlte, und manches Compromiß war geschlossen, das er nicht mißbilligen, dessen er sich aber auch nicht freuen konnte. In der Sitzung sprach zuerst von Schmettau und setzte die Absichten des Königs bei der Gründung dieser neuen Akademie auseinander. Dann las von Jariges die Statuten vor; zum Schluß wurden elektrische Experimente gezeigt. Zu Curatoren wurden durch die Commission, der der König die Wahl überlassen hatte, die HH. Grafen von Schmettau, von Gotter, von Viereck und von Borcke ernannt.

Die neuen Statuten sind noch deutsch abgefaßt. Die „vereinigten Societäten" sollen den Namen einer „Königlichen Akademie der Wissenschaften" führen. Sind auch, wie wir schon erfahren haben, die geoffenbarte Theologie, die bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit, die bloße Poesie und Beredsamkeit gänzlich ausgeschlossen, so soll doch „das übrige ganze Wissenschafts- und Kunstwesen" eingeschlossen sein, „in gleichen die alte und neue Historie, sonderlich von Unsern Landen und dem teutschen Reiche, nicht weniger die Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit". Unter den Aufgaben der physikalischen Klasse ist die Medicin überhaupt nicht genannt, die zur Zeit der Akademie angehörenden Mediciner sind also auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Die neue philosophische Klasse soll alle Theile der Philosophie, die Physik ausgenommen, umfassen, nämlich Metaphysik, Moral, Ius Naturae und die Historia und Kritik der Philosophie. Der Vorstand besteht aus den vier Curatoren und den vier Directoren, die, wenn es nothwendig, den General-Fiscal hinzuziehen; dieser Körperschaft liegt die Verwaltung des Fundus und der ökonomischen Angelegenheiten ob, sowie die Publicationen der Akademie; sie können in lateinischer, deutscher und französischer Sprache erscheinen. Alle drei Monate sollen die Curatoren im Präsidium abwechseln und mindestens alle sechs Wochen eine Directorialsitzung berufen. Die Directoren sollen auf Lebenszeit von den Klassen unter dem Vorsitz der Curatoren gewählt werden; außerdem soll aus der Zahl der ordentlichen Mitglieder ein Vice-Präses erwählt werden auf Lebenszeit, der zu allen Sitzungen Zutritt und auch im Directorium Stimme hat (Jordan wurde vom Könige zum Vice-Präsidenten ernannt). Ein Secretarius perpetuus für die ganze Akademie soll die Geschäfte führen, außerdem wird aber eine jede Klasse ihren besonderen Secretar haben; daneben soll noch ein Tresorier auf Lebenszeit stehen. Außer den wöchentlichen Sitzungen sind zwei öffentliche im Jahr

zu halten (die Königstage, der 24. Januar und 31. Mai, wurden dazu bestimmt). Neue Mitglieder sollen erst durch die Klasse, dann durch das Directorium, endlich durch die General-Versammlung gewählt werden.[1]) Von Wichtigkeit wurde die Bestimmung, daß jährlich Preisaufgaben zu stellen seien: „Das Directorium hat jährlich ein Praemium von etwa 50 Ducaten zur Ausarbeitung einer wichtigen und dem Lande nützlichen Materie aus den Wissenschaften oder Litteratur auszusetzen und das Problema durch die Zeitungen bekannt zu machen. Es werden zu dieser Ausarbeitung zwar sonderlich auswärtige Gelehrte eingeladen, jedoch aber sollen auch die Abhandlungen einheimischer Gelehrten, nicht weniger Mitglieder der Akademie, angenommen werden. Die zur Erhaltung dieses Praemii eingekommene Stücke sollen in der jährlich zu haltenden Versammlung aller Glieder verlesen, wem der Preis zuerkannt worden, öffentlich angezeigt, und dabei diese Regel beobachtet werden, daß wenn die Abhandlungen eines ausländischen und hiesigen Gelehrten in gleichem Grade der Gründlichkeit und Schönheit stehen, in solchem Falle dem Fremden allemal der Vorzug zu geben sei." Im letzten Abschnitt heißt es: „Ob gleich im Articulo XII. der ordentliche Versammlungs-Platz auf dem hiesigen K. Schlosse bestimmt ist, so bleibet jedoch dem Directorio frei gestellet, wenn es für rathsam erachtet, diese Zusammenkünfte in dem Observatorio auf dem K. Marstall halten zu lassen". Soviel bekannt, ist das nicht mehr geschehen; die Räume, in denen die Leibniz'sche Societät getagt hatte, wurden für die Versammlungen nicht mehr benutzt. Man konnte die „großen Herrn" nicht gut in diese hochgelegenen und kleinen Räume einladen.

Die Verfassung der neuen Akademie, wie diese Statuten sie vorzeichnen, war von großer Schwerfälligkeit: vier Curatoren, ein Vice-Präsident, vier Directoren, fünf Secretare, ein Tresorier — und doch kein Präsident; denn der König konnte den Mann noch nicht wieder erreichen, den er allein der Präsidentschaft für würdig hielt. Auch von Schmettau hat er nicht zum Präsidenten ernannt, sondern ließ sich in der Zwischenzeit das complicirte Verwaltungssystem gefallen, das der Graf erdacht hatte, um die Akademie nicht wieder unter die Bürgerlichen fallen zu lassen, und um einer ökonomischen Geheim-Verwaltung vorzubeugen. Auch zum Protector ernannte sich der König noch nicht — der deutlichste Beweis,

[1]) Diese tritt nur hier und in den beiden öffentlichen Sitzungen hervor; sonst sind nur Klassensitzungen vorgesehen.

daß er den neuen Zustand nicht als einen definitiven ansah. Daß es noch nicht „Seine" Akademie war, ergiebt sich auch daraus, daß er sich die drei Sprachen gefallen ließ. Da er deutsch nicht lesen wollte und lateinisch nicht lesen konnte, so bedeutete das Zugeständniß dieser Sprachen, daß er von den Publicationen der Akademie keine Notiz nehmen werde. Aber er schaute nach einer Akademie aus, deren Schriften ihn belehren und erfreuen sollten, und er wußte, daß er sie noch schaffen werde. Dieses aus zwei Societäten — die eine gab den Glanz und das Ansehen, die andere die finanziellen Mittel — entstandene zwei- und dreisprachige Gebilde ohne strengen, einheitlichen Stil war nicht im Sinne Friedrichs.

War der König mit dem Erreichten nicht zufrieden, so hatte auch Schmettau keineswegs durchgesetzt, was er wollte. Noch kurz vor der Bestätigung der Statuten hat er eine Eingabe an den König gerichtet, in der er Jariges, dem die Akademie die Erhaltung ihrer philologischen Klasse verdankt, in böser Weise denuncirte und sich über die Annahme seines Entwurfs in der Commission also äußerte: „Cependant la ruse de Jariges a réussi, dont le nouveau plan dernièrement présenté à V. M. est une preuve convaincante. On y voit les mêmes Directeurs perpétuels qui l'étaient auparavant, excepté le seul Euler; il y a le même Secrétaire Jariges, qui veut encore être trésorier, et on est résolu d'employer de nouveau le rendant Koehler. Mes instances opposées n'ont pas pu prévaloir, et il n'y a plus autre remède à y porter, qui [que que?] V. M. ordonne, 1. Que le Directoire change tous les ans; car c'est le moyen d'empêcher les arcanistes, 2. Que Jariges soit tout-à-fait exclu du maniement des affaires de l'économie, en cas que V. M. trouve pourtant à propos de le laisser comme Secrétaire."

Auch nach der Neugründung war Schmettau noch unermüdlich thätig, seine neuen Gedanken durchzusetzen, und bestürmte den König mit Eingaben und Projecten. Er mochte noch immer hoffen, zum Präsidenten ernannt zu werden, um so mehr, als der König in den ersten Monaten des Jahres 1744 in der Regel durch ihn mit der Akademie verhandelte.

Die Frage der Gehälter war durch die neuen Ordnungen noch nicht völlig geklärt. Man mußte sie jetzt behandeln, und dabei mußte die ganze finanzielle Lage der Akademie auf's Neue erwogen und festgestellt werden. Am 27. Januar erklärten die Minister dem

Könige, auf dem von Durham und Bastinelles erstatteten Gutachten (s. oben) fußend, daß die finanzielle Verwaltung der Societät in guter Ordnung, daß aber die Verpachtung ungünstig sei; Köhler habe zwar bereits für das Jahr 1744 tausend Thaler mehr zahlen müssen, aber für 1745 werde man noch andere Einrichtungen zu treffen haben, da allein aus Schlesien 3200 Thlr. zu erwarten seien. Die Minister brachten weiter bereits Gratificationen und Pensionen für die Mitglieder der neuen Akademie aus den Überschüssen in Vorschlag, fügten aber hinzu, es sei das alles jetzt der Akademie selbst zu überlassen, da sie in Activität gesetzt sei.

Drei Tage später legte Schmettau dem Könige eine Reihe von Beschlüssen des Directoriums vor: Köhler habe man bei den Kalendern gelassen, „à cause de sa capacité et expérience“, aber man habe ihm eine viel genauere Instruction gegeben, die es unmöglich mache, daß er seinem eigenen Vortheil nachgeht. Man habe beschlossen, 1. daß nicht die vier Directoren, sondern vier eigens dazu (und nur auf ein Jahr) gewählte Klassen-Deputirte zusammen mit den Curatoren das Ökonomische besorgen sollen, 2. daß keine Klasse mehr als einen Director habe, 3. daß das Amt des Secretarius perpetuus und des Tresorier getrennt sein solle, 4. daß Buddeus, da er nicht mehr Director, auch die 100 Thlr. nicht mehr beziehen soll, die er bisher gehabt, 5. daß die Mitglieder der philosophischen und philologischen Klasse erst dann Gehälter beziehen sollen, wenn sich die Revenuen vermehrt haben würden.

Schmettau hatte, wie offenbar, in der letzten Woche wieder das Heft in die Hände bekommen — wie, weiß man nicht. Der König billigte in Ordres an ihn und an die Commission vom 2. Februar alle diese Vorschläge bis auf den Buddeus betreffenden. Sein Gerechtigkeitsgefühl gestattete es ihm nicht, dem Gelehrten die 100 Thlr. zu entziehen; er behielt auch den Charakter als Director bei. Mit Zuversicht blickte Friedrich nicht auf die neue Schöpfung; das zeigen auf's Neue die Schlußworte der Ordre an Schmettau:

„ainsi voyant cette affaire de l'union des deux sociétés terminée, il ne me reste que d'en attendre des fruits, tels que Vous et les autres membres en espèrent.“

Am 13. Februar wählte man die vier ökonomischen Deputirten auf ein Jahr (Eller, Humbert, Formey und Pelloutier) und die vier Klassen-Secretare (Lieberkühn, den neu aufgenommenen Faber,

Formey und Lamprecht); weder diese noch jene haben wirkliche Bedeutung zu erlangen vermocht; die ganze Einrichtung kam bald wieder in Wegfall. In der Sitzung der Curatoren und Deputirten am nächsten Tage wurde beschlossen, ein neues Diplom „nach dem Muster der Petersburger" anfertigen zu lassen, aber das Siegel der alten Societät und ihr Motto beizubehalten; nur die Umschrift soll jetzt „Academia Regia Scientiarum Berolinensis 1744" lauten. Faber, der Secretar der mathematischen Klasse, wurde zum Tresorier erwählt, sollte aber eine Caution von 3000 Thlrn. stellen. Eller zeigte, wie man von der Summe, die dem chirurgischen Collegium zu zahlen sei, 100 Thlr. abstreichen könne; sie wurden Pelloutier als Gehalt zugebilligt. Der neue Entwurf Durham's, Uhden's und Bastinelles' zur Administration des Kalenderwesens wurde geprüft. In der Sitzung vom 16. Februar wurde der Diplom-Entwurf, wie ihn von Jariges und Formey vorgelegt hatten, angenommen und weiter über die Kalendersache verhandelt.

Schmettau, der in den ersten drei Monaten das Präsidium verwaltete, nahm es mit seinen Obliegenheiten sehr ernst (während Jordan, der Vice-Präsident, sich in dieser ganzen Zeit im Hintergrunde gehalten hat, ja wahrscheinlich in den Sitzungen gar nicht erschienen ist). So theilte er mit, daß er jüngst auf dem Observatorium gewesen, den Vorrath von Instrumenten, Naturalien, Modellen, sowie die Bibliothek in Augenschein genommen „und manche Unvollständigkeit gefunden habe"; auf seinen Vorschlag werden Lieberkühn und der Secretar der mathematischen Klasse mit der Aufsicht über den Apparat betraut. Schmettau berichtete ferner, daß Reparaturen an dem Observatorium selbst nöthig seien, und auf seinen Antrag wurde Humbert beauftragt, mit Bauverständigen einen Kostenanschlag zu machen.

Weiter setzte er als Präsident das Directorium davon in Kenntniß, „daß die Söhne von Naudé und Grischau Lust zur Astronomie bezeigen und schon manches auf dem Observatorium gethan hätten. Da man zu Paris und Petersburg alumnos zuziehet, so solle man auch dergleichen einführen und der mathematischen Klasse mittheilen, man würde von Zeit zu Zeit jenen ein Gratial zufließen lassen". Auch einen Vorschlag Euler's befürwortete der Präsident, einen gewissen Schumacher als Calculator zur Fortsetzung der Manfredischen Ephemeriden für 100 Thlr. zu gewinnen.

Zunächst — nach dem ersten Anheizen — schien die schwerfällige Maschine mit ihren vier Kammern ganz gut zu functioniren;

aber bald zeigte es sich, wie unzweckmäßig es war, das wissenschaftliche und das ökonomische Directorium von einander zu trennen und die ökonomischen Deputirten jährlich wechseln zu lassen. Schon schlug man vor, das Verbot, sie wieder zu wählen, aufzuheben.

In den wenigen Monaten bis zum Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges hat Schmettau noch allerlei finanzielle Pläne — darin Leibniz ähnlich — gehegt und durchzusetzen versucht. Vom 7. März stammt das Project, durch Errichtung einer Druckerei dem Fundus aufzuhelfen und, damit sie beschäftigt sei, ihr außer den Kalendern und Opera der Akademie den Druck der Medicinal-Ordnung, des Dispensatorium Brandenburgii und der kleinen protestantischen Religionsbücher zu übertragen. „Übrigens hat sich der König selbst dahin geäußert, wie Sie wünschten, daß eine solche Druckerei errichtet werden möchte, welche an Schönheit und Feine sowohl des Papiers als der Buchstaben und Drucks dem Holländischen und Französischen gleich käme.“ Auch unterbreitete Schmettau dem Könige eine Eingabe, der Akademie den Debit der protestantischen Religionsbücher für Polen und Ungarn, sowie aller hebräischen Bücher zu übertragen und ihr das allgemeine Censurrecht zu ertheilen „in Bezug auf alle Bücher und andere Stücke (ausgeschlossen die Affaires d'état), die in Berlin und in den anderen Städten, wo es keine Universitäten giebt, gedruckt werden“.

5.

Aber der König konnte seit dem Frühjahr 1744 seine Sorge der Akademie nicht widmen; es galt, die im ersten Krieg gewonnene Großmachtstellung Preußens zu behaupten. Der zweite schlesische Krieg brach aus, und bis zur Schlacht von Hohenfriedberg am 4. Juni 1745 hören wir nichts von Beziehungen des Königs zur Akademie, außer einer eigenhändigen Bemerkung, die er an den Rand einer Eingabe derselben geschrieben hat. Sie hatte vorgeschlagen, die durch den Tod des Astronomen Naudé erledigten 200 Thlr. Lieberkühn zu geben, und glaubte damit die Meinung des Königs zu treffen; er aber erwiderte (30. Januar 1745):

„Nein der Eilers [lies Euler] wirdt einen aus Rußlandt verschreiben der Habil ist und Profeser in Nodé Seiner Stelle werden kan.“

Man sieht, der König hat die Akademie nicht ganz vergessen und nicht darauf verzichtet, ihr Directive zu geben.

Kurz nach der Schlacht von Hohenfriedberg aber empfing er eine Nachricht, die sein volles Interesse an der gelehrten Gesellschaft wieder wachrief. Maupertuis schrieb ihm, daß er die Erlaubniß erhalten habe, Frankreich zu verlassen, und daß er nun nach Berlin kommen werde. Mit beiden Händen griff der König zu. Nicht weniger als sechzehn Briefe hat er in dem halben Jahr bis zum Frieden von Dresden aus dem Felde an den Gelehrten gerichtet, um ihn festzuhalten. „Das Opfer, das Ihr mir bringt, ist groß; was kann ich thun, Euch Euer Vaterland, Eure Freunde und Eure Eltern zu ersetzen!“ Dann, mit freudigem Ausblick, daß die Zeit kommen wird, wo diese Kriege aufhören: „alors, mon cher Maupertuis, alors nous pourrions philosopher à notre aise“. Wie zu einem vertrauten Freunde redet er zu dem Gelehrten, und darum spricht er ihm gegenüber auch seinen Schmerz über den Verlust Jordan's und Keyserlingk's in diesen Briefen aus — „ich suche vergebens in meiner Philosophie und in Cicero's Tusculanen Trost und besitze nicht die Fähigkeit des Stoikers, der sagen konnte: Ich wußte wohl, daß er nicht unsterblich war; Keyserlingk und ich waren wie eine Seele“. Voll Freude aber empfing er die Nachricht, daß sich Maupertuis bald nach seiner Ankunft in Berlin mit einem Fräulein von Borck verlobt habe und die Hochzeit bevorstehe. Diese Verbindung des Gelehrten mit einer der vornehmsten Familien des Landes schien ihm Gewähr dafür zu sein, daß er ihn nicht wieder verlieren werde. „Ich wünsche, daß Ihr ebenso glücklich seid, das was Ihr sucht in Eurer Liebe in Berlin zu finden, wie Ihr glücklich gewesen seid in Euren physikalischen Entdeckungen in Lappland.“ Die wiederholten Klagen über den Tod der Freunde unterbricht er durch den Ausruf: „Lassen wir das Klagen und sprechen wir von den Hymnen, die Urania und Newton zu Eurer Hochzeit anstimmen“.

Es war selbstverständlich, daß der König sofort den früheren Plan wieder aufnahm, Maupertuis an die Spitze der Akademie zu stellen. Er gab Ordre, ihm ein Gehalt von 3000 Thlrn. auszuzahlen; zugleich ließ er schon Mitte Juli an die Akademie — sie war eben mit der Herausgabe des ersten Bandes ihrer Abhandlungen beschäftigt — die Verfügung ergehen, daß diese Publicationen sämmtlich in französischer Sprache zu erscheinen haben (wünsche es der Autor, so könne das Original in einer fremden Sprache mitgedruckt werden). Das war bereits die Vorbereitung

auf Maupertuis' Präsidentschaft. Ferner bestimmte er, gewiß im Hinblick auf den Tod Jordan's, daß jährlich eine Lebensgeschichte der verstorbenen Mitglieder, wie in Paris, in den Mémoires gegeben werde. Endlich theilte er mit, er habe Formey mit 200 Thlrn. zum Historiographen ernannt.

Aus der Bestallung Formey's ersieht man, daß in allen Stücken die Publicationen der Pariser Akademie der Berliner zum Muster dienen sollten. Wie in diesen sollten künftig neben den Abhandlungen die „Lebensgeschichten" stehen; Alles aber sollte „in der überall beliebten Sprache", dem Französischen, gedruckt werden, „damit die ganzen Mémoires auf eine dem Gelehrten sowohl als dem Publico angenehme und nützliche Art an's Licht treten mögen". Formey übernahm außerdem die schwierigen Verpflichtungen, alle deutsch oder lateinisch eingereichten Stücke in's Französische zu übersetzen, die Lebensgeschichten der Verstorbenen jährlich zu verfassen und endlich für den ersten Jahrgang der Mémoires eine Geschichte der Akademie von ihren Anfängen (d. h. vom Jahre 1700) an zu schreiben. Er hat die drei Aufgaben mit der ihm eigenen Leichtfertigkeit zu lösen verstanden.

Bereits im October 1745 wollte Maupertuis mit dem Könige über Details der Einrichtung der Akademie verhandeln. Aber noch winkte der Monarch ab.

„Si le règlement de l'académie était l'affaire la plus difficile à régler, je vous réponds, mon cher Maupertuis, qu'à moins de huit jours tout serait réformé, mais j'ai tant d'embarras, et des choses si difficiles à manier, que je n'ai pas pensé á l'académie, ce soin sera l'ouvrage de mon loisir. Vous en êtes le directeur et du moment de mon retour à Berlin (qui sera dans 12 jours) vous voudrez bien vous en charger."

Es dauerte doch noch mehr als zwei Monate, bis der König nach Abschluß des Dresdener Friedens nach Hause zurückkehren konnte. Noch mancher Brief wurde mit Maupertuis gewechselt. Die Schreiben des Königs drücken immer wieder die Freude aus, die er an der Correspondenz empfindet; sie sind zugleich ergreifende Zeugnisse von den schrecklichen Eindrücken des Kriegs auf die Seele des Königs und von seiner heißen Liebe zu seinem Volke.

Endlich konnte Friedrich Maupertuis von Potsdam aus begrüßen (3. Januar 1746) und ihm die tröstlichen Worte schreiben: „je fais un grand état sur les ressources de Votre Société". Am 15. Januar richtete Maupertuis an den König jene Vorstellung, die für die weitere Geschichte der Akademie entscheidend

geworden ist. Mit scharfem Blick erkannte er, daß die Wissenschaften in Preußen so lange nicht in der ihnen gebührenden Achtung standen, als nicht ein Mann der Wissenschaft mit der vollen Gewalt eines Präsidenten die Akademie regiere, anders ausgedrückt: er weigerte sich Präsident zu werden, wenn er nicht auch den vier Curatoren in der Akademie übergeordnet würde (außerdem lehnte er es ab, sich an der Finanzverwaltung der gelehrten Gesellschaft irgendwie zu betheiligen). Der Brief, der einen vollen Einblick in die Schwierigkeit der Lage zeigt, lautet:

Votre Majesté pourrait croire que j'ai perdu de vue l'objet pour lequel elle m'a pris à son service, si je ne lui parlais de son académie. J'aurais honte de mon loisir et des bienfaits mêmes dont V. M. m'honore, si je ne pouvais les mériter. Je vois beaucoup de contradiction et de mécontentement dans la manière dont cette compagnie est administrée, fort peu d'espérance pour le succès de ses ouvrages. Je ne puis cependant remédier à rien, pas même assister à ses assemblées, jusqu'à ce que V. M. m'ait fait expédier la patente pour la place de président, que je n'ai encore que par les appointements et par le billet de V. M., dont je n'oserais pas me servir sans son ordre.

Cette place, rendue d'abord honorable par Leibniz, ridicule ensuite par Gundling, et enfin médiocre par Jablonski, sera pour moi, Sire, ce que vous voudrez qu'elle soit. Je sens la difficulté de la bien remplir et d'exciter l'émulation parmi des gens de lettres gouvernés par des ministres d'Etat et des généraux d'armée, que leurs seuls titres rendent supérieurs à tout le reste. J'ai cependant souvent présidé, dans l'Académie des sciences, des ducs et des ministres; mais en France, le goût de la nation pour les sciences, et peut-être une espèce de fortune, m'avaient donné une certaine considération qu'il est impossible que je trouve ici, si vous ne me la donnez. Les sciences y sont dans un affaissement et un état d'humilité marqués par le règlement même de l'Académie; on peut y dire jusqu'ici ce que Fontenelle a dit des temps gothiques de la France, où il n'était pas encore décidé si les sciences ne dérogeaient point. Je sens, Sire, que, tandis que je vous parle pour les sciences, il semble que je parle aussi pour moi; je ne vous cacherai pas même le degré d'ambition que je joins au bien de votre service. Je vous demanderai tout ce qui pourra me donner la considération et le crédit nécessaires pour le bien de l'Académie et pour remplir avec honneur une place qui doit être honorable sous le règne d'Auguste.

Mais, s'il est permis de mettre des restrictions à vos grâces et des limites aux fonctions qui regardent votre service, j'oserai prier V. M. de me dispenser d'une partie d'administration dont, étant étranger ici, je craindrais de ne pouvoir pas bien m'acquitter: c'est

celle des deniers de l'Académie, à laquelle je voudrais bien n'avoir aucune part. Je suis, etc.

Friedrich war entschlossen, alle Wünsche Maupertuis' zu erfüllen. Bereits am 1. Februar ließ er ihm die Bestallung als beständigem Präsidenten zugehen; aber noch blieb das Verhältniß des Präsidenten zu den Curatoren unklar. Das Directorium der Akademie hatte schon vor der förmlichen Bestallung Maupertuis' am 6. December 1745 verhandelt, wie man den künftigen Präsidenten aufzunehmen habe. Daß auch für die Discussion in den Sitzungen nunmehr nur das Französische, höchstens noch das Lateinische, zulässig sei, da der Präsident kein Deutsch verstand, war klar. Als nun seine Ernennung eintraf, als man merkte, daß der König Alles durch ihn bei der Akademie zu betreiben entschlossen war, als man den Enthusiasmus fühlte, mit dem Friedrich dem großen Gelehrten anhing, da erklärten die Curatoren von Arnim, von Viereck und Borcke ihr Amt niederlegen zu wollen (19. März). Schmettau, der in diesen Monaten wieder die Geschäfte führte, wandte ein, er könne nicht allein diesem Werke vorstehen; auch genüge es nicht, den Rücktritt im Protokoll zu verzeichnen; sie müßten ihren Abschied beim Könige einreichen. Allein Arnim erwiderte, er habe das Amt nur auf Probe übernommen; Viereck erklärte, nicht der König, sondern die Commission habe sie zu Curatoren ernannt, und Borcke antwortete, er wolle seine drei Monate noch abdienen, damit es nicht an einem Curator fehle, aber auf längere Zeit engagire er sich nicht. Man kann es den hohen Herren nicht verdenken, daß sie ihre Mitwirkung versagten — es war etwas Unerhörtes, daß ein Gelehrter, und dazu ein Ausländer, über den höchsten Staatsbeamten stehen sollte; ihnen war das Präsidium anvertraut worden, und sie sollten es plötzlich verlieren! Aber der König ließ sich nicht beirren. Er verlangte, daß die Curatoren blieben — nur von Viereck, der frühere Protector der Societät, schied aus —, und er war zugleich entschlossen, die Gewalt, die er Maupertuis übertragen hatte, in den Statuten zum Ausdruck zu bringen und ihm auch (obgleich er sich anfangs geweigert hatte, sich mit den finanziellen Fragen zu befassen) das ausschließliche Recht, Pensionen zu verleihen, zu übertragen. Zu diesem letzten Schritt veranlaßten ihn vor allem ärgerliche Verhandlungen, die noch immer über Naudé's erledigtes Gehalt geführt wurden, ob es Gleditsch oder Marggraf beziehen solle.

Daß die vor zwei Jahren gegebenen Statuten weitschweifig, schwerfällig und unvollkommen seien, hatte Maupertuis dem Könige wiederholt vorgestellt. Jetzt beauftragte Friedrich den Präsidenten, neue Statuten zu entwerfen. Dieser unterzog sich der Aufgabe, nahm sich die einfachen und straffen Reglements der Pariser Akademie überall dort zum Muster, wo nicht Besonderheiten der Berliner Akademie eine Abweichung erforderten, und legte dann seine kurz und präcis gefaßten Bestimmungen dem Könige vor. Der Monarch billigte am 10. Mai die Vorlage, fügte aber eigenhändig zum 8. und 13. Paragraphen zwei Sätze hinzu, die des Präsidenten Stellung betrafen. In dem ersten verfügte er, daß der Präsident über alle Mitglieder, also auch die Ehrenmitglieder, gesetzt sei, wie ja auch ein General Herzöge und Prinzen commandire; in dem zweiten bestimmte er, daß der Präsident die Pensionen allein zu vergeben habe. In dieser Gestalt erschienen die Statuten am 10. Mai 1746 und wurden in der Sitzung vom 2. Juni verlesen; sie unterwarfen die Akademie der fast autokratischen Gewalt des neuen Präsidenten. Borcke, der bisher präsidirender Curator gewesen, legte sein Amt in die Hände Maupertuis'.

Diese Statuten sind viele Jahrzehnte hindurch gültig geblieben. Freilich verloren sie dadurch einen Theil ihrer Bedeutung, daß nach Maupertuis' Abgang kein Präsident mehr ernannt worden ist; aber an seine Stelle trat der König selbst; die streng monarchische Verfassung der Akademie blieb also unverändert. So lange aber Maupertuis regierte, fühlte sich der König entlastet; er sah sich als Protector an,[1]) der die Macht hat, das auszuführen, was der Präsident vorschlägt, und — als wirkliches, mitarbeitendes Mitglied der Akademie.

Am 11. Mai ließ der König an von Viereck folgende Ordre ergehen:

„Mein lieber Geheimder Etats-Ministre von Viereck! Nachdem Ich aus eigner Bewegung resolvirt habe, daß wenn forthin bey der Academie der Wissenschaften zu Berlin Pensiones erlediget und vacant werden, alsdann der Präsident von Maupertuis lediglich und allein die Wiedervergebung sothaner Pensionen Mir vorschlaget, auch mir deshalb seinen Bericht erstatten soll, So befehle ich hierdurch, daß Ihr gedachter Academie solches zur Nachricht und

[1]) Jetzt erst löste der König sein Versprechen ein und nannte sich „Protector" der „Académie des sciences et belles-lettres" („Belles lettres" trat im Jahre 1744/45 zum Titel der Akademie hinzu).

Achtung bekannt machen, auch das deshalb erforderliche außfertigen lassen, und zu meiner Unterschrift einsenden sollt. Ich bin Euer

Wohlaffectionirter König."

Demgemäß ergingen Ordres an die Akademie und an Maupertuis.

Die vom Könige gegebenen Statuten brachten, auch abgesehen von der Stellung, die sie dem Präsidenten einräumten, einschneidende Neuerungen. Zwar die vier Klassen, wie sie durch die Ordnung vom Jahre 1744 festgestellt waren, blieben bestehen[1]); aber die Klassensitzungen wurden sämmtlich in Plenarsitzungen verwandelt, und in jeder Klasse sollten Veteranen, Pensionäre und Associés unterschieden werden. Nur drei Pensionäre sollten in Zukunft in jeder Klasse sein und ebensoviele Associés. Die Zahl der Ehrenmitglieder ist auf 16 beschränkt, die der auswärtigen ist unbeschränkt[2]). Alle Wahlen, auch die der vier Directoren, sind einfach in der Generalversammlung zu vollziehen, mit der Beschränkung, daß bei Erledigung der Stelle eines Pensionärs dem Könige drei Candidaten vorzuschlagen sind, unter denen immer zwei Associés und ein fremder sich befinden sollen. Jeder Pensionär soll im Jahr zwei Abhandlungen lesen, jeder Associé eine. Diese Abhandlungen müssen 14 Tage, bevor sie gelesen werden, dem Präsidenten angezeigt werden. Am Ende jedes Trimesters hat das Directorium, welches den Etat und die Fonds der Akademie zu verwalten hat, eine Sitzung zu halten. Schmettau's vier Klassen-Deputirte für die ökonomischen Angelegenheiten sind wieder weggefallen. Für die Publicationen der Abhandlungen ist ein besonderes Comité eingesetzt, das aus dem Präsidenten, den vier Directoren, dem Secretar, dem Historiographen [die beiden Ämter fielen aber factisch und bald auch ordnungsmäßig zusammen] und dem Bibliothekar besteht. Nicht unwesentlich ist die Bestimmung, daß der Titel „Académicien" nur auf die Titel solcher Werke gesetzt werden darf, welche die Akademie gebilligt hat. Die jährlichen Preisaufgaben wurden beibehalten — schon wurde zum zweiten Mal der Preis ertheilt: (am 31. Mai 1745 an Waitz „sur l'Electricité") nämlich 1746 an d'Alembert „sur la cause des Vents"; durch letztere Preisertheilung

[1]) Auch die Curatoren wurden beibehalten, um den Zusammenhang der Akademie mit der Aristokratie und dem höheren Beamtenthum zu bewahren.

[2]) Die ersten von der neuen Akademie (einstimmig) gewählten auswärtigen Mitglieder waren d'Alembert (2. Juni 1746 — in der ersten Sitzung, der Maupertuis präsidirte, und auf seinen Vorschlag), Voltaire und Condamine (9. Juni 1746). In der Sitzung vom 30. Juni wurden nicht weniger als 18 gewählt, unter ihnen Linné und Montesquieu.

markirte die Akademie ihren Platz unter den europäischen Akademieen —, aber es wurde im Gegensatz zu der früheren Anordnung bestimmt, daß Berliner Akademiker nicht concurriren dürfen.

Die Akademie war eingerichtet. Ein anerkannter Fürst der Wissenschaft, zugleich ein energischer Mann, stand an ihrer Spitze. Von allen Seiten kamen die Gratulationen, Friedrich aber rief aus: „Maupertuis ist unser Palladium und die schönste Eroberung, die ich in meinem Leben gemacht habe". Er wußte jetzt, daß er ihn behalten würde, auch wenn er ihn auf Reisen schickte, auch als er ihm schon im Juni 1746 Urlaub nach Frankreich ertheilen mußte, damit er seinen todtkranken Vater noch sähe: in der Ferne wird er für die Akademie sorgen und das Feuer des Prometheus nach Berlin zurückbringen. Nur das körperliche Befinden des Präsidenten verursachte ihm Kummer; Maupertuis litt an einem Lungenübel, das ihn hypochondrisch machte. Mit wirklich väterlicher Sorge wachte der König über dem leidenden Gelehrten, hörte seine einförmigen Klagen geduldig an, empfahl ihm Ärzte, schrieb ihm eine Diät vor und vergaß über den Schmerzen des Freundes seine eigene Krankheit. Er sah die Akademie unter Maupertuis' Scepter schnell zur Blüthe kommen, und das entzückte ihn. Mit Freude betheiligte er sich jetzt selbst an ihren Arbeiten. Schon am 10. April 1746 schickte er Maupertuis eine Abhandlung, sie mit einigen scherzenden und ironischen Worten begleitend. Wie stolz der König auf seine Akademie war, was er von ihr erwartete und wie sehr ihn ihre erste Thätigkeit befriedigte, das zeigt die Ode, die er auf ihre Neugründung gedichtet hat. Nicht nur die genauen Kenner des Französischen finden an dem Gedicht allerlei auszusetzen; aber mit Recht ist gesagt worden, daß es als ein besonders charakteristisches Denkmal des Geistes der Epoche und als ein lehrreiches Blatt in der Geschichte Friedrich's zu betrachten sei.

6.[1])

„Un prince chéri des Muses, comme des destinées, devait monter sur le trône: celui qui, s'il fût né dans une autre condition, eût été l'ornement de l'Académie, devait devenir le maître de l'Etat . . . La guerre a assez rendu les Prussiens

[1]) Für den folgenden Abschnitt habe ich dankbar die Hist. philosophique de l'Acad. de Prusse von Bartholmèß T. I p. 162 ff. benutzt. Die dort gegebene Darstellung ist so zutreffend und fein empfunden, daß es Pflicht ist, sich an sie anzuschließen. Die Übertreibungen habe ich unterdrückt.

formidables: c'est à la justice à les rendre heureux . . . Frédéric rappelle les Muses: cette compagnie reprend sa première vigueur. Il lui donne de nouveaux titres, de nouveaux règlements, une nouvelle vie: il la rassemble dans son palais et se déclare son protecteur. Physicien, Géomètre, Philosophe, Orateur, cultivez vos talents sous les yeux d'un tel maître! Vous n'aurez que son loisir, et ce loisir n'est que quelques instants: mais les instants de Frédéric valent des années."

Mit diesen Worten schließt Maupertuis' Festrede am Geburtstag des Königs 1746. Der letzte Satz frappirte die Akademie und Europa, aber die folgenden 17 Jahre haben ihn wahr gemacht, und die Welt stimmte dem Urtheile bei, das Condamine im Jahre 1759 gefällt hat: „Friedrich findet Zeit zu Allem, und man kann von diesem Monarchen sagen: ‚Pluribus intentus superest ad singula sensus'".

Die Reden, die Maupertuis in den Festsitzungen gehalten hat, zeigen am besten, in welchem Geiste die neue Akademie nach den Absichten Friedrich's wirken sollte; denn zwischen dem Könige und seinem Präsidenten herrschte volles Einvernehmen hierüber. Die Pflichten des Akademikers, die Stellung des Protectors, der erhabene Zweck und der nützliche Einfluß einer zugleich litterarischen und wissenschaftlichen Gesellschaft — über all diese Themata verbreitete sich Maupertuis wiederholt in beredten Reflexionen und Anweisungen. Immer wieder setzte er auseinander, daß der König die Societät der Wissenschaften erneuert habe, um eine ganze Reihe gleich wichtiger Aufgaben durch sie erfüllt zu sehen: Die Universitäten sollten durch ihre Einwirkung von der „Pedanterie" geheilt werden, von dem gelehrten Wörterkram und den steifen Formen; Unterweisungen sollten gegeben werden, nicht schwerfällige und langweilige, sondern geschmackvolle und anziehende. „Gedankenfreiheit" soll über ihrem Hause stehen; die Barbarei der gothischen Zeiten und der Aberglaube in allen Formen soll vernichtet werden; Kritik und Phantasie, nicht nur das Gedächtniß, soll sie wecken und üben, und in das öffentliche Leben soll sie Feinheit und Eleganz, Vernunft und Gerechtigkeit tragen. In diesem Institut begann man allgemein das zweckmäßige Mittel zu sehen, um dem Talent das Studium der Natur und die Ausbildung zur Humanität zu ermöglichen und um in Preußens Hauptstadt eine Elite von hohen Geistern zu sammeln, deren Licht die Welt erleuchten und entzücken sollte. Alle sahen in dieser Akademie eine ehrenvolle Bühne für das ver-

kannte Verdienst, ein sicheres Asyl für den unterdrückten Freimuth und die verfolgte Wahrheit; hier winkten Aufmunterung und Belohnung; sie sollte der Mittelpunkt eines fruchtbaren Wetteifers für ganz Deutschland werden.

Um diese Zwecke zu erreichen, hat Friedrich die Statuten der alten Leibniz'schen Societät umarbeiten lassen. Im Grunde kommt hier nur zum vollen Durchbruch, was auch Leibniz gewollt hatte; denn die Gedanken der Aufklärung, die den König beseelten, waren auch bei Leibniz die übergeordneten. Sie waren bei ihm nur niedergehalten durch die Rücksichten, die er nehmen mußte in einem Zeitalter, das noch stärker an der Überlieferung hing, und sie waren begrenzt, weil Leibniz mit Recht noch sehr Vieles für beachtenswerth und werthvoll hielt, was für Friedrich und sein Zeitalter allen Werth verloren hatte. Kein Zweifel, Leibniz war ungleich universaler als das Geschlecht, das ihm folgte; aber dafür ist er auch nicht im Stande gewesen, so zu wirken, wie es nur der Einseitige vermag. Jene „philosophische Kirche", deren Führer in Deutschland der König, deren europäisches Haupt Voltaire war, war eine streitende und erobernde Kirche wie die alte.

Es war, wie man mit Recht gesagt hat, auf einen Vernichtungskampf abgesehen. Die Aufklärungsphilosophie strebte, wie einst der Neuplatonismus im 3. und 4. Jahrhundert, mit allen Kräften darnach, die Kirche zu verdrängen und selbst allgemeine Weltreligion zu werden. Wie man über diese Unternehmungen auch urtheilen mag, was von ihnen geblieben ist, ist uns zum Segen geworden.

Den Zweck, deutsche Sprache und deutsche Geschichte zu pflegen, ließ der König zwar nicht ganz fallen — ein Akademiker wurde mit dieser Aufgabe betraut —, aber als genereller Zweck, wie ihn sein Großvater und Leibniz gedacht hatten, mußte er verschwinden. Es ist sehr wohlfeil, heute dem Könige deshalb Vorwürfe vom patriotischen Standpunkte aus zu machen; aber die Frage darf wohl aufgeworfen werden, ob die Universalgeschichte ihm nicht doch Recht giebt. Daß Deutschland zwei Menschenalter hindurch eine streng kosmopolitische Epoche erlebt hat, daß der deutsche Geist in die Schule Europas gegangen ist, ist von unendlichem Segen gewesen. Und, darüber hinaus, wir haben heute mehr denn je Grund, daran zu erinnern, daß die Wissenschaft ihrer Natur nach kosmopolitisch ist, und daß auch die Bildung verkümmert, wenn sie exclusiv als nationale gepflegt wird. Erinnert man sich aber, daß es um 1746 kein Deutschland, weder ein poli-

tisches noch ein geistiges, gegeben hat, sondern nur größere und kleinere Einzelstaaten mit kümmerlichen Bildungscentren, so muß man es verstehen, daß Friedrich die Ideale des Weltbürgerthums seinem Lande zuführen wollte, um es aus der Dumpfheit und der Beschränktheit des Kleinbürgerthums herauszuführen. Daß die Preußen nicht vergaßen, daß sie Preußen sind, dafür sorgte des Königs Schwert und sein Lorbeer.

Auch der praktische Zweck, den Leibniz so enge mit dem theoretischen verbunden hatte, trat in der neuen Schöpfung zurück — nicht mehr sollte die Akademie zugleich eine Hochschule der Technik sein. Aber dafür trat die andere Vorstellung kräftig hervor, daß die reine Wissenschaft selbst und jene neue Kunst, Alles vorurtheilslos und nach den Principien einer gesunden Aufklärung zu beurtheilen, die Staatsbürger am besten auszubilden vermöge und zum Wohl des Gemeinwesens das Meiste beitrage. „Le bien public“ ist am besten gesichert, wenn das vernünftige Denken regiert und die reine Wissenschaft fortschreitet — in diesem Sinne ist die Arbeit der Akademie „praktisch“, ja die beste Praxis. Bereits in der Vorrede zum ersten Bande der Mémoires (1745) hat Formey, zum Theil in Worten, die der König oft gebrauchte, diesem Gedanken Ausdruck gegeben. Früher, so schreibt er — und erst seit kurzem ist diese Zeit vergangen —, mußte man den Nutzen rein theoretischer wissenschaftlicher Arbeiten immer erst nachweisen, wenn man sich mit einem solchen Werke hervorwagte, aber

„les choses ont bien changé. L'empire des préjugés, qui avait déjà reçu de fortes atteintes dans cette partie de sa domination qui concerne l'utilité des connaissances spéculatives, est entièrement détruit à cet égard. On regarde aujourd'hui un grand mathématicien, un habile physicien, un homme de lettres qui excelle dans quelque genre que ce soit, on les regarde, dis-je, comme ils méritent de l'être, c'est-à-dire, non-seulement comme des gens qui font honneur à leur patrie par la sublimité de leurs connaissances, mais comme des citoyens utiles, sous le pas desquels naissent, ou du moins peuvent naître les découvertes les plus intéressantes pour le bien public. Je suppose donc comme une chose avouée, que l'établissement d'une Académie, son maintien, son accroissement, sont des objets dignes de l'attention des souverains, et que la publication de ces savantes archives où les académiciens déposent et consignent à la postérité le fruit de leurs travaux, est un des présents les plus considérables qui puissent être faits au public.“

Immer wieder machte der König selbst darauf aufmerksam, daß die Aufgaben der Akademie und der Staatsverwaltung streng getrennt gehalten werden müßten, und wachte eifrig darüber, daß

sie nicht vermischt wurden. Seine Akademiker sollten sich um die Wissenschaft, nicht um den Staat kümmern. Sie haben die reine Wahrheit zu erforschen und auf allen Linien die Ideale vorzuzeichnen. Sache der Staatsmänner ist es, diese Wahrheiten nach und nach in das öffentliche Leben einzuführen und zu verwirklichen. Niemals sind bei einem Könige die Männer der Wissenschaft so angesehen und zugleich so einflußlos auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gewesen wie unter Friedrich.

Daß der evangelische Charakter der Societät sowie die Aufgabe, dem Protestantismus zu dienen und sich an der Mission zu betheiligen, wegfielen, war in dem neuen Zeitalter selbstverständlich. Formey, obgleich ein orthodoxer Theologe, spricht in seiner Geschichte der Akademie nur mit Verwunderung und einem Lächeln von jener Bestimmung der alten Statuten. Allein wie Friedrich selbst sich höchstens zeitweilig in seinem Gottesglauben erschüttert fühlte, so sollte auch die Akademie keine Stätte des Atheismus werden. Zwar durfte der Philosoph jeden Gedanken vortragen, wenn er ihn philosophisch begründete; Niemand wurde nach seinem Glaubensbekenntniß gefragt, und Niemand brauchte seinen Glauben oder Unglauben zu verbergen — aber in Wirklichkeit hat in der Akademie Friedrich's zu allen Zeiten eine viel conservativere Haltung der Religion gegenüber geherrscht, als der König selbst sie einnahm. La Mettrie und d'Argens haben ihre Lehren nicht in der Akademie vorgetragen, und der Spott Voltaire's und Friedrich's über die positive Religion ist nicht über ihre Schwelle gedrungen, obgleich die große Mehrzahl der Akademiker mit dem Könige der Meinung war, daß die philosophische Religion, der Deismus, die wahre und einzige sei. Sehr charakteristisch, aber mit einer der positiven Religion freundlichen Wendung, hat Maupertuis dieser Überzeugung in einer Rede Ausdruck gegeben.

„Le premier règlement de la société royale portait qu'une de ses classes devait s'appliquer à l'étude de la religion et à la conversion des infidèles: article plus singulier par la manière dont il était présenté, qu'il ne l'est peut-être en effet. Notre règlement moderne ne charge aucune classe en particulier de cette occupation; mais ne peut-on pas dire que toutes y concourent? Ne trouve-t-on pas dans l'étude des merveilles de la nature des preuves de l'existence d'un Etre suprême? Quoi de plus capable de nous faire connaître sa sagesse, que les vérités géométriques; que ces lois éternelles par lesquelles il régit l'univers? La philosophie spéculative ne nous fait-elle pas voir la nécessité de son existence? Enfin l'étude des faits nous apprend qu'il s'est manifesté aux hommes

d'une manière encore plus sensible; qu'il a exigé d'eux un culte et le leur a prescrit.“

Nicht als kirchliche Theologen sollen die Akademiker die religiösen Fragen behandeln; aber sie sollen sie doch nicht ausschließen, ja Maupertuis scheint, wie Wolff, anzunehmen, daß der Idealismus und das „natürliche“ System der Religion beweisbar seien und mit dem christlichen Theismus der Evangelien zusammenstimmen. Ein großer Theil der Akademiker Friedrich's hat sich mit religionsphilosophischen Fragen fort und fort beschäftigt. Wir sind, sagten sie, weder abergläubisch noch ungläubig; wir leben auf einem Boden, wo man die Grenzen der Vernunft und des Glaubens in gerechter Weise gezogen hat, wo man jene ausbildet und diesen respectirt. „Die Religionsphilosophie verbannen, das bedeutet, sich auf eine Akademie der Sonnette und Madrigale zurückziehen“.

Die wichtigste Neuerung in den Statuten von 1744 und 1746 war die Errichtung einer besonderen Klasse für die speculative Philosophie. Wie die Berliner Akademie die erste gewesen ist, welche alle Disciplinen der Wissenschaft in sich vereinigt hat — weil Leibniz mit scharfem Blick erkannt hatte, daß das Princip der kritischen Forschung nicht nur auf naturwissenschaftlichem Gebiete, sondern in allen Wissenschaften anzuwenden sei[1] —, so ist sie auch die erste gewesen, welche die Pflege der speculativen Philosophie unter ihre Aufgaben aufgenommen hat. Maupertuis und Formey haben noch das Bedürfniß gefühlt, diese Neuerung zu rechtfertigen. Beide fassen die Metaphysik als die Mutter und Königin der Wissenschaften, als die Wissenschaft der Wissenschaften, als die Theorie, welche die allgemeinen Principien, die nothwendigen und universalen Ideen liefert, und welche die Quelle der Evidenz und die Grundlage der Gewißheit bildet. Beide zeigen, daß dieses hohe Studium, von den großen Denkern der neuen Zeit so glücklich weitergeführt und gereinigt von dem scholastischen Roste, aufgehört hat ein „Wörterbuch barbarischer Terminologieen“ zu sein und die grundlegende Wissenschaft geworden ist, die jeder Disciplin die maßgebenden Grundbegriffe giebt. Sie schließen daraus, daß eine Akademie der Wissenschaften eine besondere Klasse für die Meta-

---

[1]) Dazu kam, daß er letztlich von der Akademie (bez. von dem Netz von Akademieen, das er gründen wollte) die Herstellung einer großen Encyklopädie alles Wissenswürdigen oder — wie er sich auszudrücken liebte — Logarithmentafeln für alle Wissenschaften erwartete.

physik einrichten und eine eigene Abtheilung schaffen müsse zur Ausbildung der „rationalen“ Philosophie „au progrès de l'esprit universel“.

„La métaphysique est sans contredit la mère des autres sciences, la théorie qui fournit les principes les plus généraux, la source de l'évidence et le fondement de la certitude de nos connaissances. Ces beaux caractères ne convenaient pas, à la vérité, à la métaphysique des scolastiques, terre ingrate qui ne produisait guères que des ronces et des épines. Et comme on n'en connaissait point d'autre, lorsque les principales Académies ont été fondées, on l'a laissée à l'écart avec une espèce de dédain, et on l'a regardée comme un obstacle plutôt que comme une aide à l'étendue de nos connaissances. De grands génies, en donnant une nouvelle culture à cette portion de l'empire des sciences, lui ont fait revêtir une tout autre face. Au lieu d'un dictionnaire de termes barbares, nous commençons à avoir une pépinière, où chaque science trouve, pour ainsi dire, sa semence, et d'où naissent tous les principes, toutes les notions directrices qui nous guident, de quelque côté que nous tournions nos pas. Ajoutons que l'examen de ces matières demande des esprits débarrassés des entraves d'un certain respect superstitieux, qui règne dans bien des contrées, où l'on n'a pas fixé d'une manière assez juste les limites de la raison et de la foi, et que nous nous trouvons à cet égard dans la situation la plus favorable que l'on puisse souhaiter.“

So schrieb Formey in der Vorrede der Mémoires von 1745. Es war der Sieg Wolff's über die Scholastik, aber auch über Locke und Bayle, den Formey, der Verfasser der „Belle Wolffienne“, hier verkündete, und er wurde mit derselben Zuversicht und Sicherheit proclamirt, die dem Halleschen Philosophen eigenthümlich war. Noch hatte Kant nicht gesprochen!

Aber auch Maupertuis, der Schüler Newton's, scheint von der speculativen Philosophie in mancher Hinsicht ähnlich wie ein Wolffianer zu sprechen; doch weil er die Methoden der empirischen Forschung und den Begriff der mathematischen Gewißheit kannte, redete er viel vorsichtiger. Er rechtfertigte die Existenz einer besonderen Klasse für speculative Philosophie in der Akademie in folgender wohl abgewogenen Weise:

„La classe de philosophie spéculative est la troisième. La philosophie expérimentale avait examiné les corps tels qu'ils sont; revêtus de toutes leurs propriétés sensibles. La mathématique les avait dépouillés de la plus grande partie de ces propriétés. La philosophie spéculative considère des objets qui n'ont plus aucune propriété des corps. L'Etre suprême, l'esprit humain, et tout ce qui appartient à l'esprit est l'objet de cette science. La nature des corps mêmes, en tant que rprésentés par nos perceptions, si encore ils sont autre chose que ces perceptions, est de son ressort.

Mais c'est une remarque fatale, et que nous ne saurions nous empêcher de faire: Que, plus les objets sont interéssants pour nous, plus sont difficiles et incertaines les connaissances que nous pouvons en acquérir! Nous serons exposés à bien des erreurs, et à des erreurs bien dangereuses, si nous n'usons de la plus grande circonspection dans cette science qui considère les esprits. Gardons-nous de croire qu'en y employant la même méthode ou les mêmes mots qu'aux sciences mathématiques, on y parvienne à la même certitude[1]). Cette certitude n'est attachée qu'à la simplicité des objets que le géomètre considère, qu'à des objets dans lesquels il n'entre que ce qu'il a voulu y supposer.

Si je vous expose ici toute la grandeur du péril des spéculations qui concernent l'Etre suprême, les premières causes et la nature des esprits, ce n'est pas, MM., que je veuille vous détourner de ces recherches. Tout est permis au philosophe, pourvu qu'il traite tout avec l'esprit philosophique, c'est-à-dire, avec cet esprit qui mesure les différents degrés d'assentiment: qui distingue l'évidence, la probabilité, le doute: et qui ne donne ses spéculations que sous celui de ces différents aspects qui leur appartient.

Si la plupart des objets que la philosophie spéculative considère, paraissent trop au-dessus des forces de notre esprit, certaines parties de cette science sont plus à notre portée. Je parle de ces devoirs qui nous lient à l'Etre suprême, aux autres hommes et à nous-mêmes: de ces lois auxquelles doivent être soumises toutes les intelligences; vaste champ, et le plus utile de tous à cultiver! Appliquez-y vos soins et vos veilles: mais n'oubliez jamais, lorsque l'évidence vous manquera qu'une autre lumière aussi sûre encore doit vous conduire[2])."

Das waren die Gedanken, auf Grund deren das Departement der speculativen Philosophie an der Berliner Akademie eingerichtet worden ist. Fast fünfzig Jahre hindurch besaß nur sie eine solche Klasse. Vier Sitze waren in ihr errichtet: für Metaphysik (einschließlich Kosmologie, natürliche Theologie, Psychologie und Logik), für Naturrecht (im Unterschied vom bürgerlichen, das eben so ausgeschlossen sein sollte wie die positive Religion), für Moral (Social- und Individual-Ethik) und für Geschichte und Kritik der Philosophie. Mit Stolz blickten die Berliner Akademiker während eines Menschenalters auf diese ihre Klasse. Wenn sie zugestehen mußten, daß ihr physikalisches und philologisches Departement von den Pariser Akademieen des Sciences und des Inscriptions übertroffen wurde, so behaupteten sie, daß ihre philosophische Klasse eine Macht repräsentire, der nichts in Paris entspräche. Digne fille du grand Leibniz", riefen sie aus, „notre Académie seule se

---

[1]) Die Polemik gegen Cartesius und Spinoza ist offenbar.

[2]) Hier am Schluß scheint Maupertuis auf die positive Religion, bez. auf die christliche, zu deuten.

dévoue à la science des sciences, à la recherche des principes dont tout devrait émaner, auxquels tout va aboutir, et que l'homme est peut-être condamné à ignorer et cependant à chercher toujours!" Und dem Könige sprachen sie immer wieder öffentlich den wärmsten Dank dafür aus, daß er dem freien Gedanken und dem freien Wort nicht nur Schutz gewähre, sondern beide liebe und fördere. In der That, es gab in ganz Europa keine Akademie, deren Mitglieder über Gott und die Welt so freimüthig reden durften, wie die Berliner, und eben die Einrichtung einer besonderen Klasse der Philosophie bezeugt es, daß der König, der selbst die Luft der Freiheit athmete, nur freie Denker gelten ließ und nur solche wollte.

„Les devoirs même que l'Académie vous impose sont-ils autre chose que ce que l'amour seul des sciences vous ferait faire? Trouveriez-vous trop de contrainte dans l'Académie de l'Europe la plus libre? Tous les phénomènes de la nature, toutes les sciences mathématiques, tous les genres de littérature sont soumis à vos recherches: et dès-là cette compagnie embrasse un champ plus vaste que la plupart des autres académies: mais il est certains sanctuaires dans lesquels il n'est permis à aucune de pénétrer: votre fondateur même, tout sublime et tout profond qu'il était, tout exercé qu'il était dans ces routes [Leibniz], n'osa y conduire ses premiers disciples [1]). Les législateurs de toutes les académies, en leur livrant la nature entière des corps, leur ont interdit celle des esprits et la spéculation des premières causes: un monarque qui a daigné dicter nos lois, un esprit plus vaste, plus sûr peut-être aussi de votre prudence, n'a rien voulu vous interdire."

Auf die Forschungen der Akademie wollte Friedrich keinen Einfluß ausüben, aber die Sprache hat er ihr vorgeschrieben. Zwar in den Sitzungen konnten die Abhandlungen lateinisch oder deutsch vorgelesen werden; aber die Sprache der gedruckten Abhandlungen sollte die französische sein. Maupertuis und Formey haben sich verpflichtet gefühlt, auch diese Neuerung zu erklären und

---

[1]) Maupertuis, obgleich eifersüchtig auf Leibnizens Ruhm, hat doch sein Andenken wach erhalten und das Genie des großen Mannes gefeiert. Dagegen hat der Secretar der Akademie und Schüler Wolff's, Formey, ihn todtzuschweigen versucht und in seiner Hist. de l'Acad. theils nur das Nothdürftigste über ihn bemerkt, theils Unrichtiges berichtet. In seiner Rede „Des devoirs de l'académicien" bei Formey, Hist. p. 105, sagt Maupertuis: „C'est un avantage qu'a cette compagnie sur toutes les autres académies de l'Europe, qu'elle a paru d'abord avec tout l'éclat auquel les autres ne sont parvenues que par degrés. Toutes ont eu des commencements obscurs: elles se sont formées peu à peu, et ont formé leurs grands hommes: un grand homme form la nôtre, et elle fut célèbre dès sa naissance".

zu vertheidigen — war doch selbst die Pariser Akademie des Sciences erst im Jahre 1699 vom Lateinischen zum Französischen übergegangen. Die Weise, in der sie es gethan haben, wirft wiederum ein helles Licht auf den Geist der Zeit:

„On a substitué le français au latin pour rendre l'usage de ces Mémoires plus étendu; car les limites du Pays latin se resserrent à vue d'œil, au lieu que la langue française est à peu près aujourd'hui dans le cas où était la langue grecque du temps de Cicéron, on l'apprend partout, on recherche avec empressement les livres écrits en français, on traduit en cette langue tous les bons ouvrages que l'Allemagne, ou l'Angleterre produisent; il semble en un mot qu'elle soit la seule qui donne aux choses cette netteté et ce tour qui captivent l'attention et qui flattent le goût[1])."

Maupertuis begründet zuerst aus der Natur der Akademieen, daß sie sich einer Weltsprache bedienen müssen. Nur das Lateinische oder das Französische könne in Frage kommen; aber jenes sei eine todte Sprache; man könne sich hier nur der Phrasen der alten Schriftsteller bedienen, „et dès qu'on s'en écarte, on forme un jargon hétérogène dont l'ignorance seule empêche de sentir le ridicule". Das Französische dagegen ist heute in Wahrheit mehr die Sprache von ganz Europa als die der Franzosen. Aber es giebt noch andere Gründe, diese Sprache zu bevorzugen:

„Ce sont la perfection de la langue même, l'abondance que nos progrès dans tous les arts et dans toutes les sciences y ont introduite, la facilité avec laquelle on peut s'y exprimer avec justesse sur toutes sortes de sujets, le nombre inombrable d'excellents livres écrits dans cette langue."

Aber Maupertuis mußte bereits einen Einwurf hören. Man ist erstaunt, ihm schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts zu begegnen:

Si l'on peut faire un reproche à notre langue, c'est celui qu'on fit à la langue des Romains, lorsqu'après avoir attéint sa plus grande perfection, elle vint à perdre sa noble simplicité pour cette subtilité vaine qu'on appelle si improprement „bel esprit". Certaines gens ne sauraient encore pardonner à un auteur français, d'avoir refusé le „bel esprit" aux Allemands. S'ils savaient mieux ce qu'on entend d'ordinaire par „bel esprit", ils verraient qu'ils ont peu lieu de se plaindre. Ce n'est le plus souvent que l'art de donner à une pensée commune un tour sententieux: c'est, dit un des plus grands hommes de l'Angleterre, „l'art de faire paraître les choses plus ingénieuses qu'elles ne sont" [Baco].

Quelques auteurs allemands se sont vengés en refusant aux Français l'érudition et la profondeur; la vengeance aurait été plus juste, si, nous abandonnant le „bel esprit", ils s'étaient contentés de dire que nous en

---

[1]) Formey i. d. Vorrede zu den Mém. 1745. Die Ausführung giebt Gedanken des Königs selbst wieder, s. Koser, König Friedrich der Große I S. 512 f.

faisons trop de cas. Mais si ces auteurs entendent par l'érudition qu'ils refusent aux Français un fatras de citations latines, grecques et hébraïques, un style diffus et embarrassé, on leur saura gré du reproche, et l'on s'applaudira du défaut.

Cette netteté et cette précision qui caractérisent les auteurs français, dépend sans doute autant du génie de la langue, que la langue a dépendu elle-même du tour d'esprit de ceux qui l'ont parlée les premiers et qui en ont posé les règles. Mais ce sont ces avantages qui la rendent si universelle, qui font qu'un monarque dont le goût est le suffrage le plus décisif la parle et l'écrit avec tant d'élégance, et veut qu'elle soit la langue de son Académie.

Das letzte Argument ist allerdings entscheidend. Der König verlangte es, weil er die Abhandlungen seiner Akademie lesen wollte nnd weil er wünschte oder voraussetzte, daß die deutschen Gelehrten sich doch bald dem Französischen als der Gelehrtensprache anbequemen müßten. Wäre die Frage, ob die lateinische oder eine lebende Sprache, erst 30 Jahre später brennend geworden, so wäre vielleicht schon damals das Deutsche gewählt worden; aber um das Jahr 1746 und unter der Herrschaft eines französischen Präsidenten mußte das Französische den Sieg gewinnen.

Es ist nicht leicht, die Nachtheile und die Vortheile abzuwägen, welche die Akademie von dieser Wahl gehabt hat. Durch die französische Sprache trat sie in bequemeren Austausch mit den Akademieen Europa's und wurde namentlich in Paris beachtet und hochgeschätzt. Den Einfluß auf die mittlere Bildung des eigenen Landes gewann sie doch; denn theils verstand man, vor allem in Berlin, der Stadt der Hugenotten, französisch, theils schrieben diejenigen Akademiker, welche jenen Einfluß besaßen, ihre Bücher und populäreren Schriften in deutscher Sprache. Gewiß ist aber — wir werden das in einem späteren Capitel zeigen —, daß die wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie von wirklicher Bedeutung größtentheils deutsch oder lateinisch gelesen und erst nachträglich in's Französische übersetzt worden sind. Nicht die Franzosen, sehr wenige Ausnahmen, wie Maupertuis, abgerechnet, sind die wahren Männer der Wissenschaft in der Akademie gewesen, sondern die Deutschen und Schweizer. Aber die Franzosen glänzten, gaben der gelehrten Körperschaft das Lustre, und in dem französischen Gewand schienen alle Arbeiten Hervorbringungen des französischen Geistes zu sein. Erst die Nachwelt hat Jedem das Seine gegeben und das Bleibende und das Vergängliche geschieden; da ist von den Werken der Franzosen und von den Arbeiten der philosophischen

Klasse nur Weniges übrig geblieben. Indessen — sie haben Frucht geschafft für ihre Zeit, und das ist auch etwas. Sie haben nicht nur die Form und den Geschmack der Deutschen bilden helfen, sondern auch ihren Geist geklärt und sie von manchem Aberglauben befreit. In der Geschichte der Wissenschaft und der Aufklärung giebt es Erkenntnisse und Kräfte, die in ihrem Zeitalter wie ein Evangelium gewirkt haben, aber schon in der folgenden Epoche wieder beseitigt werden mußten, weil sie nun hemmten und störten.

Friedrich erwartete mit Antheil und Eifer, daß seine Akademie blühe und Früchte trage. Alle guten Geister wünschte er ihr und ließ einem Jeden in der Wissenschaft freien Spielraum; aber mit der Spende irdischer Güter war er sparsam. Er meinte, der Gelehrte müsse nicht nur die Freiheit und die Wahrheit, sondern auch die Armuth lieben. Die Fabel von dem Pferde, das faul wurde, als man es reichlich nährte, schwebte ihm stets vor. Die schlechten Besoldungen hemmten die Arbeit, und manche Bitterkeiten in den Kreisen der Akademiker hat die Sparsamkeit des Königs erzeugt; mußten doch nicht wenige unter ihnen täglich den harten Kampf mit der Noth bestehen; andere verließen die Akademie und Berlin! Aber über alle diese Stimmungen siegte in den Herzen der Meisten das erhebende Gefühl, einem Könige zu dienen, der Freiheit gewährte. Wie hatten doch ein Richelieu und Ludwig XIV. sogar die vierzig Unsterblichen eingeschränkt! Wie mußten sie als Höflinge und Sclaven nach dem Willen des Mächtigen denken und dichten, reden und schreiben! Die Berliner Akademiker wiederholten dem gegenüber mit Stolz, daß sie weder vom Hof noch von der Sorbonne, weder von Sans-Souci noch von einem Consistorium abhängig seien, daß sie für ihre Mémoires nicht die Approbation von zwei Doctoren der Theologie nöthig hätten, daß sie ihre Sitzungen nicht mit einem Stoßgebet an Jesus Christus zu schließen brauchten oder mit einem Gebet für den König, wie das in der französischen Akademie geschehen mußte. Sie beglückwünschten sich, daß sie in dem vollen Besitze jenes republicanischen Geistes waren, dessen Erhaltung Fontenelle für seine theure Akademie so heiß begehrte. Ganz frei stand ihnen die Wahl der Themata, und sie durften über sie reden, wie sie wollten; nur im Sinne der Wissenschaft sollten sie sprechen, „avec cette espèce de sentiment du vrai qui le fait découvrir partout où il est, et empêche de le chercher où il n'est pas“.

Fontenelle gratulirte im Jahre 1750 der Akademie, weil sie allein vor allen anderen Akademieen einen großen König zum Vater habe, „und einen so zärtlichen Vater“. Der Zusatz ist wenig passend; zärtlich ist Friedrich niemals gewesen; er blieb der König, arbeitete für seine Akademie und schützte sie, wenn sie Schutz bedurfte. Und auch jener Freiheit, die ein Maupertuis so hoch pries, waren doch sehr bestimmte Schranken gezogen. Nicht die Freiheit des selbständigen Mannes in einem freien Gemeinwesen galt, sondern der Denker hatte das Recht, frei zu philosophiren in einem absoluten Staat, dessen Herrscher ein aufgeklärter Philosoph war. Lessing's vernichtende Charakteristik der „Berlinischen Freiheit“ — „Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts; sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviele Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Lassen Sie es aber doch einmal Einen versuchen, über andere Dinge frei zu schreiben; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit zu sagen; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste von Europa ist“ — diese Charakteristik ist stark übertrieben, aber doch nicht falsch. Die Luft der Freiheit wehte in Preußen noch nicht. Die Freiheit aber, welche der Akademie gewährt war, konnte jene nicht ersetzen; ja selbst die Wissenschaft mußte allmählich verkümmern; denn erst in der politischen und socialen Freiheit ist die intellectuelle wirklich gewährleistet.

Zweites Capitel.

Der König und seine Akademie. Die äußere Geschichte der Akademie 1746—1786.

1.

In einem Actenstück des Akademischen Archivs, das bald nach dem Tode Friedrich's des Großen entstanden ist, heißt es: „Es sind während des Präsidii des Hrn. von Maupertuis wenig oder gar keine Papiere gesammlet und aufbehalten, mithin sind die Acten von diesem Zeitraum äußerst mangelhaft“. Maupertuis hielt dem Könige in der Regel mündlichen Vortrag und ordnete dann in den Sitzungen das Nöthige an. Unsere Kenntniß der Verwaltung der

Akademie unter diesem Präsidenten müssen wir daher größtentheils aus seinem Briefwechsel mit dem Könige und mit zahlreichen andern Gelehrten schöpfen.

So nahe hat Friedrich der Große der Akademie später nicht mehr gestanden wie in den Jahren 1746—53. In dieser Zeit betrachtete er sich selbst als „Académicien“, nannte sich auch so, sprach in den Briefen an Maupertuis von „unserer“ Akademie und war der fleißigste und beste Arbeiter in der Klasse des Belles-Lettres. Aber man würde sich ein sehr falsches Bild machen, wenn man sich den König vorstellte, umgeben von seinen Akademikern und im persönlichen Austausch mit ihnen. Er ist niemals in eine Sitzung gekommen, weder in eine öffentliche noch in eine geschlossene, sondern er hat seine Abhandlungen und Eloges von Anderen vorlesen lassen. Auch empfing er die große Mehrzahl der Akademiker nicht bei sich. Formey z. B., der beständige Secretar, hat die erste Audienz im 39. Regierungsjahr Friedrich's gehabt und hat ihn dabei zum ersten Male gesprochen. Erst in den letzten Jahren, etwa seit 1779, hat der Monarch, nachdem er das Interesse an der Musik verloren hatte, diesen oder jenen Akademiker zu sich befohlen. Der Kreis, der in Potsdam seine Umgebung bildete, und der Berliner Kreis der Akademiker waren getrennt. Dort verkehrten einzelne bevorzugte Generale und Minister, ferner die beiden Schotten Keith, weiter Chazot, Rothenburg, Algarotti, Fouqué, Pöllnitz, Darget, d'Argens, Maupertuis, La Mettrie und zeitweilig Voltaire. Die Beziehungen der Person des Monarchen zur Akademie hielt erst Maupertuis, dann d'Argens aufrecht; aber der letztere ist, obgleich er Director der Klasse des Belles-Lettres war, höchst selten in die Sitzungen gekommen; die übrigen Tischgenossen Friedrich's kamen nie oder nur in die Festversammlungen. In den letzten achtzehn Jahren fehlte jedes persönliche Mittelglied zwischen dem Monarchen und der Akademie. Der König ließ ihr durch de Catt und Andere seine Verfügungen zukommen; nur Merian sprach er öfters, ohne ihn jedoch zum Vertrauten zu machen.

Maupertuis besaß die Gunst und das Vertrauen des Königs in unbeschränktem Maße — „Vous êtes le pape de notre Académie“ — und hat dasselbe nie getäuscht. „Das griesgrämigste Gesicht, welches ich in meinem Leben gesehen habe; dabei aber ein ehrlicher Kerl, brutal ehrlich. Nachgeben wollte er nie. Von Voltaire's Liebenswürdigkeit eine Million Meilen entfernt.

Aber was das Herz anlangt, so ist der Lappländer Maupertuis ein Jahrhundert von dem Affen Voltaire entfernt". Der Grundzug der Ehrlichkeit neben der Fähigkeit, durch schlagfertige Antworten die Conversation zu beleben, mußte freilich für Vieles entschädigen, wodurch der große Gelehrte sonst lästig fiel. Wie Alexander von Humboldt jede Gesellschaft mit seiner amerikanischen Reise unterhielt, als wäre er eben erst von dort zurückgekehrt, so kam Maupertuis zeitlebens „vom Pol" zurück, und das Selbstgefühl, „der Erde ihre Gestalt gegeben zu haben", sprach er in einer so drastischen Weise aus, „als habe er die Pole selbst abgeplattet". Jeden, der seine wissenschaftliche Majestät antastete, betrachtete er als abscheulichen Feind — in seinem maaßlosen Ehrgeiz der echte Epigone der Renaissance, der nur in einer Wolke von Ruhm zu leben vermochte, dabei schrullenhaft und sich in Excentricitäten gefallend. Er kleidete sich seltsam, verblüffte durch Paradoxieen und überspannte Einfälle und sorgte auch dafür, daß von seinem häuslichen Thun und Treiben — er hatte allerlei Thiere um sich, um stets der „Naturforscher" zu sein — gesprochen wurde. Aber über alles das sah Friedrich hinweg; er besaß den ersten Gelehrten Europas, er schätzte das Gespräch mit ihm als gehaltvollste Erholung, und er kannte ihm gegenüber keine andere Verpflichtung, als ihn sich um jeden Preis zu erhalten.

In den ersten Jahren hat Maupertuis Alles gethan, um die Akademie zu heben. Zunächst nahm er in der Zeit bis 1751 nicht weniger als 80 Auswärtige als Mitglieder auf, d. h. er versammelte wirklich die größten Gelehrten Europas um sie. An die Deutschen dachte er dabei kaum; aber es fanden sich auch in Deutschland nur wenige, die sich mit den Pariser und Londoner Gelehrten als Schriftsteller messen konnten. Die Aufnahme wurde als die höchste Ehre geschätzt; denn Friedrich's Name war auf Aller Lippen, und die Berliner Akademie war seine Akademie. Diderot, der seit 1751 mit d'Alembert die Encyklopädie herausgab, der vielseitig gebildete und liebenswürdige Freigeist, setzte zu seinem Namen lediglich die Worte: „de l'Académie Royale des Sciences et des Belles-Lettres de Prusse." Andere schrieben, Leibniz würde sich trösten über den zeitweiligen Verfall seiner Akademie, wenn er jetzt Zeuge ihres rapiden Aufschwungs wäre. Vor allem strahlte die Schöpfung Friedrich's, weil die aus anderen Ländern von dem Absolutismus oder Fanatismus vertriebenen Gelehrten hier Schutz fanden. Die Akademie galt besonders als Freistätte und als Burg

gegenüber der Intoleranz der Kirchen — sie war wie Potsdam „le tripot d'excommuniés“ —, und Männer wie d'Argens sorgten dafür, daß dieser Ruhm sich verbreitete, mehr als der gelehrten Gesellschaft lieb war. Nach dem Erscheinen der ersten beiden Bände der Encyklopädie dachte d'Alembert daran, das Werk in Berlin erscheinen zu lassen, um sich vor unliebsamen Folgen in seiner Heimath zu schützen.

Die Aufnahme berühmter Männer, wenn sie in Berlin anwesend waren, geschah nach dem Muster der Pariser Akademie unter besonderen Feierlichkeiten. Der Erste, den man so begrüßte, war der Marquis de Paulmy d'Argenson, der auf einer Reise im Winter 1747 nach Berlin kam. Er hielt in der Sitzung am 2. Februar eine steife Rede „Sur la nécessité d'admettre des étrangers dans les Sociétés littéraires“, die Maupertuis in schmeichelhaftester Weise beantwortete. Die zweite öffentliche Reception fand am 18. Juni 1750 statt. Es waren von Marschall und der junge französische Verseschmied d'Arnaud, die „aufgehende Sonne“, der Rivale Voltaire's, die eingeführt wurden und sprachen. Beide feierten den König. Bald darauf hielt der Spanier de las Torres seine Dankrede (1. October) und suchte seine erstaunten Hörer zu belehren, daß die Philosophie, die Jurisprudenz, die Geschichte und die schönen Wissenschaften nicht nur im letzten Jahrhundert in seinem Vaterland in Flor gestanden hätten, sondern noch immer blühten. In Gegenwart Maupertuis', Euler's und d'Argens', vielleicht auch vor den Ohren La Mettrie's wurden die jesuitischen Scholastiker gefeiert, freilich mit einer brillanten Restriction, die doch Jedem gestattete, über sie zu denken wie er wollte. „Vous y trouverez une métaphysique subtile, où l'esprit prend un essor qui devient à la vérité souvent un vol d'Icare, mais qui ne laisse pas cependant de montrer une grande force de génie, dans ceux même dont les chutes sont célèbres. Si nos Molinas, si nos Suarez et tant d'autres génies profonds que l'Espagne a nourris, n'ont pas trouvé la vérité, c'est plutôt pour avoir été au delà, que pour être demeurés en arrière.“ Immerhin ist diese Rede ein Beweis, daß die Akademie in schrankenloser Universalität allen anderen überlegen war: in ihrer Mitte steht ein La Mettrie als College neben Süßmilch, dem streng orthodoxen evangelischen Geistlichen, und vor ihnen rühmt ein Spanier die wissenschaftliche Größe seines Vaterlandes und der spanischen Jesuiten!

Aber nicht nur durch Universalität und Freisinn zeichnete sich die Akademie Friedrich's vor allen aus: von den ernsteren Gelehrten wurde auch anerkannt, daß sie nicht, wie die Mehrzahl der modernen Akademieen, so sehr von der „fureur du bel esprit“ ergriffen sei, daß sie nur schöne Phrasen drechsle. Hier wurde wirklich gearbeitet, und darum galt das Diplom der Berliner Akademie als die beste Empfehlung zur Aufnahme in andere Akademieen.

Maupertuis nahm die auswärtigen Gelehrten nicht deshalb auf, um mit ihnen Staat zu machen, sondern er wünschte ihre Mitarbeit. Zwar gelang es ihm nicht, Wolff's Feder für die Mémoires zu gewinnen — der Hallesche Philosoph schrieb nur dicke Bücher und stellte sich über jede wissenschaftliche Gesellschaft —, aber er brachte doch eine stattliche Zahl von auswärtigen Gelehrten zusammen, welche den ordentlichen Mitgliedern halfen, den Abhandlungen der Akademie Gehalt und Glanz zu geben. Niemals wieder im 18. Jahrhundert haben so viele Ausländer in den Mémoires geschrieben wie in dem Decennium von 1746–1755. Gleich der Jahrgang 1746 brachte Beiträge von d'Alembert, d'Argenson, Condamine, Lerch (meteorologische Beobachtungen aus Astrachan) und Krafft; d'Alembert blieb den Mémoires treu und ließ fort und fort mathematische Abhandlungen in ihnen erscheinen. Außer diesen Gelehrten schrieben Daniel Bernoulli, de Lalande, Cassini, Raynal, Sam. König u. A. Auch „vornehme Herren“ lieferten Beiträge. Graf H. C. Keyserlingk veröffentlichte 1748 „Recherches sur l'abrogation du droit d'élire un roi des Romains, faussement imputée à l'empereur Henri VI.“, der junge E. F. von Hertzberg, der 40 Jahre später Curator der Akademie werden sollte, schrieb über die alten Wappen der Markgrafen von Brandenburg (1752), und der damalige Curator Graf Redern publicirte seine „Considérations sur le globe“. Waren bereits die „Miscellanea“ der alten Societät in der wissenschaftlichen Welt stets geschätzt gewesen, so wuchs der Ruhm der „Mémoires“ weit über sie hinaus, zumal da man in jenen ersten zehn Jahren fast in jedem Bande eine Abhandlung oder ein Eloge von Friedrich selbst erhielt. Auf den Schreibtischen der Gelehrten und auf den zierlichen Tischen der Prinzessinnen und der Damen von Welt lagen die Quartbände der Akademie; ungeduldig wurde das Erscheinen des neuen Jahrgangs erwartet. War ihr Französisch auch nicht untadelig — es wurde darüber manche spöttische und nicht ungerechtfertigte Be-

merkung gemacht[1]) —, so war es doch Französisch! Männer von wissenschaftlichem Ansehen als ordentliche Mitglieder nach Berlin zu ziehen, war ferner eine Hauptsorge Maupertuis'. Der König ließ ihm freie Hand, aber an den noch knappen Mitteln der Akademie scheiterte manche Berufung. Friedrich gewährte zwar ein paar Mal einige hundert Thaler aus seiner Privatchatulle, aber er erklärte seinem Präsidenten, die Sorge für die Invaliden und

[1]) Maupertuis mußte bald einsehen, daß nicht wenige Abhandlungen durch die Übersetzung in's Französische verloren — abgesehen davon, daß einige stümperhaft und falsch übersetzt wurden. Er fragte deshalb bei dem König an, ob nicht die chemischen Abhandlungen lateinisch erscheinen dürften, da die Chemie in dieser Sprache eine feste, in Deutschland geläufige und unmißverständliche Terminologie besitze, und da die Übersetzer die termini technici nicht kennten. Er läßt dabei einfließen, daß auch andere Abhandlungen einen Theil ihres Werthes an dem schönen lateinischen Stil besäßen, und daß ihre Verfasser sie in dieser Sprache gedruckt sehen möchten. Er meint, man könne ja daneben ein französisches Résumé geben, und könne es mit deutsch geschriebenen Abhandlungen ebenso halten. Man sieht, Maupertuis ist durch harte Thatsachen von der Alleinherrschaft des Französischen zurückgekommen. Aber der König muß das Gesuch abschlägig beschieden haben; denn in den Mémoires erscheint auch in der Folgezeit ausschließlich die französische Sprache. — Einen heftigen Angriff gegen die Akademie und gegen Maupertuis richtete Gottsched in seinem Journal, weil die Akademie zur französischen Sprache übergegangen sei und in der Philosophie Sätze zulasse, die von den seinigen abwichen. Maupertuis' Expedition an den Pol nannte er dabei „une de ces bagatelles dont la vanité française tirait gloire pour avoir découvert une chose que Newton et Huygens avaient sue longtemps auparavant". In liebenswürdiger Weise suchte ihn als „laudator temporis acti" Kaestner bei Maupertuis zu entschuldigen in einem Briefe vom 15. April 1750. In den Acten der Akademie überwiegt das Deutsche übrigens noch bis etwa 1768; die volle Herrschaft des Französischen gilt erst für die Jahre 1768—1790. Doch brach in den letzten Jahren Friedrich's und unter Friedrich Wilhelm II. das deutsche Selbstgefühl durch. Damals richtete Büsching (Charakter Friedrich's II. 1788 S. 74. 78) seinen scharfen und ungerechten Angriff gegen den längst verstorbenen Maupertuis: „Maupertuis war ein seichter und eben deswegen ein hochmüthiger Gelehrter . . . der König hat sich gleich in der Wahl des ersten Präsidenten geirrt; denn Maupertuis war nicht der Mann, der die Akademie gut einrichten, verständig regieren und zu einem gegründeten und vorzüglichen Ansehen erheben konnte. Sie ward gleich im Zuschnitt verdorben und wurde zu Deutschlands Schimpf und zu der preußischen Länder Schaden eine französische Akademie, bei welcher französische und italienische Gelehrte einen beträchtlichen, deutsche Gelehrte aber entweder einen geringen oder wohl gar keinen Geldwerth hatten, und der Titel „Académicien" an und für sich selbst gab weder in der sogenannten großen, noch in der gelehrten Welt einen Rang". [Letzteres mag zu Büsching's Zeit der Fall gewesen sein, zu Maupertuis' Zeit war es anders, s. oben]. Büsching erscheint als ein incompetenter Beurtheiler; denn er sagt (a. a. O.), Formey habe Alle an Gelehrsamkeit übertroffen und bis an seinen Tod des Königs Gunst genossen.

für die Colonisation in den Provinzen müsse vorgehen. Vergebens bemühte sich Maupertuis, den großen Physiologen und Dichter A. von Haller aus Göttingen für Berlin zu gewinnen. Ebensowenig gelang es, Kaestner zu überreden, Leipzig mit Berlin zu vertauschen. Aber der tüchtige Anatom Meckel, der Schüler Haller's, kam; durch Lieberkühn und ihn war die anatomische Disciplin nun glänzend vertreten. Die älteren Mediciner, die Maupertuis sammt ihrer Kunst gering schätzte, wurden mit dem Abschied bedroht, wenn sie nicht mindestens alle zwei Jahre eine Abhandlung läsen. Eine königliche Ordre vom 26. August 1749 verfügte dann generell, daß jeder Akademiker, der nicht seine jährliche Abhandlung liefere, in den Stand der „Veteranen" übergehen und seine Pension verlieren solle.[1])

„Unsere Chemiker stechen alle Chemiker Europas aus;[2]) unsere Mathematiker können es mit den Mathematikern aller anderen Akademieen aufnehmen;[3]) unsere Astronomie, ausgestattet mit guten

---

[1]) Maupertuis hatte sich darüber beklagt, daß die älteren Mediciner keine Abhandlungen läsen und auch nur selten in den Sitzungen erschienen. Darauf schrieb der König zurück: „Il faut faire une loi par laquelle un académicien qui dans deux ans n'aura pas lu de mémoire, n'étant point empêché du travail par la maladie, sera rayé". Aber bereits am 26. August 1749 erschien folgende Cabinets-Ordre, in welcher nicht mehr von zwei, sondern nur von einem Jahr die Rede ist: „Le roi étant informé du peu d'exactitude que quelques académiciens apportent à remplir leur devoir, m'a ordonné de faire savoir à l'académie, qu'il avait décidé irrévocablement que tous ceux de ce corps, tant pensionnaires qu'associés ordinaires, qui passeront un an sans y produire aucun mémoire, seront rangés dans l'ordre des vétérans, et que leurs pensions, s'ils en ont, seront supprimées et rentreront dans les fonds de l'Académie, afin que S. Maj. en dispose en faveur de ceux qui par leurs travaux mériteront des encouragements et des récompenses.

Maupertuis."

[2]) Zu ihnen (Pott, Marggraf) kam im Jahre 1754 der ausgezeichnete Chemiker und Geologe Lehmann.

[3]) Mit Vorschlägen, die Zahl der Mathematiker und Geometer zu vermehren, mußte Maupertuis zurückhaltend sein; denn es war bekannt, daß der König kein Freund der Mathematik war und gerne auf die Mathematiker stichelte — er hatte sie, wenn sie sonst nichts trieben als Mathematik, in Verdacht, etwas verdreht zu sein; doch zählte er einen Euler zu den wenigen großen Männern des Zeitalters. Von Maupertuis behauptete er, er habe ein unersättliches Verlangen nach neuen Curven. „Ihr Mathematiker erhebt euch gleich Adlern in die Wolken, aber auch die am Boden kriechenden Thiere haben Verdienste, freilich der Geometrie gegenüber nur untergeordnete." Als er einmal gefallen war, schrieb er an Maupertuis: „Das kommt davon, daß man kein Geometer ist. Wenn ich den Schwerpunkt beobachtet hätte" u. s. w. Auch von der Metaphysik hielt der König immer weniger, und deshalb

Instrumenten, fängt an sich zu entwickeln; aber unsere beiden Klassen der speculativen Philosophie und der Belles-Lettres leiden an äußerster Schwäche und wären vielleicht ohne die so kräftige und mächtige Hülfe, die Ew. Majestät selbst ihnen gewährt haben, bereits an Entkräftung gestorben" — so schrieb Maupertuis im Winter 1748/49 an den König. Grade auf diese beiden Klassen hatte man die kühnsten Hoffnungen gesetzt, aber sie verwirklichten sich nicht. Daß Formey's Arbeiten inhaltlich ungenügend waren, sah man bald ein — erst nach und nach gewöhnte sich die Akademie an seine gespreizten und leeren Worte, und nachdem er durch seine Stellung ein berühmter Mann geworden war, kritisirte man ihn nicht mehr —; Francheville konnte über seine Unbedeutendheit nur Wenige täuschen; d'Argens schrieb nicht für die Akademie, und was er sonst schrieb, war mehr keck als lehrreich; die gehaltvollen Abhandlungen einiger deutscher Gelehrter aber, wie Süßmilch's, wurden nicht genügend geschätzt und waren in ihrem schlechten Französisch keine anziehende Lectüre.

Maupertuis suchte auch hier nach neuen Kräften, und Bernoulli empfahl ihm den jungen Merian sehr warm. Er wurde wirklich berufen (9. April 1750). Was er in den 57 Jahren, in denen er an der Akademie wirkte, geleistet hat, wird in einem anderen Zusammenhang darzulegen sein.

Maupertuis hatte eine Vorliebe für die Schweizer. Zwei Jahre vor Merian hatte er Passavant berufen, und bereits im Jahre 1747 war Sulzer durch seinen Einfluß Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium geworden. Die Akademie hat Jahrzehnte erlebt, in denen ihr die Schweizer das Gepräge gegeben haben — in höherem Maße als die Franzosen —, denn auch nach Maupertuis' Tode dauerte die Vorliebe für sie beim Könige fort. Sie war nicht unbegründet, und die persönlichen Beziehungen, in die der König zu Merian trat, bestärkten sie. Das kleine, ruhmvolle Land erzeugte mehr Männer der Wissenschaft, als es brauchen konnte. Der Exodus der schweizerischen Gelehrten ist im 17. und 18. Jahrhundert eine ebenso charakteristische Erscheinung wie das Reislaufen der Landsknechte. In München, in Berlin, in Holland, in London,

entfernte er sich immer mehr von Wolff. An Voltaire schrieb er schon am 13. Februar 1749: „La métaphysique est un ballon enflé de vent (so hatte sie Voltaire bezeichnet) . . . . Je me persuade que la nature ne nous a point faits pour deviner ses secrets, mais pour coopérer au plan qu'elle s'est proposé d'exécuter".

Paris und Petersburg — überall traf man schweizerische Professoren. Ihre Eigenart schmiegte sich dem Geist des 18. Jahrhunderts besonders an: alle waren sie kosmopolitisch gesinnt, alle zweisprachig; sie brachten aus Zürich und Basel eine tüchtige Bildung mit und die Traditionen des fleißigen und bücherschreibenden Gelehrten. Dazu zeichnete sie eine leichte, populäre Formgebung aus. Speciell aber für die deutsche Litteratur war Zürich durch Bodmer und Breitinger ein Mittelpunkt geworden und hatte Leipzig besiegt. Wie hätte ein König, der eine französische Akademie in und für Preußen aufrichtete, an den Schweizern vorübergehen können, und wie begreiflich ist es, daß Maupertuis nach ihnen Umschau hielt!

In Passavant hatte er sich freilich getäuscht. Die kleine tragikomische Episode ist erst jüngst bekannt geworden. Im April 1750 schrieb Maupertuis dem Könige einen höchst erregten Brief, Herr Passavant aus Basel habe in den zwei Jahren, seitdem er Mitglied der Akademie sei, die stärksten Proben der Sorglosigkeit und Faulheit gegeben, nun aber habe er gar eine Hauslehrerstelle bei Mad. von Fulmaier angenommen: „Comme cette place non-seulement le met encore plus hors d'état de travailler pour l'Académie, mais dégrade et avilit l'académicien, je crois qu'il conviendrait d'en faire un exemple et de priver de sa pension le Sieur Passavant; j'attends l'ordre de Votre Majesté sur cela".

Passavant mag ganz untauglich gewesen sein, aber der Zorn Maupertuis' entsprang seiner Eitelkeit: mit einem Hauslehrer wollte er nicht zusammensitzen. Der König verstand ihn vollkommen; er ließ ihn gewähren und opferte ihm den armen Passavant, aber in folgenden ironischen Worten:

„Cela dépend du bon plaisir et des lumières supérieures de M. le Président. Quant à moi son fidèle académicien, je l'assure que je n'ai jamais ouï nommer mon confrère Passavant et que dans mon petit particulier je suis très-humilié de l'affront qu'il a fait à votre Académie. Pour ne point mériter pareil traitement de votre part, je vous promets de travailler pour votre séance du mois de mai et de ne jamais me faire précepteur de quelque jeune homme que ce puisse être.

Frédéric."

Maupertuis verstand in seinem blinden Eifer diese Zurechtweisung nicht, sondern schrieb umgehend an die Akademie, der König erkläre Passavant's Stelle für vacant, da er ein Amt übernommen habe, das mit der Stellung eines Akademikers unverträglich

sei. Passavant erhob keine Einwendung, wohl aber Mad. von Fulmaier, hinter die er sich gesteckt haben mag. Sie wandte sich mit der Bitte an die Akademie, daß Passavant in ihrem Hause unterrichten und doch seinen akademischen Gehalt fortbeziehen dürfe. In heller Entrüstung brachte Maupertuis dieses Ansinnen der Dame vor den König. „Wollten wir solche Dinge billigen, dann würde erstens jedes neue Mitglied sofort eine Erzieherstelle nebenher übernehmen, und wir könnten zweitens nicht mehr erwarten, daß angesehene Männer auf den Titel eines Akademikers stolz wären, wenn wir in unsrer Mitte Domestiken hätten."

Diesmal gab der König dem Präsidenten eine kürzere Zurechtweisung: „Que fait à vous et à moi Madame de Fulmaïer?" Damit endete diese Correspondenz; aber bei Passavant's Ausschließung blieb es.

Nicht nur mit Passavant und Grischow jun., sondern auch mit Becmann und Battier — jener arbeitete wenig mit, dieser trat bald zu den Herrnhutern über und verließ die Akademie — hatte Maupertuis kein Glück; d'Arnaud kam als wirkliches Mitglied nicht in Betracht: so blieben unter den neugewählten (bis 1751) neben Meckel nur die drei Schweizer Beguelin, Merian und Sulzer, von denen sich etwas erwarten ließ. La Mettrie, der auf Befehl des Königs am 4. Juli 1748 aufgenommen worden war, schrieb nichts für die Akademie, und diese hätte sich auch für seine Mitarbeit bedankt. Sie war entrüstet über diese Aufnahme, zu der Maupertuis der Lokalpatriotismus, den König das unbedingte Eintreten für alle verfolgten „Philosophen" verleitet hatte. Drei Jahre hat dieser gescheite, aber völlig haltlose Mann, der den Materialismus nur compromittirte, als geistreicher Causeur — von seiner Philosophie wollte der König selbst nichts wissen — in Potsdam als Vorleser Friedrich's zugebracht. „Il était gai, bon diable, bon médecin, et très-mauvais auteur; mais, en ne lisant pas ses livres, il y avait moyen d'en être très-content."

Formey griff im Interesse der Akademie in Zeitschriften die Lehre La Mettrie's an und behauptet, dieser habe ihm das übel genommen und ihn beim Könige als intoleranten Theologen und verunglückten Philosophen angeschwärzt. Ob dem so ist, weiß man nicht; aber es ist höchst wahrscheinlich, daß der König mit der Haltung Formey's nicht zufrieden war. Nach dem plötzlichen Tode La Mettrie's beschloß er, die Theologen Europas durch ein Eloge auf den Mann in Schrecken zu setzen. Das Eloge wurde wirklich

in der öffentlichen Sitzung vom Januar 1752 verlesen, aber, wie Formey behauptet, mit tödtlichem Schweigen aufgenommen. In der That fühlte sich die Akademie, die diesen Collegen hatte dulden müssen, durch die Lobrede noch mehr gekränkt; aber auch Friedrich gereicht dieser Act der Pietät gegen den zuchtlosen Litteraten nicht zum Ruhme und trübte eine Zeit lang das Urtheil über seine eigene Weltanschauung.

Wir besitzen für das Jahr 1749 eine Schilderung einiger namhafter Akademiker aus der Feder Büsching's, der damals einen Besuch in Berlin gemacht hat. Da der Bericht manche charakteristische Züge enthält, so mag er hier eine Stelle finden:

Von den damaligen hiesigen Gelehrten besuchte ich folgende, die ich in alphabetischer Ordnung nenne: der Kirchenrath D. Jacob Elsner schien von der Vortrefflichkeit seiner eigenen gelehrten Arbeiten sehr überzeuget zu sein, aber anderer Gelehrten Arbeiten nicht unparteiisch zu beurtheilen. Mir machte er das Compliment, daß meine Einleitung in Paulus' Brief an die Philipper nicht viel Neues enthalte. Ich gab dieses zu, sagte aber, er werde doch gestehen, daß mehr Neues in derselben sei, als in seiner Einleitung in diesen Brief, die er seiner Erklärung desselben vorgesetzet habe. Von dem Augenblick an war er sehr höflich gegen mich. . . . Leonhard Euler ist nicht, wie die großen Algebraisten zu sein pflegen, ein finsterer Kopf und im Umgang beschwerlicher Mann, sondern munter und lebhaft (insonderheit unter Bekannten), und obgleich sein verlorenes rechtes Auge etwas ekelhaft aussiehet, so gewöhnet man sich doch bald daran und findet sein Gesicht angenehm. Die Akademiker Augustin Nath. Grischow (der ein paar Jahre hernach an die Akademie zu St. Petersburg berufen wurde) und Joh. Kieß zeigten mir die Sternwarte mit ihren Werkzeugen, deren genaue Richtigkeit sie rühmten, und unter denen auch der parisische Quadrant war, den der Präsident von Maupertuis in Lappland gebraucht hatte. Der Anblick der Stadt vom Altan dieses Gebäudes ist ungemein angenehm. In der Bibliothek der Akademie, die eben offen stand, traf ich außer dem Bibliothekar Wagner den französischen Prediger Pelloutier an. Die Bibliothek war nicht groß, aber schön, und enthielt die besten und meisten mathematischen und physikalischen Bücher, auch die Scriptores medii aevi und, wie man sagt, alle periodische litterarische Schriften vollständig. [Folgen Bemerkungen über den Prediger J. J. Hecker, die drei Rectoren J. Phil. Heinius, G. Fried. Küster und Joh. Jac. Wippel und über den Inspector Ulr. Chr. Köppen; von Heinius heißt es: „er hat in der gründlichen Gelehrsamkeit den Vorzug vor den beiden anderen Rectoren"]. Der berühmte Dr. Nath. Lieberkühn hat ein vortreffliches Cabinet von anatomischen Präparaten, die er selbst mit unbeschreiblicher Mühe und Geduld verfertiget hat. Er zeigte ein Stück von einem Darm, mit welchem er es dreihundert mal versuchet hat, ehe es ihm gelingen wollen, und jeder Versuch hat ihm einen Gulden gekostet. Der Herzog von Braunschweig hat ihm das ganze Cabinet für das Carolinum abkaufen, Lieberkühn aber 20000 Thlr. dafür haben wollen, die der Herzog daran zu wenden sich nicht entschließen können. Es sind Stücke darin, die sich den bloßen Augen kaum, und als kleine graue Klümpchen,

zeigen; wenn man sie aber durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, so erblicket man nicht nur unzählige Adern, sondern es sind auch die Venae und Arteriae durch verschiedene Farben des eingespritzten Wachses kenntlich gemacht worden. Die mathematischen und physikalischen Erklärungen, die er von einzelnen Dingen machte, waren sehr gründlich und einleuchtend. Sein Microscopium solare ist eine bewunderungswürdige Erfindung. Er leistet viel in den mechanischen und optischen Wissenschaften, wie seine erfundene Werkzeuge beweisen. [Folgen Bemerkungen über den Prediger Joh. Ernst Müller, den Hofprediger A. F. W. Sack — er wird sehr gerühmt; „von ihm habe ich erfahren, daß die Verfasser der Berlinischen Bibliothek lauter geschickte Candidaten sind, einen Mitarbeiter ausgenommen, der ein Prediger ist" —, J. J. Spalding: Von dem Dr. de la Mettrie, Verfasser der Schrift „L'homme machine", sagte er, „der Verstand desselben sei beständig am hitzigen Fieber krank", und Joh. Georg Sucro]. Es scheinet, daß Joh. Georg Sulzer, Prof. beim joachimsthalschen Gymnasium, die Theologie fast ganz bei Seite setzet und seinen Kopf und Fleiß ganz der Philosophie und Mathematik widmet. Als ich zu ihm kam, unterhielt er sich mit einem reisenden Schweizer fast zu lustig, welches dem Begriffe nicht gemäß war, den ich mir aus seinen Unterredungen von den Schönheiten der Natur von ihm gemacht hatte; ich sahe aber wohl, daß sein Landsmann dazu veranlassete. Der Consist.-Rath und Probst bei der Peterskirche, Joh. Peter Süßmilch, ist ein Mann von vielen Kenntnissen und gastfrei; man erzählet aber in Gesellschaften viel von seinen Anmaaßungen in Consistorialsachen, dessen Wahrheit ich nicht untersuchen kann. [Folgt eine Bemerkung über den gelehrten und klugen, aber als Skeptiker höchst gefährlichen Geh. Rath Joh. Gotthilf Vockerodt]. Süßmilch sammlete eine beträchtliche Bibliothek.

2.

Während das Eloge auf La Mettrie die Akademie zwar peinlich berührte, aber ihren Frieden nicht störte, war bereits eine andere Action im Gange, die sie auf's Tiefste erregte — der große Streit zwischen S. König und Maupertuis, in welchen erst sie selbst, dann Voltaire, dann der Monarch eingriffen, und der mit einer Niederlage aller Acteure endigte. Aber Friedrich's Gerechtigkeit und Edelsinn triumphirte, und ein Gewinn war es, daß er den Mann los wurde, dessen Gegenwart er nur zu lange geduldet hatte:

Nur Kleinheit sollte hier sich ängstlich fühlen,
Der Neid, der sich zu seiner Schande zeigt;
Wie feiner Spinne schmutziges Gewebe
An diesen Marmorwänden haften soll.

Die Geschichte auf's Neue zu erzählen, ist unerfreulich; aber sie darf hier nicht übergangen werden.

Samuel König (geb. 1712 in Büdingen), ein hervorragender Mathematiker, stand vom Haag aus, wo er als Professor lebte, in litterarischen Beziehungen zu den besten Gelehrten seines Fachs.

Bereits im Jahre 1740 war er Correspondent der Pariser und 1749 auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie geworden. Er verdankte diese Auszeichnungen seinen trefflichen Untersuchungen zur mechanischen Principienlehre und der Werthschätzung Maupertuis'. Die Briefe König's an ihn, die jüngst veröffentlicht worden sind, zeigen bis zum Ende des Jahres 1750 das beste Einvernehmen und respectvoll bewundernde Freundschaft von Seiten König's; sie erweisen bis zum letzten Blatt seine ehrenhafte Gesinnung. Noch im November 1750 schickte er eine Abhandlung für die Berliner Mémoires ein, die Maupertuis drucken ließ. In den Schreiben, die sie begleiteten, durfte er es wagen, dem Präsidenten den Franzosen de Prémontval, der mittellos umherirrte, zur Aufnahme in die Akademie dringend zu empfehlen. Nichts deutet darauf hin, daß ein Zwist zwischen ihnen ausbrechen sollte. König war ein Bewunderer Leibnizens und als Philosoph ein Schüler und Verehrer Wolff's. Gerade damals wurde der Streit über die Monadenlehre auf's Heftigste geführt. Auch die Akademie war in dieser Frage in zwei feindliche Heerlager gespalten. Auf Wolff's Seite standen Heinius, Formey, zu denen bald Sulzer trat; aber die Gegner Euler, Maupertuis und Merian waren ihnen überlegen. König's Eintreten für Leibniz und Wolff mußte bereits eine latente Spannung zwischen ihm und Maupertuis erzeugen.

Völlig arglos kam König im Winter 1750/51 nach Berlin. Er brachte ein Manuscript mit, welches er unbefangen und „mit helvetischem Freimuth" Maupertuis vorlegte — ohne Zweifel, um es in den Mémoires abdrucken zu lassen. Es enthielt eine scharfe, aber, wie die Kenner behaupten, wesentlich richtige Kritik eines großen Principes, das Maupertuis entdeckt zu haben glaubte, des „Principe de la moindre action", d. h., „daß die zu den in der Natur geschehenden Veränderungen verwendete Menge von Action stets ein Minimum sei, so daß man aus der Bedingung für das Minimum Bahn und Geschwindigkeit der bewegten Masse eindeutig erhalte."

Es ist ein Beweis für die richtigen Spuren, auf denen sich Maupertuis in der Physik bewegte, daß er nach einem Gesetze suchte, in welchem die Newton'sche Theorie ihre Krönung durch Erweiterung empfangen sollte; aber nicht nur war er zu oberflächlich und voreingenommen bei seinen Beobachtungen und zu hastig in seinen Beweisen, sondern auch hier spielten ihm sein Ehrgeiz und seine Ruhmsucht die schlimmsten Streiche. Er wollte

etwas entdeckt haben, was allen Wissenschaften zugleich zu Gute komme, ja sie neu begründe. Darum zog er ausschweifende Consequenzen und verkündigte dazu, in seinem „Princip" den einzigen haltbaren Beweis für das Dasein Gottes gefunden zu haben; denn es offenbare die Weisheit und Allmacht eines Schöpfers.

Das Princip, wie Maupertuis es faßte, war falsch, die gewählten Beispiele unpassend, und die Beweise, die er nur so hingeworfen hatte, mißlungen. Eben das deutete König in seiner Abhandlung an; aber er zeigte noch mehr: er wies nach, daß, soweit das Princip richtig sei, es Leibniz schon im Zusammenhang seiner Untersuchungen über die lebendige Kraft und ihre Erhaltung entdeckt und in einem Briefe an Jacob Hermann im Jahre 1707 ausgesprochen habe. Das betreffende Bruchstück dieses Briefes legte er seiner Abhandlung bei. Natürlich war er weit davon entfernt, Maupertuis des Plagiats zu beschuldigen; er hoffte sogar, diesen sich auf's Neue zu verbinden, indem er auf seine Ideen einging, sie freilich auch kritisirte, aber damit die Discussion in Fluß brachte. Was das Zusammentreffen Maupertuis' mit Leibniz betrifft, so meinte er, „que cette rencontre avec un très grand homme ne peut être que fort honorable". Um aber alle Rücksicht zu nehmen, überließ er es Maupertuis, indem er ihn das Manuscript zu lesen bat, darüber zu entscheiden, ob es gedruckt werden solle. Dieser, bereits durch den Gedanken eines Widerspruchs beleidigt, gab König die Abhandlung ungelesen zurück mit der Bemerkung, er solle sie nur drucken lassen. So geschah es; sie erschien im Märzheft 1751 der Leipziger Nova Acta Eruditorum.

Maupertuis war außer sich, als er sie gelesen hatte. Sein ganzer Stolz bäumte sich auf. In krankhafter Verblendung sah er vor allem darin das größte Attentat auf seine wissenschaftliche Majestät, daß sein „Princip" bereits von Leibniz ausgesprochen sein sollte. Er richtete an König ein Schreiben, in welchem er erklärte, in den gedruckten Leibniz-Briefen nichts von seinem Principe finden zu können, König solle daher das Original jenes angeblichen Schreibens an Hermann vorlegen; er drohte zugleich mit einer öffentlichen Antwort. König schrieb zurück, daß er einer weiteren Discussion mit Freuden entgegensehe, daß er aber das Original jenes Briefes in seiner Sammlung von Leibniziana nicht besitze, sondern nur eine Copie; seine Abschriften von Leibniz-Briefen seien aus der Sammlung des Schweizer Capitäns Samuel

Henzi[1]); er sei übrigens gern bereit, selbst Nachforschungen in der Schweiz über den Verbleib der Originale anzustellen (Juni und Juli 1751).

Mehr konnte er nicht thun; aber Maupertuis genügte das nicht. Er veranlaßte vielmehr die Akademie, die Sache ihres Präsidenten zu ihrer eigenen zu machen und durch ein officielles Schreiben an König die Forderung zu stellen, binnen vier Wochen den fraglichen Leibniz-Brief vorzulegen (7. October). Ein unerhörtes Ansinnen, welches indirect die schwerste Beleidigung für König enthielt! Zugleich richtete man Briefe nach Bern und bat Nachforschungen zu halten, ja Friedrich selbst ließ Schreiben an die Berner Regierung ergehen. Als König nach acht Wochen noch nicht geantwortet hatte — weil er sich bemühte, das Original ausfindig zu machen —, wiederholte die Akademie ihre Aufforderung an ihn noch dringlicher.

Das gesuchte Schreiben wurde nicht gefunden; Maupertuis theilte in der Sitzung vom 23. December 1751 der Akademie sehr befriedigt mit, daß auch die vom Monarchen veranlaßten Nachforschungen vergeblich gewesen seien. Kurz vorher aber hatte König sowohl Maupertuis (10. December) als der Akademie (18. December) geantwortet. Man kann nichts Ruhigeres und Würdigeres lesen als diese Briefe. Sie mußten auch in den Gegnern die sichere Überzeugung erwecken, daß König in reinster Absicht und mit gutem Gewissen gehandelt hatte. Der Brief an Maupertuis war außerdem in Worten einer ungeheuchelten Verehrung abgefaßt, erklärte, was zu erklären war, bedauerte herzlich die Mißverständnisse und autorisirte den Präsidenten überdieß, öffentlichen Gebrauch von diesen Zeilen zu machen.

Maupertuis war nicht im Stande, für seine Person nach diesem Briefe den Streit fortzusetzen; aber, unversöhnlich wie er war, veranlaßte er zum zweiten Mal die Akademie, eine unwürdige Rolle zu spielen. Sie mußte an König schreiben, der Präsident sei zwar durch die Erklärungen vom 10. December befriedigt, nicht aber die Akademie; denn die Hauptsache sei unerledigt geblieben, der Leibniz-Brief; sie habe allen Grund zu der Annahme, daß der Brief gefälscht sei. Auch jetzt noch blieb König ruhig; er erklärte mit

[1]) Dieser war am 16. Juli 1749 in Bern als Staatsverbrecher enthauptet worden. Nach Künzli's Muthmaaßung (L. Hirzel, Wieland und Künzli S. 59) vom Jahre 1754 wären die von Henzi gesammelten Briefe an einen holländischen Kaufmann gekommen.

Recht in zwei Briefen vom 15. Februar 1752 (an Maupertuis und die Akademie), daß die Haltung der Akademie der Sachlage nicht entspreche; er setzte noch einmal eingehend seine reinen Absichten bei Veröffentlichung jener Abhandlung auseinander — „mon intention ayant simplement été de remarquer en passant que M. de Leibniz avait eu des idées fort étendues sur la dynamique dont nous nous trouvions privés par l'entêtement des premiers adversaires des forces vives" —, und er wies die Gründe nach, weshalb er an der Echtheit des Briefes nicht zweifle. „Je l'ai donné comme je l'ai trouvé: je crois que la lettre est de M. de Leibniz, quelqu'un veut-il être d'un autre sentiment, cela ne doit point me faire de la peine."

Friedfertiger konnte er sich nicht ausdrücken. Aber das Unglaubliche geschah. Maupertuis stellte am 13. April in der Akademie den förmlichen Antrag, sie solle in ihrer Gesammtheit ein Urtheil abgeben über die Echtheit des Briefs (über die Thatfrage, sagte Maupertuis ausdrücklich, nicht über König's Moral: ein solcher Zusatz fehlte nur noch!). Die Akademie gehorchte wiederum und erklärte feierlich und einstimmig — doch war nur die Hälfte der Mitglieder in der Sitzung erschienen —, der von König mitgetheilte Brief Leibnizens an Hermann sei eine Fälschung, zu dem Zweck gemacht, Leibnizens Ruhm zu erhöhen oder Maupertuis zu schaden!

Die einzige Entschuldigung, die die Akademie für diese erstaunliche Erklärung hatte, war die Autorität Euler's. Dieser große Mathematiker hatte nicht nur in einem Mémoire, das nicht zu seinen bedeutendsten Leistungen gerechnet wird, Maupertuis' Princip, allerdings in wesentlicher Umformung, zu vertheidigen gesucht (Dissertatio de principio minimae actionis una cum examine objectionum Koenigii), sondern er war auch von der Unechtheit des Leibnizbriefs überzeugt und glaubte Beweise dafür zu besitzen. Ohne Verständniß für Leibnizens Universalität, von seiner Weise zu arbeiten antipathisch berührt, traute er ihm in der Mechanik nichts Gutes zu und war überall bereit, gegen ihn Partei zu nehmen. Sein Mémoire wurde der Erklärung vom 13. April zu Grunde gelegt, und die schwachen Argumente für die Unechtheit des Briefs[1]) — als ob das Fehlen des Originals ernsthaft in Betracht käme — für zureichend erachtet.

[1]) Daß der Brief echt ist, ist heute anerkannt, nur das ist fraglich, ob Hermann der Adressat gewesen ist und nicht vielmehr Varignon; Letzteres hat Gerhardt (Sitzungsberichte 1898, 23. Juni) sehr wahrscheinlich gemacht.

Jetzt riß auch König die Geduld; er schickte der Akademie sein Diplom zurück und legte in einem „Appell an das Publicum" diesem den ganzen Handel vor — „ein bei aller Lebhaftigkeit doch nicht maaßloses, sondern nach Inhalt und Form lobenswerthes Actenstück", dem der angeblich gefälschte Brief von Leibniz nunmehr beilag, zwar nicht urschriftlich, doch mit allen inneren Merkmalen der Echtheit. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich. Waren auch die Wenigsten in der Streitfrage selbst sachkundig — um einzusehen, daß der Präsident seine Macht mißbraucht und die Akademie sich unwürdig gegen König benommen hatte, dazu bedurfte man der Kenntniß des „Princips" nicht. Maupertuis' Sieg war in Wahrheit eine Niederlage[1]); sein Proceß war vor der Akademie gewonnen, aber vor dem Forum Europas verloren, und schon nach wenigen Monaten erhielt der Streit ein Nachspiel, in welchem ein unbarmherziges Gericht über den Präsidenten erging.

Seit dem Juli 1750 weilte Voltaire als Gast des Königs in Sanssouci. Es fehlte ihm nichts zu einem amüsanten Leben; er konnte sich ergehen, wie er wollte, und täglich das Glück genießen, sich an der Tafel des großen Königs bewundern zu lassen. Und doch nagte an seiner Seele ein Wurm: er war nur Gast, zwar mit dem Kammerherrnschlüssel und dem Verdienstorden geschmückt, aber nicht aufgenommen in den Kreis der hohen Staatsdiener. Wie lange wird der Monarch ihn bei sich dulden? Durch einen schmutzigen Proceß hatte sich der Dichter bereits verächtlich gemacht; dazu hatte La Mettrie ihm in's Ohr geflüstert, der König habe über ihn geäußert: „Ich werde ihn höchstens noch ein Jahr brauchen; man preßt die Orange aus und wirft die Schale weg". Dieses Wort ließ ihn nicht mehr los: ob es der König wirklich gesagt oder nicht, darüber grübelte er unabläßig; La Mettrie war leider nicht mehr zu einem Bekenntniß zu bringen, denn er starb ein paar Monate nach der Enthüllung.

[1]) Der sachliche Streit dauerte noch bis zum Tode Maupertuis' fort; denn dieser hatte jetzt für nichts mehr in der Welt Sinn als für das neue Princip, an welches er seinen ganzen Ruhm geknüpft sah. In der Sitzung vom 15. November 1753 las Euler ein Mémoire Maupertuis' gegen d'Arcy vor und am 7. Mai 1756 einen Brief und ein Mémoire von Lagrange über das Princip. Auf Grund dieser Arbeit wurde Lagrange wenige Monate später zum auswärtigen Mitgliede ernannt. So verdankt die Akademie dem unglücklichen Princip doch den Gewinn eines großen Mathematikers.

Wenn Voltaire bei sich überdachte, welche Stellung im Dienste des Königs für ihn erstrebenswerth sei, so haftete sein Auge am Präsidentenstuhl der Akademie. Er war ihm vor zwölf Jahren in Aussicht gestellt worden; aber jetzt fand er ihn breit besetzt von jenem Maupertuis, auf den er selbst den König einst aufmerksam gemacht hatte. Er sah den rücksichtslosen und hochfahrenden Mann, der auch sein Präsident war[1]), im Besitze der Macht und in Ehren; aber noch deutlicher sah er die Schwächen des phantastischen Naturforschers. Er beschloß sie zu benutzen und ihn zu vernichten[2]). Der Streit mit König kam ihm wie gerufen.

Im Herbst 1752 erschien ein angeblich am 18. September von einem Berliner Akademiker als Antwort auf die Anfrage eines Pariser Collegen geschriebener Brief, in welchem die Streit=

---

[1]) Voltaire war Académicien, aber es läßt sich nachweisen, daß er die Sitzungen nur sehr selten besucht hat; doch knüpfte er mit einigen Akademikern, namentlich mit Francheville, Beziehungen an.

[2]) Daß es Voltaire auf den Präsidentenstuhl abgesehen hatte, sagt Friedrich mit dürren Worten in dem Brief an die Markgräfin von Bayreuth vom 12. April 1753. Daß man schon im November 1750 — also vier Monate nach Voltaire's Ankunft in Berlin — von Zerwürfnissen zwischen Voltaire und Maupertuis sprach, wissen wir jetzt aus dem Brief des Prinzen Wilhelm an diesen (Geh. Staatsarchiv); aber erst zwei Jahre später schritt Voltaire zum Angriff. Ein besonderer Anlaß für den Ausbruch der tödtlichen Feindschaft findet sich mehrfach erzählt; der Bericht geht auf den König selbst zurück. „Der Streit begann an der Tafel des Königs. Voltaire war sehr unterhaltend; alle waren darüber einer Meinung, Maupertuis allein schwieg. Nach der Ursache gefragt, sagte er, er habe sich dabei tödtlich gelangweilt“ (Lucchesini z. 7. October und 4. December 1780 bei Bischoff, Gespräche Friedrich's des Großen mit H. de Catt u. s. w. 1885 S. 167. 187); ausführlicher de Catt, der den König erzählen läßt, Voltaire habe versetzt: „Das überrascht mich nicht; Sie sind auch ein Mensch zum Langweilen“. Die letzten Gründe des Streits lagen tiefer. Es war der Kampf um den König. Voltaire wollte absichtlich eine Katastrophe herbeiführen, weil er hoffte, Sieger zu bleiben und den König allein und dauernd an sich zu fesseln. Wie er über den Monarchen dachte, zeigen die berühmten Verse, die er sogar nach Bayreuth an die Markgräfin zu schicken sich erdreistet hat:

„Assemblage éclatant de qualités contraires,
Ecrasant les mortels et les nommant ses frères,
Misanthrope et farouche avec un air humain,
Souvent impétueux et quelquefois trop fin,
Modeste avec orgueil, colère avec faiblesse,
Pétri de passions et cherchant la sagesse,
Dangereux politique et dangereux auteur,
Mon patron, mon disciple, et mon persécuteur.“

frage ganz im Sinne König's besprochen, Maupertuis aber außerdem — daran war König unschuldig — des Plagiats beschuldigt wurde. Das Schreiben schloß mit der Bemerkung, mehrere Akademiker wären entschlossen, eine Akademie zu verlassen, die Maupertuis vergewaltige, wenn sie nicht die Ungnade des Königs fürchteten. Der Brief, der sonst sachlich gehalten war, so daß man den Verfasser nicht sofort errathen konnte, war von Voltaire. Der König war über dieses Pamphlet und andere Angriffe auf Maupertuis auf's Höchste entrüstet. In mehreren Briefen tröstete er seinen Präsidenten und goß die Schale seines Zorns über die Leute aus, die den anspruchsvollen Namen Philosoph tragen wollen, aber alle Leidenschaften in ihrer Seele regieren lassen; „Komödianten, auf der Bühne stellen sie erhabene Gefühle dar, und im Foyer stiften sie Händel an und beschimpfen sich". Der König muthmaaßte richtig, daß Voltaire der Verfasser sei; aber in der Absicht, den häßlichen Streit womöglich noch auszulöschen, respectirte er die Anonymität. Eine scharfe Antwort sollte der „Philosoph" jedoch erhalten, und da die Akademie unbegreiflicherweise schwieg, so beschloß der König sie selbst zu geben; denn „man soll nicht sagen, daß ein Mann von Verdienst ungestraft beschimpft worden ist". Bereits am 11. November war Friedrich's Gegenschrift, ebenfalls anonym und als Brief eines Berliner Akademikers an einen Pariser, in Maupertuis' Händen, und der König versicherte ihm zugleich, daß er ihre weiteste Verbreitung angeordnet habe.

Die Sorge für Maupertuis — er schrieb ihm damals zweimal wöchentlich, und wie zartfühlend hat er ihm Trost und Muth zugesprochen! — dazu die Entrüstung über einen schlimmen Streich haben den König zu dem ungewöhnlichen Schritt veranlaßt, selbst Partei zu ergreifen und sich in den bösen Handel zu mischen. Auch wenn die Sache der Akademie und ihres Präsidenten ganz rein gewesen wäre, war Friedrich's Eingreifen ein Wagniß; nun aber hatten sie einen tüchtigen Gelehrten mißhandelt — diese Thatsache war nicht aus der Welt zu schaffen! Doch Friedrich dachte nur an seinen beleidigten Präsidenten und an den giftigen Stich des „litterarischen Insects". Die zweite Ausgabe der Broschüre erschien mit einer Vignette, die über den königlichen Autor keinen Zweifel ließ. Die Ausführungen schossen über das Ziel hinaus und mußten den Gegensinn hervorrufen. Maupertuis wurde in ihnen als der unvergleichlich große Mann gefeiert und mit Ruhm über-

schüttet. Eine scharfe Antwort — man weiß nicht von wem — unter der Maske eines Pariser Akademikers folgte dem Panegyricus auf dem Fuße.

Aber sie genügte Voltaire nicht; er nahm all seinen Witz, die furchtbare Fähigkeit, die er besaß, Menschen lächerlich zu machen und durch Spott zu zermalmen, zusammen, um den Präsidenten zu vernichten und dem Könige zu zeigen, welch einen Phantasten und Charlatan er für „den Herrscher zweier Reiche“ halte. Der Streit mit König bot ihm für dieses Unternehmen so gut wie keinen Stoff mehr, aber unglücklicherweise hatte Maupertuis im Herbst 1752 eine Sammlung von Abhandlungen in Briefform veröffentlicht, die das Gesuchte in überreichem Maaße enthielt. Sie sind in der That zum Theil höchst sonderbar, diese Briefe! Maupertuis' ungemessener Ehrgeiz, als der Universalgelehrte zu gelten, sein Bestreben, durch Bizarrerien den Eindruck des tiefsinnigen Forschers zu erwecken, der Probleme aufwirft, an die Niemand gedacht, und Unternehmungen vorschlägt, die in Erstaunen versetzen, sein hastiges Übergreifen auf Gebiete, die ihm fremd waren, endlich Nachklänge von Paracelsus und den Alchemisten her, die immer noch fortwirkten, wo die Stimmung der Renaissance herrschte — das Alles trieb zusammen in diesen Briefen die wunderlichsten Blüthen hervor. Auch wenn man erkennt, daß Maupertuis hier nicht Lehren vorgetragen hat, sondern nur anregen und zum Nachdenken reizen wollte, auch wenn Vieles in dem Sinne gesagt ist, in welchem in unseren Tagen Jules Verne seine naturwissenschaftlichen Plaudereien vorgetragen hat, auch wenn man anerkennt, daß Manches, was auf den ersten Blick befremdet, doch einen guten Sinn hat — der Eindruck läßt sich doch nicht verwischen, daß der Angriff auf sein Princip der kleinsten Action und auf seine wissenschaftliche Unfehlbarkeit den auch körperlich schwer leidenden Maupertuis aus seiner Bahn geworfen hat.

Vom Stein der Weisen reden die Briefe und von anderen alchemistischen Dingen, von der Fähigkeit der Seele, in die Zukunft zu schauen, von wunderlichen Kuren, die man versuchen solle, von gewagten Vivisectionen, von den zwölf Fuß hohen Patagoniern, deren Gehirn man untersuchen müsse, und von geschwänzten Menschen in der Südsee; sie schlagen vor, ein Loch bis an den Mittelpunkt der Erde zu graben, eine lateinische Stadt zu gründen u. s. w. Dazwischen finden sich allerdings Vorschläge, in denen Maupertuis der Zeit vorausgeeilt ist, und auch in dem Angeführten steckt

mancher gute Gedanke, auf den nur ein sinnender Naturforscher verfallen konnte; aber Alles ist so rasch hingeworfen und so stark vermischt mit Absurdem, daß der Eindruck des Ganzen ein peinlicher bleibt, ja an's Lächerliche streift.

Diese Briefe erwählte sich Voltaire, der übrigens von den Naturwissenschaften nichts verstand und der incompetenteste Richter war, und schrieb seine Spottschrift nieder: „Diatribe du Docteur Akakia, Médecin du Pape“. „Jede Ungereimtheit, die dem armen Maupertuis in dem Ringen nach Erhabenheit, das ihm oft beinahe, aber niemals ganz gelang, zufällig entfallen ist, hebt Voltaire auf, manipulirt sie, setzt sie in das Erhaben-Lächerliche und schleudert sie in der Gestalt von brennendem Staub an das Haupt von mon Président“. Voltaire hatte die Kühnheit, dem Könige die Schrift im Manuscript vorzulesen, und wie sollte dieser nicht einen Moment gelacht haben? aber er verbot Voltaire auf's Strengste, sie zu veröffentlichen und ließ ihn vor seinen Augen das Manuscript verbrennen. Doch für die Publicität hatte dieser bereits gesorgt; er hatte auf Grund einer Druckerlaubniß, die er für eine andere Schrift erlangt und betrügerisch producirt hatte, das Libell bereits in Potsdam drucken lassen. Als das Friedrich erfuhr, zwang er Voltaire, der zuerst alles ableugnete, zur Abbitte und zu demüthigenden Erklärungen; die ganze Auflage ließ er vernichten. Allein Voltaire betrog den König zum zweiten Mal. Er schickte ein Exemplar in's Ausland, und bald erschien der „Akakia“ auf's Neue, jetzt in Tausenden von Exemplaren, und wurde mit Schadenfreude vom Publicum gelesen.

In hellem Zorn flammte Friedrich auf; er schrieb Voltaire: „Wenn Eure Werke Statuen verdienen, so verdient Eure Aufführung die Galeere“, und er ließ am Weihnachtsabend 1752 das Libell von Henkershand auf dem Gensdarmen-Markt zu Berlin verbrennen — die Freiheit der Wissenschaft stand hier nicht zur Frage. Damit war Voltaire's Rolle in Berlin ausgespielt. Zwar suchte der König, nachdem er den Mann „von infamstem Charakter“ so hart bestraft hatte, doch noch einen Ausgleich herbeizuführen; allein Voltaire wollte nicht mehr bleiben. Nachdem er noch einmal vor Friedrich Komödie gespielt, d. h. den Verdienstorden wieder angelegt, öffentlich das gegen Maupertuis geschleuderte Pasquill verleugnet und auch gelobt hatte, nicht mehr gegen ihn zu schreiben, verließ er im März Potsdam und die preußischen Staaten, um sofort von Leipzig giftige Schmähbriefe gegen Maupertuis, die

Akademie, der er die Mitgliedschaft kündigte, und den König — der „Salomo des Nordens“ war nun zum „Dionysius von Syrakus“ geworden — ausgehen zu lassen. Das drakonische Nachspiel in Frankfurt, das dieser Wortbruch zur Folge hatte, gehört nicht mehr hierher.

Der furchtbare Angriff auf Maupertuis — vergebens hatte er an Voltaire eine Herausforderung geschickt — ließ sich durch keine königliche Huld ungeschehen machen, und der Gegner sorgte im Auslande dafür, daß der Skandal nicht vergessen wurde. Mit unerbittlichem Haß verfolgte er den Präsidenten immer auf's Neue; dieser aber war körperlich und gemüthlich gebrochen. Seit einem Jahre bereits hatte er Urlaub nehmen und in einem wärmeren Klima Heilung suchen wollen; er besaß seit Monaten die Genehmigung des Königs zur Reise; aber die Kämpfe hinderten ihn an der Ausführung. Im Frühjahr 1753 endlich, fast gleichzeitig mit Voltaire, verließ er Berlin und begab sich nach Frankreich. Schon früher hatte er dem Könige Euler als den Mann bezeichnet, der am geeignetsten sei, an seiner Stelle die Geschäfte der Akademie zu führen „par sa probité, par ses lumières et par son zèle pour l'Académie“; jetzt wurde Euler förmlich mit ihnen betraut. Der König ließ Maupertuis nur ziehen, weil er sein Brustleiden für tödtlich hielt und nichts verabsäumen wollte. Unter der Hand aber mußte bereits im Jahre 1752 Darget in Paris sondiren, ob d'Alembert sich nicht entschließen könne, nach Berlin zu kommen und im Falle einer Katastrophe Maupertuis' Nachfolger zu werden. Doch seine liebevolle Sorge für diesen hörte deshalb nicht auf. Er stattete den Präsidenten mit einem förmlichen Achtungs- und Ehrendiplom aus, das er Jedem vorlegen sollte, der seine Verdienste antasten würde; er schrieb ihm die herzlichsten Briefe, tröstete ihn über die fortgesetzten Angriffe Voltaire's — „wir sind Collegen in dieser Affaire“ —, beruhigte ihn über das Befinden seiner Frau, die in Berlin zurückgeblieben war, und gab ihm Nachrichten über die Zustände in „seiner“ Akademie, die freilich nicht immer erbaulich waren. „O, wenn doch Einer von Euren Medicinern die Kunst, delabrirte Lungen zu flicken, erfände!“ ruft er Maupertuis zu.

Im Juli 1754 kehrte der Präsident nach Berlin zurück; sein Gesundheitszustand hatte sich wider Erwarten doch gebessert. Aber er war nur noch eine halbe Kraft. Seine Gegenwart konnte kein neues Leben in die Gesellschaft des Königs bringen, der einsam

geworden war. „Notre société s'en est allée au diable: le fou [Voltaire] est en Suisse, l'Italien [Algarotti] a fait un trou à la lune, Maupertuis est sur le grabat, et d'Argens s'est blessé le petit doigt, ce qui lui fait porter le bras en écharpe, comme s'il avait été blessé à Philippsbourg d'un coup de canon. C'est la plus grande nouvelle de Potsdam; ne m'en demandez pas davantage. Je vis avec mes livres, je converse avec les gens du siècle d'Auguste, et bientôt je ne connaîtrai pas plus les gens de ce siècle-ci que défunt Jordan ne connaissait les rues de Berlin.“ In der That — den oberflächlichen, frivolen und pedantischen, immer witzelnden Directeur des Belles-Lettres d'Argens allein zum Gesellschafter, das war eine traurige Gesellschaft! In Friedrich zuckte es manchmal, ihn zu behandeln, wie sein Vater Gundling behandelt hatte. Überhaupt — es erinnert doch Manches in den Zuständen und in der Art, wie der König untergeordnete litterarische Acteure verhöhnt hat, an die Tage seines Vaters, der Streit zwischen Voltaire und Maupertuis an die Balgerei zwischen Faßmann und Gundling, aber aus dem Märkischen in's Französische übersetzt und auf die europäische Bühne gestellt.

3.

Zwei Jahre brachte Maupertuis wieder in Berlin zu. Die Vertheidigung seines „Princips“ und die Verstärkung der Akademie beschäftigten ihn. Er nahm sechs neue ordentliche Mitglieder auf, darunter zur Freude des Vaters den jungen Euler. Aber die gewonnenen tüchtigen Gelehrten blieben bis auf L. de Beausobre sämmtlich der Akademie nicht treu. Unter den fünf Ehrenmitgliedern, die hinzutraten, machte dem Könige die Wahl des Fürstbischofs von Breslau, des lockeren und witzigen Grafen von Schaffgotsch, besonderes Vergnügen. „Er kann in der Eigenschaft eines Schülers des Petronius bei uns eintreten.“ Gleichzeitig mit ihm wurde der Abbé de Prades zum Ehrenmitglied gewählt, wieder ein Freigeist, der sich aus Frankreich hatte flüchten müssen. Auf d'Alembert's Empfehlung hatte ihn Friedrich zu seinem Vorleser gemacht. Beide Männer sind später beim Könige in Ungnade gefallen. Der Vorschlag, den Prinzen Radziwill aufzunehmen, stieß bei Friedrich auf Schwierigkeiten. „Ihr könnt es mit Eurer Akademie machen, wie Ihr wollt, mein lieber Maupertuis, aber das weiß ich, wenn ich eine hätte, sollte mir kein Fürst und kein Mönch hineinkommen.

Wir Fürsten sind in der Regel sehr oberflächliche Geschöpfe, die den Vereinen, in die wir eintreten, nur die lange Litanei unserer Titel bringen und sonst nichts; aber der polnische Prinz, der sich Euch präsentirt, übertrifft unsere Gattung noch durch ein Stück Narrheit, das ihm eigenthümlich ist. Damit ist nicht gesagt, daß ich mich und meine Mitbrüder ausnehme, aber seine Narrheit überragt doch die unsere. Man muß bei der Wahl auswärtiger Mitglieder die strengste Kritik üben, sonst wird die Ehre, nicht zur Akademie zu gehören, größer sein als die Ehre der Mitgliedschaft. Eine Körperschaft, die Maupertius, d'Alembert und Montesquieu zu ihren Mitgliedern zählt, darf keine Radziwill's und Ansaldi's aufnehmen." Als Maupertuis bei seinem Vorschlag beharrte, gab der König scheinbar nach. „Da die gemeinen Vorurtheile in Bezug auf Rang und Geburt Eindruck auf Euren philosophischen Kopf gemacht haben, so bin ich bereit zu unterschreiben. Nehmt also Euren Prinzen, aber — um der Ehre Eurer Akademie willen — laßt doch noch vorher eine Berechnung anstellen über die Zahl der Narren in der Londoner und Pariser Akademie, ob sie größer ist als in der Eurigen, weiter, ob es sich etwa darum handelt, die ungerade Zahl derselben gerade zu machen. Nehmt Euren Prinzen! nur hütet Euch, mir nicht seine polnische Übersetzung des Milton zu schicken, die er Euch anzubieten nicht ermangeln wird. Ich sehe, daß die Welt in allen Ländern dieselbe ist, und daß die Narren sich überall eindrängen; sie dienen als Schönheitspflaster für solche, welche nicht ganz ebenso närrisch sind wie sie. Bei der Königin von Polen erinnere ich mich eine Negerin gesehen zu haben, ein africanisches Monstrum, und ich kann nicht leugnen, an ihrer Seite nahm sich die Königin weniger abschreckend aus. Euer Prinz wird Euren Herrn Grischow und Sack und noch vielen anderen, die ich nur aus der Entfernung gesehen habe, denselben Dienst leisten. . . ." Maupertuis verzichtete jetzt auf die Aufnahme des Prinzen.

Am 7. Juni 1756 verließ der Präsident, dessen Gesundheitszustand sich wieder verschlimmert hatte, Berlin abermals, diesmal für immer. Gleich darauf brach der Siebenjährige Krieg aus, der Maupertuis, dessen Herz zwischen Preußen und Frankreich getheilt war, besonders hart traf. Aber er blieb dem Könige treu. Als sein Urlaub ablief, wollte er nach Berlin zur See über Hamburg zurückkehren, fand aber die Häfen gesperrt. Er plante nun, von Bordeaux aus die Seereise zu machen, aber Friedrich rieth dem

kranken Manne nach Italien zu gehen und verlängerte ihm den Urlaub. Zur italienischen Reise kam es nicht. Maupertuis, immer noch hoffend, in sein Amt zurückkehren zu können, begab sich über Neufchâtel nach Basel zu seinem Freunde Joh. Bernoulli. Dort ist er am 27. Juli 1759 gestorben.[1]) Der König hatte ihn auch im Kriege nicht vergessen. Aus Struppen, aus Dresden, aus dem Feldlager von Prag hat er ihm geschrieben. „Ihr seid vielleicht der einzige Franzose in Frankreich, der an mich denkt."

In den letzten Monaten vor Ausbruch des Krieges war Friedrich anscheinend in resignirter Stimmung. „Unser Zeitalter glänzt nicht durch große Männer, die es besitzt, sondern durch das große Erdbeben; es ist steril." Als ihn Maupertuis ersuchte, wieder etwas für die Mémoires zu schreiben, erwiderte er: „Ich bin nichts als ein trister Politiker, ich könnte nur ein Mémoire schreiben über die besten Mittel, ein ruinirtes Königreich wieder herzustellen; aber man würde sich darüber moquiren und sagen: er hindert das seinige so zu sein, wie es ihm genügen sollte. Bis zur öffentlichen Sitzung sind nur noch drei Tage; ich erwarte daher Eure Ordres für das nächste Jahr oder wann es Euch beliebt". Das nächste Jahr, ja schon die nächsten Monate sollten andere Aufgaben bringen! Aber während sich bereits die Wolken zusammenzogen, am 3. Juli 1756, sprach er Maupertuis gegenüber noch die Absicht aus, den Wunsch des Fürstbischofs von Breslau zu erfüllen und ihm die Rede für den Eintritt in die Akademie auszuarbeiten: „Ich werde das Vergnügen haben, ihn sagen zu lassen, was ich über Euch denke, und werde die Rede auf die Siege bringen, welche die Fortschritte des menschlichen Geistes über den Glauben gewinnen. Ich bin zwar für meine Person nicht allzu überzeugt davon, aber es ist gut, dergleichen zu sagen; denn es giebt so dumme Priester" u. s. w. Zu dem Ulanenstreifzug in das feindliche Gebiet der Kirche im Bunde mit dem verweltlichten Bischof kam es nicht mehr; bereits im August rückte Friedrich in Sachsen ein.

Während des furchtbaren Krieges, in welchem der Feind bis in die Hauptstadt vordrang, stockten die Arbeiten der Akademie nicht sofort, aber sie wurden doch sehr gehemmt und hörten zuletzt fast ganz auf. Einige Akademiker verließen Berlin; sie folgten Berufungen nach Petersburg an die dortige Akademie, die damals der Berliner die gefährlichste Concurrenz machte. Es lassen sich

[1]) Daß Wieland sich darum bemüht hat, Maupertuis' Nachfolger zu werden, ist neuerdings bekannt geworden.

während des Krieges zwei Perioden unterscheiden. In der ersten von 1756—59 gingen die Geschäfte im Ganzen ruhig fort; Euler, der sie leitete, correspondirte regelmäßig mit Maupertuis, und das Erscheinen der Mémoires wurde nicht unterbrochen. Aber nach Maupertuis' Tode, als Euler factisch Präsident geworden war — den Titel erhielt er nicht —, stellte man unter dem Druck, der auf Allem lag, die Herausgabe der Mémoires ein (von 1760—64 ist nichts erschienen), und auch die Sitzungen wurden nicht mehr ganz regelmäßig gehalten „à cause des circonstances publiques". Ordentliche Mitglieder und Ehrenmitglieder sind bis 1759 (während Maupertuis' Abwesenheit bis zu seinem Tode) überhaupt nicht mehr gewählt worden; dann (1760) ernannte man de Catt und die Mediciner Brandes und Roloff, die schon seit fünf Jahren Associés waren, zu ordentlichen Mitgliedern. Als man aber den König ersuchte, Marggraf's Wahl zum Director zu bestätigen und die Verleihung einiger erledigten Pensionen zu genehmigen, vollzog der Monarch zwar die Ernennung Marggraf's unter Anerkennung seiner großen Verdienste, genehmigte aber die Pensions-Verleihung nicht, sondern ließ der Akademie durch d'Argens mittheilen, alle erledigten Gehälter seien bis zur Beendigung des Krieges zu thesauriren und jede Neuerung habe zu unterbleiben; sobald der Friede geschlossen, werde er der Akademie eine ganz besondere Sorge zuwenden, die eingeschlichenen Mißbräuche abstellen und ihr neue Kraft, zur Befriedigung aller Mitglieder, einflößen. Er spricht ferner sein Befremden aus, daß die Drucklegung der Mémoires Schwierigkeiten finde, und ermahnt zur fleißigen Arbeit, „à donner par la diversité des ouvrages et des matières une nouvelle vie à ces Mémoires, que quelques-unes des classes paraissent avoir trop négligés, quoique ce ne soit pas la faute des Académiciens qui composent ces classes, mais celle de quelques abus, que le Roi se propose de réformer à la paix". Die Mahnung fruchtete nichts; die Mémoires erschienen zunächst überhaupt nicht mehr.

Unmittelbar bevor diese Ordre an die Akademie erging, hatte sie neun auswärtige Mitglieder aufgenommen (13. März, 16. und 23. October 1760), und der König hatte diese Wahlen bestätigt, wahrscheinlich ohne nähere Prüfung. Diese Neun sind mithin die einzigen Mitglieder, die nicht mehr unter Maupertuis' Präsidentschaft und noch nicht durch Initiativentschließung des Königs (s. unten) aufgenommen worden sind. Sie verdanken ihre Reception also lediglich der freien Wahl der Akademie unter Euler's

Leitung. Unter ihnen befanden sich drei Deutsche: Silberschlag in Magdeburg (später ordentliches Mitglied der Akademie), der Arzt Huber in Cassel und — Lessing (vorgeschlagen von Süßmilch, Sulzer war gegen die Aufnahme). Von 1748—55 hatte sich Lessing mit Unterbrechungen in Berlin aufgehalten, war bekanntlich auch zu Voltaire in nahe Beziehungen getreten und von seinem Geist und Stil stark beeinflußt worden. Dann aber hatte er, 1758/60 wiederum in Berlin, anonym, jedoch den Freunden bekannt, mit der Geißel in der Hand den Tempel der deutschen Litteratur zu reinigen begonnen. Die Aufnahme war eine würdige Belohnung im rechten Moment — endlich einmal eine Wahl, bei der die Akademie sich ihrer Aufgabe, die deutsche Litteratur zu pflegen, erinnert hat!

Aber der König mißbilligte die Entschließung. Wir wissen bestimmt, daß er mit den Receptionen, die seit Maupertuis' Tode vollzogen worden waren, unzufrieden gewesen ist. Da sich diese Unzufriedenheit schwerlich auf die sechs gewählten Ausländer (in Paris, Bologna, der Schweiz und im Haag) bezogen hat, so kann sie nur durch Silberschlag's, Huber's oder Lessing's Wahl veranlaßt worden sein. Von diesen dreien kannte er die beiden ersten kaum, von Lessing aber wußte er genug; Voltaire hatte ihn früher bei ihm verleumdet. Die Folge war, daß der König die nächsten Vorschläge, die die Akademie am 2. April 1761 zur Bestätigung vorlegte — es handelte sich wieder um zwei hervorragende Deutsche, Gellert und Lambert —, zunächst überhaupt nicht beantwortete, dann aber nach drei Jahren durch d'Argens der Akademie erklärte, S. Maj. halte es zur Zeit nicht für opportun, die gemachten Personalvorschläge zu bestätigen, und Sie befehlen, „qu'on ne reçût à l'Académie aucun membre jusqu'à ce qu'Elle eût nommé un président, et qu'Elle se réservait pour le présent le droit de nommer Elle seule jusqu'à ce temps les membres que l'Académie recevrait". Dabei blieb es. Der König hat in den folgenden 22 Jahren bis zu seinem Tode die Wahlen als sein Reservatrecht behandelt und der Akademie durch diese Ordre das Vorschlagsrecht ganz (so hat es Formey, Souv. I p. 163f. aufgefaßt) oder doch nahezu genommen. Es ist wahrscheinlich, daß die mißliebige Wahl Lessing's diesen Entschluß mitverursacht hat. Der erste richtige und muthige Schritt hat der Akademie die Ungnade des Königs zugezogen!

Über Euler's Geschäftsführung (bis 1759) sind wir durch seine Briefe an Maupertuis einigermaßen unterrichtet. Er war

gewissenhaft und sparsam, aber kaum weniger heftig und eigensinnig als der alte Präsident, zwar gerecht, aber nicht ohne Vorurtheile. Auf sein Betreiben wies die Akademie eine Abhandlung d'Alembert's — wenn auch in schmeichelhaften Worten — zurück, weil sie eine Polemik gegen ihn enthielt. Dagegen wurde der jugendliche Merian von ihm sehr bevorzugt. Maupertuis, Euler und er bildeten ein Triumvirat, das es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, die angeblich übertriebene Hochschätzung Leibnizens auf das rechte Maaß zurückzuführen und den Einfluß seiner Philosophie zu brechen. Eine Sammlung von Leibniz-Briefen, beleuchtet durch ein ausführliches Vorwort von Merian, sollte in den Mémoires erscheinen. Maupertuis hatte auch eine deutsche Übersetzung der Briefe gewünscht, aber Merian fand, als er sie unternahm, zu große Schwierigkeiten; denn, wie Euler sagte, „die Anhänger Leibnizens sind sehr scrupulös in Bezug auf gewisse Ausdrücke, und es ist fast unmöglich, sie zu befriedigen". Neben Euler war Eller, der Leibarzt, das einflußreichste Mitglied der Akademie zur Zeit des großen Krieges. Formey stand noch zurück; über eine seiner Reden bemerkt Euler, daß sie, soweit er urtheilen könne, gelungen war. Es geschieht das in Anlaß der Schilderung der öffentlichen Sitzung zur Feier des Geburtstages des Königs im Jahre 1759; sie sei gut verlaufen, auch gut besucht gewesen, obgleich kein königlicher Prinz das Fest verherrlicht habe. Nach diesem Schreiben sind nur noch drei Briefe an Maupertuis erhalten, der letzte vom 9. Juni 1759.

Euler hat dem Präsidenten treulich über alle Vorgänge Bericht erstattet. Es war wenig zu erzählen; aber nach Maupertuis' Tode wurde es noch stiller. Die Acten der Akademie versagen für die Jahre 1760—63 so gut wie ganz. Aber auch Friedrich konnte in dem großen Kriege nicht für die Akademie sorgen[1]). Er las Vieles, aber er schickte ihr nichts ein. Seinen Abriß der Kirchengeschichte, eine Frucht der Lectüre von Fleury's Werk, unter der schlechten Berathung des frivolen Hoftheologen d'Argens entstanden, ließ der König nicht in den Mémoires drucken. Auch was er sonst producirte und zu Papier brachte, theilte er der Akademie nicht mit; denn sie galt ihm gleichsam für suspendirt, solange er ihr keinen Präsidenten schaffen konnte. Einen gewissen Zusammenhang hielt d'Argens aufrecht; aber geschäftliche Mittheilungen waren

[1]) Nur Maupertuis' Andenken in Ehren zu halten, vergaß er nicht, zumal da Voltaire noch immer nicht Ruhe gab.

nur spärlich zu machen. Dafür plauderte der witzige Marquis von diesem und jenem und erzählte akademische Klatschgeschichten, unter Anderem, daß der Botaniker Gleditsch steif und fest behaupte, den verstorbenen Präsidenten Maupertuis im Saale der Akademie neben der großen Uhr gesehen zu haben; fast eine Viertelstunde habe die Erscheinung gedauert, und ganz Berlin spreche davon. Den König amüsirte und ärgerte die Geschichte zugleich, und er benutzte sie zu einer „Ode", die für die Akademie nicht schmeichelhaft war.

Im Winter 1760/61 war der König in Leipzig und ließ sich die beiden Koryphäen der Stadt, Gottsched und Gellert, vorstellen. Jener, der große Duns, der sich längst überlebt hatte, stieß ihn ab durch die Anmaaßung und Eitelkeit, die er im Gespräch zur Schau trug. Dagegen gewann er Respect vor Gellert. Dennoch hat er den Vorschlag der Akademie, der bald darauf erfolgte, ihn zum Mitgliede zu machen, niemals bestätigt (s. oben). Deutsche Litteraten sollten ausgeschlossen bleiben; der eine, der zwei Monate vorher durchgeschlüpft war, Lessing, war schon zu viel. Auch eines französischen Schriftstellers, des größten Genies, das Frankreich besaß, hat Friedrich damals gedacht — Rousseau's. Aber der Mann war ihm unverständlich und antipathisch. Ihn nach Berlin zu ziehen, konnte dem Freunde Voltaire's nie in den Sinn kommen, wenn er auch dem Verfolgten ein Asyl gewährte.

4.

Endlich wurde der Friede geschlossen. Die Akademie hatte während des Krieges 25000 Thlr. „erspart", aber ihr Personalbestand war reducirt — auf Vorschläge hatte der König seit dem Jahre 1761 überhaupt nicht mehr geantwortet (s. oben) —, ihre Arbeiten stockten, und nicht wenige Mitglieder waren verbittert, weil sie noch immer kein Gehalt bezogen. Friedrich dachte sofort an die Erneuerung der Akademie. Erneuerung — das bedeutete nach seiner Auffassung der Dinge einen neuen Präsidenten; denn der Präsident war ihm die Akademie. Euler, der fast zehn Jahre die Geschäfte geführt hatte, genügte ihm nicht. Einzig d'Alembert hielt er für würdig, Leibnizens und Maupertuis' Nachfolger zu werden. Daß Euler als Mathematiker viel bedeutender als der Pariser Gelehrte war, wußte Friedrich nicht, und wenn er es gewußt hätte, so hätte es ihn nicht anders gestimmt: d'Alembert war Philosoph, Kritiker, Redacteur der Encyklopädie, Franzose!

Schon im Jahre 1752 hatte er ihn nach Berlin ziehen und statt des todtkranken Maupertuis zum Präsidenten ernennen wollen. Nicht nur Darget hatt sich im Auftrage des Königs um ihn bemühen müssen (s. oben S. 262), sondern auch d'Argens. Zwölftausend Franken, freie Wohnung im Potsdamer Schloß, freien Tisch am Hofe und das volle Verfügungsrecht über die akademischen Gehälter hatte er ihm in Aussicht gestellt. Allein d'Alembert, obgleich er nur 1700 Franken Rente bezog, hatte abgelehnt. Er wollte seine Unabhängigkeit und Zurückgezogenheit bewahren; er verwies auf die schlimmen Kämpfe, in die Maupertuis verwickelt worden sei, weiter auf seine gemeinsame Arbeit mit Diderot, ferner auf das ihm unzuträgliche Klima von Potsdam, endlich — auf Maupertuis, der sein Freund sei und ja noch lebe. d'Argens mußte in seiner Antwort diese Bedenken zu zerstreuen suchen: werde Maupertuis wider Erwarten gesund aus Frankreich zurückkehren, so bliebe ihm doch die sichere Anwartschaft auf den Präsidentenstuhl und außerdem alle die günstigen Bedingungen, die der König ihm habe anbieten lassen. Allein d'Alembert verharrte bei seiner Ablehnung — weder seine körperlichen noch seine geistigen und seelischen Kräfte seien der Stelle gewachsen. Auch als ihn Maupertuis selbst im folgenden Jahre persönlich aufsuchte und des Königs Bitten unterstützte, blieb er fest. Den letzten Grund durfte er nicht deutlich aussprechen: „es ist besser, einen König zum Freunde als zum Herrn zu haben“. In dieser Stimmung bestärkte ihn namentlich Voltaire fort und fort: war ihm selbst der Präsidentensitz entgangen, so sollte ihn auch kein anderer erhalten. In übertriebener Weise schilderte er dem Freunde die Gefahren, die den Philosophen am Hofe Friedrich's drohen — als wären sie alle so intrigant wie er oder so hochfahrend und unvorsichtig wie Maupertuis.

Da der König d'Alembert zur Übersiedelung nicht zu bewegen vermocht und auch die Aussichten auf einen Besuch des Gelehrten in Berlin sich zunächst zerschlagen hatten, so hatte er ihm schon im Jahre 1754 eine Pension von 1200 Franken ausgesetzt; denn, wie er an den Marschall Keith schrieb, „d'Alembert ne jouit pas d'avantages de la fortune proportionnés à ses talents et à son caractère“. Eine Empfehlung brauchte d'Alembert schon damals nur auszusprechen — wieder handelte es sich um einen Verfolgten, Toussaint —, und der König versprach seine Protection. Dann kam der große Krieg. Die Correspondenz riß nicht ganz ab; denn Friedrich hatte den Plan, d'Alembert an die Spitze der Akademie

zu stellen, keineswegs aufgegeben. Unmittelbar nach dem Friedensschluß lud er ihn zu einer Zusammenkunft ein und schrieb ihm am 14. April 1763:

Nos campagnes sont finies. Je suis sensible à la part que vous y prenez. . . . Je vais donc vivre tranquillement avec les Muses, et occupé à réparer les malheurs de la guerre, dont j'ai toujours gémi. Je compte faire en juin ou juillet un petit voyage dans le pays de Clèves. Si vous voulez vous y rendre, je vous ferai marquer le temps précis de mon départ, et je vous ramènerai en toute sûreté à Potsdam.

Friedrich hoffte, durch persönliche Vorstellungen das zu erreichen, was die Briefe nicht vermocht hatten. Im Kreise der Akademie wurde die Absicht des Königs bekannt und mit wenig Freude aufgenommen. Wie mußte es Euler empfinden, wenn ihm der Mann vorgesetzt wurde, dem er als Mathematiker unstreitig überlegen war und der in den Beziehungen zu ihm nicht immer die Probität bekundet hatte, die ihn sonst auszeichnete! Wie bitter mußte es der Mehrzahl der Akademiker sein, wenn ihnen jetzt wieder — nach einem siegreichen Krieg über die Franzosen — ein Franzose als Präsident gegeben wurde! Welche Gefühle mußten in ihnen aufsteigen, wenn hier 12000 Franken ausgeworfen wurden, während sie nach jahrelanger Arbeit vergeblich um 200 Thlr. baten! Ganz verzweifelt schrieb der alte, hochverdiente Süßmilch in einer Eingabe an das Curatorium, in der er unter Beilegung eines gelehrten Werkes wieder einmal um die ihm vorenthaltene Pension nachsuchte (am 5. Mai 1763):

Ich bin muthlos und zweifle an einem erwünschten Erfolg, theils weil mein Buch deutsch geschrieben, theils weil die Akademie der neuen Schöpfung des d'Alembert soll unterworfen werden, woraus doch nichts als Tort für die Deutschen zu erwarten. Der Untergang der Akademie erfolgt alsdann gewiß, weil die wenigen Franzosen es nicht ausmachen werden, unter denen ohnedem kein einziger wahrer Gelehrter zu finden. Also hat auch anjetzt die Akademie ihre Stunde der Vorsehung.

Süßmilch hatte Recht: d'Argens, Beguelin, Francheville, Prémontval, Achard sen., Formey, Beausobre jun., de Catt bedeuteten als Gelehrte nichts — das waren die Franzosen und die französischen Schweizer. Euler, Vater und Sohn, Pott, Marggraf, Gleditsch, Merian, Sulzer und Süßmilch leisteten die wissenschaftliche Arbeit, und galten in ihren Fächern als die vorzüglichsten Gelehrten, ja als die ersten Autoritäten Europas — das waren die Deutschen. Aber der König, so hoch er einen Euler und Marggraf schätzte, urtheilte in der Gesammtauffassung nach einem anderen Maaßstab,

und die Wünsche der Majorität der Akademiker drangen nicht bis zu ihm[1]).

Wirklich brachte er d'Alembert von Wesel, wo er mit ihm zusammengetroffen war, nach Berlin und genoß zwei Monate den Umgang mit dem verehrten Mann, aber zum Bleiben und zur Übernahme der Präsidentenstelle konnte er ihn nicht bewegen. Mit Schmerzen ließ er ihn im August 1763 wieder ziehen: endlich hatte er einen Freund gefunden, der Maupertuis ersetzte, ja der ihn, wie er sicher empfand, übertraf, und diesen Mann konnte er nicht halten! Doch für die Nachwelt ist es der höchste Gewinn gewesen, daß d'Alembert nach Paris zurückkehrte; denn der Briefwechsel, der nun begann und fast ununterbrochen bis zum Tode

---

[1]) Bald darauf ist auch die letzte Hoffnung, Winckelmann zu gewinnen, durch den König zerstört worden. Daß der Gedanke an Berlin dreimal in Winckelmann's römisches Leben eingegriffen hat, hat Justi (Winckelmann Bd. II 2, 1872 S. 301 ff.) nachgewiesen. Im Jahre 1761 zeigte sich eine entfernte Möglichkeit beim Ankauf des Stosch'schen Museums. Im Jahre 1763 suchte ihn Sulzer zu gewinnen; aber Winckelmann waren die in Berlin dominirenden Franzosen fatal sowie die mathematische Richtung der Akademie. Wenn sich Sulzer's Vorschlag verwirkliche, so „müsse die erste Sache in Berlin sein, den Marquis d'Argens — er hatte einen ‚Wisch' über die Malerschulen geschrieben — für einen unwissenden Esel auf's höflichste zu erklären; solche Leute sind ein Schandfleck aller gelehrten Gesellschaften." Aber doch hörte man bereits im Herbst 1763 in Berlin, Winckelmann werde kommen, und im Jahre 1765 hatten es die Freunde so weit gebracht, daß ein förmlicher Antrag an ihn, Bibliothekar des Königs zu werden, durch Nicolai erging. Diesmal willigte Winckelmann mit befremdlichem Enthusiasmus ein und erfuhr eine peinliche Zurückweisung durch den König, der ihn so wenig kannte, daß er ihn mit einem verrückt gewordenen Auditeur und Vagabunden verwechselte. Er stieß sich an den 2000 Thalern, die Winckelmann, irre geführt durch Nicolai's unklares Schreiben, gefordert hatte. „Für einen Deutschen sind 1000 Thaler genug." Winckelmann war tief verletzt. „Der König weiß nicht, daß man einem Menschen, welcher Rom gegen Berlin verläßt, und sich nicht anzutragen nöthig hat, wenigstens soviel geben müsse, als Jemand, welcher von Petersburg gerufen wird. . . Ich verlasse nicht das Eismeer, wie Euler, oder die Froschpfütze von Holland, wie Catt, sondern den schönsten Ort der Welt. . . Doch sollte er wissen, daß ich mehr als ein Algebraist Nutzen schaffen kann, und daß die Erfahrung nur von zehn Jahren in Rom weit kostbarer sei als ebensoviele Jahre Ausrechnung von Verhältnissen von parabolischen Linien, die man zu Tobolsk so gut wie in Smyrna machen kann. . . Ich kann mit eben so viel Recht sagen, was ein Castrat in einem ähnlichen Fall in Berlin sagte: Ebbene! faccia cantare il suo generale." — Für Winckelmann selbst war es ein Glück, daß er nicht nach Berlin gekommen ist. Nicht vierzehn Tage hätte er es als Privatbibliothekar des Königs ausgehalten. Dafür kam Pernety, aber der falsche; der König hatte eigentlich seinen Bruder, der über Physiognomik geschrieben hatte, gemeint.

des Gelehrten fortdauerte, ist in der gesammten litterarischen Correspondenz Friedrich's weitaus der gehaltvollste und lehrreichste. Hier gab sich der König völlig ungezwungen und frei; hier kommen alle seine wirklichen Interessen nach ihrem Maaße und ihrer Stärke zum Ausdruck; hier sucht er nicht Voltaire an Esprit, d'Argens an Gewandtheit zu übertreffen, sondern es spricht sein eigenes Talent und sein eigener Genius. In d'Alembert fand er einen Partner, der ihm gewachsen war. Stahl und Stein ließen hier nicht Funken des Witzes sprühen, sondern Geistesblitze. Aber auch sie sind nicht das Charakteristische. Der Briefwechsel war dem alternden Könige ein wärmendes Feuer. Zu ihm muß man greifen, um den sich gegen seine Umgebung abschließenden, einsamen Mann theilnehmend und lebendig zu finden.

Und die Akademie? — sie erhielt d'Alembert nicht zum öffentlichen Präsidenten, wohl aber zum heimlichen. Am 6. Januar 1764 erließ der König jene Ordre, die bereits oben mitgetheilt worden ist, daß er die Personalvorschläge, die die Akademie vor drei Jahren gemacht habe, zur Zeit nicht genehmige, ferner, daß die Akademie kein Mitglied erwählen solle, bis er einen Präsidenten ernannt habe, und daß er sich selbst bis dahin das Recht reservire, allein diejenigen zu bezeichnen, die die Akademie als Mitglieder aufzunehmen habe. Wie ernst das gemeint war, hatte er bereits sechs Tage vorher durch die That gezeigt, indem er der Akademie einfach befohlen hatte, Quintus Icilius, Bernoulli und Castillon als ordentliche Mitglieder zu begrüßen.

Durch die Ordre vom 6. Januar hat sich der König selbst zum stellvertretenden Präsidenten erklärt (solange d'Alembert die Übernahme des Präsidiums verweigern würde), und er ist es bis zu seinem Tode geblieben. Er hat alle die Rechte direct an sich genommen und wirklich ausgeübt, die er einst Maupertuis übertragen hatte. Fortab ernannte er die Mitglieder, die ordentlichen und die auswärtigen, und nur selten und unter besonderen Umständen durfte die Akademie es wagen, einen Vorschlag zu machen. Von 1764—1786 hat sie der König regiert und Akademiker berufen, wie er Minister berief. Wie eingehend er sich bis zu seinem Tode auch um das Einzelne bekümmert hat, werden die folgenden Blätter lehren! Im Auslande wußte man es bald, daß jetzt Alles in den Händen des Königs selbst lag, und demgemäß erhielten die Diplome der Akademie einen höheren Werth, ihr Urtheil ein größeres Ansehen.

Aber der wirkliche Präsident war d'Alembert. Kaum eine einzige Ernennung hat der König vollzogen, ohne seinen Rath einzuholen, und er betrachtete diesen Rath fast immer als entscheidend. Aber auch von sich aus hat d'Alembert Vorschläge gemacht[1]). Noch häufiger freilich wandten sich die Mitglieder der Akademie an ihn und suchten ihn für ihre Wünsche zu erwärmen. Es war ein ganz geregelter, aber heimlicher Geschäftsgang. Die Akademiker richteten ihre Gesuche an de Catt, den königlichen Secretär, der selbst Mitglied der Akademie war, und er schrieb confidentiell an d'Alembert. Dieser machte die Vorschläge zu seinen eigenen und trug sie in dieser Form dem Könige vor. Auch Euler scheute sich nicht, im Interesse seines Sohnes d'Alembert's Vermittelung direct anzurufen, und man muß anerkennen, daß der Pariser Gelehrte hier wie sonst mit unbestechlicher Uneigennützigkeit, mit viel Wohlwollen und mit gutem Tact seines schwierigen Amtes gewaltet hat. Allerdings nimmt es sich sonderbar aus, wenn er, scheinbar proprio motu, von Paris aus dem Könige den Potsdamer Hofprediger Cochius zum ordentlichen Mitgliede vorschlägt unter Berufung auf ein gutes Buch, das er von ihm gelesen habe. Aber andererseits ist es d'Alembert gewesen, der dem Monarchen Lagrange als Nachfolger Euler's empfohlen und seine Berufung durchgesetzt hat. Auf keine andere Erwerbung ist er, mit Recht, so stolz gewesen. Durch den ganzen Briefwechsel mit dem Könige zieht sich der immer wiederholte Ausdruck der Freude, daß er ihm den großen Mathematiker hat zuführen können.

---

1) Wie sehr er sich als latenter Präsident der Akademie fühlte, geht am deutlichsten aus den Briefen vom 26. Mai und 11. Juli 1766 hervor — aus der Art, wie er hier über die Aufgaben spricht, mit denen die beiden Castillon's, Vater und Sohn, zu betrauen seien, und aus den Worten, in denen er beantragt, Lagrange solle über Paris nach Berlin reisen: „Je pourrais le mettre au fait de plusieurs choses concernant l'Académie, dont il est bon qu'il soit instruit pour pouvoir être plus utile dans la place qu'il va occuper, et qu'il remplira certainement avec succès.“ Auch auf die Verbesserung der Einrichtungen des Observatoriums ist er bedacht, unterbricht sich aber dann selbst und schreibt: „mais je m'aperçois, Sire, peut-être un peu tard, que je fais ici ou parais faire le rôle de président de l'Académie, qui n'en saurait avoir de plus digne et de plus éclairé que son protecteur même, et qui n'a besoin, pour obtenir ce qui est juste, que de le proposer à ce grand roi.“ In der That erreichte d'Alembert diesmal nicht ganz die Ausführung seiner Vorschläge, was ihm empfindlich war: die astronomische Hauptstelle erhielt nicht Castillon, sondern Bernoulli.

Friedrich und d'Alembert waren beide der Meinung, daß die großen Talente — in Frankreich wie überall — immer seltner würden, und daß man eine Akademie lieber spärlich als mit wenig tauglichen Gelehrten besetzen solle. In Folge dessen hat Friedrich in der zweiten Hälfte seiner Regierung, d. h. in 22 Jahren, nur 18 ordentliche Mitglieder und 17 auswärtige ernannt. Es war ein Verhängniß für die Akademie, daß weder der König noch der große französische Gelehrte den Fortschritten der deutschen Wissenschaft (mit Ausnahme der Mathematik) und Litteratur folgten, ja sie nicht einmal beachteten. Sie haben in der Zeit, in der der deutsche Geist mächtig emporstrebte, eben in jenen 22 Jahren, nicht einen einzigen Deutschen zum auswärtigen Mitglied ernannt und nur fünf Specialgelehrte zu ordentlichen. Weder die Begründer und Mitarbeiter der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", noch die Männer der neu heraufsteigenden Zeit, wie Winckelmann und Herder, obgleich der letztere mehrmals den akademischen Preis gewonnen hatte, wurden der Aufnahme für würdig erachtet! Jetzt erst wurde die Isolirung der Akademie in der eigenen Heimath wirklich vollständig. Auch ihre Geschäftssprache wurde französisch, sie selbst eine Societät französischer Litteraten, in der einige deutsche und schweizer Specialgelehrten arbeiteten, geleitet von dem preußischen Könige, der völlig befriedigt war, wenn ihm der große Pariser Géomètre-littérateur das Zeugniß ausstellte, daß seine Akademie in gutem Zustande sei. Und doch — auch Friedrich, der Akademiker, hat einen Geisteskampf gekämpft, den er mit Anspannung aller Kräfte für sein Land und sein Volk führte: es sollte aus Superstition und sittlicher Unfreiheit zur Vernunft und zu edlen Formen emporstreben. Aber bei allem Scharfblick fehlte ihm die Einsicht, daß sich kein Volk willkürlich modeln läßt, und daß man volksthümliche Kräfte benutzen muß, wenn man es fördern will. Dazu: das Bildungsideal, das ihm vorschwebte, war abstract und höfisch zugleich; es bot Formen statt Kräfte.

Noch im Winter 1763/64 schritt der König zur Neuordnung der Finanzen der Akademie. Trotz der großen Summen, die während des Krieges erspart worden waren, war er mit der Verwaltung wenig zufrieden: die Kalender hätten mehr einbringen müssen; Euler sei von dem Ober-Commissar — es war noch immer Köhler — zu abhängig, der ungebührlich viel in seine eigene Tasche fließen lasse. Das behaupteten auch Andere; aber Euler hielt Köhler für unentbehrlich und traute ihm, wie ihm einst von Jariges

getraut hatte; doch wurde das Kalenderwesen nun schärfer controlirt. Ein Theil der ersparten Gelder (s. oben S. 269) wurde auf königlichen Befehl zu einem großen Umbau des chemischen Laboratoriums und der mit ihm verbundenen Wohnungen, zur Einfriedigung des botanischen Gartens und zur Reparatur aller Gebäude der Akademie verwendet. Die Klagen über die Verwaltung hörten aber nicht auf, und die Kalender wurden nach Inhalt und Ausstattung schlechter. Dennoch scheute Euler vor einer Neuordnung zurück, und eine förmliche Klage Sulzer's bei der Akademie blieb ohne Erfolg; denn die Akademiker fürchteten Euler. Einige sagten wohl mit Beguelin, er werde Berlin verlassen, wenn man ihm Ungelegenheiten mache, und dieser Verlust würde größer als alle Vortheile einer besseren Einrichtung sein. Jetzt steckte sich Sulzer hinter de Catt, und der König erließ eine Ordre, in welcher er eine Commission niedersetzte zur Reform der Administration der Akademie (21. Februar 1765). Obgleich Euler selbst (neben Merian, Sulzer, Beausobre, Castillon und Lambert) in die Commission gewählt wurde, empfand er diese Maaßnahme doch als ein Mißtrauensvotum und als eine persönliche Kränkung; bisher „hatte er alles allein regiert, und er wollte auch nichts Nachtheiliges gegen Köhler geschehen lassen". Übrigens hatte er wirklich Feinde in der Akademie, vor allem Formey, aber auch Sulzer und Lambert scheinen ihm nicht günstig gesinnt gewesen zu sein.

Die Commission konnte sich über die an den König zu richtenden Vorschläge nicht einigen und sandte daher drei verschiedene ein. Sulzer und Beausobre riethen, das Kalenderwesen zu verpachten; Lambert wollte, die Commission solle es in die Hand nehmen — man behauptete, er wünsche es selbst zu verwalten —; Euler schlug vor, es Köhler unter neuen Bedingungen zu lassen. Ohne Wissen der Commission, um sich den Sieg zu sichern, schrieb er an den König; aber dieser Schritt hatte den entgegengesetzten Erfolg: der König entschied sich für die Verpachtung, bevor ihm noch die Vorschläge eingereicht waren, und richtete an Euler ein scharfes Schreiben: „ich verstehe zwar keine Curven zu berechnen, aber das weiß ich, daß 16000 Thlr. mehr sind als 13000". Die Commission war entrüstet, als sie von dem Briefwechsel Euler's mit dem König erfuhr, und nöthigte ihn, das wenig schmeichelhafte königliche Schreiben in der Sitzung zu verlesen. Dennoch war er so unvorsichtig, sich noch einmal direct an den Monarchen zu wenden, was ihm nur „eine sehr ernsthafte

Antwort eintrug, die er Niemandem gezeigt hat". „In dergleichen Fällen verrechnete sich unser großer Geometer erstaunlich", sagte sein Freund Merian. Schärfer drückte sich Sulzer aus: „Es ist ganz unglaublich, von was für kindischen Besorgnissen — er glaubte, bei einer Neuordnung würde sein Gehalt nicht mehr regelmäßig ausbezahlt werden — und Vorurtheilen dieser in seinem Fach so große Mann eingenommen war". Der peinliche Vorgang reifte in Euler den Entschluß, Berlin zu verlassen und nach Petersburg zurückzukehren. Daß er d'Alembert nachgesetzt worden war und nun auch in seinem Wirken für die Akademie durch eine Commission beschränkt werden sollte, war ihm zuviel. Wer wird diesen Entschluß dem Manne verargen, der fast zehn Jahre der Leiter der Akademie gewesen war und jetzt seine Herrschaft mit kleineren Geistern theilen sollte? Erst auf das dritte Abschiedsgesuch antwortete der König, und zwar mit der freundlichen Aufforderung, Euler möge seine Eingabe zurückziehen und nicht wieder auf die Sache zu sprechen kommen. Allein er war entschlossen, Berlin zu verlassen, und zwar mit seinem Sohne, dem Akademiker. Am 2. Mai ertheilte ihm Friedrich in kurzen Worten und ohne Dank den Abschied „pour aller en Russie", und in der Sitzung am 29. Mai war Euler zum letzten Mal in der Akademie, die ihm ihr Bedauern über sein Scheiden aussprach. Fünfundzwanzig Jahre hatte er ihr angehört und ihren Ruhm erhöht[1]). Der König war betrübt und gekränkt; wieder sah er einen Akademiker, und einen so hervorragenden, nach Petersburg ziehen. Auch d'Alembert bestärkte ihn in der schmerzlichen Überzeugung, daß er diesen Verlust nicht hoch genug schätzen könne. Erst nach zehn Jahren hören wir von einer Correspondenz des Königs mit Euler, der unterdeß völlig erblindet war, aber fortfuhr, die Welt durch mathematische Arbeiten ersten Ranges in Erstaunen zu setzen. In zwei Briefen dankt ihm Friedrich für seine Vorschläge über eine zweckmäßige Calculation der Wittwenkasse, in einem dritten für seine Wahl zum Ehren=

[1]) Auch sonst hatte er sich im Staate nützlich gemacht. Er hat öfters Gutachten abgegeben über die Besetzung von Universitätsprofessuren und über große Unternehmungen, so über Finanzfragen, zu deren Lösung es der Mathematik bedurfte (Lotterien, Pensionskassen u. s. w.), und über technische Pläne (Oder=Havel=Kanal, Wasserwerke zu Sanssouci, Ausbeutung von Salzbergwerken u. s. w.). Lucchesini berichtet (7. Juli 1783), der König habe in einem Gespräch gesagt, Euler habe zwei Irrthümer begangen, erstlich, daß er Berlin für eine Stadt hielt, in der sich etwas machen ließe, zweitens, daß er die Arbeiten für den Kanal zur Herstellung der Wasserkünste im Garten von Sanssouci schlecht leitete.

mitglied der Petersburger Akademie. Der Friede war nun wieder hergestellt.

Die Akademie hatte Euler verloren; aber noch in demselben Jahre trat J. Louis de Lagrange für ihn ein, und das Jahr vorher war J. Heinrich Lambert gewonnen worden. In jenem, der aus Turin kam, erhielt Euler den würdigsten Nachfolger, der sich damals in Europa finden ließ, und dieser war neben Kant, mit dem er zusammen genannt werden darf, der letzte universale Mathematiker und Philosoph des 18. Jahrhunderts, in Vielem an Leibniz erinnernd, ein genialer Autodidakt von Kenntnissen, Tiefsinn und einem unermüdlichen Schaffenstrieb, dazu ein Naturbursche und in dieser Hinsicht der Gegensatz zu Leibniz. Seine erste Begegnung mit dem König war sonderbar genug gewesen. Die Berliner Akademiker hatten es durchgesetzt, daß der König den Gelehrten — er war Münchener Akademiker — nach Berlin kommen ließ, um ihn sich anzusehen. Die Audienz enttäuschte den Monarchen bitter; Lambert soll sich „wie ein Bär“ benommen und den König zugleich durch hochfahrende Antworten abgestoßen haben. Auf die Frage, welche Wissenschaften er vorzüglich verstehe, antwortete er „alle“, und auf die weitere Frage, wie er alles dieses Wissen erlangt habe, „gleich dem berühmten Pascal durch mich selbst“. Der König entließ ihn ungnädig — was Lambert aber gar nicht merkte — und weigerte sich, ihn in die Akademie aufzunehmen. Erst nach einem halben Jahr, als der russische Gesandte den bereits berühmten Mann für Petersburg gewinnen wollte, gab er ihm die Stelle und 500 Thlr. Gehalt. So erzählt Sulzer, und ein Brief des Königs an d'Alembert bekräftigt diesen Bericht. Aber bald lernte der König den großen Philosophen und Mathematiker schätzen und erhöhte sein Gehalt auf 1100 Thlr.

Ungetrübte Freude hatte der König neben Castillon an Toussaint und Thiébault; jener wurde 1764, dieser 1765 in die Akademie aufgenommen. Toussaint, der freisinnige Verfasser des Buchs über „die Sitten“, war zugleich an der Ritterakademie angestellt. Diese neue Schöpfung (1765) suchte Friedrich in enge Verbindung mit der Akademie zu bringen und wählte nicht selten die Akademiker im Interesse dieser Schule aus. Er glaubte davon einen doppelten Vortheil zu haben; denn erstlich trug die Akademie so einen Theil der Kosten jener Anstalt, zweitens mußten einige ihrer Mitglieder nun dociren. Toussaint hat in Berlin kein größeres Werk mehr geschrieben; aber er war, wie Denina sagt,

der einzige von Friedrich bezahlte Franzose, der es sich angelegen sein ließ, seine Landsleute mit deutschen Schriftstellern bekannt zu machen. So übernahm er auch die Übersetzung von Winckelmann's Geschichte der Kunst — Winckelmann selbst hatte das gewünscht —, aber er führte sie nicht zu Ende. Eine ähnliche Doppelstellung wie er hatte Thiébault, der an der Ritterakademie französische Grammatik lehrte; aber außerdem trat er dem König selbst persönlich nahe, corrigirte sein Französisch und hat auch Aufsätze Friedrich's in der Akademie gelesen. Ein dritter Lehrer an der Schule, der Schweizer Weguelin, der sich durch seine Übersetzungen aus dem Französischen bekannt gemacht hatte und historische Studien trieb, ursprünglich auch ein Geistlicher, wurde 1766 aufgenommen. Zwei Jahre später führte der König den Benedictiner Pernety, den er zu seinem Bibliothekar gemacht hatte, der Akademie zu. Es wird behauptet, er sei in folge einer Verwechselung nach Berlin gekommen (s. oben S. 272); der König habe den Verfasser des Buches „sur les physionomies" gewinnen wollen, den gleichnamigen Verwandten Pernety's. Die Akademie mußte den bescheidenen, aber unbedeutenden Mann aufnehmen, um der Cabinetskasse die 1000 Thlr. zu ersparen, die dem Abbé ausgesetzt waren. Noch vor dem Tode Friedrich's nahm er übrigens seinen Abschied (1783) und ging nach Valence. Es ist merkwürdig, wie viele schiffbrüchige Priester und Theologen der König zu sich gezogen hat; nur solche waren ihm willkommen. Solange sie auf ihrem Schiff aushielten, verachtete er sie; aber sie theilten diese Verachtung mit den zünftigen Medicinern. „Pour moi", schrieb Friedrich an Voltaire, „détrompé dès longtemps des charlataneries qui séduisent les hommes, je range le théologien, l'astrologue, l'adepte et le médecin dans la même catégorie." Auch Bitaubé, der Hugenott aus Königsberg, der in demselben Jahre wie Lagrange und Weguelin aufgenommen wurde, war ursprünglich Geistlicher. Er wandte sich aber bald der schönen Litteratur zu, beschäftigte sich mit Rousseau, lieferte eine geschätzte französische Übersetzung des Homer und verfaßte selbst heroische Gedichte. Diese Thätigkeit empfahl ihn dem Könige, und er verlieh ihm einen Sitz in der Akademie; der Markgraf von Ansbach machte ihn außerdem zu seinem Residenten in Berlin. In der Mitte der achtziger Jahre begab er sich nach Paris, ohne seine akademische Stellung aufgeben zu müssen — der Markgraf hatte ihm das ausgewirkt —, und wurde dort in die Revolution verwickelt.

Alle diese Männer bedeuteten für die Wissenschaft im Grunde wenig. Dagegen ist der einzige Deutsche, der gleichzeitig mit ihnen aufgenommen wurde[1]) (1768), Carl Abraham Gerhard (geb. 26. Februar 1738), einer der hervorragendsten Mineralogen und Geologen seiner Zeit gewesen, wenn er auch durch seine Lehre von der „Verwandlung und dem Übergang einer Stein- und Erdart in die andere“ seinem Ruf geschadet hat. Von diesem stillen Gelehrten wurde aber in dem Kreise der französischen Litteraten wenig Aufhebens gemacht. Die Akademie besaß andere Sterne, vor allem, seit dem Herbst 1767 — die Kaiserin Katharina.

Es ist ein Beweis, wie hoch Friedrich seine Akademie schätzte, daß er ihr die Kaiserin zugeführt hat. Zunächst wurde sie gebeten, die Ehrenmitgliedschaft anzunehmen (September 1767); dann, nachdem sie dem Könige die von ihr verfaßte „Instruction pour la réformation des lois de la Russie“ übersandt hatte, wurde ihr auf Befehl des Königs die wirkliche Mitgliedschaft angeboten (Januar/Februar 1768), und sie nahm sie an. Seitdem prangte sie in den Kalendern der Akademie an der Spitze der auswärtigen Mitglieder. Der König und die Akademiker waren stolz auf diese Collegin — die einzige, welche sie gehabt haben; denn die beiden Damen Kirch, Mutter und Tochter, hatten zwar redlich für die Akademie gearbeitet, waren aber nie Mitglieder geworden, und die schöngeistige und gelehrte Gräfin Skorzewska durfte zwar ihre Abhandlung „Considérations sur l'origine des Polonais“ in der

---

[1]) Der um die „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ sich sammelnde Kreis, zu dem auch Sulzer gehörte, versuchte es seit der Mitte der sechziger Jahre, Moses Mendelssohn der Akademie zuzuführen (er hatte im Juni 1763 den akademischen Preis für eine Abhandlung erhalten), allein es gelang nicht. Über die im Jahre 1771 wiederholten Versuche — in der Akademie selbst hatte Mendelssohn die Majorität erlangt — und ihre Zurückweisung durch den König s. unten Cap. 4. — Aus einem Brief d'Alembert's an den König vom 15. December 1775 geht hervor, daß d'Alembert (bei seinem Aufenthalt in Berlin) dem Könige Johann David Michaelis in Göttingen als Akademiker empfohlen hat; aber Michaelis lehnte den Ruf ab. Man wundert sich, daß d'Alembert die Aufmerksamkeit des Königs auf einen deutschen Gelehrten gelenkt hat; aber das Räthsel löst sich. Michaelis hatte im Jahre 1759 den akademischen Preis gewonnen mit einer Abhandlung, die im Jahre 1760 auch französisch erschienen war unter dem Titel: „De l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions.“ Diese Übersetzung hatte d'Alembert gelesen. Im Jahre 1775 hat der Pariser Gelehrte die Berufung noch einmal in Vorschlag gebracht, als er hörte, Michaelis sei nun geneigter zu kommen. Es wurde aber nichts aus der Sache.

Akademie vorlesen lassen — sie selbst war dabei zugegen (26. Januar 1769) —, aber ein Sitz wurde ihr nicht eingeräumt.

Die öffentlichen Sitzungen waren noch immer Veranstaltungen, an denen die ganze Hofgesellschaft Antheil nahm. Für berühmte Gäste ließ der König außerordentliche Sitzungen abhalten. Viel besprochen wurde besonders die Sitzung, in der Achmed-Effendi empfangen wurde (31. December 1763). Die Akademie mußte ihm allerlei Experimente vorführen, die den Türken in Erstaunen und Schrecken setzten. Friedrich selbst hat seltener als früher Abhandlungen in der Akademie lesen lassen, in den sechziger Jahren, soviel bekannt, nur das Eloge auf den Prinzen Heinrich (30. December 1767). Merkwürdig, je skeptischer der König in Bezug auf die theoretischen Wissenschaften wurde, je mehr in ihm Bayle über alle philosophischen Systeme siegte, um so bestimmter wandte er sein ganzes Interesse der praktischen Moral zu und den Mitteln, sie in einem Volke zu pflegen[1]). „Alle die modernen naturwissenschaftlichen Bemühungen in Bezug auf Elektricität, Gravitation und Chemie haben die Menschen nicht gebessert und ihren moralischen Zustand nicht geändert; sie sind also ein Luxus[2]); die Naturforscher selbst werden ja durch ihre Wissenschaft nicht vorzüglichere Menschen! Was wollen also alle jene Entdeckungen der Modernen für die Gesellschaft bedeuten, wenn die Philosophie das Capitel der Moral und der Sitten vernachlässigt, auf welches die Alten ihre ganze Kraft verwendet haben." Diese Gedanken trug er d'Alembert vor; er habe sie lange im Herzen gehegt und schütte sie jetzt vor dem größten Philosophen der modernen Zeit aus. d'Alembert trat in seiner besonnenen und bestimmten Weise für die theoretischen Wissenschaften ein, schloß aber seine Ausführungen mit den Worten: „Je conviens cependant avec V. M. que la morale est encore plus intéressante, et qu'elle mérite surtout l'étude des philosophes; le malheur est qu'on l'a partout mêlée avec la religion,

---

[1]) Schon seit der „Instruction pour la direction de l'Académie des Nobles à Berlin" (1765) rückten die paedagogischen Fragen für den König in den Vordergrund. Den schönen Ausspruch: „Es ist ganz sicher der weiseste Entschluß, den man fassen kann, der, ein rechtschaffener Mensch zu sein", hat er schon im Jahre 1760 gethan.

[2]) Aber soweit die naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Arbeiten praktischen Erfolg versprachen, hat sich der König stets für sie interessirt. So wies er (24. Mai 1767) aus den Mitteln der Akademie 200 Thlr. für Gleditsch an zu Versuchen mit „inländischer Baumwolle".

et que cet alliage lui a fait beaucoup de tort". Das war das „ceterum censeo" des linken Flügels der Aufklärung, den d'Alembert commandirte. Der König war nicht ganz seiner Meinung.

5.

Die letzten sechzehn Jahre der Regierung Friedrich's des Großen sind für die Akademie still verlaufen. Nachdem sie die Bände Mémoires, die sie zur Zeit des großen Krieges ungedruckt gelassen, nachgeholt hatte (von 1766—1770 erschienen je zwei Bände, s. oben S. 266), begann sie eine neue Serie derselben in größerem Format und besserer Ausstattung, jedesmal eingeleitet durch einen geschichtlichen Bericht. Allein die wirkliche Geschichte der Akademie findet man nicht in diesen Einleitungen. Sie steht, in den Hauptzügen, bis zu d'Alembert's Tode (29. October 1783) in dem Briefwechsel verzeichnet, den der königliche Protector der Akademie mit ihrem heimlichen Präsidenten fast ununterbrochen geführt hat.

Zunächst setzte sich in der Correspondenz mit d'Alembert das moralisch-paedagogische Hauptthema fort; denn erst seit den siebziger Jahren wurde der König zum vollkommenen Moralisten im Sinne der antiken Moralphilosophen des 2. Jahrhunderts und ließ alle anderen Interessen, selbst die belletristischen und musikalischen, hinter die paedagogischen zurücktreten. Die negative und die positive Seite des Problems: wie wird der schädliche Aberglaube überwunden und wie werden Raison und Tugenden gepflanzt? interessirten ihn in gleicher Weise. Während aber d'Alembert, ebenso radical wie streng wahrhaftig, die Ausrottung aller Superstitionen empfahl in der sicheren Überzeugung, daß die Wahrheit den Menschen stets und unter allen Umständen nützlich sei, controlirte in Friedrich der Staatsmann den Philosophen und rieth zu behutsamen Maaßnahmen. Schon im Jahre 1769 hatte d'Alembert dem Könige geschrieben: „La question: s'il se peut faire que le peuple se passe de fables dans un système religieux, mériterait bien d'être proposée par une Académie telle que la vôtre. Je pense, pour moi, qu'il faut toujours enseigner la vérité aux hommes, et qu'il n'y a jamais d'avantage réel à les tromper. L'Académie de Berlin, en proposant cette question pour le sujet du prix de métaphysique, se ferait, je crois, beaucoup d'honneur et se distinguerait des autres compagnies littéraires, qui n'ont encore que trop de préjugés".

Damals wagte der König noch nicht, diese Frage als Preisaufgabe zu stellen[1]); aber sie ließ ihn nicht mehr los, und schließlich, im Jahre 1778, entschied er sich zu dem Schritt, der so viel Staub aufgewirbelt und die Akademie in eine peinliche Lage versetzt hat (s. unten). Einstweilen begnügte er sich damit, das höhere Unterrichtswesen zu heben, und auch dabei sollte ihm die Akademie behülflich sein, nicht nur durch gute Übersetzungen antiker Schriften, auf die er das größte Gewicht legte, sondern auch durch Gutachten über Studienordnungen. Bereits im Jahre 1769 legte der Obercurator der Universitäten von Fürst der Akademie die methodologische Anweisung zum Studium vor, welche die Hallesche philosophische Facultät hatte ausgehen lassen. Es erschienen dann 1770 solche Anweisungen gedruckt für alle Facultäten (Frankfurt a. O.). Auf eine Vorstellung von Fürst's (1770) hat der König randschriftlich befohlen: „Die Professores müssen in der Medicin besonders bei des Boerhaven's Methode bleiben, in der Astronomie Newton, in der Metaphysik Locke, in den historischen Kenntschaften der Methode des Thomasius folgen". Am 5. September 1779 erfolgte dann der berühmte Erlaß an den Etats-Minister von Zedlitz über das Schulwesen, der das Lateinische und Griechische streng festgehalten wissen will, eine wirkliche Einführung in den Geist der alten Schriftsteller fordert (in die „Sachen", nicht nur in die Worte) und zugleich ein tüchtiges Studium der Logik nach Quintilian und Wolff verlangt. In Zedlitz hatte Friedrich einen Minister gefunden, der der herrschenden paedagogischen Tradition entgegentrat und den Grund zu einem freieren und gediegenen Schulwesen in Preußen legte. Die Akademie nahm ihn im September 1776 als Ehrenmitglied auf, und er begrüßte sie in einer sehr ausführlichen Antrittsrede, in der er sein pädagogisches Programm im Rahmen der Frage nach dem Verhältniß von Kosmopolitismus und Patriotismus geistreich entwickelt hat.

---

[1]) Er selbst entscheidet sich in seiner Antwort (8. Januar 1770) dafür, daß der Irrthum leider nothwendig sei, und offenbart dabei dieselbe Vorliebe für die Chinesen wie Leibniz; sie hätten von allen Völkern am wenigsten Aberglauben: „unter 10 Millionen Menschen giebt es so wenige erleuchtete Geister, daß nichts übrig bleibt, als die Dinge zu lassen, wie sie sind; wer sie verbessern will, läuft große Gefahr." Er schließt mit Fontenelle's öfters von ihm citirtem Ausspruch: „Wenn ich die Hand voll Wahrheiten hätte, würde ich sie nicht öffnen, um sie dem Publicum mitzutheilen, weil es sich der Mühe nicht lohnen würde."

Der König selbst hat noch zweimal in der Akademie das Wort ergriffen und Abhandlungen über Themata vortragen lassen, die ihm besonders am Herzen lagen. In der Sitzung vom 11. Januar 1770 las Thiébault in seinem Auftrag das Mémoire „Sur le véritable ressort des actions humaines, considéré comme le principe de la vertu“. Es erschien in den Publicationen der Akademie unter dem Titel: „Essai sur l'amour-propre, considéré comme principe de la Vertu“. Im Jahre 1772 ließ er in der öffentlichen Sitzung vom 27. Januar — sie war besonders glanzvoll durch die Anwesenheit seiner Schwester, der Königin von Schweden, und von neun Prinzen und Prinzessinnen — seinen kritischen Essay lesen „Discours de l'utilité des sciences et des arts dans un état“, der sich gegen Rousseau richtet.

So wenig der König von diesem Enthusiasten wissen wollte, so stimmte er doch in der Anerkennung des Daseins Gottes mit ihm überein und beurtheilte in steigendem Maaße die Angriffe der modernsten französischen Schule auf den Gottesglauben als verfehlt und gefährlich. Einst hatte er die Atheisten geschützt, als sie in Frankreich verfolgt waren, ja hatte sich selbst die leichtfertigen Sätze La Mettrie's gefallen lassen; jetzt, als der Atheismus in Paris hoffähig geworden war — in einer Zeit, in der Holbach Hume auf die Bemerkung, er habe noch nie einen Atheisten gesehen, spottend erwidern konnte, er säße in diesem Augenblick mit siebzehn Atheisten zu Tisch —, jetzt hielt es der König für nöthig, dieser Richtung entgegenzutreten; er sah, daß die Freigeister fanatisch wurden, und das erregte seinen Abscheu. Auch die Akademie, die niemals von der neuen Schule etwas hatte wissen wollen, betheiligte sich dabei, aber auf eine Weise, die keine Nachahmung verdient. Ihr Mitglied de Castillon veröffentlichte ein Buch unter dem Titel: „Observations sur le livre intitulé: Système de la Nature“. Vorgedruckt steht dem Werk folgende Approbation der Akademie:

Mss. les Académiciens nommés pour examiner les „Observations sur le Livre intitulé: Système de la Nature“, que M. le Professeur de Castillon fait actuellement imprimer, ont fait rapport d'une voix unanime, qu'ils l'avaient trouvé très digne d'être rendu public, et très propre à détruire les sophismes de ce dangereux ouvrage. En foi de quoi j'ai délivré le présent certificat en pleine Académie.

à Berlin, le 18 Avril 1771.

Formey, Secrétaire perpétuel.

In den Mémoires der Akademie (1771 p. 15 f.) ist dieses seltsame Certificat abgedruckt, und Formey hat es mit einer längeren ungesalzenen Ausführung begleitet, in der er das Buch charakterisirt und dabei seinen Abscheu vor den „Absurditäten" des Atheismus zum Ausdruck bringt. Ob das Alles auf Befehl des Königs geschehen ist, läßt sich nicht mehr ermitteln; aber es ist unwahrscheinlich, daß die Akademie diesen auffallenden Schritt gethan hat, ohne sich der Einwilligung des Königs versichert zu haben. d'Alembert, der selbst der „absurden" Schule angehörte, schwieg kluger Weise zu dem peinlichen Verfahren, das ihm höchst anstößig sein mußte.

Aber wenn der König und seine Akademie für den Gottesglauben eintraten, so waren sie keineswegs der Meinung, das alte System der kirchlichen Theologie müsse geschützt werden, im Gegentheil — je sicherer sie sich in ihrem Deismus fühlten, um so energischer erklärten sie jenem System den Krieg[1]). Besonders charakteristisch dafür ist die Unterredung, die Sulzer ein Jahr vor seinem Tode mit dem Monarchen gehabt (31. December 1777) und selbst aufgezeichnet hat. Der König, der sonst nur mit Merian, „notre bon Suisse", persönlich verkehrte, wollte diesmal — es handelte sich um die Berufung J. C. Schulze's, gegen die der Minister von Heynitz den König im Interesse eines anderen Candidaten ungünstig gestimmt hatte — auch den angesehenen Director der philosophischen Klasse selbst anhören.

„Nachher sprach der König vieles über das epikureische System der Philosophie, dem er nicht abgeneigt schien. Er kam darauf auf die heutigen Philosophen in Frankreich, von denen er, ungeachtet seiner Verbindung mit d'Alembert, keine große Vorstellung zu haben schien. Er sagte unter Anderem, daß diese Leute die Menschen reformiren wollten, die sie doch gewiß nicht kennten, daß sie von dem kleinen, sehr eingeschränkten Zirkel ihrer Bekanntschaft auf die Menschen überhaupt Schlüsse machen, die nothwendig sehr einseitig sein müßten u. s. w. Dann kam die Unterredung auf die Religion. Als S. M. unter anderem sagten, daß man in dem Unsinn soweit gegangen, einen Gott anzunehmen, der einen zweiten gemacht hat, und diese zwei dann einen dritten u. s. w., nahm ich mir die Freiheit zu sagen, daß gegenwärtig die vornehmsten Theologen, besonders einige der angesehensten Geistlichen in Berlin, dergleichen abgeschmacktes Zeug nicht mehr vorbringen, daß über-

[1]) In der bewundernden Charakterschilderung, die Friedrich von Jesus Christus entworfen hat (an d'Alembert, 18. October 1770), erscheint er als sanfter Essener, purer Deist und stoischer Philosoph. „Wenn ich seine Religion vertheidige, vertheidige ich die aller Philosophen, und ich gebe Ihnen alle Dogmen preis, die nicht von ihm sind."

haupt die christliche Lehre, so wie sie jetzt von den im größten Rufe stehenden Predigern in Berlin vorgetragen werde, eine ganz andere Gestalt habe, als sie zu den Zeiten, da S. M. in der Religion unterrichtet worden, gehabt u. s. w. Unter anderem sagte ich auch, daß der Propst Spalding ein eigenes, mit großem Beifall aufgenommenes Werk geschrieben habe, worin er den Geistlichen die stolze Vorstellung, daß sie unmittelbar einen göttlichen Beruf als Priester Gottes hätten, zu benehmen suche und ihnen vorstelle, daß ihr Beruf als bloß politisch betrachtet, dem zu Folge sie das Volk über alle Pflichten unterrichten und zur Befolgung derselben ermahnen sollten, edel genug sei u. s. w. Worauf der König sagte: ‚Cela est très-bien, et je suis le premier à respecter cela[1]'. S. M. setzten hinzu, die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Beruf sei ebenso ungereimt, als das Vorgeben, womit man den Souverainen schmeichelte, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden seien. Er fügte wörtlich hinzu: Si je réussirais à rendre tous mes sujets parfaitement heureux, je n'aurais opéré que sur une très-petite partie de ce globe, lequel n'est qu'une partie infiniment petite de l'Univers. Comment oserais-je me comparer à cet Être qui gouverne et tient en ordre cet immense Univers?"

Voltaire's Geist spricht aus diesen Worten des Königs, und in der That — Friedrich ist dem Einsiedler von Ferney treu geblieben, obgleich er sich mit viel größerem Ernst als jener den moralischen Problemen zuwandte. Die Correspondenz mit ihm war wieder lebhaft im Gange. Niemals hat der König Voltaire's Geist und Feder höher gerühmt als in dem Briefe an d'Alembert aus dieser Zeit. Sofort war er bereit, für eine Büste, die dem Dichter in Paris gestiftet werden sollte, jede beliebige Summe zu zeichnen, und schickte dann 200 Louisd'or. Als Voltaire am 30. Juni 1778 gestorben war, verfaßte er das glänzende Eloge auf ihn und ließ es in der Sitzung vom 26. November verlesen — es ist die letzte Arbeit des Königs für die Akademie gewesen. Die Ehre war um so größer, als seit dem Eloge Maupertuis' auf Montesquieu keine Lobrede auf ein auswärtiges Mitglied gehalten worden war. Die Akademie kann nach Allem, was zwischen Voltaire und ihr vorgefallen war, und nach den Gesinnungen, die sie gegen ihn hegte, nur mit sehr gemischten Gefühlen die hochgestimmte Rede auf den einstigen Rivalen Maupertuis' angehört haben. Aber der König hatte alle Ränke und Gemeinheiten des Dichters vergessen. In ihm lebte nur noch das Gedächtniß an den unvergleichlichen Schriftsteller und den Fürsten

[1]) Vergl. den Schulerlaß des Königs (Œuvres T. 27,3 p. 256 f.): „Darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion behalten, und sie so weit bringen, daß sie nicht stehlen und nicht morden."

der Aufklärung. Im Jahre 1781 schenkte er der Akademie eine vorzügliche Büste Voltaire's und befahl, sie in ihren Räumen aufzustellen; sie hat noch heute ihren Platz daselbst. „Nous sommes âgés tous les deux“, schrieb er an d'Alembert, „contentons-nous d'avoir vu la gloire d'un siècle qui honore l'esprit humain[1])“.

d'Alembert, der im Jahre 1772 Secretär der Académie française wurde, setzte seine Fürsorge für einzelne Mitglieder der Berliner Akademie ungeschwächt fort: er bedankt sich, daß Cochius aufgenommen worden sei und eine Pension erhalten habe; er bittet für Beguelin um eine Remuneration. Dieser war sein besonderer Schützling, und er kommt in den Briefen immer wieder auf ihn zu reden. Besonders in der Anweisung zur Herstellung dioptrischer Gläser soll er Ausgezeichnetes geleistet haben — „ich kann das beurtheilen, denn ich habe mich auch damit befaßt, bin aber nicht so weit gekommen wie er“, schreibt d'Alembert. „Ich will glauben, daß die Berechnung der Gläser bewunderungswürdig ist“, antwortete der König mit trockenem Humor, „aber Thatsache ist, daß ich sie gebraucht und nichts gesehen habe“. Er schätzte Beguelin nicht so hoch wie sein Freund und hat ihn zuletzt (1784) sogar fallen lassen. Auch für Lagrange, der 1772 zum vierten oder fünften Mal den Pariser akademischen Preis erhalten hatte, verwandte d'Alembert sich immer noch, um ihm weitere Remunerationen zu erwirken, ebenso für Bitaubé. Als Toussaint gestorben war, bat der König d'Alembert, für einen Ersatz zu sorgen; er selbst dachte an den Übersetzer des Virgil, Delille, denn er wünschte einen guten Rhetoriker. d'Alembert schickte Borrelly, einen Landsmann d'Argens'. Vor allem sollte er an der Ritter-Akademie unterrichten. Mit Sulzer kam er bald in einen wissenschaftlich-paedagogischen Streit. Der König stellte die Schützlinge seines Freundes ohne Weiteres an, einmal mit den schmeichelhaften Worten: „Ich werde ihn so wenig refüsiren, wie Karl XII. einen Officier, den der große Condé empfohlen, zurückgewiesen hätte“.

Aber auch bei der Besetzung der Directorstellen in der Akademie nahm d'Alembert das Wort. Noch bevor Marggraf gestorben war, schrieb er auf die Kunde hin, daß der greise Gelehrte einen Nach-

[1]) Aber wie gering erscheint dem Könige die Frucht dieses Jahrhunderts, wenn er (Januar 1780, Œuvres T. 25 p. 138) d'Alembert gesteht: „En naissant, j'ai trouvé le monde esclave de la superstition, en mourant, je le laisserai de même“.

folger brauche, an den König und erklärte sich bereit, für einen solchen zu sorgen. Zugleich fügt er hinzu, er schlage als Ersatz für den verstorbenen Heinius (1775) Beguelin zum Director der philosophischen Klasse vor. In einem zweiten Briefe nannte er ihn noch einmal, empfahl als Chemiker Scheele in Stockholm und theilte außerdem dem Könige mit, daß jetzt Aussicht zu sein scheine, J. D. Michaelis (s. oben) für Berlin zu gewinnen. Der König antwortete — absichtlich oder war es ein Irrthum? — so, als ob d'Alembert Weguelin vorgeschlagen hätte und erklärte, er sei einverstanden; in Bezug auf Marggraf aber schrieb er: „il vit encore, et je ne crois pas qu'il ait envie d'aller sitôt travailler au laboratoire de l'autre monde“. d'Alembert nahm Weguelin für Beguelin und fuhr in der Empfehlung seines Schützlings fort. Friedrich substituirte zum zweiten Mal Weguelin für Beguelin und schrieb: „Pour votre M. Weguelin, dont je connais le mérite, je ne négligerai pas, en temps et lieu, d'avoir égard à votre recommandation; il serait peut-être un Montesquieu, si son style répondait à la force de ses pensées“. Erst nach einigen Wochen löste sich das Mißverständniß, wenn es ein solches war; übrigens erhielt weder Beguelin noch Weguelin die Directorstelle, sondern Sulzer. Gleich darauf wurde ein gefälschter Brief Friedrich's an d'Alembert colportirt, in dem die Worte standen: „Mon Académie est trop bête pour vous fournir quelque chose d'intéressant“. d'Alembert machte den König auf die Fälschung aufmerksam, aber dieser verzichtete darauf, den Verfasser polizeilich ermitteln zu lassen; „je n'aime point à me venger, et ce n'est pas cette sorte d'athlètes qu'il me convient de combattre. Je lis les Réflexions de l'empereur Marc-Antonin, qui m'enseigne que je suis dans le monde pour pardonner à ceux qui m'offensent, et non pas pour user du pouvoir de les accabler“.

Der briefliche Verkehr des Monarchen mit seiner Akademie war in diesen Jahren ziemlich lebhaft. Der König sorgte nicht nur für die Besetzung vacanter Stellen, sondern auch Bücher, technische Erfindungen, Anerbieten aller Art, welche häufig direct an ihn gingen, schickte er der Akademie zum Bericht und beantwortete ihre Gutachten nicht selten selbst in der bekannten knappen Weise. Einige Beispiele mögen das illustriren:

Auf Büchersendungen erfolgte gewöhnlich ein freundlicher Dank, aber es findet sich auch die Anweisung an den Cabinetssecretär, „dem N. N. soll so ein Compliment zur Antwort gemacht

werden, welches nicht viel bedeutet" (9. September 1776). Doch auch eingehender wird der Bescheid:

„Il est très-bien", heißt es in einem Schreiben an die Akademie vom 1. Juni 1777, „que vous ayez suivi Mes ordres en faisant examiner l'ouvrage du Prof. Meyer, qui, selon le rapport de ceux qui étaient chargés de cet examen, ne contient rien qui puisse être envisagé comme neuf, mais renferme cependant des observations utiles, et qui prouvent avantageusement en faveur de l'application de l'auteur. Il n'y a donc rien d'extraordinaire, et il Me paraît qu'il n'est pas nécessaire que vous le receviez pour le présent membre de l'Académie."

Es boten sich dem Könige Gelehrte zur Aufnahme in die Akademie selbst an. In solchen Fällen hat er auf die Akademie verwiesen, bei der man sich melden müsse, obgleich er ihr doch das Vorschlagsrecht entzogen hatte.

Sa Majesté ne veut cependant pas", ließ er einem mittheilen, „lui dissimuler, que Son Académie des Sciences se choisit elle-même ses membres, et que, pour être Académicien, il faut se concilier ses suffrages et se faire connaître immédiatement à elle par ses ouvrages" (13. September 1780).

Lebhaft interessirte den König das Problem, aus Sand Steine zu machen, nachdem Jemand behauptet hatte, er sei hinter das Geheimniß gekommen. Marggraf, Borrelly und Gerhard haben darüber Gutachten einreichen müssen (1776), und bis 1780 beschäftigte die Akademie diese Frage. In Bezug auf Borrelly's gelehrte Auseinandersetzungen erklärte der König, an der genauen Beschreibung der Sache, die man ihm geschickt, läge ihm nichts; „damit müßt ihr mich nicht chargiren, denn darin kann ich mich keineswegs meliren, sondern das müsset ihr mit den Chemisten der Akademie zu Berlin abmachen"; er wünsche nur zu wissen, ob das Geheimniß „allhier gemacht werden könne"; über das Ergebniß ihrer Experimente sollten sie ihm mit Ja oder Nein berichten. Als sie ihm ein anderes Mal (1776) mit Untersuchungen über Indigo kamen, schrieb er: „daß Ich es gerne sehe, wenn ihr mich mit solchen Sachen, wie die sind, zufrieden lasset; denn Ich habe mehr Sachen zu thun". Die Prüfung einer neuen Maschine war der Akademie anbefohlen (1773). Die Directoren baten den König in einer Eingabe, den Erfinder zu veranlassen, sie ihnen zu schicken. Am Rande des Actenstücks liest man die Bemerkung: „Sie können drum schreiben, Bagatelle". Die Sammlung von Tabatieren, die der König besaß, wurde bereichert durch eine solche von besonderer Composition, die ihm Marggraf überreichte (1774). „Elle m'a

réussi", schrieb dieser, „après beaucoup d'expériences d'une manière singulière: j'ai conservé la transparence avec la dureté, presque semblable à celle des pierres fines."

Der große Chemiker wurde alt, und d'Alembert war recht berichtet, als er dem Könige schrieb, es werde daran gedacht, ihn zu ersetzen. Die Akademie schlug im Januar 1776 vor, den jungen F. Charles Achard (geb. 1752) — er ist der dritte dieses Namens, den die Akademie besessen hat, jener namhafte Chemiker, der Marggraf's Entdeckung des Rübenzuckers technisch nutzbar gemacht hat — als Collaborator seinem Lehrer beizugeben; zugleich bewarb sich Achard beim Könige selbst um die Stelle. Er erhielt sie auch und wurde im Juni desselben Jahres ordentliches Mitglied, aber zunächst ohne Gehalt[1]). Als dann im März 1777 Pott gestorben war, machte die Akademie auf's Neue eine Eingabe, in der sie den Zustand der chemischen Fächer darlegte und warm dafür eintrat, daß einer der jüngeren Chemiker, Gerhard oder Achard (bez. beide), eine akademische Pension erhalte (1. April 1777). Sie hatte aber bereits gehört, daß der König einen Ausländer zu berufen wünsche, und erklärte für diesen Fall, sich die größte Mühe um einen solchen geben zu wollen; allein ein Mann ersten Ranges sei für 200 Thlr. nicht zu bekommen (so viel betrug das erledigte Gehalt Pott's) und der Stand der Kasse erlaube keine größere Ausgabe(?). Umgehend schrieb der König zurück: „Da mir bekannt, daß in Stockholm ein sehr habiler Mann ist, der von der Chymie eine große Kenntniß besitzet, sollt ihr also zusehen, den zu bekommen; ihr müßt ihm nur Offerten machen, und euch Mühe um ihn geben; er wird es schon annehmen". Wirklich schlug die Akademie jetzt drei Schweden vor (Bergemann, Engström, Scheele); Verhandlungen gingen hin und her; der König interessirte sich auf's Lebhafteste

[1]) Wie Marggraf, so legte auch Achard dem Monarchen Proben seiner chemischen Experimente vor und empfing aufmunternde Anerkennungsschreiben. In einem (30. Juni 1782) heißt es: „Je suis très-satisfait du résultat de vos expériences sur les effets de l'électricité sur les facultés intellectuelles .... mais elles ne me font pas encore présumer que les commotions électriques soient capables de guérir également les fous. Je veux que souvent le siége de la folie soit dans le dérangement du système nerveux, et que la force électrique puisse y rétablir l'ordre; mais reste à savoir et à constater par des expériences réitérées si ce succès est permanent etc.". Darunter eigenhändig die Worte: „Si vous pouvez parvenir par l'électricité à donner de l'esprit aux imbécilles, vous valez plus que votre poids d'or, car vous ne pesez pas autant que le Grand Mogol."

für die Berufung; allein keiner der drei Gelehrten nahm an. Ob die Akademie, die Achard das Gehalt zuwenden wollte, die Angelegenheit absichtlich hat scheitern lassen, ist nicht mehr zu ermitteln; der König nahm das an und theilte ihr unvermuthet mit, daß er Ferber in Mitau — der Minister von Heynitz hatte ihn empfohlen — berufen habe; er solle die 1600 Thlr. Marggraf's als Gehalt beziehen, die auch dem Schweden Bergemann angeboten worden seien. Die Akademie antwortete (11. November 1777), Marggraf sei nicht gestorben, sondern arbeite noch immer mit Eifer, auch habe er nie 1600 Thlr. bezogen, sondern Alles in Allem 900 Thlr.; dem Schweden seien niemals 1600 Thlr. angeboten worden; endlich, Ferber's Gehalt in Mitau sei nicht so hoch, daß man ihm eine so große Summe geben müsse. In zwei weiteren Eingaben empfahl sie Achard noch einmal dringend und erklärte außerdem, sie habe bereits drei Chemiker (Marggraf, Gerhard, Achard); viel nöthiger sei ihr ein Astronom; sie habe einen solchen in J. C. Schulze gefunden, den Lagrange auf's Beste empfehle. Der König ließ sich Schulze widerwillig gefallen, entschied aber, daß außer ihm auch Ferber (als Chemiker) zu berufen sei; das nöthige Geld werde sich schon finden, wenn nicht, so sei es den Überschüssen der Akademie zu entnehmen (7. December 1777). Allein Ferber kam damals doch nicht; der berühmte Mineraloge ist erst nach Friedrich's Tode der Akademie zugeführt worden. Achard erhielt keinen Rivalen und rückte nach Marggraf's Tode (8. August 1782) in die Hauptstelle und in das Directorat der physikalischen Klasse ein.

Auch Meckel's Gesundheit war so erschüttert (er starb am 18. September 1774), daß er im October 1773 seine Stelle niederlegte. Die Akademie empfahl erst den Anatomen Lobstein in Straßburg, von dem uns Goethe erzählt hat, dann Neubauer in Jena; aber auf königlichen Befehl wurde (2. December 1773) Walter, der Schüler Meckel's, ernannt. Hoch geschätzt in seinem Fache, hat er den Grund gelegt zu der großen anatomischen Sammlung, welche die Berliner Universität besitzt.

Am nöthigsten hatte die philosophische Klasse eine Auffrischung, war doch ihr Director, der hochbetagte Rector des Joachimsthalschen Gymnasiums, Heinius, seit dem Jahre 1766 in keine Sitzung mehr gekommen, und sie selbst war auf drei Mitglieder zusammengeschmolzen. Aber der König, an dem Zustand der Philosophie in Frankreich und in Deutschland verzweifelnd — an Kant dachte er

nicht! —, suchte einen Philosophen nach seinem Herzen, ohne ihn zu finden. Am 25. Februar 1779 starb Sulzer, der nach Heinius' Tode nur drei Jahre das Directorat bekleidet hatte. Der König hatte ihn nur bestätigt, weil er keinen Würdigeren finden konnte. Nach Heinius' Tode hatte sich sowohl Beguelin (s. oben) als Formey um die Stelle beworben, der letztere unter Berufung auf seine Anciennetät. Allein der König hatte beide abschlägig beschieden und die Akademie angewiesen, „einen anderen Menschen, der die Direction zu führen vollkommen geschickt ist, auszumitteln" (8. September 1775). Ein solcher hatte sich jedoch nicht gefunden, und so war nach einigen Monaten Sulzer eingesetzt worden. Nun war auch er gestorben, und wiederum stand die Akademie vor der Frage der Besetzung. Die laufenden Geschäfte führte einstweilen de Beausobre (er wird auch einmal Director genannt, ist es aber nie wirklich gewesen); er erkrankte bald schwer (gest. 3. December 1783), so daß an seine Wahl nicht zu denken war. Der König befahl, nach einem Ausländer zu suchen, aber die Akademie reichte ihm trotzdem einfach die Liste der Mitglieder der philosophischen Klasse zur Auswahl ein (d. h. nur zwei konnten in Betracht kommen), an ihrer Spitze den ältesten, d. h. Formey. „Il était assurément naturel", schreibt Formey selbst in seinen anonym erschienenen „Souvenirs", „d'en choisir un, et surtout celui que son savoir distingué, encore plus que la juste reconnaissance du nouveau monarque, a pourvu de ce poste, demeuré vacant jusqu'alors." Man wird sich wundern zu hören, daß der hier so wohlwollend charakterisirte Akademiker Niemand anders ist als Formey selbst! In der That hat ihn Friedrich Wilhelm II. zum Director der philosophischen Klasse ernannt. Friedrich der Große aber schätzte die Talente des beständigen Secretars geringer ein. Er schrieb der Akademie am 8. Juli 1780 zurück:

„Tout ce que vous me dites par votre rapport d'hier ne saurait me faire changer de sentiment. Il faut pour directeur de la classe de la philosophie un philosophe dans toute l'étendue du terme, sans quoi ce serait mettre un architecte à la tête de la chirurgie. Ainsi je me réfère à mes ordres ultérieurs."

Nun mußte man sich doch entschließen, einen Ausländer zu ermitteln. Prevost aus Genf wurde berufen; man konnte ihn aber nicht sofort zum Director machen. Als er 1784 Berlin bereits wieder verließ, suchte man nach einem Ersatz. Formey erzählt, ein Stuttgarter Gelehrter (Schwab, er erhielt 1784 den akademischen

Preis) sei in's Auge gefaßt, aber von seinem Monarchen nach längeren Verhandlungen zur Ablehnung bestimmt worden. Bis in's Frühjahr 1782 hatte sich die Frage nach der Besetzung des Directorialpostens neben jenen Bemühungen hingezogen; dann — die Angelegenheit läßt sich aus den Acten nicht völlig in's Klare bringen — muß die Ernennung Formey's zum Director erschlichen, aber gleich darauf vom Könige rückgängig gemacht worden sein. Im akademischen Protokoll ist zum 25. April 1782 vermerkt: „Merian a annoncé la nomination de M. Formey à la place de Directeur de la Classe de Philosophie". Aber als wenige Tage später die ökonomische Commission der Akademie beim Könige anfragte, ob Formey das Directorialgehalt von 200 Thlr. beziehen solle, schrieb Friedrich eigenhändig zurück: „Jamais prêtre ne sera philosophe et jamais philosophe ne peut être prêtre". Formey selbst hat in seinen Souvenirs nichts von einer Ernennung erzählt, im Gegentheil gesagt (s. oben), daß er die ihm zukommende Anerkennung erst von Friedrich's Nachfolger erhalten habe. Auch die akademischen Kalender bezeichnen in dieser Zeit den Platz des Directors der philosophischen Klasse stets als vacant, und dem entsprechend ist sogar unter Friedrich Wilhelm II. bezweifelt worden, ob sein Vorgänger jemals eine Ordre mit der Bezeichnung Formey's als „Director" ausgestellt hat.

Der König hatte sich übrigens in diesen Jahren an den unvermeidlichen Secretar gewöhnt, behandelte ihn freundlich und erhöhte sogar seine Pension; nur zum Director der philosophischen Klasse hielt er ihn für ungeeignet. Seit dem letzten Feldzug im Jahre 1779 ließ er in den Spätnachmittagstunden Akademiker zu sich kommen, um sich mit ihnen zu unterhalten und sich zu zerstreuen. Früher hatte er das niemals gethan. So ist auch Formey, der den König bisher nie gesprochen hatte, in den letzten sieben Jahren ein paar Mal befohlen worden und hat nicht unterlassen, von diesen Audienzen — Merian führte regelmäßig die Collegen ein — in seinen „Souvenirs" ausführlich und selbstgefällig zu erzählen; ausdrücklich bemerkt er dabei, niemals habe der König durch Spott verletzt, immer sei er lebhaft gewesen und habe durch Geist und Vielseitigkeit der Interessen die Hörer entzückt. Anziehender noch als Formey's Berichte ist die Schilderung seiner Unterredungen mit Akademikern, die der König selbst in einem Brief an d'Alembert gegeben hat (Januar 1780):

Depuis mon retour à Berlin, j'ai voulu décrasser mon esprit de la rouille de la campagne par un vernis académique. Je me suis entretenu avec M. Formey. Nous avons savamment et profondément discuté, à ma grande édification, les matières les plus graves, dont notre secrétaire perpétuel a voulu me convaincre. Un autre jour l'homérique Bitaubé m'a fort assuré que l'auteur de l'Iliade et de l'Odyssée était le seul poète qu'eût produit ce long enchaînement de siècles. Puis je me suis corroboré par les sages réflexions politiques et philosophiques de M. Weguelin; et comme les soins de la terre m'avaient fait pour un temps oublier le ciel, M. Bernoulli a bien voulu me communiquer l'itinéraire des astres; il m'a appris qu'on soupçonnait la cour de Vénus d'être plus nombreuse qu'on ne l'avait cru, et qu'on avait des indices d'un de ses satellites. Moi qui vais un peu vite en besogne, j'ai d'abord baptisé ce satellite, que j'ai nommé Cupidon. Je me suis recommandé aux bonnes grâces de cette divinité, du nouveau satellite et des trois Grâces. M. Bernoulli prétend, par le moyen de ce satellite (qui est apparemment un espion), savoir au juste la masse et la taille de la déesse de Cythère, comme s'il l'avait mesurée avec sa ceinture; je l'ai fort prié d'en garder le secret, pour ne point décréditer les chefs-d'œuvre des Phidias et des Praxitèle qui ont sculpté cette déesse si supérieurement. Depuis, j'ai vu M. Lagrange, qui a bien voulu tempérer la sublimité de son langage en raison inverse des carrés de mon ignorance; il m'a conduit d'abstraction en abstraction dans un labyrinthe d'obscurités, où mon pauvre esprit se serait perdu, si notre bon Suisse M. Merian ne m'avait retiré des sublimes régions infinitésimales pour me remettre sur ce globe abject et brut où je végète. Enfin, M. Achard m'a appris ce que c'est que l'air fixe, et il m'a fait convenir sans peine que la matière a une infinité de propriétés qui ont échappé jusqu'ici à notre connaissance, et que ce ne sera qu'en suivant Bacon, à force de faire des expériences, que nous pourrons, avec le temps, étendre de quelques degrés la sphère étroite de nos connaissances. Malheureusement les premiers principes des choses demeureront à jamais hors de la portée de notre faible pénétration. Tel est en abrégé le petit cours académique que j'ai fait durant ma maladie. Cela ne valait pas la peine de le communiquer au sublime Anaxagoras (= d'Alembert); non sans doute; si j'avais vu quelque chose de plus intéressant à lui apprendre, je l'aurais fait.[1])

---

[1]) Einen ähnlichen, aber kürzeren Bericht hat Friedrich am 13. (23.) Januar 1782 (Œuvres T. 25 p. 212) noch einmal an d'Alembert gesandt: „J'ai vu la plupart de nos académiciens. On m'a parlé, les uns d'une nouvelle planète, les autres d'une nouvelle comète; j'attends qu'ils décident de son sort, pour l'honorer en conséquence. Pour M. de Lagrange, il calcule, calcule, calcule des courbes tant que vous en voudrez; M. Formey fait des panégyriques, Achard de l'air déphlogistiqué, Weguelin étudie

Diese Unterhaltungen, die der König, wie man sieht, nicht überschätzte, hatten begonnen, nachdem die Akademie durch den Befehl, als Preisaufgabe das Thema zu stellen: „S'il est permis de tromper le peuple“, in die größte Verlegenheit versetzt worden war (1777/78). In dem nächsten Capitel wird näher von dieser Aufgabe die Rede sein müssen. Der König, weit entfernt sich einen frivolen Scherz zu erlauben, nahm die Frage sehr ernst. Seit 1769 hatte er sich mit ihr auf d'Alembert's Anregung beschäftigt (s. oben). Jetzt, nachdem dieser (22. September 1777) förmlich den Antrag gestellt hatte, der König möge das Thema als Preisaufgabe der Akademie vorschreiben, entschloß er sich dazu, weil es ihn tief bewegte, daß der Antragsteller in dieser wichtigen Frage anderen Sinnes war als er. Der Areopag der europäischen Philosophen sollte angerufen werden und die Akademie dann entscheiden. Aber der König bedachte nicht, wie ungeeignet die Frage war, vor einer königlichen Akademie verhandelt zu werden.

Der briefliche Verkehr mit d'Alembert erhielt noch im November desselben Jahres einen starken Stoß durch eine Indiscretion von d'Alemberts Seite. Ein halbes Jahr dauerte die Unterbrechung; dann, nach dem Tode Voltaire's, wandte sich der König dem alten Freunde wieder zu, und bald war das frühere Verhältniß wiederhergestellt. Aber von der Akademie ist in dem Briefwechsel nicht mehr viel die Rede — nicht, weil d'Alembert's Verhältniß zu ihr ein anderes geworden wäre, sondern weil der König an den Dingen wenig mehr rührte und alle Veränderungen auf das geringste Maaß beschränkte. Im September 1780 war der Genfer Prevost Mitglied geworden (s. oben), wahrscheinlich auch nicht ohne d'Alembert's Rath; wenigstens rühmte dieser später Prevost's Euripides-Übersetzung dem Könige. Im Jahre 1781 empfahl er ihm den Schweizer Johannes von Müller, der sich damals in Berlin aufhielt und sich jedenfalls an ihn um Fürsprache gewandt hatte, nennt ihn aber „Mayer“. „On me mande“, schreibt er, „qu'il y a actuellement à Berlin un jeune savant, nommé M. Mayer, qui vient de publier en allemand une excellente „Histoire de la Suisse“; que cette histoire a été traduite en français; qu'elle est pleine de philosophie et de

---

comment on aurait pu terminer plus vite la guerre de trente ans, et moi, je ne fais rien, sinon des vœux pour votre conservation, des malédictions contre la néphrétique, et des souhaits pour le rétablissement de la paix en Europe.“

vérités courageuses; que l'auteur est en état d'écrire en français; qu'il désirerait se fixer dans les États de V. M., et que l'Académie ferait en lui une excellente acquisition, si V. M. jugeait à propos de l'y attacher, en le fixant d'abord par une modique pension de 400 écus, dont il se contenterait jusqu'à ce qu'il eût mérité par son travail d'obtenir une plus forte récompense". Der König erwiderte: „Ce M. Mayer a été ici. Je vous confesse que je l'ai trouvé minutieux; il a fait des recherches sur les Cimbres et sur les Teutons, dont je ne lui tiens aucun compte; il a encore écrit une analyse de l'histoire universelle dans laquelle il a studieusement répété ce qu'on a écrit et dit mieux que lui . . . Nos Allemands ont le mal qu'on appelle logon diarrhœa". Müller erhielt damals keine akademische Stellung[1]). Große Mühe gab sich d'Alembert, einen gewissen Dubois, der über die Geschichte der polnischen Litteratur geschrieben und bereits Abhandlungen in die Mémoires eingerückt hatte, an Francheville's und Beguelin's Stelle in die Akademie zu bringen; aber auch dazu kam es nicht. Der König war doch zurückhaltender geworden gegenüber Empfehlungen auch von d'Alembert's Seite: nicht alle Empfohlenen hatten auf die Dauer den Erwartungen entsprochen. Er schreibt:

„Vous ne devez pas vous étonner de ce que j'aurais voulu parler à ce M. Dubois avant de l'engager. Vous ne sauriez croire quelles caravanes arrivent ici d'insectes littéraires, dont à peine on peut se débarrasser, d'autant plus que c'est en Pologne où cette vermine pullule; et le séjour que le sieur Dubois a fait dans ce royaume (où ne vont guère des gens de mérite) faisait naître des préjugés défavorables, qu'il ne pouvait détruire qu'en prouvant le contraire par son mérite."

Dagegen ist der König seinem alten Grundsatz treu geblieben, Verfolgte aufzunehmen und zu ehren. Am 30. October 1782 theilt

[1]) Schon im Jahre 1773 hätte er, 22 Jahre alt, Director des Joachimsthalschen Gymnasiums werden können. Sein Landsmann Merian hatte ihn dem Minister von Zedlitz für diese Stelle empfohlen, und dieser hatte den Ruf an ihn ergehen lassen. Allein Müller schlug ihn aus — er wollte nicht Schulmann, sondern Staatsmann werden —, bewarb sich aber, die Vermittelung de Catt's anrufend, um eine Anstellung im preußischen Staatsdienst. Doch dieser Plan verwirklichte sich damals nicht. Erst nachdem er die „Schweizergeschichte" (erste Bearbeitung 1780) und die „Essais historiques" — beide sind auf Friedrich den Großen berechnet — veröffentlicht hatte, begab er sich nach Berlin, erreichte aber seine Absichten bei dem Könige nicht trotz d'Alembert's Vermittelung. Nach kurzem Aufenthalt verließ er die Stadt. Erst 23 Jahre später sollte er als gefeierter Historiker und Staatsmann dort eine einflußreiche Stellung erhalten.

er dem Freunde mit, daß er den Professor und Abbé Denina aus Turin nach Berlin ziehen werde, weil er dort einiger „phrases raisonnables et modestes“ wegen schwere Angriffe erleide. „Il vient pour dire tout haut en Allemagne ce qu'il pensait tout bas en Italie.“ Denina kam wirklich (7. November 1782); die Akademie hat in ihm einen recht unbedeutenden Vielschreiber erhalten.

In demselben Jahr hielt sich noch ein anderer Verfolgter von größerem, aber wenig begründetem Ruf in Berlin auf. Es war der Abbé Raynal, der sich durch historische Arbeiten bekannt gemacht hatte, schon seit 1750 auswärtiges Mitglied der Akademie war, Frankreich seines Werkes „Histoire philosophique du commerce des Européens dans les Indes“ wegen hatte verlassen müssen und es nun nach längerem Aufenthalt in England in Berlin versuchte. Angeblich war er gekommen, um Studien über die Aufhebung des Edicts von Nantes zu machen. Man behauptete aber, daß er Präsident der Akademie werden wollte. Allein er erreichte beim Könige seine Wünsche nicht; „alterte“ auch die Akademie nach einem Ausspruch Friedrich's, so konnte ihr doch nicht durch die Einsetzung eines Präsidenten geholfen werden, der selbst bereits siebzig Jahre alt war. Im Mai 1783 verließ Raynal Berlin wieder. Durch einen Preis von 1400 Franken für eine Abhandlung: „Sur la manière d'écrire l'histoire“ suchte er sein Andenken zu erhalten. Der Preis wurde nicht ertheilt, und die Summe dem Abbé wieder zugestellt.

Am 29. October 1783 starb d'Alembert. Sein Tod beraubte den König fast des letzten nahen Freundes; aber er dachte bei dem Verluste auch an seine Akademie. „Trois grands géomètres se sont suivis en peu de temps, Bernoulli, Euler et d'Alembert, et l'Académie royale de Berlin a fait une triple perte.“ Einen Pariser Rathgeber für die Besetzungen meinte der König nicht entbehren zu können — an einen Deutschen dachte er nicht —, und so wandte er sich jetzt an Condorcet, den beständigen Secretär der Académie des Sciences, den Freund und Biographen Voltaire's, mit der Bitte, d'Alembert's Functionen zu übernehmen [1]):

[1]) Condorcet, den Voltaire einen „Vulkan, bedeckt mit Schnee“ genannt hat, hatte im Jahre 1778 den Berliner akademischen Preis erhalten für eine Untersuchung über die Kometen. Auswärtiges Mitglied wurde er erst nach dem Tode Friedrich's (21. November 1786), jedoch aus politischen Gründen am 25. Januar 1793 wieder gestrichen. Er endete durch Selbstmord am 8. April 1794.

Condorcet ist wie d'Alembert „heimlicher Präsident" der Akademie, freilich nur 16 Monate, gewesen. Am 6. April 1785 schrieb ihm der König:

„Autrefois M. d'Alembert m'a fait le plaisir de me procurer quelques bons sujets pour l'Académie des Sciences; il vient de m'en manquer deux, et vous me rendriez un véritable service, si vous pouviez m'en procurer. L'un, c'est Thiébault, qui était grammairien et puriste. Je crois que l'abbé Beauzée serait le plus capable de le remplacer, s'il voulait accepter la place . . . L'autre qui nous a quittés, c'est M. Prevost, qui avait le département de la philosophie et des belles-lettres. Personne n'est plus capable que vous de trouver des sujets dignes de les remplacer."

Condorcet empfahl als Grammatiker Dupuis, Professor an der Pariser Universität. Eine lebhafte Correspondenz mit dem Könige entspann sich, in welcher dieser u. A. dem Marquis versicherte, seine Eloges seien vorzüglicher als die d'Alembert's. Im December 1785 ersuchte ihn Friedrich, ihm L'Evesque, den Condorcet als Philosophen empfohlen hatte, auch wirklich zu besorgen, „dont mon Académie a si grand besoin". Condorcet antwortete, daß L'Evesque die Stelle annehme; er sei in der exacten Philosophie ein Schüler Locke's, in der Moralphilosophie ein Schüler der Alten — das war ein wenig nach dem Munde geredet. L'Evesque sollte Ende April, Duvuis im Herbst 1786 nach Berlin kommen; allein sie sind schließlich doch nicht Mitglieder der Akademie geworden.

Mit ihrem großen Könige alterte auch die Akademie. Die erledigten Stellen wurden nur zum Theil wieder besetzt. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug nur noch 18. Zwar die physikalische und die mathematische Klasse behaupteten ihr Ansehen und waren gut und ausreichend besetzt; aber die philosophische, einst der Stolz der Akademie, war seit Sulzer's Tode nur ein Schatten und starb aus — der alte Formey und d'Anieres waren die einzigen Mitglieder — und die philologische Klasse war, von Merian abgesehen, nichts anderes als das Lehrercollegium der Ritterakademie. Diese Schule war unter Friedrich II. der Akademie so verhängnißvoll geworden, wie das Collegium medico-chirurgicum unter seinem Vater. Die beiden litterarischen Klassen bedeuteten so gut wie nichts, nichts in der deutschen Litteratur und Wissenschaft, die an ihnen weder Antheil genommen noch erhalten hat, und wenig in der französischen, denn ihre besten Kräfte waren geschickte Übersetzer. Es gab an der ganzen Akademie nur einen Mann, der zwar in den Mémoires französisch schreiben mußte,

aber deutsch empfand. Er gehörte zu keiner Klasse, sondern war Ehrenmitglied; aber er arbeitete für die deutsche Litteratur und Geschichte: dieser Mann war Hertzberg. Was er für deutsches Wesen schon unter Friedrich's Regierung gethan, wird im nächsten Capitel, was er für die Umbildung der Akademie geleistet hat, im folgenden Buch zur Darstellung kommen.

Dreiundzwanzig Jahre hindurch (1763--1786) saß der wirkliche Präsident der Akademie in Paris, erst d'Alembert, dann Condorcet; die Secretare der französischen Akademie leiteten zugleich die preußische! Wer etwas erreichen oder durchsetzen wollte, wandte sich über Paris an den König! Auch Leibniz hat sechszehn Jahre lang von Hannover aus die Berliner Societät geleitet; aber er war ein Deutscher, und Hannover war nicht Paris! Diese Fremdherrschaft im eigenen Lande hat der König geschaffen und ertragen, der im Felde die Franzosen besiegt hat und der die französische Litteratur als sinkend beurtheilte. Während sich der deutsche Geist um 1786 bereits mächtig entwickelt hatte und Unsterbliches schuf, saßen in der Akademie Friedrich's nur fünf Deutsche: Gleditsch, Gerhard, Roloff, Walter und Schulze, fünf Naturforscher; sie repräsentirten die deutsche Wissenschaft und Litteratur! Alle übrigen waren Ausländer: Schweizer, Hugenotten, Franzosen, Italiener. Dieser Zustand war unhaltbar; er wurde jetzt endlich in Berlin, in Preußen, in ganz Deutschland als eine Schmach empfunden und mit Groll und Bitterkeit beurtheilt.

Die Abhandlungen der Akademie blieben geschätzt, und wenn sie weniger Aufsehen machten als früher, so mag Denina's Urtheil zutreffen: „La maturité des productions les rendait moins piquantes“. Die Akademie frappirte nicht mehr wie in den Tagen Maupertuis' und brüskirte nicht wie einst, als La Mettrie, d'Argens und andere Freigeister unter ihren Mitgliedern aufgeführt wurden und Unkundige sie für eine Hochburg des Antichristenthums halten mußten. Die schiffbrüchigen Theologen der letzten Stürme, die sich in den Hafen der Akademie gerettet hatten, kämpften nicht gegen Christenthum und Kirche, mochten sie auch einst so schlimme Bücher geschrieben haben wie Toussaint.

Zwischen den verschiedenen Klassen der Akademie hat zu allen Zeiten ein inniger Zusammenhang bestanden: den naturwissenschaftlichen Abtheilungen fehlte nichts, und doch litten sie mit unter dem Niedergang der anderen. Der „schläfrige Zustand“ steckte auch sie an; es herrschte kein freudiges Leben und Streben mehr

in den Räumen der Akademie. Beweis dafür ist, daß sich bereits im Jahre 1773 eine „Privatgesellschaft der naturforschenden Freunde" neben der Akademie gebildet hatte (bestätigt im October 1773), und daß ein hervorragender Akademiker, der Botaniker Gleditsch, zu ihren Stiftern gehörte. Man erinnert sich hier der Bildung neuer Gesellschaften in den letzten Jahren Friedrich Wilhelm's I. und vor der Neugründung der Akademie im Jahre 1743[1]).

Am 17. August 1786 starb der große König. Mit seinem Tode schließt auch die Geschichte seiner Akademie. Das Jahr vorher hatte er noch einen bedeutsamen Act der Pietät vollzogen. J. G. Müchler und Moses Mendelssohn wollten den drei Philosophen der Akademie Leibniz, Sulzer und Lambert ein gemeinschaftliches Monument auf einem öffentlichen Platze Berlins errichtet sehen und machten deshalb eine Eingabe. Der König antwortete ihnen:

„Denkmäler von verdienstvollen Männern sind von jeher als Aufmunterungen zu ihrer Nachahmung gestiftet worden. Ein Freiherr von Leibniz, ein Sulzer, ein Lambert verdienen nicht weniger, daß ihr Andenken durch eben dergleichen geehrt und ihre Verdienste auf die Nachwelt gebracht werden. Vielleicht reizen auch ihre Ehrenzeichen manchen zur Nachahmung. In dieser Hoffnung genehmige Ich nunmehro Euren gestrigen Antrag, ihnen eine Denksäule nebst ihren Bildnissen en médaillons zu setzen. In der Mitte des Platzes vor meinem großen Bibliothek-Hause wird solche am schicklichsten stehen. Daselbst verstatte ich Euch, ihnen solche errichten zu lassen."

Dieses Denkmal, welches das erste Jahrhundert der Akademie in ausgezeichneter Weise verewigt und zugleich einen Markstein in ihrer Geschichte gebildet hätte, ist nie errichtet worden; aber sie darf mit gutem Recht in dem herrlichen Monument, das Rauch geschaffen hat, auch ein Denkmal ihrer eigenen Geschichte als fridericianischer Akademie erkennen; denn der König, dem es gilt, ist nicht nur ihr erhabener Protector, sondern auch ihr wirklicher Curator, ja ihr erlauchter Mitarbeiter gewesen. Es war nicht unwürdige Schmeichelei, sondern der einfache Ausdruck ihres grenzenlosen Dankes, wenn sie Friedrich nicht nur als den Großen und Hochherzigen („Magnanimus"), sondern auch als den Einzigen gefeiert hat.

---

[1]) Im Jahre 1783 hatte sich auch eine freie philosophische Gesellschaft gebildet, die sich alle vierzehn Tage versammelte und sich erst 1798 auflöste. Ihr gehörten alle bekannten Berliner Aufklärungsphilosophen an, Mendelssohn, Nicolai, Teller, Engel, Spalding, Biester u. A.

Eine Gedächtnißrede auf den großen König ist in der Akademie nicht vorgetragen worden — wie wäre auch Formey im Stande gewesen, eine Gedenkrede auf ihn zu halten! — aber alljährlich wird seiner in der Festsitzung des Monats Januar gedacht, und schon in der Sitzung vom 25. Januar 1787 verkündigte Bode, daß fortan eine bisher unbenannte Constellation (zwischen den Sternbildern Cassiopeia, Andromeda und Schwan) mit Zustimmung der Akademieen von Paris, London, Petersburg und Kopenhagen den Namen „Friedrich's Ehre" tragen solle.

Drittes Capital.

Die Arbeiten und die wissenschaftliche Bedeutung der Akademie.

1.

Zahlreiche Arbeiten der Akademiker sind in den Mémoires niedergelegt, aber die wissenschaftliche Bedeutung der Körperschaft tritt keineswegs nur in ihnen hervor. In Gutachten und litterarischen Correspondenzen, in den Preisaufgaben, auch in öffentlichen Vorlesungen ist die Akademie für die Pflege und den Fortschritt der Wissenschaft außerdem thätig gewesen. Dazu kommen die besonders erschienenen Werke ihrer Mitglieder.

Zum Abhalten von Vorlesungen waren die Akademiker als solche nicht verpflichtet. Zwar hat der König stets gewünscht, sie möge sich auch als Lehranstalt dem Staate nützlich machen, aber ihre Statuten, in denen nichts über Vorlesungen enthalten war, wurden nicht geändert. Jedoch haben einzelne Akademiker — und zwar gegen Ende der Regierung Friedrich's immer zahlreicher — Vorlesungen gehalten. Verpflichtet waren dazu diejenigen, welche als Professoren am Collegium Medicum (Anatomie und andere medicinische Disciplinen) und an der Ritterakademie (Grammatik, Französisch, Litteratur, Geschichte, Mathematik) angestellt waren. Außerdem wurden an der Sternwarte der Akademie jüngere Leute zu Astronomen ausgebildet. Der Botaniker Gleditsch hielt seit 1770 im Auftrag des Generaldirectoriums forstwissenschaftliche Vorlesungen und unterrichtete dazu die Mediciner in der Pflanzenkunde. Im Jahre 1778 wurde eine Anstalt für „Berg-Eleven" gegründet; der Akademiker Gerhard las an derselben über Mineralogie, Metallurgie und Theorie des Bergbaus. Andere Akademiker betheiligten sich an den privaten wissenschaftlichen Kursen, die regelmäßig in Berlin

gehalten wurden. So las Achard über Chemie, Experimentalphysik und Elektricität; er hat auch einmal ein besonderes Colleg für die Färber gehalten und dabei Untersuchungen über „inländische färbende Pflanzen" angestellt. Bode hielt populäre astronomische Vorlesungen, u. s. w. Die überwiegende Mehrzahl der Akademiker war somit als Lehrer thätig, und Berlin besaß eigentlich schon um 1780, was Zahl und Vollständigkeit der jährlich gehaltenen Vorlesungen anlangt, eine Universität; nur die Organisation fehlte ihr.

Indessen diese ganze Thätigkeit war doch für die allgemeine wissenschaftliche Stellung der Akademie ohne höhere Bedeutung. Es ist nicht bekannt, daß Jemand nach Berlin gekommen wäre, um akademische Vorlesungen zu hören. Ungleich wichtiger waren die zahlreichen Gutachten, welche sie abzugeben hatte. Aus dem gesammten Gebiet der theoretischen und der angewandten Wissenschaften wurden Fragen an sie gerichtet und ihr Erfindungen und Entdeckungen aller Art zur Prüfung vorgelegt. Die Beurtheilung kostete oft viel Mühe und Zeit; denn die Fehler und Irrthümer der eingereichten Arbeiten waren nicht immer so leicht zu durchschauen wie die „Lösungen" des Problems der Quadratur des Zirkels. Jahr um Jahr liefen solche ein, und die großen Mathematiker der Akademie widerlegten sie unverdrossen; noch war ja die Unmöglichkeit der Lösung nicht bewiesen. Auch das Problem der Universalsprache konnte in einer Zeit nicht zur Ruhe kommen, die das Gewordene gering schätzte und überzeugt war, daß die aufgeklärte Vernunft des Einzelnen sicherer und besser arbeite als die Geschichte.

Als das directe und eigentliche Mittel, den Fortschritt der Wissenschaften im Großen zu befördern und in richtigen Bahnen zu halten, galten die Preisaufgaben, welche die Akademieen jährlich stellten. Ihre Bedeutung kann nicht hoch genug geschätzt werden. In einer Zeit, der die Kräfte und die Organisation für große wissenschaftliche Unternehmungen — mit Ausnahme astronomischer — noch fehlten, waren die Preisaufgaben, wie sie jährlich von den Akademieen Europas verkündigt wurden, die Ziele des wissenschaftlichen Wetteifers und der Gradmesser für die Haltung und Einsicht der gelehrten Körperschaften. In diesen Aufgaben, die man mit Umsicht nach langen Berathungen auswählte, stellte sich fortschreitend der Gang der Wissenschaften selbst dar; denn in der Regel sah man von Specialitäten ab und schrieb solche Themata aus, die eine vollkommene Einsicht in den Stand einer ganzen Disciplin und ihre Förderung an dem wichtigsten Punkte verlangten,

oder die ein Fundamentalproblem enthielten. Die Preisaufgaben waren gleichsam die Hebel, mit denen Jahr um Jahr die verschiedenen Wissenschaften um eine Stufe gehoben werden sollten, und sie hatten daneben eine universale und verbindende Bedeutung. Sie richteten sich an die Gelehrten von ganz Europa und wurden überall in der wissenschaftlichen Welt bekannt. Mit der höchsten Spannung erwartete man sie, ja diese Spannung war fast größer bei der Ankündigung der Fragen als bei der Mittheilung der Antworten; denn in der Frage zeigte sich die Meisterschaft. Die Aufforderung richtete sich auch nicht an die Rekruten der Wissenschaft, sondern an die Führer, und diese folgten gern dem Rufe zum Wettkampf. Die ersten Denker und Gelehrten, ein Euler, Lagrange, d'Alembert, Condorcet, ein Kant, Rousseau und Herder sind in die Arena gestiegen. Diese Thatsache, die uns heute fast fremd geworden ist, verlangt doch noch eine besondere Erklärung. Sie ist nicht in der Natur der gestellten Aufgaben, noch weniger in den lockenden Preisen bereits vollständig gegeben: der große Denker und Gelehrte war im 18. Jahrhundert noch ein Universalphilosoph; sein Geist sah eine Fülle von Problemen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaften, die ihn mit gleicher Stärke reizten und lockten. Welches sollte er herausgreifen? Da kamen ihm die Akademieen mit ihren Preisaufgaben zu Hülfe. Sie stellten ihm ein bestimmtes Thema, und er war eines allgemeinen Interesses sicher. Heute läßt sich Niemand in der Wissenschaft, der ein Lustrum gründlich gearbeitet hat, so leicht Probleme stellen, weil nur Wenige über die Stufe des höheren Kärrners hinauskommen, der sein wissenschaftliches Handwerk methodisch gelernt hat und sich wohl hütet, es zu verlassen. Und er thut Recht daran. Auch wird die Gemeinsamkeit und Folgerichtigkeit des wissenschaftlichen Fortschritts nicht mehr durch Preisaufgaben gewährleistet — wie viel Hunderte müßte man jährlich stellen! —, sondern sie muß, soweit nicht der von Akademieen geleitete Großbetrieb der Wissenschaften eintritt, der natürlichen Auswahl überlassen werden.

Seit dem Jahre 1744 folgte die Berliner Akademie dem von Paris gegebenen Beispiel und stellte jährlich eine große Preisaufgabe. Der Ruhm des Königs und das wissenschaftliche Ansehen eines Maupertuis, Euler, Marggraf u. s. w. gaben ihnen eine europäische Bedeutung. Das Berliner Thema wurde, wie das Pariser, ein Mittelpunkt des allgemeinen wissenschaftlichen Interesses, zumal nachdem der Pariser Geometer d'Alembert bei der

zweiten Preisvertheilung (1746) gesiegt hatte. Man war bald gewohnt, von der Berliner Akademie die kühnsten Fragen gestellt zu sehen, weil sie eine philosophische Klasse besaß und unter einem Könige arbeitete, der der Speculation keine Schranken zog. Allerdings haben gerade die philosophischen Preisaufgaben mehrmals eine scharfe Kritik bei den Auswärtigen herausgefordert; aber eben diese Kritik zeigte auch, daß man ganz Besonderes von der Berliner Akademie erwartete. Wie weit das Interesse an den Preisvertheilungen ging, bis in die französischen und schweizerischen Tageszeitungen hinein, mag folgende Mittheilung in den Züricher „Freimüthigen Nachrichten" vom 26. Wintermonat 1755 beweisen. Dort liest man:

„Den 5. Juni Nachmittags hielt die k. Akademie der Wissenschaften und Belles-Lettres ihre öffentliche Versammlung, welche sie jährlich wegen der Besteigung des Throns seiner Majestät, des Königs, anzustellen pflegt. Gedachte Versammlung wurde mit der Gegenwart S. K. Hoheit des Prinzen Friedrich Heinrich Carls, zweiten Sohns S. K. Hoheit des Prinzen von Preußen beehrt, wie sich denn auch verschiedne in- und ausländische Ministres, nebst andern vornehmen Herrn des Hofes und der Stadt dabei einzufinden beliebten. Der beständige Secretär der Akademie, Hr. Prof. Formey, eröffnete die Sitzung dadurch, daß er bekannt machte, wie der auf das jetzige Jahr von der Classe der tiefsinnigen Philosophie zu vergebende Preis u. s. w." [Folgt der Bericht über die Preisvertheilung.]

Der Antheil der Zeitungen ist ein sicherer Beweis dafür, daß in allen Culturländern Gelehrte und Litteraten mit Interesse dieser Bethätigung der Akademieen folgten. Wirklich giebt es kaum eine Preisfrage, deren Spuren nicht im litterarischen Verkehr hervorragender Männer des Zeitalters zu finden wären, ja diese Spuren sind so zahlreich, daß ihre vollständige Aufdeckung ein eigenes Werk erfordern würde. Die Betheiligung an dem Wettkampf war sehr bedeutend und legte der Akademie eine große Arbeitslast auf. Wir wissen, daß ein Thema, das für das Jahr 1780 gestellte (s. unten), nicht weniger als zweiundvierzig Bewerbungen gefunden hat; ein Dutzend scheint die Regel gewesen zu sein. Die Nationalität der Bewerber läßt sich nicht sicher feststellen, da die Verfasser der nicht gekrönten Arbeiten unbekannt blieben und nur selten der Eine und Andere, der das „Accessit" erlangt hatte, sich meldete. Mit dem Preise gekrönt wurden 26 deutsche Arbeiten, 10 französische (eingerechnet zwei Genfer), eine italienische und eine, deren Verfasser Siebenbürge war. Hieraus darf man wohl schließen, daß die Zahl der deutschen Bewerber mindestens doppelt

so groß gewesen ist, als die der ausländischen. Gedruckt wurden mit dem Imprimatur der Akademie nicht nur die gekrönten Arbeiten, sondern mit ihnen zusammen manchmal auch die, welche das Accessit erlangt hatten. Einige Fragen haben keine befriedigende Lösung gefunden, so daß kein Preis zuerkannt werden konnte.

Nur in einer kurzen Übersicht kann hier die Arbeit der Akademie, welche in den Preisaufgaben enthalten ist, vorgeführt werden. An einigen von ihnen aber haftet ein besonderes Interesse und fordert zu näherer Betrachtung auf.

Von den gestellten 45 Thematen gehören 20 der physikalisch-medicinischen und der mathematischen Klasse, 25 der philosophischen und der philologisch-litterarischen an. Das erste Thema war ein physikalisches „Sur l'Electricité“ (1745). Waitz, Finanzrath in Kassel, gewann den Preis; er ist gegen Ende der Regierung Friedrich's preußischer Minister und Ehrenmitglied der Akademie geworden. Bei der zweiten Preisvertheilung (1746) siegte, wie bereits oben S. 228 und 303 f. bemerkt, d'Alembert in Paris. Das Thema war ebenfalls ein physikalisches:

„Déterminer l'ordre et la loi que le vent devrait suivre si la terre était environnée de tous côtés par l'Océan, de sorte qu'on pût en tout temps trouver la direction et la vitesse du vent pour chaque endroit.“

Der mathematischen Physik sind ferner solche Aufgaben entnommen, die sich an die Arbeiten von Euler und Lagrange anschlossen; auch sonst bemerkt man, daß die Themata nicht selten aus wissenschaftlichen Erwägungen und Controversen entsprungen sind, die die Akademie selbst lebhaft beschäftigt hatten. Preise erhielten Adami in Aurich (1752), Hennert in Utrecht (zweimal, 1766 und 1772) und Le Gendre in Paris (1782: über die Curven, welche Kanonenkugeln beschreiben). Die Frage, ob die Umdrehung der Erde um ihre Achse sich stets gleich schnell vollzogen habe, wurde von Frisi in Pisa beantwortet (1756); sie hat auch Kant zu Studien angeregt. Eine andere Frage, über die Bahnen der Kometen, blieb längere Zeit ungelöst; dann wurde der Preis verdoppelt und (1778) zwischen Condorcet in Paris und dem preußischen Artillerie-Hauptmann Tempelhoff getheilt. Die Aufgabe, eine klare und präcise Theorie des Begriffs „Unendlich“ in der Mathematik zu entwickeln, löste Lhuilier in Genf (1786). In der Chemie wurden Untersuchungen über den Salpeter (1749) und das Arsenik (1773) gekrönt (Pietsch in Mansfeld und Monnet in Paris). Die Frage

nach der Theorie der Gährung fand keine genügende Bearbeitung (zurückgezogen im Jahre 1786), sie kam noch zu früh, und auch die Aufgabe, aus Sand Steine zu machen — in der Mark Brandenburg besonders lohnend —, fand zwar Dilettanten genug, aber erweckte noch keinen Erfinder. Wahrscheinlich von Gleditsch ist das Thema gestellt worden:

„Exposer les moyens déterminés de lier entr'elles la Physique et l'Œconomie rurale plus étroitement qu'elles ne l'ont été jusqu'à présent, et en particulier de rapporter à des principes susceptibles d'application l'influence de la Physique sur les diverses parties de l'Œconomie susdite."

Ein pommerscher Pastor, Meyen, löste sie zur Zufriedenheit der Akademie. Die evangelischen Geistlichen haben sich überhaupt lebhaft betheiligt: unter den 38 gekrönten Arbeiten sind zehn von ihnen verfaßt. In den ersten 20 Jahren nach Friedrich's Tode ist der Procentsatz evangelischer Geistlicher unter den von der Akademie Gekrönten noch größer gewesen.

Von allgemeinerem Interesse sind die physiologisch-medicinischen Themata. Gekrönt wurden drei Arbeiten: „Si la communication entre le cerveau et les muscles, par l'entremise des nerfs, s'exécute par une matière fluide, qui fait gonfler le muscle dans son action? Quelle est la nature de ce fluide?" (1753, Le Cat in Rouen), sodann eine Untersuchung über den inneren Bau des Ohres und den Vorgang der Gehörempfindung (1763, Belz in Neustadt-Eberswalde) und eine physiologisch-chemische Abhandlung über die Veränderungen der Nahrungsmittel im menschlichen Körper (Durade in Genf). Dagegen fand die Preisfrage, die seit den Leeuwenhoek'schen Entdeckungen brennend geworden war und um die sich auch Maupertuis selbst bemüht hatte, nach der Natur der geschlechtlichen Zeugung, keine ausreichende Beantwortung. Die Akademie hatte die Frage scharf gestellt:

„Si tous les êtres vivants, tant du règne animal que du règne végétal, sortent d'un œuf fécondé par un germe, ou par une matière prolifique, analogue au germe?"

Daß dieses Problem und die mit ihm verwandten damals weit über die Kreise der Naturforscher hinaus die wissenschaftlich Interessirten beschäftigten, erkennt man z. B. aus Moses Mendelssohn's Beiträgen zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend (s. Ges. Werke, Bd. IV, 1 S. 512 ff. vom Jahre 1759). Durch Lieberkühn's Arbeiten war das Interesse für diese Frage auch nach Berlin getragen worden. Die akademische Preisaufgabe hat zu

mehreren Abhandlungen, die im Druck erschienen, den Anstoß gegeben.

Größer aber als die Gemeinde derjenigen, die mit Spannung die naturwissenschaftlichen Preisthemata der Akademie erwarteten, war die Zahl der Gelehrten und Litteraten, die den philosophischen und philologischen Aufgaben ein lebhaftes Interesse entgegenbrachten. Nur geschichtliche Themata im strengen Sinne des Wortes hatten ein wenig zahlreiches Publikum; denn der Geist des 18. Jahrhunderts war exacten historischen Studien nicht günstig. Dennoch hat die Akademie sieben Mal Aufgaben aus der Geschichte gestellt, von denen nur zwei nicht genügend beantwortet wurden: Wie weit sind die Römer in das nördliche Deutschland vorgedrungen? (1748, Fein, Prediger in Hameln). Wie hat sich die deutsche Colonisation im Lande zwischen Elbe und Oder vollzogen? (1752, von Hertzberg). Historische Geographie der alten Gaue von Brandenburg, Umfang der Mark zu Zeiten der Anhaltiner, Bayern und Luxemburger? (1760, Buchholtz, Prediger zu Lichen). Über das Münzrecht im Allgemeinen und über das alt-brandenburgische Münzrecht im Besonderen (nicht beantwortet). Über die Ursachen, welche die hervorragende Stellung der alten Markgrafen von Brandenburg erklären und die Entwicklung Brandenburgs zur Weltmacht vorbereitet haben (unbeantwortet). Zeigen diese fünf Themata, daß die Akademie die vaterländische Geschichte gepflegt sehen wollte — die neuere preußische Geschichte hat Friedrich der Große selbst als Akademiker bearbeitet —, so beweisen die Themata der Jahre 1764 und 1776, daß die Historiker der Akademie für die Probleme der Weltgeschichte einen aufgeschlossenen Blick besaßen. Jenes lautete:

„Quand est-ce que la puissance souveraine des Empereurs Grecs a totalement cessé dans Rome? Quel gouvernement les Romains eurent-ils alors? Et dans quel temps la souveraineté des Papes fut-elle établie?“ (Sabbathier in Châlons).

Dieses verlangte eine Untersuchung über den Werth der Münzen (des Geldes), bezogen auf die Lebensmittel, in der Zeit vom Tode Konstantin's bis zur Theilung des Reichs unter Theodosius I., mit besonderer Berücksichtigung der Wechselwirkungen zwischen dem Schwanken des Geldwerthes und den politischen und socialen Veränderungen im Reich (von Kessenbrink in Stettin).

Der Pulsschlag des 18. Jahrhunderts war die Philosophie, und zwar im Sinne der Ermittelung der letzten und höchsten

Principien sowohl auf dem Gebiete der Naturwissenschaften als auf dem des geistigen Lebens. Dort war es der Gegensatz der englischen Philosophie zu der Leibniz-Wolff'schen, in welchem sich das Interesse bewegte; hier waren es die Grundfragen der Entstehung und Entwicklung der Sprache, Moral und Cultur, um deren Lösung man sich in kühner Zuversicht bemühte. Noch immer wirkte das epochemachende Erlebniß, daß man die Mechanik des Himmels kennen gelernt hatte — nicht aus der wissenschaftlichen Tradition, sondern im Widerspruch zu ihr —, wie eine sichere Bürgschaft, daß auf die Dauer nichts Wissenswürdiges dem menschlichen Verstande verschlossen bleiben werde, sobald er sich von jeglicher Bevormundung, also auch von der geschichtlichen Überlieferung, befreit habe. Auf das engste aber verbanden sich — und das erinnert noch immer an die Renaissance, ja an die Antike selbst — mit den philosophischen Fragen die litterarischen, der Sinn für die Ausbildung des „Geschmacks" und für die Klarheit und Schönheit der Form. Eigentlich war noch immer der didaktische Poet das höchste Ideal. Alle geistigen Interessen lagen so zu sagen noch in einander; das Talent, das Genie durfte keines bei Seite schieben; aber keines konnte sich noch mit eingeborener Kraft geltend machen.

Von diesem geistigen Zustande, wie er geherrscht hat, bevor Rousseau, Kant und der deutsche Idealismus eine neue Gedankenbildung erzeugten, legt eine große Anzahl der Preisaufgaben der Akademie Zeugniß ab, und gerade diese Aufgaben waren es, die mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen, besprochen und bearbeitet wurden. Nur in einer gedrängten Übersicht dürfen wir über sie berichten.

Bereits für das Jahr 1747 wurde eine Darstellung und Kritik der Monadenlehre verlangt. In dieser physikalisch-metaphysischen Hauptfrage war die Akademie selbst, wie wir bereits wissen, getheilter Meinung. Maupertuis, der sich übrigens nie die Mühe genommen hat, die Werke von Leibniz und Wolff gründlich zu studiren, stand mit Euler u. A. auf Seite der Engländer und hielt die Monadenlehre für eine vorwitzige und unfruchtbare Speculation, die beseitigt werden müsse. Mit höchster Besorgniß und Unruhe blickte Wolff auf das gestellte Thema; er fürchtete für seinen Principat in Deutschland und suchte durch Briefe auf Maupertuis in einem seiner Sache günstigen Sinne einzuwirken. In den zwei Jahren (1745—47) bis zur Preisvertheilung wurde für und gegen

die Monadenlehre öffentlich in anonymen Broschüren auf's Lebhafteste gestritten. In scharfer Bekämpfung schritt Euler Allen voran. Er veröffentlichte seine Dissertation „Considérations sur les éléments des corps, dans lesquelles on examine la doctrine des monades et l'on découvre la véritable essence des corps", und suchte im Voraus die Frage zu entscheiden. Der anonyme Angriff wurde von Formey (ebenfalls anonym) beantwortet in den „Recherches sur les éléments de la matière", die Wolff selbst vor dem Druck durchgesehen hat. Die Akademie nahm die Concurrenz diesmal so wichtig, daß sie die Entscheidung nicht der philosophischen Klasse überließ, sondern eine eigene Commission aus allen vier Klassen bildete (vergl. auch Mémoires 1788/89 p. 66). „Ganz Berlin räsonnirte", sagt Merian, „Gott weiß wie!" und blickte mit Spannung auf das Ergebniß; aber weit über Berlin hinaus, in der gebildeten Welt, nahm man lebhaften Antheil. Euler und Graf Dohna, die Gegner Wolff's in der Commission, gewannen den Sieg, und gekrönt wurde die Abhandlung eines Bestreiters der Monadenlehre, des Advocaten Justi in Sangerhausen. Unparteiisch war diese Entscheidung nicht, und Euler selbst hat später anerkannt, daß einem anderen Bewerber, einem bedingten Leibnizianer, Unrecht geschehen sei und Justi den Preis hätte mit ihm theilen sollen. Aber die Erbitterung der Newtonianer ließ damals eine vermittelnde Entscheidung nicht zu: sie stritten für den Sieg der exacten Wissenschaft über eine Speculation, die sie für phantastisch hielten.

Als nach vier Jahren die philosophische Klasse wiederum das Preisthema zu stellen hatte, forderte sie (für 1751) zu einer Kritik des Leibniz'schen Determinismus auf. So lautete das Thema zwar nicht, aber diese Aufgabe war gemeint. Die von Heinius redigirte Fassung war wenig glücklich, und d'Alembert spottete, man könne das akademische Thema auch so fassen: „In Erwägung, daß unsere Freiheit sehr zweifelhaft ist, fragt man an, ob wir sie wirklich besitzen". Allein kein Geringerer als der Mathematiker Kaestner in Leipzig bemühte sich um die Aufgabe und gewann den Preis. Kaestner ist zeitlebens ein treuer Schüler Wolff's geblieben, soweit er auch in seiner Stimmung und seinem Lebensgefühl über ihn hinauswuchs.

Die gewundene Fassung des Themas war nicht aus zufälliger Ungeschicklichkeit entsprungen. Ihr tieferer Grund lag in den Spannungen, die die Akademie beherrschten: Leibnizens Freunde

ließen keine Formulirung zu, die dem Ansehen des großen Philosophen schädlich sein konnte, und auch die Gegner selbst mochten nicht direct und unumwunden zu seiner Bekämpfung auffordern, wünschten aber den Sturz seiner Philosophie. So geschah es, daß, als die philosophische Klasse zum dritten Mal im Jahre 1753 (für 1755) die Preisaufgabe zu stellen hatte, die Formulirung wiederum zu ernsten Bedenken Anlaß gab — zu um so ernsteren, als diesmal unter der durchsichtigen Hülle einer Kritik des „Systems“ von Pope in Wahrheit eine Kritik der Leibniz'schen Lehre von der besten Welt und damit seiner ganzen Weltanschauung verlangt wurde. Das Thema lautete:

„On demande l'examen du système de Pope, contenu dans la proposition: Tout est bien. Il s'agit: (1) de déterminer le vrai sens de cette proposition, conformément à l'hypothèse de son auteur. (2) De la comparer avec le système de l'optimisme, ou du choix du meilleur, pour en marquer exactement les rapports et les différences. (3) Enfin d'alléguer les raisons qu'on croira les plus propres à établir ou à détruire ce système.“

Sulzer, der Verehrer Leibnizens, hatte sich vergeblich gegen das Thema ausgesprochen. Sobald es bekannt wurde, rührten sich überall die Freunde des großen Philosophen. Als erster erhob sich Gottsched und erklärte mit Recht, hinter dem Thema verstecke sich, wie schon früher bei der Preisaufgabe über die Monaden, die geheime Absicht der Akademie, die Leibniz'sche Philosophie herabzusetzen. Ebenso ungehalten war man in Zürich, in dem Breitinger-Bodmer'schen Kreise, in welchem damals Wieland lebte, und es bedurfte kaum der Aufforderung Sulzer's an seine Schweizer Freunde, die Gelegenheit zu ergreifen, um durch die Bearbeitung der Frage Leibniz einen Triumph und Maupertuis eine Niederlage zu bereiten. M. Künzli, mit dem uns jüngst Ludwig Hirzel bekannt gemacht hat, entschloß sich zur Arbeit. Ein Aufenthalt in Berlin bestärkte ihn in dieser Absicht. Sulzer glaubte dem Freunde den Sieg garantiren zu können; denn „ich bin einer von Ihren Richtern und wenigstens drei Viertel von diesen haben eben die Principia, die Sie unfehlbar auch haben. Ich kann es Ihnen sub rosa wohl sagen: Heinius, Formey, Merian und ich machen eigentlich die ganze Klasse der Philosophen bei der Akademie aus. Die zwei ersteren sind geschworene Leibnizianer, Merian kann allein nichts machen“. Etwas weniger zuversichtlich schrieb er vier Wochen vor der Preisvertheilung: „Ich will Ihnen noch keine gewisse Hoffnung machen; aber es ist wahrscheinlich, daß

Sie den Preis bekommen werden, und zwar von Rechtswegen. Ich bin nur noch über einen Punkt mit dem Dr. Heinius nicht eins u. s. w".

Allein es kam anders. Die Akademie krönte unter den eingelaufenen Arbeiten die französisch geschriebene Dissertation eines Herrn A. F. Reinhard, Streliß'schen Justiz-Secretars, welche den Optimismus auf's Heftigste, aber in wenig wissenschaftlicher Weise angriff und Leibnizens Philosophie mit ganz unzureichenden Mitteln zu widerlegen versuchte. Wie es zu diesem Urtheil gekommen ist, hat Sulzer in Briefen an die Schweizer Freunde verrathen: „die Stimmen waren bei der Abstimmung zwischen Vernunft und Unvernunft getheilt", bis Formey aus Rücksicht auf Maupertuis seine Meinung änderte und für Reinhard entschied. Die Schweizer waren auf's Höchste erbittert. „Merian und Prémontval rasen wirklich und Formey ist ein höchst geiziger und niederträchtiger Mann; die zween ersten leugnen das Principium rationis sufficientis in öffentlicher Schrift, und Formey redet und schreibt um das Geld. Was hat man also von solchen Männern anders zu erwarten, als daß sie die Rechte der Menschlichkeit auf den Kopf stellen." Es half der Akademie nichts, daß sie neben Reinhard's Arbeit dreien anderen, darunter auch der von Künzli, das Accessit ertheilte und die vier Abhandlungen zusammen noch im Herbst des Jahres 1755 im Druck ausgehen ließ. Sie versuchte damit ihre Unparteilichkeit zu erweisen, und diese Absicht hätte Anerkennung finden müssen, wäre nur nicht die Schrift Reinhard's so unbedeutend und rabulistisch gewesen! So blieb der Makel auf ihr sitzen, daß sie sich von Maupertuis beherrschen lasse, der die deutsch geschriebene Abhandlung Künzli's nicht einmal lesen konnte und überhaupt für eine ruhige wissenschaftliche Discussion nicht mehr zugänglich war.

In der Sache werden wir heute nicht so unbedingt für Leibniz Partei nehmen können, wie die damaligen Führer der deutschen Bewegung in Berlin und Zürich. Maupertuis und Merian erkannten ganz richtig, daß die Leibniz'schen Speculationen die Grenzen des wissenschaftlich Erweisbaren weit überschritten und zugleich von dogmatischen Vorurtheilen bestimmt waren. Für die Triebkraft der kühnen Hypothese hatten sie freilich keinen Sinn, und weder sie noch ihre Schildknappen waren fähig, einen Leibniz zu widerlegen.

Die Freunde der deutschen Philosophie waren nicht gewillt sich zu beruhigen. Noch bevor Reinhard's Dissertation im Druck

erschienen war, wurde die Akademie durch eine kühne, anonyme Abhandlung empfindlich berührt, welche die Aufschrift trug: „Pope ein Metaphysiker!“ (1755). Ihre Verfasser waren Mendelssohn und Lessing. Sie hatten die Preisaufgabe bearbeitet, aber ihre Schrift aus guten Gründen der Akademie zur Beurtheilung nicht vorgelegt; denn sie beanstandeten bereits die Fassung des Themas selbst, ja der Nachweis, daß sie unverständig sei, bildete einen Haupttheil ihrer Ausführungen.

Wer wollte gern mit Lessing anbinden, zumal wenn auch die Nachwelt geurtheilt hat, daß in diesem Streit mit der Akademie das volle Recht auf seiner Seite gestanden habe! Wer wird nicht mit ihm empfinden, wenn er die Unaufrichtigkeit geißelt, mit welcher die Akademie Pope genannt und Leibniz gemeint hat! Wer wird nicht mit ihm lachen, wenn er am Schluß seiner Abhandlung, den Haupttrumpf ausspielend, nachweist, daß Pope selbst seine Philosophie als „falschen Bart“ bezeichnet habe, „„den ich so lange tragen will, bis ich ihn selbst ausrupfe und ein Gespötte daraus mache““. „Wie sehr sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für werth erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen!“ Allein prüft man die siegesgewisse Abhandlung genau, so wird weder die Mendelssohn'sche Vertheidigung der besten Welt bestehen bleiben, noch das Lessing'sche peremptorische Gebot der Trennung des Philosophen von dem Dichter, so glänzend es begründet ist und so nöthig es einem Geschlecht war, das sich in abgeschmackten Lehrgedichten erging. Aber auch die Behauptung ist einzuschränken, daß die Akademie einen verhängnißvollen Übersetzungsfehler begangen habe, indem sie das Pope'sche „Whatever is, is right“, durch „tout ce qui est, est bien“ wiedergegeben hat. In Wahrheit kommt jenes „right“ bei Pope einem „bien“ sehr nahe.

Der Züricher Kreis war mit der Lessing-Mendelssohn'schen Schrift nicht einverstanden. Theils schien sie ihm zu viel, theils zu wenig zu beweisen; auch „vergehet sich darinnen der Autor sehr weit bis zum Chicaniren“. Man beschloß — und das war das Würdigste und für die Akademie Empfindlichste zugleich — die Reinhard'sche Schrift einer scharfen Kritik zu unterziehen. Waser und Wieland wurden mit der Abfassung beauftragt, denn Hirzel hat nachgewiesen, daß die im Jahre 1757 erschienene, anonyme „Beurtheilung der Schrift, die im Jahre 1755 den Preis der Aka-

demie zu Berlin erhalten hat, nebst einem Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen" (Frankfurt und Leipzig [Zürich]), von ihnen stammt. Lessing und Wieland — beide später auswärtige Mitglieder der Akademie, Lessing schon seit 1760 — haben sie also in der Mitte der fünfziger Jahre scharf angegriffen. In Wahrheit aber traten sie für die alte Societät ein, d. h. für Leibniz, gegenüber der neuen französischen, d. h. Maupertuis, und damit zugleich für den deutschen Idealismus gegenüber einer fremdländischen, noch nicht gereiften Weltanschauung.

Waser's Abhandlung enthält eine scharfe, aber keineswegs ausreichende Kritik der Reinhard'schen Schrift und mündet in eine Verhöhnung der Akademie aus. Da es unmöglich sei, daß sie die Schrift deshalb gekrönt habe, weil sie sie billige, so bleibe nur die Annahme übrig, sie habe der gelehrten Welt ein Vergnügen machen wollen und gerade diejenige Schrift gekrönt, der die Krone am wenigsten ansteht, damit man desto deutlicher sehe, wie übel sie ihr läßt. Allein „unsere deutsche Welt versteht die ironische Sprache und ironische Handlungen noch sehr schlecht; sie glaubt insbesondere, daß, wenn es wirklich dergleichen giebt, sich doch ein so angesehenes Corps, wie eine Königliche Akademie, derselben nicht bedienen sollte . . . Wir wünschten daher, daß es der Akademie gefallen möchte, dieser unserer Schwachheit nachzugeben, und daß sie künftig lieber gradezu und nicht durch ironische Umwege trachten möchte zu verhindern, daß Sätze und Systeme befördert würden, welche die Schande ihrer Erfinder und das Ärgerniß aller derer sind, die ihre Vernunft nicht gänzlich verschworen haben". In einem ähnlichen Tone ist Wieland's fictives Schreiben, das den Anhang bildet, gehalten: „Berühmte Doctores in den vier Facultäten, geheime Räthe, Präsidenten, Akademieen und Gesellschaften der schönen Künste sind als öffentliche und geheiligte Personen anzusehen, denen mehr erlaubt ist als uns andern Privatleuten; die Präsumtion, daß die Wahrheit allezeit auf ihrer Seite sei, ist so stark, daß wir in jedem Fall viel eher uns selbst als sie der Dummheit anklagen müssen". Von Reinhard aber heißt es: „Es ist in der That eine lächerliche Scene, wenn dergleichen nichtsbedeutende Geschöpfe ihre Frosch-Köpfe aus ihrem angebornen Sumpf hervorstrecken und mit albernem Spott einen Leibniz anquäken . . . die Thoren lachen auch, aber nie zuletzt".

Mendelssohn, obgleich in der Sache einverstanden, wies mit zürnenden Worten die Maaßlosigkeit dieser Replik zurück: „die

philosophischen Stümper des vorigen Jahrhunderts haben ihre Gegner verketzert, und die jetzigen bedienen sich einer Art von kahler Ironie, wodurch sie den Pöbel der Leser ebenso gut einzunehmen wissen, als jene durch ihre Verketzerung. . . . Wir können von der gegenwärtigen kleinen Schrift weiter nichts sagen, als daß sie eine gute Sache schlecht vertheidigt, so schlecht sie auch von Hrn. Reinhard ist angegriffen worden". Die Schweizer Freunde dagegen waren mit dem Pamphlet zufrieden. Die Akademie schwieg; für sie ist meines Wissens auch Niemand eingetreten; aber eben die Maaßlosigkeiten des Angriffs wurden ihr bester Schutz. Gewiß, Maupertuis hatte sie in eine schlimme Situation gebracht; aber der Feldzug wurde von den Gegnern nicht glücklich geführt, und ihre Stellung in der wissenschaftlichen Welt blieb unerschüttert. Als Maupertuis nicht lange darnach starb, war die ganze peinliche Episode bereits vergessen, ja Wieland selbst bemühte sich nun (s. oben S. 265), eine Stelle in der Akademie zu erhalten, und sie selbst hat Niemanden so sehnlichst zum Mitgliede begehrt als — Mendelssohn.

Durch das für das Jahr 1759 gestellte Thema unterbrach die Akademie ihre Bemühungen, vermittelst ihrer Preisaufgaben auf eine Klärung der metaphysischen Hauptfragen einzuwirken, und begab sich auf das sprachphilosophische und sprachgeschichtliche Gebiet, das sie von da ab noch mehrmals beschäftigen sollte. Das neue Thema lautete: „Quelle est l'influence réciproque des opinions du peuple sur le langage et du langage sur les opinions?" Es war in dem Ausschreiben noch näher bestimmt und schloß mit der Aufforderung, praktische Mittel ausfindig zu machen, um den Inconvenienzen der Sprachen, wo sie unter der Herrschaft veralteter Vorstellungen stehen, abzuhelfen. Eine kühn gestellte Aufgabe, in der sich der muthige Geist des 18. Jahrhunderts offenbart, freilich auch mit seiner eigenthümlichen Schranke. Die Hauptaufgabe aber, die Wechselwirkung zwischen den populären Meinungen und den Sprachen nachzuweisen und zu zeigen, wie die Sprache nicht selten ein ernstes Hemmniß für den Fortschritt der Gedanken bildet, ist richtig erfaßt und höchst fruchtbar. Nicht wenige Gelehrte bemühten sich um die Lösung; den Preis trug der berühmte Orientalist J. D. Michaelis davon. Seine von der Akademie, zusammen mit einigen anderen von ihr anerkannten Abhandlungen, gedruckte, schöne Arbeit gab den Anstoß zu zahlreichen wissenschaftlichen Discussionen. In ihnen wurde bereits

die letzte Frage, die nach dem Ursprung der Sprache, vielfach verhandelt, die auch einige andere Bearbeiter des Themas mit hineingezogen hatten. Einer derselben hatte sich dabei beklagt, daß ein Jahr eine zu kurze Spanne Zeit für solch ein Thema sei. In seiner Weise wies ihn Mendelssohn zurecht. „Wir wollen hoffen, der Verfasser werde sich die Zeit selber nehmen, die ihm die Akademie nicht hat geben können. Er mag um ihren Beifall arbeiten, wenn er um ihren Preis nicht mehr arbeiten kann.“ Von Michaelis aber sagt er, er sei der einzige unter den Bewerbern, der der Sache gewachsen gewesen. „Ihm ist gewiß seine Abhandlung saurer geworden, als seiner Abhandlung der Sieg.“

Bereits mit der Preisaufgabe für 1763 kehrte die Akademie wieder zur Kritik der Wolff'schen Philosophie zurück und forderte die Bearbeitung einer Fundamentalfrage, in der im Grunde die ganze Erkenntnißtheorie steckt: „Sind die metaphysischen Wissenschaften derselben Evidenz fähig wie die mathematischen?“ Bedenkt man, daß das Thema im Jahre 1761 gestellt worden ist, so darf man es eine wissenschaftliche That nennen und muß den Scharfblick der Akademie bewundern. Aber sie hatte auch die Genugthuung, daß die führenden Philosophen Deutschlands, Kant und Moses Mendelssohn, sich um die Lösung der Preisaufgabe bemühten, mit ihnen der jugendliche, glänzend begabte Thomas Abbt, der Verehrer und Genosse Lessing's. Kant's Name tritt hier zum ersten Mal in Verbindung mit der Akademie auf; aber seine Abhandlung: „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral“ erhielt nur das „Accessit“, Mendelssohn's Arbeit wurde gekrönt. Sulzer, damals das Haupt der philosophischen Klasse der Akademie, war Wolffianer und entschied für die umsichtig ausgeführte und glänzend geschriebene Untersuchung, die den metaphysischen Wahrheiten zwar nicht die gleiche Deutlichkeit und Faßlichkeit wie den mathematischen beilegte, wohl aber dieselbe Evidenz. Heute ist kein Zweifel darüber, daß Mendelssohn's Essay weder in die Tiefe der Frage eindringt noch die Principien mit kritischer Schärfe untersucht, daß dagegen Kant in seiner Abhandlung dem Dogmatismus der Wolff'schen Philosophie einen tödtlichen Streich versetzt hat. Schon damals hat er nachgewiesen, daß die mathematische, synthetische Methode sich auf die Philosophie nicht anwenden lasse, daß diese vielmehr empirisch-analytisch vom Besonderen zum Allgemeinen vorgehen müsse und ihre Sätze deshalb die Evidenz nicht erreichen können,

welche den mathematischen zukommt. Indem er aber ferner zeigte, daß die Metaphysik und die Moral unzählige Urtheile einschließen, die streng genommen unerweislich sind, hat er bereits in dieser Schrift die Unterscheidung der reinen Vernunft von der praktischen vorbereitet. „Die Metaphysik ist ohne Zweifel die schwerste unter allen menschlichen Einsichten; allein es ist noch niemals eine geschrieben worden“ — in diesem Wort ist der Leibniz-Wolff'schen Metaphysik der Todtenschein ausgestellt, die Aufgabe selbst aber nicht für unlösbar erklärt, sie muß nur unter bisher noch niemals befolgten Methoden und in eigenthümlicher Unterscheidung und Einschränkung unternommen werden.

Noch einmal — im Jahre 1768 — krönte die Akademie eine Preisarbeit „L'Eloge de Leibniz (Bailly von der Académie des Sciences in Paris) und schloß damit ihre Bemühungen um die Leibniz-Wolff'sche Philosophie ab. Die englische Philosophie fand in ihrer Mitte keine Stätte mehr, doch war es eben Sulzer, der schon im Jahre 1755 Deutschland mit Hume bekannt gemacht hatte. Noch weniger erwarb sich die materialistische französische Philosophie Anhänger in ihrem Kreise: Sieger blieb, wenn auch eklektisch erweicht, die Wolff'sche Philosophie.

In demselben Jahre, in welchem jenes Eloge auf Leibniz gekrönt wurde, wurde eine Schrift des Hofpredigers Cochius in Potsdam mit dem Preise belohnt, in der das Thema bearbeitet war, „ob es möglich sei, natürliche Neigungen zu zerstören, und wie man die guten zu stärken, die schlechten zu schwächen habe“. Auch diese Preisaufgabe zeigt, daß die Akademie den Gang der philosophischen Forschungen genau verfolgte und in ihren Thematen die Hauptprobleme, welche die Zeit bewegten, sicher zu fassen verstand. Die „Neigungen“ (les penchants) — sie bildeten ja die dunkle Macht, welche die Fortschritte der Vernunft hemmten und den sonst so spielend leichten Aufstieg zur Aufklärung in unerklärlicher Weise verzögerten. Jenes tiefe Problem, welches Kant, an alte Überlieferungen anschließend, durch seine Lehre vom radicalen Bösen zu bestimmen versucht hat, steckt in der Frage nach „der Möglichkeit, natürliche Neigungen zu zerstören“. Von der „Herrschaft über die Neigungen“ hatte Mendelssohn schon im Jahre 1755 gehandelt, und auch die übrigen Moralphilosophen und Paedagogen des Zeitalters, z. B. Gellert, wandten der Frage das lebhafteste Interesse zu. Aber die gekrönte Preisschrift des Hofpredigers — neben ihm haben auch Garve und Meiners das Problem bearbeitet —

war doch nicht bedeutend genug, um einen kräftigen Anstoß zu vertiefter Betrachtung zu geben. Mendelssohn begnügte sich damit, sie und Garve's Abhandlung mit einigen Anmerkungen zu begleiten; tiefblickend erklärte der gescheite und witzige Deutschfranzose Grimm, wer diese Frage in bejahendem Sinne zu lösen vermöge, habe so ziemlich alle praktischen Probleme gelöst, die die Menschheit interessiren; erst der Königsberger Philosoph hat das Problem so behandelt, daß er an und mit ihm das ganze Moralgebäude der Aufklärungsphilosophie über den Haufen warf und die Ethik neu begründete. An dieser That darf sich die Akademie einen Antheil nicht zuschreiben, wohl aber darf sie sich rühmen, schon im Jahre 1766 die Fundamentalfrage der Ethik richtig gestellt zu haben.

Vier Aufgaben, welche die Akademie für die Jahre 1771, 1775, 1776 und 1780 gestellt hat, sind dadurch ausgezeichnet, daß Herder sich um ihre Lösung bemüht und dreimal den Preis davongetragen hat. Schon damit ist erwiesen, daß die Akademie der Entwicklung des deutschen Geistes in jenen Jahren nicht so fern gestanden hat, wie das öfters behauptet worden ist. Hätte sich ein Herder immer wieder durch die von ihr gestellten Fragen anregen lassen, wenn diese nicht die wichtigsten Probleme, wie sie gerade auch den deutschen Geist damals beschäftigten, getroffen hätten?

Mit der Preisaufgabe für das Jahr 1771 kehrte die Akademie zu einem Thema zurück, das sie selbst schon mehrmals in ihrer Mitte behandelt und bereits im Jahre 1757 in begrenzterer Fassung zum Gegenstand einer Preisbewerbung gemacht hatte[1]). Jetzt stellte

---

[1]) Durch Condillac's und Rousseau's Abhandlungen (1754) war das Problem in Fluß gekommen und beschäftigte sowohl die französischen wie die deutschen Gelehrten (Mendelssohn). Der Akademie gab Maupertuis die Anregung durch einen Aufsatz, den er am 13. Mai 1756 verlesen ließ (s. Akadem. Protokoll): „Sur les différents moyens dont les hommes se sont servis pour exprimer leurs idées“ (abgedruckt in den Mémoires 1754 p. 349 ff.). Die rationalistische Erklärung des Ursprungs der Sprache aus thierischen Naturlauten und aus Übereinkunft, die er andeutete, reizte den Akademiker Süßmilch zu energischem Widerspruch, den er in einer ausführlichen Dissertation (vorgelesen am 7. und 14. October 1756) zu begründen versuchte: „Die Sprache ist ein unmittelbares göttliches Geschenk“. Aus dieser Controverse im Schooße der Akademie stammte die im Jahre 1757 für das Jahr 1759 gestellte Preisfrage über den Einfluß der Meinungen auf die Sprache, die Michaelis gelöst hat (s. oben S. 314). Man wollte augenscheinlich erst eine nöthige Vorfrage stellen, bevor man das Hauptproblem in Angriff nahm. Eine vorläufige Zusammenfassung versuchte Formey in seiner Abhandlung: „Réunion des principaux moyens employés pour

sie die Frage ganz allgemein, deutete aber in ihrer Fassung zugleich an, in welcher Richtung sie die Lösung suchte und für möglich hielt:

„En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? Et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention? On demandera une hypothèse qui expliquât la chose clairement, et qui satisfît à toutes les difficultés."

Kein Zweifel — die Akademie dachte noch immer an die „Erfindung" der Sprache, und sobald diese Art des Ursprungs sichergestellt war, durfte man mit Recht hoffen, eine zweckmäßigere Sprache, die Universalsprache werden und alle anderen Idiome verdrängen könne, zu „erfinden". Um so größere Anerkennung verdient es, daß sie unter den 31 Preisschriften, die eingelaufen waren, die Abhandlung von Herder krönte, der zwar Süßmilch's Hypothese vom göttlichen Ursprung der Sprache scharf und siegreich zurückwies, aber ebenso bestimmt die Träumerei von „Erfindung" und „Übereinkunft" ablehnte, auch den „thierischen" Ursprung nicht einfach gelten ließ, sondern sich zu zeigen bemühte, daß die Sprache ein allmählich gewordenes Erzeugniß der eigenthümlichen Natur des Menschen sei. Wie unvollkommen auch Herder's sprachliche Kenntnisse waren und wie unzureichend seine positiven Erwägungen — Jacob Grimm hat ihm, fast ein Jahrhundert später, doch das Zeugniß ausstellen können, daß „die von ihm ertheilte Antwort immer noch zutreffend bleibt, wenn sie gleich aus anderen Gründen, als ihm dafür schon zu Gebote standen, aufzustellen und zu bestätigen ist".

Mit Herder's Abhandlung schloß die Akademie für mehrere Jahrzehnte ihre Arbeiten über den Ursprung der Sprache, und sie that recht daran; denn ein würdigerer Schluß konnte im 18. Jahrhundert nicht gefunden werden.

Für das Jahr 1775 stellte sie zwei Preisaufgaben, von denen die zweite, philosophische, für das Jahr 1776 wiederholt wurde. Um beide hat sich Herder bemüht, aber den Preis nur für die

---

découvrir l'origine du langage, des idées et des connaissances des hommes." Auf's Neue kam die Sache in Fluß als Süßmilch im Jahre 1766 seine Dissertation vom Jahre 1756 drucken ließ und den Mitgliedern der Akademie zueignete. Er selbst zwar, dem der göttliche Ursprung der Sprache eine religiöse Gewißheit war, starb noch in demselben Jahre; aber seine Schrift reizte Herder zum Widerspruch — er hat sich bereits in den Jahren 1767 und 1768 um das Problem bemüht —, und im Jahre 1769 entschloß sich die Akademie, die Frage zum Gegenstand einer akademischen Preisbewerbung zu machen.

erste gewonnen. Die Akademie hatte 1. eine Untersuchung über die Ursachen des Verfalls des Geschmacks bei den verschiedenen Völkern und 2. eine Prüfung der beiden Grundkräfte der menschlichen Seele, Erkennen und Empfinden, verlangt. Beide Aufgaben waren nicht willkürlich gewählt, sondern hatten sich den Akademikern bei ihren eigenen Studien aufgedrängt. Über den „Geschmack", diesen eigenthümlichen und wichtigen Begriff des Zeitalters der Aufklärung, hatte Formey bereits in der Sitzung vom 22. Juli 1756 einen Vortrag gehalten und dann in den Sitzungsberichten des Jahres 1760 eine Analyse des Begriffs zu geben versucht. An Herder's Arbeit vermißte die Akademie eine ausreichende principielle Begriffsbestimmung; aber sie ertheilte ihr mit Recht den Preis; denn gewiß kam keine andere Abhandlung ihr gleich an Reichthum der geschichtlichen Kenntnisse, Feinheit der Beobachtung und Verständniß für den verschiedenen Werth des „Geschmacks", je nach den Bedingungen (natürlichen oder künstlichen), unter denen er entstanden ist, und den Verbindungen mit Überlieferung, Sitten und Gewohnheiten, in denen er lebt. Vor allem aber lag die Bedeutung der Abhandlung darin, daß sie den „Geschmack" der Zeit selbst durch die Überleitung vom „Geschmack" zur Humanität zu vertiefen suchte: „Je mehr wir die Humanität auf die Erde rufen, desto tiefer arbeiten wir an Veranlassungen, daß der Geschmack nie mehr eine bloße Nachahmung, Mode oder gar Hofgeschmack, . . . sondern mit Philosophie und Tugend gepaart ein dauerndes Organum der Menschheit werde". Die andere Preisfrage über Erkennen und Empfinden als die Grundkräfte der Seele traf einen Hauptpunkt der lange vernachlässigten Psychologie; allein die Akademie besaß selbst keinen Gelehrten, der als competenter Richter hätte gelten können. So wurde die Abhandlung des Pastor Eberhard in Charlottenburg, des Verfassers der „Neuen Apologie des Sokrates", gekrönt, die der Popularphilosophie jener Tage entsprach, aber das Problem zu fördern und aus den dogmatischen Vorurtheilen herauszuführen nicht im Stande war. Herder's Untersuchung, die, ohne die Fesseln irgend einer Schule und in ausgesprochenem Gegensatz zu Leibniz-Wolff'schen Speculationen, von den einfachsten empirischen Erfahrungen ausgeht und bereits mit physiologisch-psychologischen Mitteln arbeitet, unterlag zweimal. Aber diese Niederlage entmuthigte doch den Genius nicht; in einer dritten Fassung ließ er die Abhandlung drucken und betheiligte sich dann noch einmal an einem von der Akademie veranstalteten

wissenschaftlichen Wettkampf. Diesmal galt es einer von der Klasse der Belles-Lettres für das Jahr 1780 gestellten geschichtsphilosophischen Frage, die im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus sich aufdrängen mußte, zu deren Beantwortung aber doch nicht nur Sachkunde und Takt, sondern auch Kühnheit gehörte:

„Quelle a été l'influence du Gouvernement sur les Lettres chez les nations où elles ont fleuri? Et quelle a été l'influence des Lettres sur le Gouvernement?“

Herder, der unterdessen von Bückeburg nach Weimar übergesiedelt war, erhielt den Preis. Seine Abhandlung zeichnete sich, wie die Arbeit über den Verfall des Geschmacks, durch eine tiefsinnige und lebendige Betrachtung der Geschichte aus, wie sie die Aufklärung nicht kannte. Diese Herder'schen Essays sind für den großen Umschwung der historischen Auffassung epochemachend gewesen; heute noch stehen wir unter ihrem Einfluß. Was ihn zu der Arbeit bestimmt hat, hat er in den Worten ausgesprochen: „Mein Bestreben war, nicht leeren Wetteifer in Gelehrsamkeit, sondern eine Gelegenheit zu suchen, wo ich nach mancherlei Nachforschung und Erfahrung zur Blüthe und Frucht der Wissenschaft auch in unseren Staaten etwas Nützliches sagen könnte“.

Wie in Herder's Antwort, so schon in der Fragestellung der Akademie selbst erkennt man auch den Einfluß der Regierung des großen Königs. Wir brauchen nicht erst Nachforschungen anzustellen, ob Friedrich die Frage gekannt und gebilligt hat; wir wissen vielmehr, daß die Akademie sie ausgeschrieben, um den Absichten ihres Monarchen und Curators entgegenzukommen. Gerade damals, in dem Jahre 1777/78, hat er auf's Entschiedenste verlangt, daß bedeutende Themata aus der Geschichts- und Moralphilosophie, die ihn am Ende seines Lebens fast ausschließlich beschäftigten, gestellt würden. Einen besonderen Anlaß zu dieser Forderung hatte ein im Jahre 1777 von der Akademie gestelltes Thema über die „primitive Kraft“ geboten. Die umständliche Formulirung war nicht glücklich. d'Alembert bezeichnete sie sogar als lächerlich, schrieb, daß sein Urtheil in Paris getheilt werde, und legte es dem Könige nahe, die unzweckmäßige Preisaufgabe zurückziehen zu lassen und dafür das Thema zu stellen, das längst zwischen ihnen schwebte (s. oben S. 282 f.): „S'il peut être utile de tromper le peuple?“ Friedrich hatte sich bisher noch gescheut, diese Frage der Akademie als Preisthema zu empfehlen, obgleich es ihm schmerzlich war, daß der Pariser Freund sie anders

beantwortete als er selbst, und er deshalb eine vorurtheilslose Prüfung vor einem europäischen Areopag wünschen mußte. Jetzt, unter dem Eindruck, daß sich die Akademie durch das Thema von der „primitiven Kraft“ bloßgestellt habe und zur Zurückziehung desselben bestimmt werden müsse, wurde er schwankend. Er schreibt d'Alembert, er wisse nicht, wer in seiner Akademie fähig sei, die Frage zu beantworten, nachdem Lambert gestorben, vielleicht Beguelin. Er geht dann wieder auf die Sache selbst ein und sucht den früher behaupteten Standpunkt zu vertheidigen, daß zum Wohle des Volkes Täuschungen erlaubt seien. Dieser Brief ist am 5. October geschrieben. Elf Tage später hat er sich entschieden. d'Alembert's Hinweis, daß nicht in Paris, sondern nur in Berlin eine so freimüthige Frage unparteiisch und rein sachlich behandelt werden könne, mag den Ausschlag gegeben haben. Am 16. October richtete er an die Akademie eine Cabinetsordre, in welcher er befahl, „questions très-intéressantes et très-utiles“ statt unverständlicher auszuschreiben, und weiter anordnet, das Thema von der „primitiven Kraft“ zurückzuziehen und dafür die Preisaufgabe zu stellen: „S'il peut être utile de tromper le peuple“.

Nur solange man diese Vorgeschichte des ominösen Themas nicht kannte, konnte man behaupten, der König habe die Akademie in Verlegenheit setzen oder gar verspotten wollen. Nichts hat ihm ferner gelegen. Man darf vielmehr umgekehrt behaupten: damit, daß Friedrich der Akademie dieses Thema empfahl und vorschrieb, hat er ihr einen Beweis seines besonderen Vertrauens gegeben; denn er hat sie für competent erklärt, eine Streitfrage entscheiden zu helfen, die seit fast zehn Jahren ihn selbst und d'Alembert beschäftigt hatte, und in der sich für ihn das höchste Problem der Staatsweisheit und Regierungskunst darstellte. Man darf nicht vergessen, welchen Umfang für den alternden, in seinen Überzeugungen immer herber werdenden König der Begriff „Täuschung“ hatte! Das Gebiet der „Wahrheit“ war in seinen Augen durch die engsten Grenzen umschrieben und lag in eisigen Höhen — der Deismus, die Pflicht und die Naturphilosophie. Alles Übrige, alle concreten Religionen, alle Culturmittel, die ganze bunte Welt des Lebens galt ihm als „Täuschung“. Mit welcher unerbittlichen, schrecklichen Gewalt mußte da die Frage seine Seele bewegen: kann man ein Volk ohne Täuschungen regieren? Wie stark mußte sich dem Staatsmann die Antwort aufdrängen: man kann es nicht; also muß man täuschen! Aber wie niederschlagend

war diese Antwort! Statt zu befreien, verstrickte sie in Unwahrhaftigkeit und schien zugleich jeden Fortschritt zu lähmen. Der Optimismus des Aufklärers zerschellte an dem harten Fels des „Volkes", das für die reine Wahrheit unzugänglich ist. Der Staatsmann mußte dem Philosophen erklären, daß er mit seiner „Wahrheit" nicht regieren könne. Aber vielleicht giebt es doch einen Ausweg? man muß alles daransetzen, ihn zu finden! Alle Denker müssen aufgefordert werden, ihn zu suchen: in diesem Sinne übergab der König seiner Akademie das Thema.

Duo cum quaerunt idem, non est idem: das hatte der König doch nicht genügend bedacht! Von der Kränkung abgesehen, die in der Forderung lag, ein bereits gestelltes Thema zurückzuziehen — was wird man in Europa sagen, wenn die Akademie plötzlich die Preisaufgabe stellt: „Kann es nützlich sein, das Volk zu täuschen?" Will sie ihren König brüskiren? oder, wenn daran nicht gedacht werden kann, will sie einen anderen Monarchen kritisirt sehen? oder ist sie frivol geworden und spielt mit den Grundsätzen der Moral? oder — wenn man den Ursprung des Themas erfuhr — will der König seine Akademie verhöhnen? Die Akademie gerieth durch die königliche Ordre in die höchste Aufregung. Die philosophische Klasse, unter Sulzer's Führung, verlangte eine Plenarsitzung. Dem Willen des Königs wagte Niemand zu widersprechen; aber vielleicht ließ sich durch eine Formulirung die fast brutal klingende Frage mildern. Drei Fassungen wurden vorgeschlagen und dem Könige eingereicht; zugleich bat die Akademie — das war kein ungeschickter Einfall — dem Thema die Worte vorsetzen zu dürfen: „auf Anordnung des Königs".

Diesem waren unterdessen selbst gewisse Bedenken aufgestiegen. Er ließ durch Catt am 5. November 1777 antworten, die von der Akademie aufgestellte Frage über die primitive Kraft solle bestehen bleiben, aber auch bei dem von ihm vorgeschriebenen Thema habe es zu verbleiben, nur sei es nicht für 1779, sondern für das folgende Jahr auszuschreiben; was die Fassung anlange, so billige er die dritte Form, welche die Akademie vorgeschlagen habe, allein sein Name dürfe nicht erwähnt werden, endlich, Preisschriften, in denen irgend eine Regierung, sei es welche auch immer, attaquirt werde, sollten bei der Beurtheilung unberücksichtigt bleiben.

Damit war doch Einiges erreicht, freilich nicht viel. Erspart war der Akademie die Demüthigung, ihr Thema zurückziehen zu

müssen, und die besonnenste Fassung war gewählt worden. Allein des Königs Name durfte nicht genannt werden, und außerdem legte die letzte Bestimmung der Akademie eine zwar nothwendige, aber peinliche und verantwortungsvolle Beschränkung auf.

Das Ausschreiben machte das größte Aufsehen. Daß der König hinter der Aufgabe stehe, mußte man vermuthen, zumal da sie doch als eine außerordentliche erschien, weil bald für das Jahr 1780 eine zweite Aufgabe — eben jene, die Herder bearbeitet hat, über den Einfluß der Regierung auf die Litteratur — gestellt wurde. Nicht weniger als 42 Bearbeitungen liefen ein: ein Beweis, daß das Thema die Moralphilosophen und Politiker überall interessirte. Keine einzige Schrift brauchte ihres staatsfeindlichen Inhalts wegen zurückgewiesen zu werden; aber fünf liefen zu spät ein und in vier anderen hatten sich die Verfasser genannt. So blieben 33 zur Beurtheilung übrig. In zwanzig war die gestellte Frage verneint, in dreizehn bejaht. Von jenen wurden vier, von diesen sieben als gut bezeichnet. Zwei unter ihnen wurden gekrönt, indem man den Preis theilte, nämlich die Abhandlung Becker's, Gouverneur des Baron Dachröden in Erfurt (verneinend), und die des Prof. Castillon jun. in Berlin (bejahend).

Man verdenkt es der Akademie bis auf den heutigen Tag, daß sie sich „so gesinnungslos aus der Affaire gezogen hat“, um es weder mit Friedrich dem Könige, noch mit Friedrich dem Philosophen zu verderben. Allein dieses Urtheil zeigt wenig Sachkunde und ist höchst ungerecht. Der König ließ die Akademie ganz frei entscheiden — schon d'Alembert's wegen —; von ihm war also nichts zu befürchten. Hätte sie die Wissenschaft um des Königs willen beugen wollen, so hätte sie lediglich eine bejahende Antwort krönen dürfen. Aber, sagt man, es liegt doch auf der Hand, daß sie nur eine verneinende auszeichnen durfte, wenn sie nicht ihre Moral und ihr Ansehen auf's Spiel setzen wollte? So scheint es, aber man erwägt bei dieser Behauptung nicht, daß ihr das Thema aufgedrängt war, und daß sie es eben durch die Art ihrer Entscheidung in dieser seiner spröden Form für unlösbar erklärt hat. Es ist oben darauf hingewiesen worden, was der König und mit ihm gewiß viele Zeitgenossen als „Täuschung“ und „Täuschungsmittel“ betrachteten. Andere aber beurtheilten diese angeblichen Täuschungen sehr anders. Somit führte die Frage mit Nothwendigkeit auf eine Untersuchung des Begriffs der Täuschung und der Täuschungsmittel selbst. In dem

Momente aber war sie eigentlich schon zerstört, bez. in eine ganze Reihe von Einzelfragen aufgelöst, die entgegengesetzte Antworten nöthig machten: z. B. es ist nützlich, dem Volke Wahrheiten in symbolischer Gestalt zu lassen und zu geben, aber es ist schädlich, es mit hohlen oder unwahren Symbolen zu belügen, u. s. w. Die Akademie that also nicht nur das Klügste, sondern auch das Würdigste, was sie thun konnte, wenn sie die eingereichten Abhandlungen nicht auf ihr Schlußergebniß hin prüfte, sondern auf den Fleiß, die Sachkunde und die Umsicht, die ihre Verfasser angewendet hatten. Den billigen Spott der Leichtfertigen, sie habe Ja und Nein zugleich gesagt, konnte sie leichter ertragen als die ernste Vorhaltung der Moralisten, sie habe sich an der Wahrheit versündigt. Allein mit gutem Gewissen durfte sie auch diese Kritik zurückweisen: wenn die Frage keine einfache Antwort zuließ, wie konnte da die Antwort Zeugniß ablegen für die souveräne Geltung der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit?

Der König selbst hat später von der ganzen Sache nichts mehr hören wollen. Formey erzählt, er habe sich bereits im Jahre 1780 unwissend gestellt, als die Rede auf die peinliche Preisfrage gekommen sei. Das ist wohl begreiflich.

Das königliche Monitum vom Jahre 1777 hatte die Folge, daß die Akademie abstract-philosophische Preisfragen nicht mehr stellte. Dem glücklichen Thema von den Wechselwirkungen zwischen „Gouvernement" und „Lettres" folgte für das Jahr 1784 das nicht minder ausgezeichnete:

„Qu'est-ce qui a fait de la langue française la langue universelle de l'Europe? Par où mérite-t-elle cette prérogative? Peut-on présumer qu'elle la conserve?"

Eindringende und aufklärende Untersuchungen über den Siegeslauf der französischen Sprache waren hier gefordert; aber auch universalhistorische, vergleichende Erwägungen über die Ursachen, durch welche einst das Griechische und Lateinische zu Universalsprachen geworden sind, waren unvermeidlich. Der Preis wurde zwischen einem Deutschen, dem Professor Schwab in Stuttgart, und einem Franzosen, dem Grafen Rivarol in Paris, getheilt.

Für das Jahr 1785 stellte die Akademie eine Aufgabe, die noch immer als eine Folge des Täuschungsthemas zu betrachten ist; man sieht, wie die königliche Mahnung gewirkt hat und wie sich die Akademie bemühte, den Absichten Friedrich's zu folgen,

aber dabei die Themata unzweideutig und fruchtbar zu formuliren. Die Aufgabe lautete:

„Quelle est la meilleure manière de rappeler à la raison les nations, tant sauvages que policées, qui sont livrées à l'erreur et aux superstitions de tout genre?“

Wir finden heute dieses volkspaedagogische Thema zu allgemein; allein in einer Zeit, die unter dem Eindruck der Schriften Rousseau's stand, von den principiellsten Fragen bewegt war und sich von der mittelalterlichen Paedagogik losrang, gab es talentvolle Köpfe genug, die diese Aufgabe aufklärend zu behandeln vermochten. Den Preis erhielt Ancillon, französischer Prediger in Berlin, später Mitglied der Akademie.

Es war zum letzten Mal, daß die Akademie Friedrich's ihr Urtheil über eine Frage aus dem Gebiete der Philosophie und der Litteratur abgegeben hat. Zwar hat sie noch zweimal (für 1787 und 1788) solche Themata gestellt — das zweite in unverkennbarer Berücksichtigung einer Abhandlung des Königs; aber als die Antworten einliefen, war es nicht mehr die alte Akademie, die sie beurtheilte.[1]) Übersieht man die ganze Reihe der Preisfragen von 1745 an, so wird man behaupten dürfen, daß sich die Akademie niemals in Kleinliches verloren hat, daß sie die ihr selbst in den Preisaufgaben gestellte große Aufgabe würdig gelöst, die Zeichen der Zeit verstanden und sowohl der fortschreitenden Cultur als manchen Einzelwissenschaften die Fackel vorangetragen hat. Mißgriffe haben nicht gefehlt, und durch ihre Zusammensetzung waren ihr gewisse Schranken gezogen; aber sie war und blieb freier, weitsichtiger und sachkundiger als irgend eine andere Akademie Europas.

2.

Nur mit wenigen Strichen kann hier angedeutet werden, was einzelne hervorragende Akademiker geleistet haben, und welche Stellung ihnen, und mittelbar durch sie der Akademie, innerhalb

[1]) Das Thema für 1787 verlangte eine Darstellung der elterlichen Autorität, ihrer Grundlagen und ihrer Grenzen, nach dem Naturrecht, mit besonderer Unterscheidung der Rechte des Vaters und der Mutter, nebst einer Untersuchung, wie das positive Recht hier zu gestalten sei. Das Thema für 1788 lautete: „Comment l'imitation des ouvrages de littérature étrangère, tant ancienne que moderne, peut-elle développer et perfectionner le goût national?“ Man vergleiche dazu das Thema für 1784 und Friedrich's Abhandlung über die deutsche Litteratur. Den Preis erhielt 1787 Villaume (das Accessit Klein, bedeutender Jurist, später Mitglied der Akademie).

der Gesammtgeschichte der Wissenschaften zukommt. Irreführend wäre es, wollte man bei der Beantwortung dieser Frage von den einzelnen Wissenschaften ausgehen; denn der Begriff „Wissenschaft" war noch nicht ein so loses Gefüge von Disciplinen, wie er es in unserem Jahrhundert geworden ist, sondern er schwebte als ein Ganzes vor Augen, und die Ausbildung einer neuen Form wissenschaftlicher Überlieferung und Mittheilung im Gegensatz zur scholastischen beschäftigte die höher Strebenden mindestens ebenso sehr wie die Sache selbst. Dieses Werthlegen auf die Form entsprang einem sehr lebhaften didaktischen und moralischen Bestreben: man wollte nicht nur Wissen verbreiten, noch weniger todte Gelehrsamkeit pflegen, sondern man wollte eine vernünftige Denkungsart durchsetzen, überall die Aufklärung befördern und den sittlichen Zustand der Gesellschaft bessern. So stark drängten sich diese Zwecke vor, daß sie auch den materiellen Betrieb der Wissenschaften eigenthümlich zu begrenzen und zu beschränken suchten: gewiß — alles, was der Verstand erarbeitet, die Vernunft gebilligt hat, soll gelten; aber wissenswürdig ist eigentlich nur das, was den vernünftig-moralischen Menschen belehrt; alles Übrige ist im besten Fall Vorarbeit, sind Gerüste, die man wieder abbricht. Auch in das Wesen der Erscheinungen soll man nicht tiefer eindringen wollen, als der gemeine Verstand zu folgen vermag, und vollends sind alle paradoxen Hervorbringungen einer productiven Phantasie zu verbannen. Nur als „Esprit" und als Waffe gegen den Aberglauben hat die Phantasie des Genies Bürgerrecht in der Wissenschaft, die zugleich Cultur ist: sie soll ihre Hervorbringungen eindrucksvoll fassen, blitzend beleuchten und siegreich vertheidigen. Durch „Raison" — klar und formvollendet an jedem wissenswürdigen Object entwickelt — zur Moral und Toleranz: das ist die Aufgabe der Wissenschaft. So dachte der Monarch, der die Akademie leitete, und in diesem Sinne wollte er sie arbeiten sehen. Dieses sein Ideal aber ist in Wahrheit kein anderes als das Cicero's, genauer bestimmt durch die großen Franzosen des Zeitalters Ludwig's XIV. und — durch Voltaire. Der König ist bei der ersten der drei Hervorbringungen der französischen Aufklärung stehen geblieben; er ist weder mit La Mettrie und Diderot zum Materialismus, noch mit Rousseau zur Subjectivität fortgeschritten, sondern er beharrte bei den älteren Franzosen und bei Voltaire. Neben ihnen übte nur Bayle einen durchschlagenden Einfluß auf ihn aus.

Aber auch Voltaire's und Bayle's Einfluß darf man nicht

überschätzen. Jener entzückte ihn durch den Geist, die Klarheit und die siegreiche Gewalt der Rede, mit der er die Schlachten wider Aberglauben, Intoleranz und Verfolgungssucht leitete und gewann; dieser imponirte ihm durch die unerschütterliche Ruhe, die kritische Unparteilichkeit und die skeptische Zurückhaltung. Aber assimilirt hat er sich beide doch nur so weit, als es die antiken Überlieferungen, mit denen seine Seele verschmolzen war, zuließen. Er lernte von Voltaire, daß Newton der größte Physiker sei, die Mechanik des Himmels entdeckt und eine neue Centralwissenschaft geschaffen habe; er ließ sich von Maupertuis die mechanischen Probleme erklären; er pries mit Beiden Locke als den maaßgebenden Philosophen der geläuterten Empirie und der kritischen Aufklärung; er las Montesquieu, der aus der englischen Geschichte die Universalgeschichte verstehen lehrte; aber bis in den Mittelpunkt seines geistigen Wesens drangen alle diese Erkenntnisse nicht vor. Er konnte unter Umständen sie alle — nicht etwa nur die Geometrie, sondern auch die ganze moderne Naturphilosophie — ironisch behandeln und als Spielereien der Gelehrten abschütteln; denn er glaubte einen sicheren Schatz zu besitzen, in welchem bereits alle geistigen Güter gegeben seien, die Alten. Er, der sie nur aus Übersetzungen kannte, lebte in ihnen, nicht kraft gelehrter Überlieferung und Auswahl, sondern kraft fortwirkender Tradition. Die französischen Klassiker des 17. Jahrhunderts, jene Popularphilosophen, Poeten, Redner und Prediger, in denen das Zeitalter der Renaissance eine gallische Nachblüthe erlebt hat, waren seine geistigen Väter; sie haben ihm Cicero, Marc Aurel, die älteren Stoiker und einige antike Historiker vermittelt und in ihm die Denk- und Empfindungsweise, die Auffassungen von Wissenschaft, Moral, Religion und Poesie gepflanzt, die seine Seele bestimmten. Wahrscheinlich hat es im ganzen 18. Jahrhundert in Deutschland keinen Denker gegeben, der so sehr und so ausschließlich mit Epikur einerseits, mit den antiken Moralisten andererseits empfunden hat wie der König. Alle ethischen Probleme blieben für ihn in dem Streit der Stoiker und Epikureer beschlossen; alle metaphysischen Fragen interessirten ihn im Grunde nur so weit, als sie Cicero interessirt hatten. Über das Verhältniß von Theorie und Praxis in der Wissenschaft dachte er wie jener; wirkliches Griechenthum lag ihm so fern wie dem Römer. Auch in der Poesie war ihm das Didaktische das Höchste. Die Welt der Gefühle warf er in das Pathos des Redners und in die Freundschaft, aber verbannte sie sonst: durch rein objective

Darlegungen und durch krystallklare Formen sollen die subjectiven Wirkungen erzeugt werden. Alles antik gedacht und empfunden, freilich nach dem Maaßstab einer lateinischen Antike von charakteristischer Beschränkung, aber nicht einer künstlich erzeugten. Sie war in Frankreich gewachsen, in natürlicher Abfolge von den Tagen Abälard's an und weiter zurück, bis sie sich in dem Staate Ludwig's XIV. zu voller Blüthe zu entfalten vermochte. Und diese Denkweise complicirte sich bei dem Könige nicht etwa im Laufe seines langen Lebens, im Gegentheil — sie trat allmählich immer souveräner hervor, und die modernen Philosophen traten als bloße „Verbesserer" zurück. Mehr und mehr warf er als unnützen Ballast ab, was er unter dem bestimmenden Einfluß von Freunden aufgenommen hatte, und stellte sich nur fester und entschiedener auf die antike Basis. In der theoretischen Philosophie blieb er Anhänger Epikur's; denn dieser ist der Philosoph, der allen theologischen und mythologischen Aberglauben abgeworfen und auf dem Boden der Erfahrung eine rein natürliche Welterklärung zuerst gezeichnet hat — „die Philosophie verdanken wir Epikur; Gassendi, Newton und Locke haben sie verbessert; ich mache mir eine Ehre daraus, ihr Schüler zu sein, aber nicht mehr", schrieb er im Jahre 1775 an Voltaire. Die epikureische Ethik jedoch genügte mit den Jahren immer weniger seiner herben Stimmung und seinem unbeugsamen Pflichtgefühl: hier war und blieb Marc Aurel sein Ideal, sein Tröster, ja sein Heiland, und immer entschiedener trat das moralisch-paedagogische Interesse aus allen anderen hervor und drängte sie zurück: jeder Schriftsteller, der das Publicum nicht bessern will, soll sich sagen, daß er umsonst geschrieben hat.

Diese Enge des Standpunkts des königlichen Philosophen — der Staatsmann in ihm ging seine eigenen Wege und folgte Pufendorf und Thomasius — wurde compensirt durch eine Reihe praktischer Überzeugungen, an denen der König unverbrüchlich festhielt. Erstlich daß jeder, der gegen die Verblendung des Aberglaubens zu Felde zieht, als ein Bundesgenosse zu begrüßen sei, einerlei in welchem Regimente er dient. Der Skeptiker, der Epikureer, der Atheist, der Prediger, Alle waren sie ihm willkommen, wenn sie an der großen Aufgabe, die kirchliche und philosophische Barbarei zu bekämpfen, mitarbeiten wollten. Zweitens, jede Überzeugung, mit Gründen vorgetragen, vernünftig entwickelt und klar und gefällig dargestellt, respectirte der König, ja er erkannte in dem richtigen und eindrucksvollen Gebrauch der Darstellungsmittel einen

so hohen Vorzug, daß er bereit war, über die Anstöße des Inhalts hinwegzusehen: Aufklärung ist bereits überall da, wo Geist und Klarheit, Zucht der Gedanken und Anmuth herrschen. In diesem Sinne las er die Predigten der großen französischen Oratoren mit Entzücken und rechnete die Verfasser geistvoll geschriebener kirchlich-apologetischer Tractate ebenso zu seiner Gemeinde, wie Diderot und die Mitarbeiter der Encyklopädie. Endlich — und das war eine schmerzliche Erkenntniß — der Staatsmann lehrte den Philosophen, daß das „Volk“ noch für eine lange Zeit, vielleicht für immer, der Täuschungen, d. h. der positiven Religionen, nicht entbehren könne. Von hier aus fiel noch einmal ein besonderer Accent auf die Form: wenn es unmöglich ist, eine vernünftige Denkungsart allgemein zu verbreiten, wenn selbst Männer wie Maupertuis und Euler in unbegreiflicher Verblendung an dem Gedanken einer geoffenbarten Religion und einer lebendigen Einwirkung der Gottheit festhalten, so soll wenigstens Alles, was vorgetragen wird, klar, in sich verständig und anziehend sein. Wenn sich in diesem Medium der Theologe, der Historiker und der Naturforscher, und wiederum der Offenbarungsgläubige und die Anhänger aller Philosophenschulen zusammenfinden, so ist zu hoffen, daß wenigstens die schlimmsten Wirkungen der Superstition, nämlich Barbarei, Zuchtlosigkeit und Fanatismus, schwinden.

In diesem Sinne wirkte der König in den Schriften, die er als Akademiker geschrieben hat, und hier liegt zugleich die hervorragendste Bedeutung, welche der Akademie in der Geschichte der Wissenschaft und Cultur des 18. Jahrhunderts zukommt. Ihre größten Verdienste sind zunächst nicht in der Förderung der Einzelwissenschaften zu suchen, so bedeutend diese auch gewesen ist (s. unten), sondern in der allgemeinen, umbildenden Einwirkung auf den Zustand der Wissenschaften, auf die Aussprache ihrer Lehren und auf die geistige Stimmung ihrer Vertreter[1]). Vergleicht man, wie in Deutschland vor 1740 und nach 1780 über wissenschaftliche Dinge geschrieben worden ist und welchen Antheil dort und hier die Nation an wissenschaftlichen und auf die allgemeine Cultur bezüglichen Fragen genommen hat, so springt der ungeheure Unter-

[1]) Es ist jene Stimmung, der der jugendliche Göttinger Student Johannes (von) Müller in einem Briefe an seinen Vater (1771) einen so charakteristischen Ausdruck gegeben hat: „Auf die Tafel meiner Seele haben Schlözer, die Theologen in Berlin, Rousseau, Montesquieu, Mosheim, Abbt, Voltaire erhabene Wahrheiten geschrieben, die keine Zeit, keine Gewalt der Menschen, kein Schicksal austilgen soll.“

schied in die Augen. Vorher schrieb man, um mit Mendelssohn zu reden, in Deutschland nur für Professoren und für Schulknaben, und jede wissenschaftliche Disciplin bildete eine abgeschlossene Kaste von Adepten. Die großen nationalen und europäischen Denker und Gelehrten um 1700, voran Leibniz, hatten noch vergebens diesen Zustand für die mittleren Schichten zu durchbrechen versucht. Erst allmählich lernte man, wie in Frankreich, für ein ideales Publicum zu schreiben und bildete sich damit ein solches. Die erste Voraussetzung hierfür war, daß ein Medium wissenschaftlicher Stimmung erzeugt wurde, welches vermittelnd und versöhnend die verschiedenen Standpunkte umgab, daß feste und anerkannte Formen wissenschaftlichen Austausches geschaffen wurden, und daß man die Probleme zu fassen und anziehend über sie zu schreiben lernte. In allen diesen Beziehungen ist der Einfluß der Akademie im nördlichen Deutschland unermeßlich groß und durchschlagend gewesen. Man mag jede einzelne Abhandlung eines Sulzer, Merian, Formey und Beguelin und wiederum die der französischen Litteraten wie Francheville, Prémontval, Toussaint, Thiébault, Bitaubé u. s. w. noch so gering taxiren — in ihrer Gesammtheit haben sie eine nicht leicht zu überschätzende Bedeutung gehabt. Die theologischen und philosophischen Standpunkte ihrer Verfasser sind ganz verschieden; die Themata entstammen allen möglichen Wissenschaften, der Metaphysik, der Geschichte, der Physik, der Aesthetik, der Litteratur u. s. w.; die Temperamente der Autoren zeigen die größten Gegensätze — aber dennoch sind sie von einem Geiste beherrscht und dienen einer Aufgabe: ein strebsames, für die geistigen Fragen aufgeschlossenes Publicum zu schaffen und zu erziehen, es von allen Einseitigkeiten zu befreien, es an gesundes Denken zu gewöhnen, und ihm Geschmack und den lebendigen Sinn für die Wissenschaften zu geben. Nirgendwo in den vierzig Bänden akademischer Abhandlungen auch nur eine Zeile ungehöriger, geschweige roher Polemik, nirgendwo pedantische, todte Gelehrsamkeit oder abstruse Behauptungen, aber auch kein Ausweichen gegenüber den schwersten und einschneidendsten Problemen, keine feige Zurückhaltung der Kritik, dagegen überall das energische Bestreben, der Wahrheit zu dienen, und die ernste Absicht, durch Sorgfalt im Ausdruck und durch Klarheit, Wärme und Geschlossenheit der Darstellung Beifall zu gewinnen. Auch läßt sich bei aller Verschiedenheit der Standpunkte eine sachliche Gemeinsamkeit nicht verkennen: indem aller Schulzwang, der neue wie der alte, ver-

mieden wird, indem trotz aller Spannungen der Wolffianer sich aufgeschlossen zeigt gegenüber der Philosophie Locke's, und der Empirist auch von Leibniz und Wolff lernen will, indem die uralten großen Probleme nicht einer schnellfertigen Erfahrung geopfert, aber auch nicht dogmatisch verfestigt und erkenntnißtheoretisch verschoben werden, entsteht wirklich in der Akademie unabsichtlich eine akademische Philosophie — sie ist eklektisch und bleibt durchweg „vorkantisch“, d. h. sie glaubt zu wissen, was Empirie und was Ratio ist, und verzichtet auf allen bohrenden Tiefsinn. Dafür aber spricht sie eine jedem Gebildeten verständliche Sprache und ist unermüdlich thätig, neue interessante Probleme aufzusuchen, die alten in neuer Behandlung werthvoller zu machen, und den Zusammenhang der Philosophie mit allen geistigen Fragen, mit der Psychologie, der Religion, der Sprache, der Litteratur und der Geschichte aufrecht zu erhalten. Sie will Wissenschaft treiben, wie Cicero und Leibniz sie betrieben haben. So arbeitete die Akademie, und in dieser Thätigkeit, formgebend, vermittelnd, aufklärend und tolerirend, war sie ganz eigentlich die fridericianische Akademie. Die Eloges und die Abhandlungen, die der König in ihren Sitzungen hat vortragen lassen, bildeten in dieser Richtung das leuchtende Vorbild. Mit Recht hat ihn Maupertuis den besten Mitarbeiter der Klasse der Belles-Lettres genannt. Seine „Mémoires pour servir à l'histoire de la Maison de Brandebourg“ sind Muster freimüthiger und formvollendeter historischer Darstellung. Seine Eloges auf Jordan, La Mettrie und Voltaire lehren, wie der eigene Standpunkt bei der Beurtheilung bedeutender Männer zurückzutreten hat, und wie man überall den Geist und das Gute aufsuchen soll. Seine fünf Essays zur Culturgeschichte und Moral sind ebensoviel Beispiele, wie sich der Kritiker, der Philosoph, der Historiker und der Litterat die Hand reichen müssen, um die schwersten Fragen, welche die Geschichte der Menschheit bietet, in das richtige Licht zu stellen. Die Einheitlichkeit aller geistigen Bethätigung ist noch immer die Voraussetzung wie für die Haltung Friedrich's so für die seiner Akademie, trotz ihrer Theilung in Klassen. Noch bildete die Wissenschaft und die Litteratur ein untrennbares Ganze, noch trat die Gesammtakademie in wissenschaftlichen Hauptfragen — z. B. in dem Streit Leibniz-Locke — zusammen und überließ die Entscheidung nicht einer einzelnen Klasse; noch verlangte man von dem Physiker, daß er auch Philosoph und Moralist sei, und umgekehrt; mindestens

aber mußte er „lettré“ sein und das Vermögen besitzen, die Probleme, die ihn beschäftigten, gemeinfaßlich und anziehend darzustellen. Es ist dieselbe Haltung, die als Letzter in Deutschland, aber zugleich als Zerstörer, Kant behauptet hat. Doch schon in der Zeit von etwa 1775 an war sie nur noch diesem erstaunlichen Geiste möglich. Wer sie neben ihm noch festhalten wollte, der verkümmerte und hemmte. Die innere Bewegung, welche Rousseau entfesselt hat, zusammentreffend mit einer Entwicklung der Einzelwissenschaften, die volle Hingebung verlangte, und mit einem neuen Klassicismus intensiver Art, dem Graecismus, machte dem Zeitalter der Universalgelehrten ein Ende.

Doch kehren wir zur fridericianischen Akademie zurück. Fragt man, wo die Wirkungen sich besonders deutlich zeigen, die der geschilderten Art ihrer Thätigkeit entsprechen, so dürfen wir vor allem auf die Berliner Bewegung, auf Lessing, Mendelssohn, Nicolai und ihre Anhänger und Jünger verweisen. Die eigenthümliche Haltung dieses Kreises — sachlich und formell, in der Art, die Probleme anzufassen, in dem Raisonnement, in der gefälligen Schreibweise, dem leichten Witz, den Stilgattungen u. s. w. — ist durchaus fridericianisch und durch die Haltung der Akademie bestimmt, die sie vorfanden, und die unter dem Einfluß des Königs, Maupertuis' und Voltaire's ausgebildet worden war. Vielleicht hat Voltaire selbst nicht so stark auf Lessing eingewirkt, wie alle geistigen Elemente zusammen, die er in Berlin vorfand und die an der Akademie ihren Mittelpunkt besaßen[1])! Wie hätte

[1]) Doch wer kann den Einfluß überschätzen, den Voltaire auch auf die geistige Bewegung in Deutschland ausgeübt hat! Mit Recht hat Carlyle behauptet, wollte man ihn und seine Thätigkeit aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts hinwegnehmen, so würde dies einen größeren Unterschied in der jetzigen Lage der Dinge hervorbringen, als von irgend einem anderen Menschen der letzten Jahrhunderte gesagt werden könnte. Seine Bedeutung liegt keineswegs nur auf dem Gebiete der Gedanken- und Stilbildung, sondern vor allem in dem siegreichen Kampf für Freiheit und Menschenwürde gegenüber der Sclaverei und Barbarei des „Feudalismus“. „Er hat in ganz Europa einen Bund gestiftet,“ sagt treffend Condorcet, „dessen Seele er war. Das Feldgeschrei dieses Bundes lautete: Vernunft und Toleranz! Wurde irgendwo eine große Ungerechtigkeit verübt, vernahm man von einer That blutiger Verfolgungssucht, wurde die Menschenwürde verletzt, da stellte eine Schrift Voltaire's die Schuldigen vor ganz Europa an den Pranger.“ In Preußen aber sind vornehmlich Friedrich der Große selbst und die Akademie die Vermittler gewesen, durch welche Voltaire's Geist, d. h. der Geist der Duldung und Humanität, wirksam geworden ist, obgleich er keine Zeile für die Akademie geschrieben hat und die Akademiker ihm persönlich fast sämmtlich abgeneigt waren.

sich ein Mendelssohn zum Philosophen entwickeln können, ohne die Voraussetzungen, die die Akademie in Berlin geschaffen hat, und vor allem, wie hätte sich die ganze Berliner Aufklärung bilden können, ohne die Grundlage und Stütze, die sie an jener führenden Körperschaft hatte? Aber, wirft man ein, ein fragwürdiges Verdienst, diese Aufklärung hervorgerufen und verbreitet zu haben mit ihrer oberflächlichen Polyhistorie, ihrer seichten Philosophie und ihrem bornirten Selbstvertrauen! Das ist das Urtheil des 19. Jahrhunderts über jene Bewegung, und es ist wohl verständlich, aber es ist parteiisch und ungerecht. Selbst wenn man zugesteht, daß die „Aufklärung" die Züge angenommen hat, die in jenen Vorwürfen enthalten sind, so bleibt ihr doch das ungeschmälerte Verdienst, den Scholasticismus, das Abstruse und das Gebundene in der Wissenschaft in der ganzen Breite ihrer Entwicklung und Herrschaft abgethan, das deutsche Bürgerthum aus Aberglauben und kirchlicher Bevormundung herausgeführt und auf eine freie Bahn gestellt zu haben. Man vergleiche nur, wie man auf Universitäten und hohen Schulen, auf den Kanzeln und Kathedern noch um 1690 gesprochen hat und wie um 1770! Um das ganze Verdienst der Aufklärung zu ermessen, muß man erwägen, aus welchen Zuständen sie, und nicht erst die deutschen Klassiker, uns befreit hat. In die allgemeine Weltlitteratur ist Deutschland zuerst durch Leibniz, dann dauernd durch die Aufklärung eingetreten. Doch, wir haben hier weder zu entschuldigen noch anzuklagen. Es ist gewiß, daß es seit den Tagen der Reformation keine Bewegung gegeben hat, die in Norddeutschland tiefer eingegriffen und kraftvoller umgebildet hat, als die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, und in dieser war die fridericianische Akademie, obgleich sie außer Sulzer zur Zeit Friedrich's noch keinen einzigen namhaften deutschen Aufklärer in ihrer Mitte hatte, ein wesentliches Element. Unverflochten mit den Tagesfragen deutschen Kleinlebens, freilich auch abseits von der aufstrebenden deutschen Litteraturbewegung, allen großen Problemen der wissenschaftlichen Entwicklung folgend, jeden philosophischen Standpunkt in ihrer Mitte duldend, aber alle an dieselbe Regel wissenschaftlicher Aussprache bindend, Jahr um Jahr durch

---

Sofern sie Calvinisten und Deutsche waren, fühlten sie ihm gegenüber wie Goethe, der nach der Lectüre der Denkwürdigkeiten Voltaire's an Frau von Stein schrieb (1784): „Du wirst empfinden, es ist, als wenn ein Gott, etwa Momus, aber eine Canaille von einem Gott, über das Hohe der Welt schriebe."

gehaltvolle und anziehende Abhandlungen Muster ruhiger, gelehrter Darstellung bietend, eine Stätte der Vernunft und der Toleranz — so hat die Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres vierzig Jahre gewirkt, Preußen erziehen helfen und einem Kant und Herder Hochachtung und Dank abgewonnen.

Neben dieser allgemeinen Bedeutung der Akademie kommt vor allem in Betracht, was sie für die Ausbildung und Verbreitung der Lehre Newton's und was sie auf dem Gebiete der mathematischen Physik und der Mathematik geleistet hat. Man braucht nur die vier Namen Maupertuis, Euler, Lagrange und Lambert zu nennen, um zu erkennen, daß sie im 18. Jahrhundert die Führer der fortschreitenden Wissenschaft besessen hat, und daß sich keine andere Akademie Europas damals mit ihr messen konnte — nur den Ruhm Euler's muß sie mit der Petersburger theilen.

Es ist für Berlin von höchster Bedeutung geworden, daß die beiden Franzosen, die einen so großen Einfluß in Preußen ausüben sollten, Maupertuis und Voltaire, die entschiedensten Anhänger Newton's waren. Jener hat als erster in Frankreich zwischen 1728 und 1732 die entscheidende Wendung zu Gunsten des Engländers herbeigeführt, und das ist sein bleibendstes Verdienst. Als er mit Friedrich in Beziehung trat, war er bereits der anerkannte, siegreiche Gelehrte Frankreichs, der den Cartesianismus überwunden hatte. Neben ihm war Voltaire seit seinem englischen Aufenthalt unermüdlich thätig, Newton und Locke als die Führer der Weltanschauung in Europa zu preisen und einzubürgern. Sobald Maupertuis das Präsidentenamt in Berlin übernommen hatte, setzte er auf deutschem Boden den Kampf für Newton fort und gewann in Euler einen Bundesgenossen, der ihn selbst weit überstrahlte. So erhielt in der Akademie neben dem gallo-römischen Geist, den Friedrich der Große nährte, die neue englische Wissenschaft Bürgerrecht — die englische, nicht nur die Lehre Newton's; denn mit dieser hatten sich in der wissenschaftlichen Überlieferung gewisse Hauptgedanken Locke's eng verknüpft.

Damit war aber ein Gegensatz zu Leibniz in die Akademie getragen, die ihre Existenz auf den großen deutschen Philosophen zurückführte. In der Mechanik als strenger Disciplin bestand zwischen Newton und Leibniz kein unüberbrückbarer Unterschied; aber für diesen war die Mechanik nur ein großes Element der Weltanschauung. Seine wissenschaftliche Speculation, von der Phantasie beflügelt, war weiter vorgedrungen; aber während sie

die Monadenlehre entwarf und die Theodicee entwickelte, hatte sie sich nicht die Zeit genommen, die Principien der Erkenntniß ausreichend zu prüfen. Sein Schüler und Popularisator Wolff befestigte dann nach dem Sturz der kirchlichen Weltanschauung das, was übrig geblieben war und was Leibniz hinzugefügt hatte, mit dogmatistischen Mitteln. So entwickelte sich ein wirklicher principieller Gegensatz zwischen der Leibniz'schen Philosophie in Wolff'scher Formgebung und der auf Empirie sich stützenden Mechanik. Dieser Gegensatz aber war auf dem Boden der Physik nicht auszufechten; er führte auf das Gebiet der speculativen Philosophie hinüber und hat die Akademie dort beschäftigt. Soweit aber mit den Mitteln der reinen Mathematik und der Mechanik gekämpft werden konnte, hatte Euler die Führung. Maupertuis selbst, von dem krankhaften Streben beseelt, den Deutschen Leibniz zu überstrahlen und als der Universalgelehrte zu gelten, warf sich immerfort auf Probleme, denen er nicht gewachsen war, und hat in Berlin kein Werk von Dauer geschaffen, so viele Anregungen er gegeben hat. Euler dagegen, von tiefem Mißtrauen gegen die Leibniz'sche Philosophie erfüllt, antipathisch von ihrer nicht hinreichend exacten Methode berührt und vollends Wolff als unbedeutenden Mathematiker und voreingenommenen Denker beurtheilend, hat durch Ausbildung der Mechanik den überall siegreich vordringenden Wolffianismus einzuschränken versucht. Es hat etwas Tragisches, daß Leibniz, der als Präsident der Akademie mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hat, nun auch so bald nach seinem Tode als Philosoph in der Akademie bestritten worden ist. Für seine Größe hatte man keine lebhafte Empfindung, aber deutlich sah man seine Schwächen.

Was Euler für die Ausbildung der Mechanik gethan hat, bezeichnet nur einen sehr kleinen Theil der mathematischen Riesenarbeit, die er geleistet hat. Allein in den Mémoires der Berliner Akademie stehen 121, zum Theil sehr umfangreiche Abhandlungen; im Ganzen hat er mehr als 700 geschrieben, daneben 32 Quartbände und 13 Octavbände selbständiger Werke: eine Gesammtausgabe aller seiner Arbeiten wird auf 2000 Druckbogen veranschlagt. Dieser von keinem Mathematiker erreichten Productivität entspricht auch die Bedeutung; denn zwischen Newton und Gauß stehend, ist er recht eigentlich der Begründer und der Lehrer der modernen Mathematik geworden. Alle großen Mathematiker der Folgezeit haben sich direct an ihm gebildet und stehen auf seinen

Schultern; denn erst er hat durchgängig die synthetische Methode der Alten, die seine Vorgänger noch vorzugsweise benutzt hatten, durch die analytische der Rechnung ersetzt, und in allen Zweigen der reinen und der angewandten Mathematik sei es ganz neue Wege gewiesen, sei es die überlieferten Lehren besser begründet, erweitert und exacter ausgeführt. Seine großen Lehrbücher der Arithmetik, der Analysis, der Differentialrechnung, der Integralrechnung und der Algebra werden noch heute, trotz des Fortschrittes der Wissenschaften, als Meisterwerke studirt, und nur darüber kann Streit sein, ob diese Gebiete (unbestimmte Integrale, „Euler'sche Integrale", „Euler'sche Constante") oder die Variationsrechnung oder die analytische Geometrie oder die partiellen Differentialgleichungen ihm mehr verdanken, und wie hoch die Erkenntnisse zu veranschlagen sind, die er in der mathematischen Physik (Optik, Bewegung schwingender Saiten) gewonnen hat.

Nach fünfundzwanzigjähriger Thätigkeit mußte der König den großen Mathematiker, der während der Abwesenheit Maupertuis' und nach dessen Tode die Akademie geleitet hatte (s. oben S. 276 ff.), ziehen lassen (1766). Aber er gewann den besten Ersatz, den es in Europa gab — Lagrange. Lagrange hat nach Form und Inhalt das von Euler begonnene Werk, die synthetische Methode der Alten durch die Rechnung zu ersetzen, vollendet. Während aber Euler für jedes einzelne Problem den Weg der Lösung sucht, der ihm für den speciellen Fall der angemessenste scheint, geht Lagrange mehr darauf aus, ganze Gebiete der Forschung von einem einzigen Grundgedanken aus im Zusammenhang zu behandeln. Seine wichtigste Entdeckung, die er noch im jugendlichen Alter machte, war die Variationsrechnung, eine allgemeine Methode, die Aufgaben über Maxima und Minima zu lösen, die man vor ihm als isoperimetrische bezeichnet hatte. Sein bedeutendstes Werk ist die analytische Mechanik, worin er alle Sätze der Statik und Dynamik mittelst derselben Methode, die er in der Variationsrechnung benutzt hatte, aus einem einzigen Grundsatze herleitete, dem Princip der virtuellen Geschwindigkeit. Ebenso hervorragend sind seine Verdienste um die Algebra und Arithmetik: er prüfte die verschiedenen Methoden, die man für die Auflösung der Gleichungen gefunden hatte, führte sie auf allgemeine Principien zurück und zeigte, weshalb diese Methoden für die Gleichungen des dritten und vierten Grades zum Ziele führen, für die Gleichungen der höheren Grade aber im Stiche lassen. Er förderte auch die Lehre

von der numerischen Auflösung der Gleichungen und die Determinantentheorie. Die zahlreichen Sätze, die Fermat und Euler über unbestimmte Aufgaben zweiten Grades gefunden hatten, leitete er aus einer gemeinsamen Quelle her. Ebenso versuchte er, die ganze Theorie der analytischen Functionen auf den Taylor'schen Satz als einziges Fundament zu gründen. Doch haben diese Untersuchungen keinen nachhaltigen Erfolg gehabt, wenn auch sein Standpunkt in neuester Zeit durch Weierstraß wieder zu Ehren gebracht ist. Nur sein Satz über die Umkehrung der Reihen trägt noch heute seinen Namen. Unter seinen außerordentlich zahlreichen einzelnen Untersuchungen ist vor allem die Arbeit über die Libration des Mondes, die ihn ganz jung zu einem berühmten Gelehrten machte, und die über die Hydrodynamik, die er auf ein anderes System von Differentialgleichungen gründete als Euler, zu erwähnen.

Auch Lagrange hat Berlin später wieder verlassen, aber erst nach dem Tode des großen Königs, und so hat die fridericianische Akademie das Glück gehabt, 45 Jahre hindurch die beiden Meister der Mathematik, erst Euler, dann Lagrange, zu besitzen.

Endlich muß hier Lambert's gedacht werden. Sein Name ist heute nicht so bekannt, wie er es verdient, er ist überstrahlt worden von dem Kant's. Aber Kant selbst schrieb (1770) an Lambert, er halte ihn für das größte Genie Deutschlands und für den Mann, der am besten im Stande sei, die Philosophie zu reformiren; keine Zeile wolle er in seinen Werken stehen lassen, die Lambert nicht klar und deutlich finde. Leider hat der früh vollendete Gelehrte (gest. den 25. September 1777, kaum 49 Jahre alt) die „Kritik der reinen Vernunft" nicht mehr erlebt. Vielleicht wäre das Werk etwas anders ausgefallen, wenn der wissenschaftliche Austausch zwischen Kant und ihm fortgedauert hätte.

Lambert, der Sohn eines kleinen Handwerkers im elsässischen Mülhausen, hat sich aus ganz dürftigen Verhältnissen als Autodidakt zu einer Universalität wissenschaftlicher Haltung emporgearbeitet, die an Leibniz erinnert. Weder deutsch noch französisch hat er je correct zu schreiben gelernt und die niedere Herkunft in seiner Bedürfnißlosigkeit und Rauhheit nie verleugnet; aber jeder Griff führte den genialen Mann sofort zum Produciren, und überall drang er zum Kern der Probleme vor, die er in einer so originellen (freilich auch krausen) Weise faßte, daß er ihnen stets Förderung brachte. Der Ausgangspunkt seiner Studien war und blieb die

Geometrie und Astronomie — in die höhere Analysis drang er nicht tiefer ein —, aber er wußte von jenen Disciplinen aus die umfassendsten Ausblicke zu gewinnen und mit den geringsten Mitteln — er war auch ein praktisches Genie — die fruchtbarsten Experimente anzustellen. Mit 16 Jahren versuchte er die Bahn des Kometen von 1744 zu berechnen und fand auf geometrischem Wege das Theorem, das seinen Namen trägt, daß in einer parabolischen Bahn die Zeit, in der ein Bogen durchlaufen wird, allein von der Sehne desselben und von der Summe der radii vectores nach ihren Endpunkten abhängig ist. Wie Jacob Böhme durch die geringfügigsten äußeren Eindrücke zu tiefsinnigen Meditationen angeregt wurde, so wurden unbedeutende Beobachtungen auch für Lambert die Ausgangspunkte überraschender und treffender Reflexionen und Erfindungen. Im Jahre 1761 erschien seine Photometrie, das Werk, mit dem er diese Methode überhaupt erst begründet hat; hier wird sein Name unvergessen bleiben. Noch in demselben Jahr gab er die große Arbeit „Insigniores orbitae cometarum proprietates“ und außerdem die kosmologischen Briefe heraus, die ein philosophisches Gemälde des Universums enthalten. „Das Aperçu, daß das Fixsterngebäude nicht sphärisch, sondern flach und sehr stark abgeplattet sei und daß die Milchstraße aus Fixsternsystemen bestehe, kam ihm bei einem Blick durch das Fenster auf den Himmel. Eine algebraische Aufgabe, in der einer seiner Schüler einen nicht sofort durchsichtigen Fehler gemacht hatte, ward ihm Veranlassung, eine Maschine zur Erleichterung der perspectivischen Zeichnung zu erfinden.“ Nur wenige Jahre hatte er der Münchener Akademie angehört; dann zogen ihn Sulzer und Euler, die neidlos sein ungeheures Talent bewunderten, nach Berlin, während er sich eben rüstete, in Petersburg eine Stelle zu suchen, die ihm Muße gewährte. Vorher hatte er in Leipzig sein „Neues Organon“ (1764) erscheinen lassen. Mit diesem war er auf das Gebiet der Philosophie übergetreten, für die er seine naturwissenschaftlichen Erkenntnisse fruchtbar machen wollte. Der Wurf war zu kühn, um in dieser Gestalt zu gelingen: die formale Logik, die Metaphysik, die wissenschaftliche Methodenlehre und Zeichensprache sollten zugleich reformirt werden; aber überall schimmert schon die Aufgabe der Erkenntnißtheorie durch. Lambert hatte Newton und Locke einerseits, Wolff andererseits gelesen; „er war überzeugt, daß die Vervollkommnung der Metaphysik von der Logik abhänge, und suchte den Weg zu einer Locke's und Euklid's

Methoden verbindenden, Wolff überholenden Ontologie zu ebnen". Die Kritik an der Wolff'schen Philosophie und das Hinausstreben über sie („Was im eigentlichsten Verstande a priori sein soll, kann nur Möglichkeiten enthalten") bezeichnen die Bedeutung des Werks, das trotz seiner ausbrüchigen Formalistik — Lambert war ein Phantast der Logik und ein Enthusiast des Maaßes und der symmetrischen Ordnungen — als ein Vorläufer der „Kritik der reinen Vernunft" zu gelten hat, aber nicht die Richtung auf die Zweitheilung der Vernunft einschlägt, in die Kant sich gerettet hat.

Am 24. Januar 1765 hielt dieser „Geometer der Logik" seine Eintrittsrede in der Akademie „Sur la liaison des connaissances qui sont l'objet de chacune des quatres classes de l'Académie". Seit Leibniz und Maupertuis war in ihrer Mitte so nicht mehr gesprochen worden. In den knapp 13 Jahren, die er der Akademie angehörte, hat er für drei Klassen geschrieben und 52 Abhandlungen in den Mémoires veröffentlicht. Allein daneben hat er noch etwa 100 Arbeiten in anderen Zeitschriften und zehn große Werke, unter ihnen die „Architektonik", erscheinen lassen: Physik, Farbenlehre, Philosophie der Mathematik, Astronomie, physikalisch-technische Probleme beschäftigten ihn in gleicher Weise. Zuletzt kehrte er zur Pyrometrie zurück und führte die neue Bearbeitung (die erste war 1755 erschienen) in zehn Wochen durch. Wenige Monate darauf starb er, weil er seinem durch Überarbeitung zerrütteten Körper bis zuletzt keine Erholung gegönnt hatte. „Lambert", schreibt Laas in seiner schönen Charakteristik, „war gleichgiltig gegen Alles, was das Leben sinnlich schön, reizend und behaglich macht. Sein Kopf arbeitete unbehelligt durch feinere Culturbedürfnisse oder gar Leidenschaften wie eine schwer zum Stehen zu bringende Maschine. Das romantische Schwärmen für das unbewußte Weben des Geistes lag weit von ihm entfernt. Seine Gefühlsweise war dabei kindlich, harmlos und naturwüchsig. . . . . Er stand in der Mathematik, wie er selbst einräumte, nicht auf der Höhe von Euler und Lagrange; in der Astronomie war er kein Herschel, in der Physik kein Newton; in der Philosophie gebrach es ihm an Leibnizens Fülle und Beweglichkeit und an Kant's bohrendem Tiefsinn. Aber daß er alle vier Disciplinen mit grundlegenden und fortbildungsfähigen Arbeiten befruchtete, macht ihn doch den Größten ähnlich. Er hat vor Kant und Leibniz sogar den Vorzug, daß man weniger als bei diesen nöthig hat, Gewebe wieder aufzutrennen. Er hatte wissenschaftlicherseits vielleicht nur

den einen Fehler, die Grenze nicht immer zu merken, wo das Bedeutende und Fruchtbare in das Unbedeutende, wohl gar Futile überging."

Lambert hat auch als Astronom der Akademie große Dienste geleistet. Seit 1772 gab er statt der bis dahin erschienenen acht astronomischen Kalender genaue Ephemeriden heraus. Seit 1767 war der 22jährige Johann Bernoulli Director der Sternwarte. Aber nicht von ihm in erster Linie wurde die Astronomie gepflegt — nur in der rechnenden hat er gearbeitet; sonst hatte er eine besondere Vorliebe für die Geographie und für zahlentheoretische Probleme —, sondern von Bode, der, zuerst rechnender Hülfsarbeiter, dann ordentlicher Akademiker, zuletzt Director der Sternwarte (gest. 23. November 1826), nicht nur die Lambert'schen Ephemeriden fortgesetzt, sondern überhaupt unter den astronomischen Autoren den ersten Rang eingenommen hat. „Durch sein astronomisches Jahrbuch, welches für die anderen Ephemeriden zum Muster diente und das er in 54 Bänden fortsetzte, hat er Epochemachendes geleistet. Eine Zeit hindurch waren in diesen Jahrbüchern die einzigen Nachrichten über astronomische Beobachtungen und Entdeckungen enthalten. Seine Sternkarten, die Darstellung der Sterne in 34 Blättern nebst Einleitung und Katalog, 1782 herausgegeben, sowie sein großer Himmelsatlas in 20 Blättern nebst der allgemeinen Beschreibung und einem Nachweis der Gestirne und einem Katalog von 17240 Sternen (1797—1801), gehörten zu den besten Sternkarten, welche man hatte".

„Unsere Chemiker stechen alle Chemiker Europas aus", hatte Maupertuis 1748 an den König berichtet, und in der That, solange Pott rüstig arbeitete und, vor allem, solange Marggraf auf der Höhe des Schaffens stand, behauptete Berlin diesen Ruhm. Erst in den letzten Jahren Friedrich's fingen die schwedischen und französischen Chemiker an, die deutschen zu überflügeln, und Achard, obwohl kein untüchtiger Nachfolger Marggraf's, vermochte nicht mehr mit Gelehrten wie Scheele und Lavoisier zu rivalisiren.

Marggraf ist der letzte bedeutende Schüler Stahl's und Caspar Neumann's und der letzte große Vertreter der phlogistischen Theorie gewesen. Seine Verdienste um die Chemie sind höchst bedeutend und mannigfaltig — das bekannteste ist seine Entdeckung des Zuckers in der Runkelrübe, die, wenn auch erst lange nach seinem Tode, die ganze Landwirthschaft in Norddeutschland um-

wälzen sollte[1]). In virtuoser Weise wußte er die analytische Methode auf nassem Wege anzuwenden; auch ist er vielleicht der erste Chemiker gewesen, der sich des Mikroskops bedient hat; endlich besaß er eine gründliche berg- und hüttenmännische Bildung, die ihn zu tüchtigen geologischen Untersuchungen befähigte. So ist es ihm, unterstützt von einem bewunderungswürdigen Fleiße, gelungen, eine große Reihe bleibender Arbeiten auszuführen und die Chemie mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Unter den Ergebnissen seiner analytischen Forschungen werden besonders genannt: die Verschiedenheit der Thonerde und der Magnesia von der Kalkerde, die Bestimmung der Natur des Thons, des Alauns und des Gypses, der Nachweis der Präexistenz der Alkalien in den Pflanzensäften, die Ausführungen über die Natur des Salpeters und der Salpetersäure, die Reaction auf Eisen mittelst Blutlaugensalzes, genauere Angaben über Natron und Kali u. s. w. Er hat zuerst eine eingehende Untersuchung über das Platin veröffentlicht (1752) und — freilich unbewußt — die Platindoppelsalze entdeckt. Von ganz besonderer Bedeutung aber wurden seine und seiner Schüler zahlreiche Untersuchungen über den Phosphor, die Darstellung desselben aus dem Harn, seine Constatirung in den Pflanzen, die Bestimmung der Eigenschaften der Phosphorsäure, wobei er schon feststellte, daß die bei Verbrennung des Phosphors sich bildende Säure mehr wiege als der dazu verwandte Phosphor; aber er vermochte dies Problem nicht zu deuten — für die phlogistische Theorie war es unlösbar. Auch über Hornsilber und Flußspath, über das Vorkommen der Magnesia und wiederum über Ameisensäure in ihrem Unterschied von Essigsäure hat er wichtige Nachweise geliefert.

[1]) Die Entdeckung wurde der Akademie im Jahre 1747 vorgetragen. Sie steht in den Mémoires 1747 p. 79—90 unter dem Titel: „Expériences Chymiques faites dans le dessein de tirer un véritable sucre de diverses plantes qui croissent dans nos contrées [traduit du Latin]". Marggraf theilt hier mit, daß mehrere einheimische Pflanzen nicht nur einen dem Zucker ähnlichen Stoff enthalten, sondern eben den Zucker des Zuckerrohrs. Er nennt drei, aus deren Wurzeln er reinen Zucker dargestellt habe, unter ihnen die Runkelrübe oder den rothen Mangold. P. 88 schreibt er: „Ce qui a été rapporté jusqu'à présent fait voir en général, quels usages économiques on pourrait tirer de ces expériences; il me suffira d'en indiquer un seul, qui est même le moindre: Le pauvre paysan, au lieu d'un sucre cher ou d'un mauvais syrop, pourrait se servir de notre sucre des plantes.', Er ist sich also der Tragweite seiner Entdeckung bewußt gewesen; aber er hat die technische Ausbeutung Anderen, vor allem seinem Schüler Achard, überlassen.

Marggraf's Schüler Achard besaß als Theoretiker nicht die Bedeutung seines Lehrers; aber er hat im Chemisch-Technischen Vieles gefördert. Ihm verdankt man die fabrikmäßige Ausnutzung der Entdeckung des Zuckers in der Runkelrübe, die in der Zeit der Continentalsperre so wichtig wurde, aber auch nach ihrer Aufhebung an Bedeutung nicht verlor. Er war ferner einer der Ersten, der Galvani's Versuche wiederholt hat — ein anderer Akademiker, Sulzer, hat in Form eines Geschmacksversuchs die erste galvanische Erscheinung beobachtet —, und wahrscheinlich hat Niemand vor ihm einen Platintiegel hergestellt. Auch in der Färbungschemie war er auf Verbesserung der Methoden und ihre praktische Durchführung bedacht. Wissenschaftlich hervorragender als er waren die beiden Geognosten und chemischen Mineralogen, die die fridericianische Akademie besessen hat, J. G. Lehmann und Gerhard. Jener — seine Aufnahme verfeindete Pott vollends mit Marggraf — hat durch seine geognostischen und erdgeschichtlichen Arbeiten einem Werner den Weg gebahnt, die chemische Untersuchung der Mineralien mitbegründet und ihre Eintheilung gefördert. Dieser, ursprünglich Mediciner, wandte sich später ganz dem Bergwerkswesen zu, aber in wissenschaftlichem Geiste. Auch er förderte die Lehre von der Gruppirung der Metalle und gab nach bergtechnischen Arbeiten, z. B. über den Steinkohlenbau, im Jahre 1781 ein Werk heraus unter dem Titel: „Versuch einer Geschichte des Mineralreichs“, welches sowohl über die Natur und Entstehung der Metalle als der Gebirge werthvolle Beobachtungen und Muthmaaßungen enthält, die zum Theil freilich noch von den ganz unhaltbaren Hypothesen der älteren Zeit durchzogen sind.

In der Zoologie hat die Akademie zur Zeit Friedrich's (nach Frischens Tode) nichts geleistet, wohl aber in der Botanik und in der Anatomie. Dort war es Gleditsch, der in langer, unermüdlicher Arbeit (1744—1786, geb. 1714) nicht nur den großen botanischen Garten der Akademie eigentlich erst geschaffen, mit den botanischen Gärten anderer Länder in Beziehung gesetzt und zu einer Musteranstalt gemacht hat, sondern auch durch zahlreiche Versuche und Abhandlungen die Pflanzenkunde gefördert hat. Er hat u. A. den Experimentalbeweis für die Geschlechtlichkeit der Phanerogamen durch Befruchtung der Palme des botanischen Gartens mit dem Blüthenstaub einer Leipziger Palme geführt. Außer seiner streng botanischen Thätigkeit war er auch Lehrer der

Forstwissenschaft (s. o. S. 301), und Heß bezeugt ihm, daß er mit zu den Ersten gehöre, welche dem Forstwesen eine naturwissenschaftliche Grundlage gegeben haben. „Manche erklären seine „Forstwissenschaft“ geradezu als das erste wissenschaftliche Werk über diese Disciplin“. Die Forstwissenschaft bildete ihm die Brücke zur landwirthschaftlichen Botanik. Auch auf diesem Gebiete ist er thätig gewesen und hat sich um den Anbau und die Cultur nützlicher Pflanzen große Verdienste erworben.

Durch N. Lieberkühn wurde die anatomische Kunst und Wissenschaft aus Holland nach Berlin verpflanzt. Als er sich im Jahre 1740 in seiner Vaterstadt Berlin als praktischer Arzt niederließ, hatte er in Leyden die strenge Schule Boerhaave's, Albinus' und Gaub's durchgemacht und war in London auf Grund seiner ausgezeichneten anatomischen Präparate Mitglied der Königlichen Gesellschaft geworden. Eben als Präparator, in virtuoser Ausbildung der mikroskopisch-histologischen Technik und Methode, ist er in seiner Zeit und noch auf lange unübertroffen gewesen. Verewigt hat ihn in der Wissenschaft die Abhandlung über die Darmzotten („De fabrica et actione villorum intestinorum tenuium“ 1745); die hier von ihm zuerst beschriebenen drüsigen Organe tragen noch heute seinen Namen. Seine Gefäßinjectionspräparate, für deren Studium er zugleich besondere Mikroskope construirte, waren in der ganzen anatomischen Welt berühmt. Hätte er Haller in Berlin zum Collegen erhalten, so hätte sich keine andere medicinische Anstalt mit der Berliner Akademie messen können; allein der große Göttinger Physiolog ließ sich nicht bestimmen, dem Rufe zu folgen (s. oben S. 247). Statt seiner kam sein tüchtiger Schüler J. F. Meckel, der, zwar dem Meister an Bedeutung nicht gleich, doch die anatomische Wissenschaft durch schöne Entdeckungen auf dem Gebiete des peripheren Nervensystems bereichert hat (Ganglion [spheno palatinum] Meckelii; Ganglion submaxillare; „Nova experimenta de finibus venarum et vasorum lymphat.“) Ihm folgte an der Akademie Walter, Lieberkühn's und Meckel's Schüler, der eine anatomische Sammlung im größten Stil anlegte und sich so um den anatomischen Unterricht hoch verdient gemacht hat. Johannes Müller rühmt von ihm: „Walter war als praktischer Anatom unübertrefflich gewesen, und auch durch seine Schriften nimmt er den Rang unter den ersten Anatomen ein; aber die mikroskopische Anatomie war ihm fremd geblieben; er hatte so viel mit bloßen Augen geleistet, daß er die Anatomie beinahe für vollendet hielt“.

Überblickt man alle diese Entdeckungen und Arbeiten der Mathematiker, Physiker, Chemiker, Astronomen, Botaniker und Anatomen der Akademie, die in der kurzen Spanne von vier Jahrzehnten hervorgetreten sind, so wird man sagen dürfen, daß die Königlich Preußische Akademie in Hinsicht auf die Naturwissenschaften an der Spitze der wissenschaftlichen Bewegung gestanden hat und von keiner anderen Akademie übertroffen worden ist.

Nicht das Gleiche gilt von den speculativ-philosophischen, den philologischen und den historischen Fachwissenschaften. Die hohe Bedeutung, welche die Akademie auch hier gehabt hat, liegt ganz wesentlich in jenen Wirkungen, die oben S. 329 ff. beschrieben worden sind. Eine geistesmächtige Schrift, eine epochemachende Abhandlung, deren Gedächtniß bis heute fortwirkt, ist in den genannten Wissenschaften von keinem Akademiker, weder von einem deutschen, noch von einem schweizerischen, noch von einem französischen geschrieben worden — mit Ausnahme der bereits besprochenen Arbeiten von Lambert. Weder Kant noch Herder, weder Winckelmann noch Lessing, auch nicht Montesquieu oder Voltaire haben Beiträge für die Mémoires der Akademie geliefert.

Blicken wir zunächst auf die speculative Philosophie. In fast zahllosen Abhandlungen und Schriften haben Heinius, Formey, Beguelin, Sulzer, Merian, Pernety, Prémontval, Castillon, Cochius, Beausobre, Moulines, Prevost und Andere philosophische Einzelfragen aus den verschiedenen Disciplinen erörtert. Vor allem war es der Gegensatz der Leibnizianer (Wolffianer) und der Anhänger Newton's und Locke's, der neben Vermittelungsversuchen in den Arbeiten zum Ausdruck kommt. Zuerst, solange Maupertuis regierte, hatten die Newtonianer die Oberhand; aber sie waren bereits Eklektiker. Dann drängte sich unter Sulzer's Einfluß der Wolffianismus wieder vor, aber auch nicht der strenge Wolffianismus, sondern in eklektischer Haltung. Endlich machte man aus der Noth eine Tugend und erklärte mit Merian, der von Maupertuis und den Engländern ausgegangen war: „L'Éclecticisme est la seule secte ou non-secte, qui doive respirer dans une académie“, oder man pries sich selbst mit F. Ancillon: „Cette Académie s'est toujours préservée de la contagion des systèmes, par l'esprit d'indépendance et d'examen, par cet esprit philosophique qui est plus précieux que la philosophie elle-même“. Diese eklektische Haltung in der Philosophie, mit scharfer Abweisung der materialistischen, mit principieller Zustimmung zur empirischen

Methode, aber mit dogmatischen Vorbehalten, charakterisirt die letzten zehn Jahre der fridericianischen Akademie, und wir werden sie auch in der Folgezeit fortwirken sehen. Gewiß ist etwas Wahres an dem Satze, daß eine Akademie sich mit keinem philosophischen System identificiren soll; allein weder darf diese Regel unter allen Umständen gelten, noch ist sie ohne bedenkliche Folgen. Wo der Eklekticismus zum Princip erhoben wird, da geräth die Philosophie in Gefahr, ihren wissenschaftlichen Charakter zu verlieren und in die „Belles-Lettres“ überzugehen wie bei Cicero, und die eklektischen Philosophen werden von den Wogen der wirklichen und ernsthaften philosophischen Bewegung an den Strand geworfen. In der That, etwas Ähnliches ereignete sich mit den Philosophen der Berliner Akademie, wenn die Folgen auch erst an der Wende des Jahrhunderts offen zu Tage traten. Sie schrieben ihre umsichtigen, klaren, vorsichtig abwägenden und räsonnablen Abhandlungen in französischer Sprache weiter fort und sahen sich auf einmal durch Kant und seine Schüler auf's Trockene gesetzt. Nachdem ihre Bemühungen, die wir oben als epochemachend bezeichnet haben, ihr Ziel wesentlich erreicht hatten, die Erziehung eines vorurtheilslosen, für geistige Fragen aufgeschlossenen Publicums, nachdem mit durch ihr Verdienst Superstition und Pedanterie zurückgedrängt waren, wurden sie selbst überflüssig. Die Art Philosophie, welche sie gepflegt hatten, wurde von einer höher gestimmten und tiefer forschenden Wissenschaft abgelöst. Mochte auch der Eklekticismus ihr gegenüber in wichtigen Hauptpunkten im Rechte sein — er bohrte nicht tief genug und wandte sich nicht, wie die neue Philosophie, an den ganzen Menschen[1]).

---

[1]) Das Vorurtheil aber ist aufzugeben, als hätte der französische Geist in den philosophischen Bemühungen der Akademie geherrscht. Nur die Sprache war französisch; in der Sache regierte die deutsche Philosophie, die mit aufgeschlossenem Sinn der schottischen, englischen und französischen Bewegung folgte. „Vielleicht war es das Charakteristische“, sagt Trendelenburg (Monatsberichte 1. Juli 1852) mit Recht, „daß sich in der Berliner Akademie die Philosophieen der fremden Nationen begegneten, die Philosophie Newton's und Leibnizens, Christian Wolff's und Locke's, Gedanken des Helvetius und Adam Smith. Wenn in ihrer Mitte diese entgegengesetzten Auffassungen zum Austrag gebracht wurden, so erfüllte darin die Akademie den Beruf einer universellen Wirksamkeit, den Beruf einer über die Grenzen des Nationalen hinausgehenden Verständigung. Man sieht dies am deutlichsten, wenn man die Männer, welche an den philosophischen Arbeiten der Akademie Theil hatten, nach ihren Richtungen gruppirt. Die Vertreter der eigentlich französischen Philosophie sind nur ein kleiner Bruchtheil des Ganzen. Die Arbeiten der Akademie

Unter solchen Umständen ist es eine wenig lohnende Aufgabe, dem Einzelnen hier nachzugehen. Was sich selbst in seinen Wirkungen erschöpft, was nur als Gesammterscheinung eine Bedeutung besessen hat — soll man es in seine Bestandtheile zerlegen? Dazu, was sich hier leisten läßt, ist bereits in der „Histoire philosophique de l'Académie de Prusse depuis Leibniz jusqu'à Schelling, particulièrement sous Frédéric-le-Grand" von Bartholmèß mit so viel Hingebung und Fleiß und mit so viel Wohlwollen und Liebe geleistet worden, daß es völlig überflüssig wäre, hier noch ein Wort hinzuzufügen. Bartholmèß als Deutsch-Franzose der Akademie Friedrich's verwandt, als eklektischer Philosoph mit den Philosophen der Akademie empfindend, ausgezeichnet unterrichtet in der Geschichte der geistigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts, hat in seiner „Histoire" den Weltweisen Friedrich's ein Denkmal voll Anerkennung und Pietät gesetzt. Jedem Einzelnen ist er nachgegangen, selbst den Philosophen und philosophischen Belletristen zweiten und dritten Ranges, und hat sich bemüht, die Gedanken und die Eigenthümlichkeiten jener Eklektiker darzulegen. Man möchte fast sagen, die Bedeutung der Sache selbst entspreche nicht ganz der Größe und feinen Ausführung des Monuments, das er aufgerichtet hat. Jedenfalls ist ein zweites Denkmal für immer überflüssig.

Doch aus der großen Anzahl der Philosophen und Belletristen mögen wenigstens drei, die in der Geschichte der Akademie eine hervorragende Rolle gespielt haben, mit einigen Strichen charakterisirt werden, Formey, Sulzer und Merian.

Von Formey (geb. zu Berlin den 31. Mai 1711, gest. den 8. März 1797) ist schon wiederholt die Rede gewesen, und was über ihn gesagt wurde, konnte nicht günstig lauten. Fast von der Reorganisation der Akademie an ist er ihr ständiger Secretar gewesen, blieb es über den Tod Friedrich's hinaus und wurde sogar noch im Jahre 1788 Director der philosophischen Klasse. Als Secretar hat er etwa vierzig Eloges verstorbener Akademiker gehalten und in die Abhandlungen der Akademie eingerückt; außerdem aber noch zahlreiche andere verfaßt, die außerhalb der Mémoires

standen nicht selten in einem geraden Gegensatz gegen die von Frankreich kommenden Meinungen." „Französische" Philosophen waren La Mettrie, d'Argens — über den Voltaire spottete, er nehme bisweilen schon seine fünf Sinne für den Menschenverstand — und, wenigstens nach einer Seite, der König. Aber Friedrich's specielle Philosophie hat auf die Akademie einen geringen Einfluß ausgeübt.

erschienen sind. Dazu hat er die officiellen Reden an den Festtagen der Akademie gehalten und etwa dreißig Abhandlungen für die Mémoires geschrieben. Allein diese Arbeiten verschwinden hinter einer Fülle von selbständig erschienenen Werken, Artikeln, Aufsätzen u. s. w., die er in die Welt gesetzt hat. Er rivalisirte nicht nur mit Euler und Lambert an litterarischer Fruchtbarkeit, er übertraf sie noch weit. Aber leider entsprach, im Gegensatz zu Euler, der Inhalt nicht der überwältigenden und anspruchsvollen Production. Schon die Zeitgenossen wußten, daß er um des Geldes willen schrieb, Jahre hindurch täglich einen Bogen, und dafür seinen Ducaten einstrich. Von Haus aus orthodoxer reformirter Theologe, schloß er sich schon frühe der Wolff'schen Philosophie an, und nachdem er seine „Belle Wolffienne" in 6 Bänden 1741—53 geschrieben hatte, glaubte er in den Stand gesetzt zu sein, sich spielend über alle möglichen Fragen zu verbreiten und als vernünftiger Supranaturalist, der verächtlich auf die scholastische Orthodoxie, aber auch auf die Empiriker, herabsah, alle abweichenden geistigen Erscheinungen seines Zeitalters zu kritisiren und mit breiten Bettelsuppen das Publikum zu speisen. So hat er gegen Diderot sein System du vrai bonheur (1750f.) und gegen Rousseau den kläglichen Anti-Emile (1763) geschrieben. Ein unbedeutender Philosoph, ein recht mangelhafter Stilist, konnte er immerhin Leichtigkeit und Flüssigkeit in der Stoffbehandlung lehren — in dieser Richtung soll sein Einfluß nicht unterschätzt werden — und sein großes Vorbild Fontenelle immer auf's Neue reproduciren. Maupertuis mochte ihn im Grunde nicht und der König noch weniger; aber man hatte ihn nun einmal und ließ ihn walten. Dadurch aber erhielt er, namentlich im Ausland, ein Ansehen, zu dem seine wirkliche Bedeutung in keinem Verhältniß stand. Das steigerte sein Selbstbewußtsein ganz ungemessen und befestigte in ihm mehr und mehr die Überzeugung, die durch wohlfeile Schmeicheleien seiner Correspondenten genährt wurde, daß er recht eigentlich die Säule der Akademie sei. Solche nicht seltene Einbildung subalterner Naturen in büreaukratisch wichtigen Stellungen wäre noch erträglich gewesen, wenn der Mann ehrlich und zuverlässig gewesen wäre. Allein, obgleich er sich auf sein Christenthum viel zu gut that und sich berufen glaubte, gegenüber den Einflüssen des Königs und seines Kreises die Rolle des Apologeten zu spielen, ließ er es an Charakterfestigkeit und edlem Sinn nur zu sehr fehlen. Bei Abstimmungen war er unberechenbar (s. oben

sein Verhalten bei der Abstimmung über die Preisaufgabe Pope-Leibniz), und alle kleinlichen und abstoßenden Züge seines Wesens zusammen mit einer lächerlichen Eitelkeit hat er dem Publicum selbst zur Schau gestellt in seinen zwei Bänden „Souvenirs d'un citoyen", die er drei Jahre nach dem Tode des großen Königs veröffentlicht hat. In diesen „Erinnerungen" schreibt er wie ein Kammerdiener, der mit zahlreichen vornehmen Personen Verbindungen gehabt hat, bald schlecht behandelt, bald gut belohnt worden ist, und der nun nach dem Tode seines Brotherrn mit seinen Verbindungen prahlt und sich zugleich durch Ausplaudern zahlreicher Geschichtchen und durch boshafte Mittheilungen rächt. Auch nicht eine Zeile auf diesen 7–800 Seiten, die beweist, daß ihr Verfasser wirkliche Größe, auf welchem Gebiet nur immer, zu empfinden vermocht hat. Fünf Dutzend Eloges hat dieser Schriftsteller verfaßt, darunter solche auf die würdigsten und größten Männer des Zeitalters, und ist doch ganz ohne Gefühl für das Ausgezeichnete geblieben, ein Handwerker, der Lobreden verfaßt hat, weil es einmal sein Metier war! Schlimm spielte er auch Friedrich II. mit, versteckte aber sein Übelwollen hinter allerlei Malicen und Zweideutigkeiten. Daß er sich in seinem langen Leben und durch fortgesetzte litterarische Beschäftigung ein umfangreiches encyklopädisches Wissen erworben hat, oder vielmehr, daß er von Allem wußte, ist wohl verständlich und kann ihm nicht als Verdienst angerechnet werden. Führte er doch die akademische Correspondenz und stand in so zahlreichen litterarischen Beziehungen, wie sie vor ihm nur Leibniz besessen hat. Aber wenn Büsching behauptet: „Formey übertraf alle an Gelehrsamkeit", so fragt es sich, was man unter „Gelehrsamkeit" versteht. Wie mangelhaft, oberflächlich und parteiisch er gearbeitet hat, zeigt seine zum fünfzigjährigen Jubiläum der Akademie herausgegebene „Histoire" jedem Kundigen. Die Wünsche eines eben zum Denken reifenden großen Publicums hat er wohl zu berechnen verstanden, und so sind einige seiner Werke wiederholt aufgelegt und als Werke des Secretars der Preußischen Akademie auch in fremde Sprachen übersetzt worden. Wenn ihm aber Bartholmèß in seinen Schriften „un sens droit et ferme, un esprit naturellement libre et gai, mais surtout un caractère sincère et franc, toujours aimable et doux, et aussi modéré qu'obligeant" nachrühmt, so vergißt er, was er einige Seiten vorher selbst geschrieben, und vergißt außerdem, daß Formey sich einer Sprache bediente, die für ihn dachte und seinen

Productionen Eigenschaften verlieh, die der Autor nicht besaß. Er hat sich sehr frühe schon, als es andern noch schwer fiel, mit einigem Geschick — freilich nicht selten fällt ihm die Maske ab, und der Gascogner erscheint — an den Ton der vornehmen französischen Schriftsteller und Gelehrten anempfunden und täuschte damit über sein eigenes Können, wie er durch seine Vielwisserei und seine Correspondenz über sein Wissen täuschte. Daß die Akademie durch diesen ihren Secretar in ihrem Zustande und in ihrem Ansehen nicht empfindlicher geschädigt worden ist, verdankt sie ihrer Verfassung und dem Umstande, daß sie wirkliche Größen besaß.

Von ganz anderem Schlage als Formey waren Sulzer und Merian, obgleich auch sie heute zu den fast Vergessenen gehören. Sulzer (geb. den 16. October 1720, gest. den 27. Februar 1779), das fünfundzwanzigste Kind eines Winterthurer Rathsherrn, hatte in dem Bodmer-Breitinger'schen Kreise in Zürich die Grundlagen seiner Bildung empfangen, sich als junger Prediger mit der Wolff'schen Physikotheologie vertraut gemacht und ist niemals über die hier empfangenen Anregungen wirklich hinausgewachsen. Durch Beziehungen, die er in Magdeburg, wo er als Hofmeister weilte, zu dem Hofprediger Sack gewonnen hatte, kam er als Lehrer an das Joachimsthalsche Gymnasium, und zwar als Mathematiker (1747). Von Maupertuis und Euler war ihm die Aufnahme in die Akademie versprochen worden, aber sie verzögerte sich; denn Sulzer machte aus seinem Wolffianismus kein Hehl und verscherzte dadurch das Wohlwollen Maupertuis' wieder. Allein im Jahre 1750 wurde seine Aufnahme durchgesetzt, und bald war er neben Heinius der Führer der Wolffianer in der Akademie. Er setzte die Beziehungen zu seinen Schweizer Landsleuten rege fort, und sein Bestreben, die Besten unter ihnen nach Berlin zu ziehen, traf mit der Vorliebe Maupertuis' für sie zusammen. Seine Bedeutung für Preußen und die Akademie ist in einer doppelten Richtung zu suchen; in beiden bewährte er sich als ein energischer und zäher Mann, der das auch durchsetzen wollte, was ihm recht und heilsam schien. Erstlich war er ein hervorragender Paedagog, der der herrschenden Schulweisheit und der paedagogischen Hülflosigkeit gegenüber gesundere Grundsätze als Organisator und Lehrer vertrat. Sodann war er der überzeugteste und thätigste Anhänger der litterarischen und philosophischen Aufklärung in der Combination Breitinger-Wolff und verstand es, diesen Standpunkt in gut

geschriebenen und viel gelesenen Schriften zu vertreten. Dadurch gab er den Berlinern Ramler, Mendelssohn, Lessing und Nicolai zunächst einen Rückhalt, der noch fortwirkte, als sie über den didaktischen Schweizer Aufklärer — und zwar bald — hinauswuchsen: Mendelssohn hat ihn stets mit hohem Respect behandelt, und in dem Streite über Leibniz-Pope waren sie seine Bundesgenossen. „Sulzer hat die Verdienste des unsterblichen Mannes, Wolff's, in wenigen Blättern ganz anders anzuzeigen gewußt, als der vielschreibende Gottsched in seinen Quartanten", rühmt Mendelssohn von ihm. In der That hatte Sulzer in den 15 Jahren zwischen 1750 und 1765 dem norddeutschen und besonders dem Berliner Publicum Vieles zu sagen und verstand es wirklich zu belehren. Sein einmal gewonnenes Ansehen blieb ihm erhalten, ja verstärkte sich noch in der Folgezeit für weitere Kreise; aber er selbst schritt nicht fort. Zwar bewährte er sich stets als ein für die verschiedensten Gebiete der Erkenntniß aufgeschlossener Kopf, aber als ein enger Kopf, und als in den Jahren 1771—1774 sein Hauptwerk „Allgemeine Theorie der schönen Künste" erschien — in alphabetischer Anordnung! —, enttäuschte dieser Nachzügler strict Bodmer'scher Observanz zwar noch nicht das große Publicum, wohl aber alle höher Strebenden. Daß die Hauptabsicht der schönen Künste auf die Erweckung eines lebhaften Gefühls des Wahren und Guten gehe, daß der letzte Zweck überall die moralische Verbesserung sei, daß auch die Poesie um so höher stehe, je didaktischer sie ist, waren Behauptungen, die bereits überwunden waren. Lessing's Ausführungen existirten für Sulzer nicht, und den Geist eines Herder ahnte er noch weniger. „Nachdem sich die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmer'schen Arche auf dem Gebirge der Andacht weniger Pilgrime überlassen können", spottete der junge Goethe. Bereits im Jahrgang 1757 der Mémoires hat Sulzer eine Analyse des „Genies" veröffentlicht. Er definirt es als das Vermögen, sich aller erkennenden Seelenkräfte mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit bedienen zu können, und findet dann, daß zum Genie erstlich die vivida vis animi, die Lust zu einer Sache gehöre, sodann drei Stücke, nämlich Witz und Scharfsinnigkeit, Beurtheilungskraft und — Besonnenheit. Kann man blinder über dieses Thema reden? Und doch hat die Abhandlung einen nicht geringen Eindruck gemacht und einen Anstoß gegeben, der sich in verschiedenen Richtungen verfolgen läßt. In den Fragestellungen

und in der räsonnablen und anziehenden Behandlung der höheren psychologischen Probleme liegt das eigentliche Verdienst solcher Philosophen wie Sulzer. Sie haben damit das Interesse erweckt und weite Kreise aus dumpfer Gedankenlosigkeit, aus Trägheit und Aberglauben herausgeführt. Niemand war dazu geeigneter als der Schweizer Philosoph mit der umfassenden Bildung, der Zuverlässigkeit des Charakters, der Liebenswürdigkeit und der festen Zuversicht, daß es gelingen müsse, die Menschen zu bessern und zu bekehren. „Sulzer den Weltweisen", nannte man ihn feierlich nach seinem Tode, ja, verehrte ihn in manchen Kreisen fast wie einen Heiligen. „Ce sage si aimable" — rief Johannes von Müller aus —, „si universel, si vertueux, l'ornement de notre nation, n'est plus! . . . Sa mort devrait instruire les matérialistes. Quoi! Dieu éteindrait à jamais un génie qui s'est élevé à un tel degré de perfection! Quand je pense à l'esprit de Sulzer, à sa figure, à sa sérénité, à son cœur, à son amabilité, oh, combien alors j'aime davantage les sciences et la vertu." Seine Vertheidigung „Gottes, der Freiheit und der Unsterblichkeit" in einer dem großen Publicum verständlichen, warmen und eindrucksvollen Sprache hat ihm die Gemüther gewonnen. Übrigens war er doch vom Geist des Zeitalters zu stark afficirt, um Wolff's Methode einfach zu reproduciren; aber sie blieb die Grundlage aller seiner Bemühungen, und in scharfer Abweisung französischer Schönredner erklärte er für die Landplage der Philosophie jene Philosophen, „qui, plus accoutumés aux saillies d'esprit qu'à des raisonnements approfondis, prétendent renverser par un bon mot des vérités qu'il n'est possible de connaître qu'en combinant une multitude d'observations assez difficiles et assez délicates pour n'être saisies qu'à l'aide d'une attention très forte." Wenn man sich die Bedeutung der heute vergessenen deutschen Philosophen der Berliner Akademie klar machen will, darf man das hohe Verdienst nicht gering schätzen, daß sie sich der Herrschaft des „bon mot", welche von Frankreich her drohte, entgegengestemmt haben.

Obgleich von anderen Voraussetzungen ausgehend als Sulzer und als kritischer Denker ihm bedeutend überlegen, bewegte sich Merian (geb. den 28. September 1723 in Liestall, gest. den 12. Februar 1807) in seiner Wirksamkeit doch zu denselben Zielen. Der junge Schweizer gewann in Amsterdam, wohin er sich begeben, Bernoulli's Vertrauen, der ihn Maupertuis empfahl, und bereits

im Jahre 1750 nahm ihn dieser in die Akademie auf. An ihn und Euler schloß sich Merian eng an und nahm in allen Streitigkeiten gegen Wolff und für die Engländer Partei, ja er arbeitete sich auch in Hume's Philosophie ein und übersetzte dessen philosophische Schriften für Maupertuis in's Französische. Allein zu einer geschlossenen philosophischen Weltanschauung brachte er es nicht. Zwar setzte er in mehreren Abhandlungen die Polemik gegen Leibniz-Wolff fort und zeigte sich dabei von der schottischen Philosophie beeinflußt; aber er suchte dann wieder die verschiedenen Standpunkte, den kritischen und den Leibnizischen, zu vermitteln und strebte nach einer empirisch-psychologischen Betrachtung der Probleme, ohne über einen mannigfach bestimmten Eklekticismus hinauszukommen. Es fehlte ihm der bohrende Scharfsinn und die Energie, e i n Problem vollständig durchzudenken; darum griff er nach allen zugleich. Er wollte noch immer, wie Leibniz und Maupertuis, der Universalgelehrte sein, der Erkenntnißlehre, Metaphysik, Physik, Psychologie, Moral und litteraturgeschichtliche Fragen neben einander betrieb und sie in allgemein faßlicher Darstellung bearbeitete. Er hat Untersuchungen über die schwierigsten philosophischen und psychologischen Probleme angestellt („L'apperception de sa propre existence", „L'existence des idées dans l'âme", „L'action, la puissance et la liberté", „Réflexions philosophiques sur la ressemblance", „Le principe des indiscernables", „Sur l'identité numérique", „Parallèle de deux principes de psychologie", „Le sens moral", „La crainte de la mort, le mépris de la mort, le suicide", „La durée et l'intensité du plaisir et de la peine", „Le problème de Molyneux" [sieben Aufsätze]), und andererseits zahlreiche Abhandlungen über den Einfluß der Wissenschaften auf die Poesie verfaßt — er spricht sich gegen die didaktisch-wissenschaftliche Dichtung aus —, Claudian's Raptus Proserpinae in französische Prosa übersetzt und die Frage, ob Homer der Dichter der Ilias und Odyssee sei (1785), geprüft und verneint. In den nach dem Tode Friedrich's erschienenen Abhandlungen hat er Hume's Skepticismus als zu weit gehend abgelehnt, aber auch von Kant's Philosophie vermuthet („Parallèle historique de nos deux philosophies nationales" 1797), sie werde in einiger Zeit wahrscheinlich ebenso vergessen sein, „wie jetzt die Wolff'sche". An diesem Ausspruch erkennt man am besten, daß die fortschreitende philosophische Bewegung über den Secretar der Berliner Akademie — das war er 1797 nach Formey's Tode geworden — hinweg-

geschritten war. Sein Einfluß auf die Akademie war seit Euler's Weggang sehr bedeutend, ja er ist in der Zeit von 1770—86 und dann noch weitere zwanzig Jahre unstreitig der wirksamste Akademiker innerhalb der Körperschaft selbst gewesen. Das Vertrauen des alternden Königs besaß er wie kein Anderer, wurde häufig, zumal nach dem Tode d'Argens', dessen Stelle als Director der Klasse der Belles-Lettres er 1771 erhielt, zu ihm berufen und vermittelte es, daß der Monarch in persönliche Beziehungen zu einzelnen Akademikern trat. Bei solchen Audienzen ist er stets zugegen gewesen. Es war ein Vortheil, daß sich der König an Stelle d'Argens' nun mit Merian über litterarische und philosophische Fragen unterhielt; denn der Schweizer war an Kenntnissen und Ernst dem witzigen Südfranzosen weit überlegen. Die Akademie aber konnte sich keinen besseren Fürsprecher beim Könige wünschen als diesen unparteiischen und liebenswürdigen Mann, der mit ganzer Seele in der Akademie lebte und nur für sie arbeitete und schrieb. Jeder Verein braucht mindestens ein Mitglied, in welchem sich der Vereinsgedanke gleichsam verkörpert und dessen ganzes Interesse in der Sorge für den gemeinsamen Zweck aufgeht — dieser Mann ist für die preußische Akademie vom Jahre 1770 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts Merian gewesen. Er hat bereits vor 1750 und noch nach 1800 für die Akademie geschrieben und die Traditionen Maupertuis' bis an die Schwelle der Akademie Humboldt's geleitet. Er ist es auch gewesen, der in der Regel die Beurtheilungen der philosophischen und litterarischen Preisarbeiten verfaßt und in den Mémoires veröffentlicht hat. Von ihm stammen die Gutachten über Mendelssohn und Kant, über Herder, Garve, Michaelis, Meiners und Schwab. Er hat Lambert's schwerfällig geschriebenen kosmologischen Briefen durch seine französische Übersetzung ein Weltpublicum gewonnen, wie er die schottische Philosophie auf dem Continent bekannt gemacht hat. Der großen Conception, die ganze Philosophie in eine „Naturgeschichte der Seele“, eine „Geschichte des innern Menschen“ zu verwandeln — er hat sogar schon von einer Psychometrie gesprochen — war er nicht gewachsen; aber er hat doch Momente der älteren vorkantischen (englisch-schottischen) Philosophie festgehalten, die einige Jahrzehnte nach Kant wieder siegreich hervorgebrochen sind. So mögen hier zum Schluß die Worte stehen, die er in der Abhandlung: „Parallèle historique de nos deux Philosophies nationales“ niedergeschrieben hat:

„L'observation et l'expérience demeureront toujours les sources vraies et primitives de tout ce que nous apprenons, de tout ce que nous savons. Et, à proprement parler, ce qui préexiste ou existe en nous a priori, nous ne le découvrons qu'à posteriori. L'on a beau vouloir décrier ce que l'on nomme l'Empirisme: il maintiendra ses droits imprescriptibles . . . Le philosophe qui observe et expérimente, peut sans crainte proposer le résultat de ses expériences et de ses observations; il peut y revenir, les refaire, les changer, les varier à son gré: au lieu que les fauteurs de systèmes excluent cette flexibilité, leur roideur y résiste: tout ou rien, durer ou rompre, voilà leur devise."

Historische Abhandlungen haben in der fridericianischen Akademie der König selbst und Pelloutier, Becmann, Küster, Hertzberg, Raynal, Heinius und Wegnelin geschrieben. Der eigentliche Historiker war Hertzberg, der nicht nur die alte und neuere preußische Geschichte in nationalem Geiste behandelte, sondern auch, von Montesquieu beeinflußt, Fragen wie die bearbeitet hat: „Sur les révolutions des Etats et particulièrement sur celles de l'Allemagne" (1781), „Sur la population des Etats en général, et sur celle des Etats prussiens en particulier" (1783), „Sur la véritable richesse des Etats, la balance du commerce et celle du pouvoir" (1784). Neben Hertzberg ist Weguelin zu nennen, der über Tacitus, Plutarch, Athanasius und Photius nicht ohne Verständniß und Geist schrieb, auch fünf Abhandlungen zur Philosophie der Geschichte (1770—1776) verfaßte, Probleme behandelte, wie „die historische Wahrscheinlichkeit" (1786), „der periodische Lauf der Begebenheiten (1785), „die politische Nomenclatur" (1785) und u. a. auch das paradoxe Thema erörterte: „Sur l'histoire considérée comme la satire des travers du genre humain" (1782). Indessen in den historischen und philosophisch-politischen Abhandlungen lag doch nicht die Stärke der Akademie. Wir dürfen uns damit begnügen, sie im Vorübergehen gestreift zu haben. Aber eines Akademikers müssen wir am Schluß unserer Übersicht gedenken, der seines streng orthodoxen Standpunkts und seiner rein deutschen Haltung, vielleicht auch seiner zum Theil seltsamen sprachgeschichtlichen Hypothesen wegen bei Lebzeiten nicht gebührend geschätzt, vom Könige zurückgesetzt und nie mit einer Pension bedacht worden ist, der aber heute als Begründer einer ganzen wissenschaftlichen Disciplin gefeiert wird — des Oberconsistorialrathes und Propstes J. P. Süßmilch.

Süßmilch (geb. den 3. September 1707 in Zehlendorf bei Berlin, gest. den 22. März 1767), 1742 als Consistorialrath von

einem Landpfarramt nach Berlin berufen, wurde im Jahre 1745 in die Akademie aufgenommen auf Grund seines Werkes „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts" (1741 ff., bis 1775 vier Auflagen). Die Akademie, die sich schon früher, Anregungen von Neumann und Leibniz folgend, für socialbiologische Fragen mancherlei Art interessirt hatte, bewies durch seine Aufnahme, daß sie für die Wichtigkeit dieser Probleme noch immer ein offenes Auge besaß. Die Bedeutung jenes Werkes an's Licht zu stellen, ist heute nicht mehr nöthig, nachdem die ersten Nationalökonomen und Bevölkerungsstatistiker, Dieterici, von Rümelin, Knapp, von Oettingen u. A., es einstimmig als das grundlegende und durch seine realistische Behandlung der socialwissenschaftlichen Fragen bedeutendste Specialwerk seiner Zeit bezeichnet haben. Mit allen Empfindungen eines Deutschen stand Süßmilch in der halbfranzösischen Akademie, antipathisch berührt von der Schönrednerei, dem Witz und der „modernen" Haltung der Franzosen. Aber der als unmodern geltende Theologe begründete in Wahrheit die modernste Wissenschaft und baute sie aus, in streng methodischer, empirischer Auffindung und Bearbeitung der Bevölkerungsprobleme einem Montesquieu überlegen. In die Mémoires der Akademie hat er nur wenige Abhandlungen eingerückt — augenscheinlich war ihm der Zwang zuwider, seine Arbeiten französisch drucken lassen zu müssen, auch hielt er bescheiden mit seinen Ergebnissen zurück —, aber regelmäßig hat er (in deutscher Sprache) in den Sitzungen Vorträge gehalten. Den Protokollen ist folgende Liste zu entnehmen: „Über die Zunahme der Heirathen und Geburten in den preußischen Staaten" (1746), „Beobachtungen, in der Altmark gemacht" (1747), „Über die Stadt Berlin, die Zahl ihrer Einwohner und Häuser, die Proportionen zu den verschiedenen Zeiten" (1749), „Über das Alter der Städte Cöln und Berlin" (1750), „Über die Zahl der Sterbefälle in Berlin im Jahre 1750 und Erörterung der Frage, wieviel Personen über 80 Jahre Berlin haben dürfte" (1751), Über die Proportionen in den menschlichen Lebensaltern" (1751), „Gegen Montesquieu, daß das Christenthum keineswegs der Vermehrung des menschlichen Geschlechts entgegen ist" (1753), „Über die Proportionen zwischen den Geburten, Heirathen und Todesfällen" (1753), „Über die Einwohnerlisten von London und Bristol" (1754), „Über den Ursprung der Sprache" (1756, zwei Vorträge), „Über die Ähnlichkeit zwischen den arithmetischen Figuren und mehreren

Worten der Sprachen von Hindostan mit den deutschen Chiffern und Worten" (1757), „Gedanken über die besten Mittel, um die Einwohner in einem Staat zu vermehren" (1757), „Nachweis, daß die Heruler weder in der Mark Brandenburg noch in Mecklenburg und den benachbarten Gegenden je gesessen haben" (1757), Über die Zahl der Einwohner von London" (1759), „Über Montesquieu's Behauptung, betreffs der Population Deutschlands zur Zeit Julius Cäsar's" (1759), „Über die Propagation der Bevölkerung" (1760), „Ist es möglich, daß ein Staat, der so blühend wie Frankreich erscheint, sich entvölkern kann durch innere Ursachen ohne Krieg und Seuchen?" (1761), „Vertheidigung der deutschen Gelehrten gegen das Urtheil, das die englischen Schriftsteller der Universal-Geschichte gefällt haben" (1761), Über etymologische Fragen" (1762), „Ein Specimen eines Idioticons Prussicum-Marchicum" (1763), Über die Zahl der Einwohner der verschiedenen Staaten des Königs von Preußen und über die Ursachen der Verschiedenheit dieser Zahl" (1764), „Vergleichung der Regeln der Ordnung der Providenz in den Geburten und Todesfällen in Frankreich mit denen anderer Länder" (1767).

Wohl verfolgte Süßmilch mit seinen Arbeiten apologetische Zwecke, aber er blieb dabei der exacte Forscher. Über die im Jahre 1761 erschienene, gänzlich neugearbeitete zweite Auflage der „Göttlichen Ordnung" sagt Knapp: „Von einer nüchternen Theodicee erhebt sie sich zu einem nationalökonomischen und politischen Werk, dessen für jene Zeit allumfassende und erschöpfende Vollständigkeit später nicht wieder erreicht worden ist". Da Süßmilch auch die Todesfälle und ihre Ursachen statistisch beleuchtet, ferner die Criminalität und die mit ihr zusammenhängenden Erscheinungen beachtet hat, so hat er die medicinische und die Moral-Statistik mit begründen helfen. Die „politische Arithmetik", wie sie ihm vorschwebte, umfaßte eben bereits alle menschlichen Massenerscheinungen. Im Jahre 1752 ließ er zwei Abhandlungen drucken über das schnelle Wachsthum der Stadt Berlin und veröffentlichte kurz vor seinem Tode die umgearbeitete Akademieschrift von 1756: „Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht von Menschen, sondern vom Schöpfer erhalten hat" — jene Untersuchung, die Herder erst zum Widerspruch gereizt, deren Gedanken er sich aber später genähert hat. Obgleich Süßmilch's Hauptwerk nach seinem Tode noch einmal herausgegeben worden ist, gerieth es doch bald in Vergessenheit. Soweit in den folgenden

Jahrzehnten überhaupt Interesse für bevölkerungsstatistische Fragen vorhanden war, wurde es von Malthus' Arbeiten in Anspruch genommen. Erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts hat der große Vorgänger des Engländers den verdienten Ehrenplatz in der Wissenschaft erhalten.

Süßmilch mußte es erfahren, daß es fast ein Unglück war, an der Berliner Akademie nichts als ein deutscher Fachgelehrter zu sein: sein Hauptwerk drang nicht in die Kreise der europäischen wissenschaftlichen Bewegung, und er selbst galt nicht als „lettré", denn er schrieb nur über Dinge, die er gründlich verstand. Der König hat ihn schwerlich anders beurtheilt als den ganz unbedeutenden Hofprediger Sack. — Hier bedarf es zum Schluß noch einiger Andeutungen, die sich auf das Verhältniß Friedrich's zum deutschen Geist beziehen und indirect auch die Akademie betreffen.

Obgleich der König nach wie vor die in deutscher Sprache geschriebenen Bücher ignorirte, oder sie nur eines flüchtigen Blicks würdigte, beschäftigte ihn in den letzten zehn Jahren immer lebhafter das Problem, wie sich die deutsche Sprache und der deutsche Geist in Zukunft entwickeln werde. Unverständlich ist das wahrlich nicht! Er, „die gekrönte Realität", er, der nach dem schönen Worte Goethe's durch seine Thaten den wahren und höheren, eigentlichen Lebensgehalt der deutschen Poesie gegeben, der ihr eine Epopöe geschaffen hatte, wenn auch nicht in der Form eines epischen Gedichts — er mußte doch auf Wirkungen seiner Schöpfung hoffen und sie suchen. Je mehr er den französischen Geist sinken sah, desto natürlicher war es, daß sich seine Hoffnungen für die Zukunft auf den deutschen richteten. Er hoffte wirklich, aber ohne zu wissen, wie Hülfe kommen könne; denn noch im Jahre 1775, in dem berühmten Brief vom 24. Juli an Voltaire, beurtheilte er die deutsche Sprache als ein unvollkommenes und unverbesserliches Instrument des Geistes und den deutschen Geschmack als barbarisch. Aber dann, nachdem er die staatswissenschaftlichen Schriften der Deutschen und ihren Leibniz gerühmt, fährt er fort:

„L'Allemagne est actuellement comme était la France du temps de François I. Le goût des lettres commence à se répandre; il faut attendre que la nation fasse naître de vrais génies, comme sous les ministères des Richelieu et Mazarin. Le sol qui produit un Leibniz en peut produire d'autres. Je ne verrai pas ces beaux jours de ma patrie, mais j'en prévois la possibilité."

Dieser Ausblick der Hoffnung ging ihm nicht mehr verloren. Es stand ihm fest — die deutschen Genies werden kommen, und, wenn sie kommen, werden sie sich ihrer ungefügen Sprache bedienen und deutsch schreiben! Sie werden diese Sprache verbessern; zu wünschen ist, daß sie sie schon als verbesserte finden. Gesichtspunkte anzugeben, wie das geschehen könne, ist die Aufgabe der Abhandlung, mit der der König die Nation und das Ausland überraschte: „De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger".

Daß dieser Tractat auf Grund einer ganz ungenügenden Kenntniß des Zustandes der deutschen Litteratur geschrieben ist, daß der König noch immer Poesie nur in den Formen der lateinischen und französischen Kunstpoesie anzuerkennen vermag, daß ihm alles Naturwüchsige, Volksthümliche, wahrhaft Geniale als ungebändigte Zuchtlosigkeit erscheint, ist nur zu deutlich. Deutlich ist auch, daß sich seine Rathschläge und Correcturen größtentheils auf einen Zustand der deutschen Litteratur beziehen, wie er fünfzig Jahre früher bestanden hat. Was der Abhandlung ihren Werth verleiht, ist ein Doppeltes, erstlich ihr Schluß, die herrliche, wahrhaft prophetische Zuversicht zur deutschen Sprache und zum deutschen Geiste, die der König ausspricht[1]), sodann die Gegenwirkung, welche die Kritik Friedrich's entfesselt hat. Eben weil der König ein ganz kümmerliches Bild gezeichnet und dazu überlebten Anschauungen das Wort geredet hatte, trat diesem Tractat

[1]) Die Worte lauten: „. . . Toutefois ceux qui viennent les derniers, surpassent quelquefois leurs prédécesseurs; cela pourra nous arriver plus promptement qu'on ne le croit. . . . Nous aurons nos auteurs classiques; chacun, pour en profiter, voudra les lire; nos voisins apprendront l'allemand; les cours le parleront avec délice; et il pourra arriver que notre langue polie et perfectionnée s'étende, en faveur de nos bons écrivains, d'un bout de l'Europe à l'autre. Ces beaux jours de notre littérature ne sont pas encore venus; mais ils s'approchent. Je vous les annonce, ils vont paraître; je ne les verrai pas, mon âge m'en interdit l'espérance. Je suis comme Moïse: je vois de loin la terre promise, mais je n'y entrerai pas" (vergl. dazu den Brief an d'Alembert vom 6. Januar 1781, Œuvres T. 25 p. 171). Angesichts dieser Worte begreift man den Ausruf Denina's (Essai p. 404f.): „Que n'aurait-il pas fait, cet heureux génie, s'il se fût mis à parler et à écrire dans cette langue! On le citerait pour longtemps comme le premier auteur classique". Unmittelbar vorher berichtet er, der Abt Jerusalem habe bezeugt, daß sich der König in der deutschen Unterredung mit hoher Eigenthümlichkeit und Kraft auszudrücken vermocht habe.

gegenüber plötzlich der Welt vor Augen, was der deutsche Geist in dem letzten Menschenalter bereits geleistet hatte, und was die deutsche Sprache vermochte.

Die schärfste Beurtheilung kam aus Frankreich. Der Deutschfranzose, Baron von Grimm, erklärte, der König habe vom Deutschen wie der Blinde von den Farben gesprochen, setze Zustände in Deutschland voraus, wie sie vor 60—80 Jahren geherrscht hätten, und verkenne völlig, daß „la plupart des écrits de sa patrie valent mieux que toutes ces brochures insipides qu'on voit paraître à Paris, et où les idées de quelques grandes têtes sont répétées en mille manières diverses“. Aber auch ein Akademiker, Hertzberg, hat einen freimüthigen Protest erhoben. Er wiegt um so schwerer, als ihn Hertzberg direct an den König gerichtet hat. Bereits kurz vor dem Erscheinen des Tractats hatte es der König ihm gegenüber bezweifelt, daß sich Tacitus so genau und treffend in's Deutsche übersetzen lasse, wie in das Französische. Hertzberg hatte ihm darauf die Übersetzung eines Capitels übersandt, gegen die der König nichts einzuwenden vermochte; er bezweifelte aber, daß sich andere Capitel ebenso gut übersetzen ließen. Bald darauf theilte ihm Friedrich den Tractat „De la littérature allemande“ mit und wünschte, daß Hertzberg ihn zum Drucke befördere. Dieser, der die Kritik des Königs an der deutschen Sprache ungerecht fand, übersandte zunächst die deutsche Übersetzung eines sehr schwierigen Abschnitts bei Tacitus, räumte ein, daß die deutsche Sprache einer Reinigung bedürfe, beharrte aber dabei, daß sie jeden Gedanken treffend wiederzugeben vermöge. Friedrich war von der Übersetzung in hohem Maaße befriedigt und erklärte, seine Beurtheilung der deutschen Sprache sei vielleicht zu hart. Allein er übergab dann doch den wesentlich unveränderten Tractat Hertzberg zur Drucklegung und Übersetzung in's Deutsche. Dieser machte im Interesse der deutschen Nation einige thatsächliche Ausstellungen, die dem Könige nicht angenehm waren — er genehmigte sie nicht. Als Hertzberg sie wiederholte, verbat er sie sich in ärgerlichen Worten. Wenige Wochen später sandte er die vorsichtige Apologie der deutschen Litteratur, die der Abt Jerusalem gegen den Tractat verfaßt hatte, an Hertzberg, damit er ihm berichte. Dieser schrieb dem Könige zurück (3. Januar 1781): „Le Mémoire de l'Abbé Jérusalem a son mérite, et me paraît écrit avec vérité, modestie et pureté . . . Il convient que la langue allemande cède à la langue française en harmonie; mais il soutient qu'elle la sur-

passe en force, et qu'elle est tout aussi harmonieuse que la langue grecque . . . Il soutient enfin que, depuis le règne de V. M. et depuis le grand exemple qu'elle a donné à toute l'Europe de la culture de toutes les sciences, la littérature et la langue allemande avait pris un essor qui lui promettait en peu la préférence sur celles des autres nations."

In diesen Worten hat Hertzberg in würdigster Weise auch seine eigene Meinung ausgesprochen, und der König verübelte ihm seinen Freimuth nicht. Kein Zweifel, der deutsche Geist regte sich und trat, wenn auch nicht aus der Mitte der Akademie heraus, so doch in einem Ehrenmitglied, dem Könige bescheiden aber fest entgegen, jenem Könige, der, an die gallisch-lateinische Bildungsform gekettet, doch die Fundamente eines wirklichen Deutschlands gelegt und seine Nation geliebt hat. Nicht für immer soll sie in die französische Schule gehen, auch nicht für immer soll ihre Akademie französisch bleiben — Friedrich sah als Prophet die Zeit voraus, da sie deutsch werden würde; daß diese Zeit bereits gekommen sei, davon ließ er sich nicht überzeugen. Die Erfahrungen der nächsten Folgezeit haben ihm Recht gegeben: in Berlin waren zunächst die Bedingungen für eine führende, rein deutsche Akademie noch nicht vorhanden. Man versuchte, sie zu schaffen; aber es dauerte noch fünfundzwanzig Jahre, bis man sie heraufzuführen vermochte.

Drittes Buch.

Geschichte der Umwandlung der Académie des Sciences et Belles-Lettres in eine deutsche Akademie unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. (1786—1812).

Erstes Capitel.

Die erste Reorganisation der Akademie durch den Minister Hertzberg; ihre Geschichte bis zum Tode Friedrich Wilhelm's II. (1797).

Die Zeit von 1786—1812 stellt eine Kette von Reformen und Reformversuchen für die Akademie dar; kaum ein Jahr verging, in welchem sie gänzlich geruht haben. In dem Statut von 1812, das in den Ideen der Brüder Humboldt wurzelt, ist der Abschluß erreicht. Nicht nur dem Namen nach ist die fridericianische „Académie des Sciences et Belles-Lettres“ nun in die „Königliche Akademie der Wissenschaften“ verwandelt, sondern auch ein neuer Geist ist in sie eingezogen. Was Leibniz für ihre Gründung bedeutet hat, das bedeuteten, genau ein Jahrhundert nach ihm, die Brüder Humboldt, Niebuhr und Schleiermacher für ihre Reformation.

Diese Reformation beruhte auf drei Elementen, die in innigster Verbindung gestanden haben; es handelte sich, in den philologischen, historischen und philosophischen Disciplinen, um einen neuen, lebendigeren Begriff von Wissenschaft, wie er durch allmähliche Umbildung gewonnen war; dazu trat der Einfluß unserer deutschen Litteratur, die damals auf ihrem Höhepunkte stand, und drittens machte sich das nationale, patriotische Element geltend.

Das letztere ist zuerst wirksam geworden. Man kann hier zurückgehen bis auf das Jahr 1780, in welchem die Abhandlung Friedrich's „De la littérature allemande“ erschienen war. Sie

mußte die Geister aufrütteln und hat das nationale Selbstbewußtsein wachgerufen. Über die Abhandlung Friedrich's hat Goethe allein das richtige Wort gefunden: „Es hätte sich kein Mensch über die Schrift des alten Königs gewundert, wenn man ihn kannte, wie er ist". Damit war in der That Alles gesagt; aber man erinnerte sich nun auch, daß Friedrich in Berlin eine Akademie besaß, in der der deutsche Geist nur geduldet und in französischer Uniform versteckt war. Was den König entschuldigte, entschuldigte doch nicht seine Akademie. Zwar als Goethe in seiner nie erschienenen und bis heute leider vergebens gesuchten Antwort auf die königliche Schrift („Gespräch über die deutsche Litteratur") die Berliner Akademie angreifen wollte, da hat ihn Herder, der dreimal von ihr gekrönte[1]), überzeugt, daß diese Körperschaft nicht so undeutsch sei, wie sie scheine[2]). Allein nach Lambert's und Sulzer's Tode war wirklich Gefahr vorhanden, daß der deutsche Geist in ihr völlig erlosch; Merian war nicht im Stande, ihn zu pflegen. Schon blickte man in Deutschland, an Friedrich und der Berliner Akademie verzweifelnd, auf Joseph II. und Wien, und nachdem diese Hoffnung sich sehr bald als trügerisch erwiesen hatte, tauchte die gestaltlose Idee auf, „ein patriotisches Institut für den Allgemeingeist Deutschlands[3])" zu begründen (1786/87). Da war es Hertzberg, der die Aufgabe der Berliner Akademie erkannt, ihre Ehre gerettet und damit zugleich ihre Zukunft als deutsche Akademie begründet hat.

Hertzberg ist einer der merkwürdigsten Männer der Übergangszeit. Er war, im Gegensatz zu Woellner, der Träger der fridericianischen politischen Traditionen in den ersten Jahren der Regierung

---

[1]) Formey spricht daher witzig von der „papauté académique" Herder's.

[2]) So viel hat Suphan (Friedrich's des Großen Schrift über die deutsche Litteratur [1888] S. 57 ff.), wie mir scheint mit Recht, aus abgerissenen Nachrichten erschlossen. Herder's Eintreten für die Akademie macht ihm die größte Ehre; denn er war damals noch nicht ihr Mitglied trotz seiner Verdienste um sie. Hamann's Prophezeiung hatte sich nicht erfüllt: „Leibnizens Stuhl in der Akademie ist Ihnen sicher" (vergl. auch seine „Lettre au Salomon de Prusse", Schriften Bd. 8 S. 193: „Herder sera Platon et le président de Votre Académie des sciences"); denn Herder war zu stolz, um, wie es üblich war, beim Könige um die Ehre der Mitgliedschaft nachzusuchen.

[3]) Carl Friedrich von Baden gab 1787 die Anregung und wandte sich auch an Carl August. Damals entstand Herder's Denkschrift: „Plan zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands" (Werke Bd. 16 S. 600 ff. Haym, Herder II S. 487 ff.).

Friedrich Wilhelm's II. Ausgerüstet mit vortrefflichen geschichtlichen Kenntnissen, die er durch ernste archivalische Studien erweitert und vertieft hatte, war er als Staatsmann und Gelehrter doch der echte Sohn des aufgeklärten, doctrinären Jahrhunderts. Die Theorieen, die er mit Hartnäckigkeit und maaßlosem Selbstvertrauen durchzusetzen sich bemühte, entsprachen dem wirklichen Leben nicht, erwiesen sich daher als politisch undurchführbar und vermochten auch die schlummernden höheren Kräfte der Nation nicht zu erwecken. Aber er besaß ein lebhaftes deutsches Nationalgefühl und, im Unterschied vom großen König, wirkliche Begeisterung für die deutsche Sprache, Geschichte und Litteratur. Hier lag seine Mission für Preußen, und er hat sie erkannt. Doch, das war der Schade! — bis zum Verständniß Herder's, Goethe's und des neuen Klassicismus ist er nicht vorgedrungen. Die Berliner Aufklärer waren seine Sterne; für den höheren Aufschwung, den der deutsche Geist damals genommen hatte, war sein Sinn verschlossen. Hertzberg vermochte die Akademie aus einer französischen in eine deutsche umzuwandeln, aber er richtete ein Deutschthum auf, das hinter der Zeit zurückgeblieben war. Er reformirte die Akademie — das soll ihm unvergessen sein —, aber diese Reformation bedurfte selbst wieder der Reformation!

Durch den Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. schien der Unternehmungslust und dem brennenden Ehrgeiz des alternden Staatsmannes das weiteste Feld geöffnet. Seine für Preußen schließlich verhängnißvolle äußere Politik hat uns hier nicht zu beschäftigen; aber er wollte sich nicht auf diese beschränkt sehen. Die Durchführung seiner Ideen im Innern des Staatslebens lag ihm ebenso am Herzen, und hier war es die Akademie, der er seine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte. Er kannte sie als langjähriges Mitglied genau; er dachte sehr hoch von ihrer Bedeutung, aber er sah auch ein, daß sie einschneidender Reformen bedürfe. Bereits wenige Tage nach dem Tode des großen Königs erhielt er auf seinen Antrag die Ernennung zum Curator. Noch besaß die Akademie in dem greisen von Redern einen solchen; aber seit Jahrzehnten war das Amt ein bloß nominelles gewesen. Hertzberg war mit allem Eifer entschlossen, die Akademie nicht nur als Curator zu überwachen, sondern auch als Präsident zu regieren. In seinem Dankschreiben an den König verspricht er, sein Möglichstes zu thun, „um unsere Akademie zur ersten in Europa zu machen“; er werde sich das Oekonomische wie das Wissenschaftliche gleich

angelegen sein lassen und einen Plan zu einer Neuordnung einreichen; er hofft, Majestät werde darein willigen, daß die Mitglieder nicht mehr ernannt, sondern von der Mehrheit erwählt werden und daß man die berühmtesten Gelehrten Berlins und der Preußischen Staaten aufnehme. Das Versprechen, mit allen Kräften für die Akademie zu arbeiten, hat er bis zu seinem Tode gehalten. Weder in früherer noch in späterer Zeit hat ein preußischer Minister jemals die wissenschaftliche Körperschaft so unumschränkt geleitet und ihre Angelegenheiten so selbstherrlich bis in's Kleinste verwaltet wie Hertzberg, der sich als berufener Nachfolger Maupertuis' fühlte. Unzweifelhaft hat sie sogar unter dem großen Könige mehr Freiheit und Selbstverwaltung besessen als unter diesem Minister, der fast niemals in den Donnerstagssitzungen fehlte, den Vorschlägen der Akademie stets zuvorkam und sie durch seinen humanen Absolutismus gewaltsam zu beglücken strebte. Auch für ihr Wahlrecht hat er sich nur in der Theorie erwärmt; in Wahrheit besetzte er die Stellen und erweiterte den Kreis der Akademiker nach Belieben. Diese hat sich darüber nicht beklagt; im Geheimen murrte sie wohl — einzelne Akademiker wandten sich auch in brieflichen Vorstellungen an den König —; nachdrücklich hat sie erst nach dem Sturz des Ministers gewagt, gegen ihn für ihr Recht einzutreten. Sie hat bis dahin Alles, was er wollte, bestätigt und gab somit seinen Verfügungen den Schein, als wären sie aus ihrer freien Mitwirkung entsprungen.

Dennoch wäre es Undank, wollte man übersehen, was Hertzberg der Akademie geleistet hat. Ist er es doch gewesen, der ihr den deutschen Geist eingepflanzt und ihre Umwandlung in eine deutsche Akademie begründet hat. Für die vaterländischen Interessen wollte er sie in jeder Richtung interessirt und thätig sehen.

Die vornehmste Bedingung hierfür war die Zurückdrängung des ausländischen Elements. Die Zahl der Akademiker war auf achtzehn zusammengeschmolzen; unter ihnen befanden sich nur fünf Deutsche; die anderen waren Schweizer, Franzosen (zum Theil Mitglieder der französischen Colonie), Italiener. Hertzberg schlug nun im ersten Jahr dem Könige nicht weniger als sechzehn neue ordentliche Mitglieder vor, von denen fünfzehn wirklich aufgenommen wurden. Das bedeutete eine vollkommene Umgestaltung der Akademie oder, wie der alte Secretar Formey in seiner Rede vom 25. Januar 1787 es bezeichnete, ein „second renouvellement“. Aber in seinen anonym erschienenen „Souvenirs“ sprach er von

einer „Verschwörung gegen die französische Sprache“ in der Akademie. Ähnlich empfanden die anderen Halb- und Ganz-Franzosen; nur der Italiener Denina, der seine romanischen Vettern nicht liebte, freute sich des Umschwungs.

Der König hatte eine französische Erziehung genossen — der Akademiker Beguelin war sein Lehrer gewesen — und das Deutsche nie orthographisch schreiben gelernt. Er sprach mit Vorliebe französisch und bevorzugte diese Sprache auch im schriftlichen Ausdruck. Eine genauere Kenntniß der deutschen Litteratur besaß er nicht; aber je mehr er sich als Kronprinz in Widerspruch zu den Ideen und zur ganzen Haltung seines großen Oheims gesetzt hatte, um so leichter wurde es deutschgesinnten Männern, wie Hertzberg, ihn nach seiner Thronbesteigung für die Muttersprache und das deutsche Wesen wenigstens als Protector zu interessiren. So billigte er denn auch die Pläne des Ministers in Bezug auf die Umwandlung der Akademie in eine deutsche. Nur gegen die überstürzte Weise, in welcher der Minister vorging, hat er sehr bald wohlberechtigte Bedenken geäußert, die sich ihm von Jahr zu Jahr steigerten.

Hertzberg's Absicht, der Akademie neues deutsches Blut zuzuführen, war vortrefflich, aber Alles kam darauf an, daß er die rechten Männer fand. Die fünfzehn neuen Mitglieder waren Ramler, Selle, Castillon jun., Engel, Bode, Meierotto, Erman sen., Ancillon sen., Woellner, Silberschlag, Teller, Tempelhoff, Ferber, Moehsen und Mayer. Drei von ihnen gehörten der Colonie an; Hertzberg bewies mit ihrer Wahl, daß er die Halbfranzosen keineswegs principiell auszuschließen gesonnen war. Die zwölf übrigen waren Deutsche. Einige von ihnen, nämlich Bode, Meierotto, Tempelhoff, Ferber, Moehsen und Mayer waren mit Recht geschätzte Fachgelehrte; aber Ramler, Selle, Castillon, Engel, Erman, Ancillon und Teller wurden von Hertzberg als Spitzführer der Berliner litterarischen und philosophischen Aufklärung in die Akademie aufgenommen. Der hochgefeierte Patriarch der Bewegung, der Propst Spalding, ist wohl seines vorgerückten Alters wegen nicht mehr in Frage gekommen. Nicolai's Aufnahme ließ sich noch nicht erreichen; sie und die Biester's erfolgte erst zwölf Jahre später. Aber durch den Einzug jener Männer, unter denen Ramler, Engel und Teller die bedeutendsten waren, wurde das Phlegma der Aufklärung, wie sie sich unter dem Einfluß Lessing's, aber doch nicht in seinem Geiste entwickelt hatte, die Großmacht in der

Akademie, und die „Berliner Monatsschrift“ wurde ihr Moniteur. Herbes Mißgeschick! Eben in dem Momente, in welchem diese Bewegung ihre segensreiche Bedeutung für die Nation zu verlieren begann und mehr und mehr ein Hemmniß für den höheren Aufschwung wurde, identificirte sich die Akademie mit ihr! In den nun folgenden achtzehn Jahren herrschte sie unbedingt in ihrer Mitte. Ihre Häupter, die sich die Zierden ihres Jahrhunderts nannten und sich gegenseitig die Unsterblichkeit garantirten, waren von der sichersten Überzeugung getragen, auf der Höhe der Entwickelung zu stehen. Was unter ihnen lag, beurtheilten sie als Aberglauben, was ihnen unerreichbar war, als Nebelgebilde der Phantasie. Während sie aber im glücklichsten Zeitalter, das sie heraufgeführt, zu leben wähnten, hatten sie für die traurige Stagnation in Staat und Gesellschaft und für die anfangende Fäulniß keine Empfindung. In derselben Zeit, in welcher ein Mirabeau — wahrlich kein Moralist! — Preußen das furchtbare Wort zuschleuderte: „Pourriture avant maturité“[1]) steigerten sie sich gegenseitig in dem Bewußtsein, das Heil Preußens endgültig begründet zu haben. Jeder Einzelne unter ihnen war ein würdiger Mann

[1]) Goethe, der einige Jahre vor dem Tode Friedrich’s Berlin besucht hatte, hat seine Eindrücke in einem Brief an Frau von Stein (17. Mai 1778) zusammengefaßt: „Durch die Stadt und durch mancherlei Menschen Gewerb und Wesen hab ich mich durchgetrieben. . . . Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allem. . . . Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt; von der Bewegung der Puppen kann man auf die große alte Walze, FR gezeichnet, mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt. . . Soviel kann ich sagen, je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Gradsinn erhalten wollen bis ans Ende“. Der „Fürstenbund“ hatte die Augen und die Hoffnungen der kleineren deutschen Fürsten auf Preußen gelenkt, und an dem Unionsgedanken wollte sich der beinahe erloschene deutsche Gemeingeist und die so tief gesunkene Gesammtkraft erheben. Damals erwachte in Carl August von Weimar der deutsche Sinn, und der Markgraf Carl Friedrich von Baden regte sogar den Gedanken einer „Akademie für den Allgemein-Geist Deutschlands“ an (s. oben S. 362), eine Verbindung von hervorragenden Schriftstellern aus allen Stämmen zur Erweckung des Nationalgeistes auf dem Boden der Union. Allein Berlin und Preußen versagten damals noch. Der „deutsche Horaz“, Ramler, trug seine Oden in der Akademie vor, der zierliche Engel schrieb den „Philosophen für die Welt“, Nicolai führte das Scepter in der Litteratur, die Berliner Geistlichen predigten von der Süßigkeit der Tugend — aber das sittliche Leben und der Staat verfielen, und die Kunst blieb im Moralischen oder im Trivialen stecken.

und hatte auf beschränktem Gebiet auch wirklich eine Aufgabe — noch immer galt es, die Reste einer vergangenen Zeit zu beseitigen und den Superstitionen, der Barbarei und den Ungerechtigkeiten die Vernunft, der Unfreiheit die Menschenrechte entgegenzusetzen —, aber insgesammt wurden sie gemeinschädlich, weil sie nur Recepte zu schreiben verstanden, die aufstrebenden Kräfte aber niederhielten und die Nation von ihnen abzusperren suchten.

Und neben diesen Männern der Aufklärung wurde Woellner aufgenommen, „der betrügerische und intrigante Pfaffe", wie ihn Friedrich der Große, „die subalterne Creatur, der Vice-König, dem schon der ganze Hof die Füße küsset", wie ihn Mirabeau genannt hat! Es mag gleich hier gesagt sein, daß er, obwohl er vierzehn Jahre Mitglied der Akademie gewesen ist und nicht ohne Verstand und Kenntnisse war, doch keine Zeile in den Mémoires geschrieben und auch auf das wissenschaftliche Leben der Akademie irgend welchen Einfluß niemals ausgeübt hat. Sein Religionsedict traf die gelehrte Körperschaft nicht, so empfindlich auch Teller von ihm betroffen wurde, und fast nur in ökonomischen Angelegenheiten der Akademie erfährt man aus den Acten etwas über seine Mitgliedschaft. Wir sind daher in der glücklichen Lage, uns wenig mit ihm beschäftigen zu müssen; der Andere, von Bischoffswerder, hat für unsere Geschichte überhaupt keine Bedeutung, und die ganze pietistische Geheimbündelei, in die man den König hineingezogen hatte, ist an der Akademie vorübergegangen.

Die Aufnahme Woellner's in die Akademie mag unvermeidlich gewesen sein — Hertzberg's Hauptfehler bestand in der Überschätzung der einheimischen Berliner Kräfte. Er glaubte die Neuordnung bewirken und die Akademie „zur ersten in Europa" erheben zu können, ohne Berufungen auswärtiger Gelehrter. Nur ein paar Mal ist von ihm der erfolglose Versuch gemacht worden, solche heranzuziehen, während doch die zahlreichen Ernennungen zu „Associés externes", die er in dem ersten Jahre vornahm, zeigten, daß er für wirkliche Größe ein Auge besaß. Noch im Jahre 1786 wurden nicht nur Garve (Breslau) und Eberhard (Halle) aufgenommen — sie fügten sich harmonisch zu Teller und Engel; doch überragte Garve durch sein ästhetisches Urtheil alle seine Gesinnungsgenossen —, sondern auch Kant und Condorcet, Magellan und Volta, die beiden Forster, Wieland und Heyne. Ihnen folgte im Jahre 1787 Herder, dem die Akademie eine alte Dankesschuld endlich abtrug. Allein was konnten ihr diese

Ernennungen nützen, wenn sie doch keinen dieser Männer in ihre Mitte berief? Ihr Ansehen nach außen stieg durch die glänzenden Namen, die sie in ihre Listen eintrug, aber von ihrem Geiste blieb sie unberührt. Was hätte ein Herder, ein Kant in Berlin ihr leisten, ja was hätte selbst ein Wieland ihre Litteraten noch immer lehren können! Sein herrliches Gedicht auf Goethe's Eintritt in Weimar zeigt, wie unendlich überlegen er einem Nicolai oder Engel gewesen ist! Aber als Mitglieder in partibus infidelium blieben diese hohen Geister ohne jeden Einfluß auf die litterarische Bewegung in Berlin.

Während die Reorganisation der Akademie nicht einen Mann ersten Ranges als ordentliches Mitglied zuführte, raubte sie ihr den größten und berühmtesten Gelehrten, den sie besaß — Lagrange. Die neuaufgenommenen und die alten Mitglieder deutscher Abkunft fühlten sich trotz aller Verehrung für den großen König doch durch seinen Tod von einem schweren Druck befreit — sie waren, eben als Deutsche, nie sonderlich geachtet gewesen; umgekehrt aber empfanden die Franzosen und Halbfranzosen. Obwohl die officielle Sprache der Akademie zunächst noch die französische blieb, wurde es ihnen unheimlich bei der Invasion des deutschen Elements; denn sie sahen ihre Vorherrschaft bedroht. Vor allem aber war ihnen Hertzberg, der so energisch die Germanisirung betrieb und aus seiner Geringschätzung des französischen Wesens kein Hehl machte, antipathisch. Doch waren sie an Berlin gebunden und mußten gute Miene zum bösen Spiel machen. Merian gelang das leicht; denn er blieb das hochangesehene geistige Haupt der Akademie und genoß auch das Vertrauen des neuen Königs in hohem Maaße; Formey tröstete sich mit der Aussicht, nun vielleicht doch noch Director der philosophischen Klasse zu werden, und mit der Freiheit, die er sich nahm, das Andenken des großen Königs zu beschimpfen. Aber Lagrange, dem sein Ruhm überall in Europa eine Stätte bereitete, beschloß, wie zwanzig Jahre früher Euler, Berlin zu verlassen. Schon im Spätherbst des Jahres 1786 ließ er diese Absicht verlauten. Mirabeau hörte davon und beeilte sich, die französische Regierung in Kenntniß zu setzen. Am 28. November schrieb er nach Paris: „In diesem Augenblick, finde ich, könnte man eine Eroberung machen, die des Königs von Frankreich würdig wäre. . . . Der berühmte Lagrange, der erste Geometer, welcher seit Newton aufgestanden ist und der nach allen Verhältnissen des Geistes und Verstandes der Mann in Europa ist, welcher

mich am meisten in Erstaunen gesetzt, Lagrange, der weiseste und vielleicht der einzige wahre praktische Philosoph, der jemals gewesen ist, der sich durch seine unerschütterliche Weisheit, durch seine Sitten, durch seine Aufführung überhaupt empfiehlt, mit einem Wort der Gegenstand der reinsten Hochachtung bei der kleinen Anzahl von Männern, die sich ihm nähern dürfen, ist seit zwanzig Jahren in Berlin, wohin er in seiner ersten Jugend durch den verstorbenen König berufen worden ist, um Euler's Stelle einzunehmen, der ihn selbst als den einzigen Mann geschildert hatte, der fähig wäre, in seine Fußstapfen zu treten. Er ist sehr mißvergnügt; er ist es in der Stille, aber er ist es unabänderlich; denn sein Verdruß entspringt aus seiner Verachtung. (Ihn beunruhigt) die Hitze und der Stolz des Hrn. von Hertzberg, die Aufnahme so vieler Männer, neben welchen er nicht mit Anstand sitzen kann, die sehr kluge Furcht, es möchte seine philosophische Ruhe, die er als das höchste Gut betrachtet, und die gerechte Achtung seiner selbst, die er nicht verletzen lassen wird, in die Enge gerathen, wo nichts von dem Verbrechen, ein Fremder zu sein, befreiet, und wo er es nicht wird ertragen können, ein Gegenstand der Toleranz zu sein". Also, meint Mirabeau, wird er geneigt sein, nach Frankreich zu gehen; es seien ihm schon Anerbietungen gemacht, nach Neapel und nach Turin zu kommen. „Ist es unter der Würde Ludwig's XVI., aus einer elenden Akademie einen großen Mann wegzuziehen, den man verkennt und mit unwürdigen Gliedern verbindet, und also durch den edelsten Krieg die einzige gelehrte Gesellschaft zu tödten, die wider die Seinigen gekämpft hat?" Zum Schluß bittet Mirabeau um schleunige Antwort.

Er hatte leider nicht Unrichtiges gehört. Bereits in den ersten Tagen des Februar 1787 reichte Lagrange sein Abschiedsgesuch ein. Hertzberg, obgleich er etwas von „Hypochondrie und Selbstliebe des großen Geometers" einfließen ließ, bemühte sich doch redlich, ihn zu halten, der König aber, tief betroffen von dem drohenden Verlust, schrieb an Hertzberg: „Je suis moi-même en correspondance avec Lagrange et j'espère qu'il restera". Allein alle Bemühungen blieben vergeblich; Lagrange beharrte bei seinem Entschluß. Nur das erreichte man, daß der Gelehrte, dem eine Pension zugesichert wurde, weiter noch für die Mémoires zu schreiben und nicht in ausländische Dienste zu treten versprach. Er begab sich nach Paris und blieb dort in Correspondenz mit Hertzberg, der ihm seine Stelle in Berlin offen hielt. Die furchtbaren Jahre

der Revolution, die er in der französischen Hauptstadt verlebte, raubten ihm die Muße zur Arbeit, aber Berlin hat er nicht wiedergesehen.

Nach Hertzberg's Plan sollten die neu aufgenommenen Mitglieder eine eigene „Deutsche Deputation" der Akademie bilden und die einst von dem Könige Friedrich I. gestellte Aufgabe wieder aufnehmen, eine deutsche Grammatik, ein Lexikon u. s. w. zu schaffen. Fast scheint es, als sollte die Akademie förmlich in zwei getrennte Hälften getheilt werden; bereits begann der Minister damit, gewisse Verfügungen und Mittheilungen nur an die Deutschen, andere nur an die Franzosen zu richten. Da ihm die Zahl Jener noch immer zu gering schien, so bestürmte er den König auch nach dem Jahre 1787 mit neuen Vorschlägen, die dieser auf Merian's Rath nur zum Theil genehmigte. Suarez, den großen Juristen, und Biester bestätigte der König, durch Woellner beeinflußt, nicht, obgleich Hertzberg wiederholt erklärte, daß er gerade sie für die Durchführung seiner deutschen Pläne besonders nöthig habe; dagegen wurden der Chemiker Klaproth (24. Januar 1788), der Forstmann von Burgsdorff und der Jurist Klein (1. October 1789), ferner der Schulmann und Philologe Gedike (29. Januar 1790), der Aesthetiker Moritz und der freisinnige Theologe Zoellner (6. October 1791), endlich der Bibliothekar Cuhn (26. Januar 1792) aufgenommen. Von diesen Männern gehörte Moritz dem Goethe'schen Kreise an, war ein Verehrer Winckelmann's und hatte unvergeßliche Eindrücke und Erkenntnisse auf der italienischen Reise gewonnen. Er war daher besonders geeignet, der deutschen Deputation ein höheres Streben einzupflanzen und vielleicht sogar Goethe für ihre Aufgaben zu interessiren[1]). Allein gerade ihn wünschte Hertzberg nicht. Woellner ist es gewesen, der seine Aufnahme beim Könige durchgesetzt hat. Am 24. Januar 1791 schrieb er dem Monarchen:

„Der Professor Moritz ist geschickt und des Ministers v. Heynitz rechte „Hand bei der Akademie der bildenden Künste, ob er gleich von der Seite nichts „taugt. Indessen ist er jetzt sehr stille, vielleicht aus Furcht, vielleicht aber „auch, daß er sich gebessert haben mag. Die vorliegende Mythologie hat er

---

[1]) Seit 1789 war Goethe (auch Herder und Wieland) Ehrenmitglied der Akademie der Künste; aber Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde er erst viel später (s. unten). Im Jahre 1789 hatte Moritz ästhetische Vorlesungen für ein größeres gebildetes Publicum gehalten — die ersten dieser Art, die in Berlin von der Hofgesellschaft und von Damen besucht worden sind.

„nach Anleitung der Gemmen und Antiquen in Sanssouci geschrieben und „macht ihm solche alle Ehre. Ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften „könnte er wohl werden, nun aber ist anjetzt keine Vacanz, oder er müßte als „Surnumeraire angestellet werden, wenn dieses Ew. K. Maj. dem Grafen „v. Hertzberg anzubefehlen geruhen."

Der König genehmigte den Antrag und wies Hertzberg an, die Aufnahme zu vollziehen. Allein dieser machte Gegenvorstellungen, die für ihn und für die Denkweise, die in der Akademie herrschte, sehr charakteristisch sind:

„Ew. K. Maj. haben mir auf Antrag des Etats=Ministers v. Heynitz „befohlen, den Professor Moritz zum supernumerären Mitgliede der Akademie „aufzunehmen. Ich halte meiner Pflicht, darauf gehorsamst anzuzeigen, „daß nach den Statuten und der Verfassung der Akademie der Wissen„schaften die Mitglieder derselben nicht ernannt, sondern von der Akademie „selbst erwählet werden sollen, daß im Gegenstande diese Akademie bald ein „vieles von ihrem Ruhm und Ansehen verlieren und bei den Academiciens „ein Mißvergnügen entstehen würde, daß der Professor Moritz sich zwar zu „der Akademie der Künste durch Fabel=Erklärungen, aber noch nicht zur „Akademie der Wissenschaften, die ein mehreres erfordert, qualificirt hat und „für einen sehr mittelmäßigen Gelehrten passiret, daß zu Berlin viel größere „Gelehrte, als Zoellner, Biester und Nicolai, sind, die sich durch ihre Schriften „viel mehr als würdige Mitglieder der Akademie qualificirt haben. Ich frage „also unterthänigst an, ob Ew. K. Maj. nicht auf diese mir nicht unerheblich „scheinende Bedenklichkeiten Rücksicht nehmen und auf der Aufnahme des Prof. „Moritz nicht bestehen, oder allenfalls genehmigen wollen, daß ich die Akademie „über seine Aufnahme votiren und es auf die Wahl nach den meisten Stimmen „ankommen lassen soll."

Moritzens Aufnahme wurde zunächst vertagt; aber einige Monate später scheint der Minister seinen Widerstand aufgegeben zu haben: zusammen mit Zoellner wurde der Freund Goethe's recipirt. Nun, im Januar 1792, legte Hertzberg einen förmlichen Plan vor, die deutsche Sprache durch Mithülfe der deutschen Akademiker nach dem Vorbild der Pariser zu vervollkommnen und zu cultiviren. Zoellner entwickelte diesen Plan deutsch; Moritz las eine Abhandlung „über die Vervollkommnung der deutschen Sprache" und später eine zweite „über den Despotismus in der deutschen Sprache". Wie Hertzberg an den König am 15. April 1792 berichtet, beschloß die Deputation — sie fand die ihr gestellte Aufgabe sehr umfassend — zunächst bei den Fremdwörtern einzusetzen und zu untersuchen, welche von ihnen beizubehalten und welche zu entfernen seien. Einige „Beiträge zur deutschen Sprachkunde" gab sie wirklich heraus (1793), an denen sich namentlich Moritz, Teller, Gedike und Zoellner betheiligten; aber Bedeutendes hat sie nicht

hervorgebracht. Doch so viel wurde erreicht, daß fortab alle Abhandlungen, die in der Akademie deutsch gelesen wurden, auch deutsch gedruckt werden durften. Neben den „Mémoires“ erschien somit unter dem Titel „Sammlung der deutschen Abhandlungen, welche in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen worden“, eine zweite officielle Publication; aber Arbeiten zur deutschen Sprache sucht man in ihr vergebens[1]).

Nicht nur bei der Ernennung der Mitglieder verfuhr Hertzberg sehr eigenmächtig und hastig; er verwirrte sogar in einzelnen Fällen die Begriffe Ehrenmitglied, Associé (außerordentliches) und auswärtiges Mitglied unter einander und mit dem Begriff des ordentlichen Mitglieds, so daß die Listen der Akademie in Unordnung geriethen und Alles unsicher wurde. Da er sich ferner erinnerte, daß Maupertuis das Verfügungsrecht über die Pensionen vom Könige erhalten hatte, so suchte er auch dieses ganz an sich zu ziehen. Als er im Herbst 1789 dem Könige den Etat vorlegte, der mit einem Überschuß von 3260 Thlr. abschloß und für das nächste Jahr einen solchen von 5660 Thlr. erwarten ließ, schlug er vor, allen Mitgliedern, die er, Hertzberg, in die Akademie aufgenommen habe, eine Pension von je 200 Thlr. zu gewähren; denn sie seien „aussi habiles et célèbres qu'assidus, et feraient honneur aux premiers Académies de l'Europe“, Ferber aber soll 400 Thlr. erhalten, denn er sei der erste Mineralog Europas; der noch zur Verfügung stehende Rest von 2—3000 Thlrn. soll „für die Genies“ reservirt bleiben. Der König bestätigte diese Vorschläge, die sich über die Statuten hinwegsetzten und die alten Mitglieder erbittern mußten. Immerhin aber gebührt Hertzberg das Verdienst, die Regel, daß alle Akademiker eine Pension be-

[1]) Um die französischen Mitglieder der Akademie, die das neue Unternehmen mit höchster Sorge betrachteten, zu beruhigen, schlug der Minister dem Könige zwei Hugenotten vor. In einem sehr ausführlichen Mémoire legte Verdy du Vernois die Gefahren dar, die aus der Germanisirung der Akademie entspringen müßten. Diese habe ihren ganzen Ruhm unter Friedrich II. ihrem französischen Charakter zu verdanken (!); deshalb müsse die Zahl der Franzosen in der Akademie der der Deutschen stets mindestens gleich sein, während sie jetzt nur noch die Hälfte betrüge. Er schlägt eine Theilung der Akademie in zwei „Comités“ vor, ein französisches und ein deutsches; beide sollen je vier Klassen und einen eigenen Director haben. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's II. ist Verdy auf diesen Plan wieder zurückgekommen. Er, der ehemalige französische Officier, fühlte sich als der berufene Vertreter seiner Landsleute und betrachtete den französischen Charakter der Akademie als ein erworbenes Recht.

ziehen sollen, begründet zu haben; schon im Jahre 1787 arbeitete er auf dieses Ziel hin. Die „Oekonomische Commission", in die bereits im December 1786 auf seinen Vorschlag Woellner und Moulines eintraten (neben ihnen waren Merian und d'Anieres Mitglieder) und deren Competenzen er statutenwidrig so erweiterte, daß das Directorium ein Schatten wurde, war ganz von ihm abhängig. Im Einzelnen ordnete er manches Nützliche an. Bereits am 7. September 1786 bestimmte er, daß fortab die Mitglieder der vier Klassen gleich oft an den Donnerstagen lesen sollten; bisher waren die Vertreter der naturwissenschaftlichen Fächer noch immer bevorzugt gewesen. Der Etat des chemischen Laboratoriums wurde von 250 auf 400 Thlr. erhöht; Achard hatte freilich 800 Thlr. verlangt. Die Beobachtungen auf dem Observatorium nahmen einen neuen Aufschwung, nachdem der Minister den nominellen Astronomen Castillon sen. und Bernoulli die Sternwarte entzogen und sie ausschließlich Bode anvertraut hatte. Das Landkartenprivileg, gegen welches von vielen Buchhändlern gesündigt worden, wurde auf's Neue eingeschärft. In der Eingabe Hertzberg's an den König heißt es, die Akademie habe seit 1748 beinahe 20000 Thlr. auf die Karten verwendet und besitze ein ansehnliches Depot; sie dürfe daher erwarten, daß sie in ihren Rechten geschützt werde. Auf die Steigerung der Kalenderpacht war der Minister eifrig bedacht, kam aber 1794 in einen Streit mit den Pächtern Metzdorff und Belitz, der mit einer Abweisung der „gesetzwidrigen Querulanten" endete; die Pacht erhielt Unger, obgleich er weniger geboten hatte als jene. Beachtenswerth ist es auch, daß Hertzberg andere gelehrte Gesellschaften, die sich in den preußischen Staaten gebildet hatten, in nahe Beziehungen zu der Akademie setzen wollte. Im Juni 1791 berichtete er dem Könige, de Chambrier habe in Neufchâtel unter den Auspicien der Berliner Akademie eine gelehrte Gesellschaft gegründet; er ersuchte um ihre Bestätigung und wünschte, daß ihr Preismedaillen zu Prämiirungen gewährt werden mögen. Ein halbes Jahr später setzte er die Akademie von der Etablirung dieser „litterarischen Gesellschaft" in Kenntniß und zugleich von der Gründung einer anderen, militärischen, in Westfalen, deren Vorsitzender der Generallieutenant von Schlieffen war. Augenscheinlich sollte die Akademie eine Art von Patronat über diese verwandten Schöpfungen übernehmen.

Das Scheitern der auswärtigen Politik Hertzberg's und sein Rücktritt von den Staatsgeschäften (Juli 1791) hatte zunächst für

seine Stellung als präsidirender Curator der Akademie keine Folge; der König sah es sogar anfangs nicht ungern, daß dem geschäftigen Manne ein Feld der Thätigkeit blieb. Allein es dauerte nicht lange, so entzog ihm Friedrich Wilhelm seine Gnade ganz und gar, theils weil der alte Minister sich in die unfreiwillige Muße nicht zu finden vermochte und nicht aufhörte, den Monarchen mit Vorstellungen und Denkschriften zu bestürmen, theils weil er seiner politischen Gesinnung wegen in den letzten Lebensjahren verdächtig schien. Diese Wandlung, die auch für die Akademie nicht ohne Folgen geblieben ist, hat etwas Tragisches — war doch Hertzberg einer der besten preußischen Patrioten — und verdient eine nähere Betrachtung.

Unter Friedrich dem Großen war alles Politische aus den Kreisen der Akademie verbannt gewesen; der neue Geist politischer Freiheit, der sich seit dem Ende der siebziger Jahre so kräftig auch in der deutschen Litteratur ankündigte, durfte sich in der gelehrten Gesellschaft nicht aussprechen. Nur Hertzberg, der nach seinen ersten Arbeiten 25 Jahre hindurch nichts für die Mémoires geschrieben hatte, veröffentlichte in ihnen seit dem Jahre 1781 eine Reihe historisch-politischer Aufsätze. Nicht nur von der Superiorität der Germanen über die Römer handelte er, sondern auch von den Revolutionen, von der besten Staatsform u. s. w. In diesen Essays spricht nicht nur der deutsche Patriot, sondern docirt auch der philosophische Monarchist, für den das Ideal einer aufgeklärten Monarchie dem Freistaat nahe rückt, in welchem Niemand regiert, weil die Vernunft Alle und Alles bestimmt. Dieser Standpunkt war in jener Zeit vor der Revolution unter den „Maaßvollen“ weit verbreitet. In der That — ist einmal der „Vernunftstaat“, wie ihn das Naturrecht verlangt, hergestellt, so ist es eine Frage von untergeordneter Bedeutung, ob er die Form einer Monarchie oder einer Republik haben soll. Es ließ sich viel zu Gunsten der ersteren sagen, zumal in Preußen unter dem Eindruck der Regierung des großen Königs. Allein ein reiner Vernunftstaat war — das mußten auch die wärmsten Verehrer Friedrich's eingestehen — Preußen noch nicht; mancher harte Druck wurde empfunden, vielleicht gar noch Reste der Regierungsform, welche die Aufklärung für besonders abscheulich hielt und der sie doch selbst so nahe stand, der despotischen. Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. schien die Zeit der letzten heilbringenden Wandlung gekommen. Einige Maaßnahmen des Königs durften

mit Recht als freiheitliche begrüßt werden, und sofort entfesselte sich in Berlin und überall in Preußen der zurückgehaltene Strom politischer Discussionen. Auch in die Akademie drang er ein; denn sie erhielt nicht nur den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu ihrem Curator, sondern in ihm auch einen Mann, der sofort damit begann, in akademischen Reden und Abhandlungen sowohl seine politischen Theorien, als auch seine actuelle Politik darzulegen und zu begründen.

Im Jahre 1787 (Mémoires 1785, erschienen 1787) las er eine Abhandlung über das letzte Jahr der Regierung Friedrich's des Großen und eine zweite über das erste Jahr Friedrich Wilhelm's II.; im Jahre 1788 (Mémoires 1786, erschienen 1788) ließ er ihnen eine Abhandlung über das zweite Jahr des Königs folgen und hielt am Geburtstag des Königs eine hochpolitische Rede (a. a. O.); im Jahre 1789 las er ein Mémoire über das dritte Jahr des Königs „et pour prouver que le Gouvernement Prussien n'est pas despotique“ (Mémoires 1787, erschienen 1792), im Jahre 1790 eine Abhandlung über das vierte Jahr und „sur la noblesse héréditaire“ (a. a. O.) und im Jahre 1791 endlich ein Mémoire „sur les révolutions des Etats, externes, internes et religieuses“ (a. a. O.). Hertzberg feierte in diesen Discursen die freiheitlich gestaltete Monarchie im Gegensatz zur Despotie sowie die Segnungen der Öffentlichkeit und anderer moderner Güter; aber er suchte auch Staat und Regierung zu einem Gegenstande freudiger Werthschätzung für alle Gebildeten zu machen. Besonders aber lag ihm daran, seine politischen Ideen überall zur Geltung zu bringen und einen aufgeklärten preußischen Patriotismus zu erwecken. In weiten Kreisen, selbst im Ausland, fanden seine Reden Widerhall; wie sollte er ihnen in der Akademie fehlen? Sie mußte sich geschmeichelt fühlen, daß die akademischen Feste zu Staatsactionen wurden, und sie war überdieß gewohnt, keine Weisung, die von oben kam, zu überhören; hier aber traf die eigene Gesinnung mit den Wünschen des Ministers zusammen. Als nun gar durch das schlimme Religionsedict von 1788 in der religiösen Frage alle Hoffnungen zerstört waren, die man auf das neue Regiment gesetzt hatte, klammerte man sich um so fester an die Aussichten, die in politischen Dingen eröffnet schienen. Ein bisher fremder politischer Zug zeigte sich in den akademischen Festreden. Der alte Formey hielt am 27. September 1787 beim Beginn der Verwicklung Preußens mit den Niederlanden eine Rede

gegen die Generalstaaten und feierte die preußische Monarchie im Gegensatz zur Republik. Ungleich tiefer und wärmer hat Engel im Hinblick auf den Fürstenbund Preußens Bedeutung für Deutschland hervorgehoben: „Erkannten nicht auch wir in dem Vortheile des Vaterlands (Deutschlands) den unsrigen (den preußischen), und machte nicht dennoch dieser Bund tieferen Eindruck auf uns, als ihn jeder andere, auch mit den ersten Mächten Europas, würde gemacht haben? Waren die Glückwünsche nicht allgemein, daß unsere Brüder, durch gleiches Blut, gleichen Geist, gleiche Sprache uns theuer, sich so uns anschlossen? so uns Herzen und Hände boten? so in unserer Treue und Macht ihre Sicherheit fanden?" Und am Schlusse der Rede hebt Engel unter allem dem Edlen und Guten, worin das preußische Volk unter Friedrich Wilhelm's Regierung sein Lob finden möge, auch dies hervor, daß es durch seinen eigenen Ruhm den Ruhm des deutschen Namens erhöhe und sein eigenes wohlthätiges Licht über alle die brüderlichen Stämme verbreite, die mit ihm zugleich in den weitgestreckten Gefilden Deutschlands, des gemeinschaftlichen Vaterlands, wohnen. Aber nicht nur der deutsche Patriotismus, auch der politische Freisinn regte sich um das Jahr 1789 in der Akademie. Noch in der Rede, mit der Formey den Vicomte de Goyon im October 1794 in der Akademie begrüßte, zeigte sich ein Nachklang davon. Der Secretar führt die Katastrophe Ludwig's XVI. auf den Despotismus, die unaufhörlichen Kriege, die Usurpation und die Bigotterie Ludwig's XIV. und auf die Corruption Ludwig's XV. zurück; für den Königsmord hat er kein Wort der Entrüstung.

Doch diese Rede war schon verspätet, und man wundert sich, daß Formey, der sonst stets eine gute Witterung bewiesen, sie noch gehalten hat. Die Speculationen, in denen man die Monarchie den Rousseau'schen Doctrinen anpaßte, konnten so lange ungefährlich erscheinen, als die Geschichte noch keine Probe auf sie geliefert hatte. Aber in der französischen Revolution hatte sie ein Exempel aufgestellt, und das Ergebniß war der Sturz des Königthums. Dennoch ließ sich Hertzberg in seinem politischen Doctrinarismus nicht stören. Was aber vor 1792 eine wissenschaftliche Lehre scheinen konnte, mußte nach diesem Jahre, zumal am Hofe Friedrich Wilhelm's, als Hinneigung zur Revolution und als demokratisches Frondiren empfunden werden. Die Rede, die der Minister am 27. Januar 1793 in der Akademie hielt, konnte diesen Eindruck nicht verwischen: „sur le règne de Frédéric II, pour

faire la preuve que le Gouvernement Monarchique peut être bon et même préférable à tout Gouvernement Républicain." Der König, dem Hertzberg die Rede übersandte, wird schwerlich mit ihr zufrieden gewesen sein. Wenige Tage vorher hatten die Minister ihm vorgeschlagen, Condorcet und Bitaubé als Republikaner aus den Listen der Akademie zu streichen, unter Hinweis darauf, daß Jener in Petersburg auf Befehl der Kaiserin Katharina bereits gestrichen sei. Der König hatte mit Genugthuung zugestimmt; Hertzberg erreichte nur, daß die Removirung Bitaubé's nicht in der Zeitung publicirt zu werden brauchte.

Seit dieser Zeit hatte er seine Rolle völlig ausgespielt; der König wollte schlechterdings nichts mehr von dem „Demokraten" wissen, der sich zudem in dem hartnäckigen Glauben, der verkannte Steuermann Preußens zu sein, allerlei Taktlosigkeiten und Indiscretionen zu Schulden kommen ließ und in den Eingaben seinen greisenhaften Eigensinn nicht zu zügeln verstand. Bald darauf verfiel er, tief verletzt und verbittert, in eine schwere Krankheit, von der er endlich am 27. Mai 1795 durch den Tod erlöst wurde.

Es ist ein Zeichen des wohlwollenden Sinns, den Friedrich Wilhelm II. niemals verleugnet hat, daß er den höchst unbequemen, aber nicht unedlen Mann in seinem Amte als Curator der Akademie bis an sein Ende belassen hat. Aber bald wurde Hertzberg's Stellung auch hier einflußloser, schon bevor ihn die Krankheit niedergeworfen hatte. Nicht nur beeilte sich die Akademie, die politischen Anwandlungen zu unterdrücken, zu denen sie der Curator verleitet hatte, sondern sie begann auch, die nicht ungerechtfertigten Beschwerden gegen das despotische Regime Hertzberg's dem Könige vorzutragen und um Abhülfe zu bitten.

Der Erste, der gegen den Curator auftrat, war Woellner. „Unser würdiger alter Curator", schrieb er in einer Eingabe vom 17. April 1792 dem Könige, „wird bei seiner sichtbarlich zunehmenden Schwachheit die Akademie bald dergestalt curiren, daß wir bei der ersten Gelegenheit Banquerot machen werden; denn er höret gar nicht auf immer neue Mitglieder vorzuschlagen. Bréton (= Boaton) ist eigentlich ein Sprachmeister und weiter nichts, und solcher großen Savans haben wir leider mehrere, darüber wir von fremden Akademieen ausgelachet werden." Woellner beklagt sich auch, daß durch die vielen Ausgaben, die Hertzberg verfügt habe, die Kasse so belastet sei, „daß wir bei dem

geringsten Unglücksfall die Akademie für insolvent erklären müssen."

Der König wollte noch nicht eingreifen; aber als in den folgenden zwei Jahren die Beschwerden der Oekonomischen Commission sich häuften, als der hochangesehene Merian seine Stimme erhob und zeigte daß das Statut an allen Punkten durchbrochen sei, da hielt er es für nothwendig, der Willkür durch ein neues Reglement zu steuern, welches die alten Ordnungen möglichst wiederherstellen sollte. Doch befahl er der Oekonomischen Commission, dies mit der größten Schonung des alten Curators zu thun. Die an Merian gerichtete Verfügung vom 12. December 1794 lautet:

Je conçois que la faiblesse actuelle du Comte de Hertzberg jointe au besoin d'agir qui a tourmenté jusqu'aux dernières années de sa vie, fasse craindre les membres de la commission économique de l'Académie pour les intérêts de la société. C'est à eux à surveiller les mesures du curateur, avec ces mènagements dont ils ont été les premiers à sentir la décence et que réclament l'âge et la situation du Comte. Je vous adresse à vous cette autorisation, parce qu'envoyée à la commission en général, elle serait tombée entre ses mains et l'aurait inutilement affligé, et vous voudrez bien communiqer mes intentions à vos collègues. Du reste, je suis tout à fait de votre sentiment et du temps [sic] sur les changemens utiles à adopter pour l'académie et j'attendrai avec intérêt les considérations que vous compterez me présenter à cet égard. Sur ce etc.

Fr. Guillaume.

Die Commission war damit zu Vorschlägen aufgefordert. Alles wäre gut gewesen, wenn sie nur nicht, abgesehen von Woellner, aus lauter Franzosen bestanden hätte, die sich beeilten, die begonnene Germanisirung der Akademie nach Kräften wieder rückgängig zu machen. Woellner aber leistete keinen Widerstand, zumal da ihm Merian, der ihm volles Vertrauen schenkte, die Präsidentschaft in der Commission versprach. Ein Reglement wurde ausgearbeitet mit mehreren zweckmäßigen Bestimmungen; aber in § 4 hieß es, daß die französische Sprache die Sprache der Mémoires sei und daß daher die deutsch in der Akademie gelesenen Abhandlungen in's Französische zu übersetzen seien. Man beschloß, sich in der Eingabe an den König, welche das zu bestätigende Statut begleiten sollte, für diese Bestimmung auf die Autorität des verewigten Beguelin zu berufen, weil der Monarch diese sehr hoch schätzte.

Am 12. Januar 1795 bestätigte der König das neue, das Reglement von 1746 wiederherstellende und ergänzende Statut;

auch die Anordnung, die französische Sprache betreffend, beanstandete er nicht und ließ somit die Franzosen wieder gewähren. Ob Hertzberg noch Kunde von dieser Reaction erhalten hat? Wahrscheinlich ist ihm der Schmerz erspart geblieben; sein Geist war bereits umnachtet. Bald darauf richtete der König an die Commission ein Schreiben, in welchem er sich in harten Worten über Hertzberg's Willkürlichkeiten beklagte:

„J'ai muni de ma signature le projet de réglemens que vous venez de me proposer, et vous le renvoye ci-joint pour servir à l'avenir de base invariable à la marche des affaires de l'Académie. Il était temps en effet que d'autres principes les réglassent, et je n'en étais pas à sentir les inconvénients de ceux que le Comte de Hertzberg avait adoptés, ou entre lesquels plutôt il a flotté toujours sans système fixe. J'ai répugné vivement à cette foule d'Académiciens qu'il me proposait sans cesse et qui sans mon veto eût peut-être avili déjà une Société où le vrai talent n'aspire qu'autant qu'elle sait être délicate dans ses choix. J'ai vingt fois défendu au Comte de Hertzberg ces éternelles nominations, et, des longues listes qu'il me présentait deux fois par an, j'en ai à peine sanctionné le tiers. Aussi j'approuve de préférence l'article de vos réglemens qui interdit pour cinq ans toute élection. Les talents rares se recommandent d'eux mêmes, et, dussé-je pendant cet espace de temps juger quelque exception néeissaire, je ne m'en promets pas moins de la règle. Sûr que la prudence et le désir du bien présideront à l'avenir aux intérêts de l'Académie, je redoublerai d'intérêt pour elle et serai charmé de pouvoir contribuer à la faire fleurir. Je prie etc."

Die einschneidendste Bestimmung des neuen Reglements war, neben der Zurückdrängung der deutschen Sprache, die erste; sie verbot der Akademie, während der nächsten fünf Jahre neue Mitglieder vorzuschlagen. Sie bestand zur Zeit aus 40 (41) Mitgliedern und sollte auf die statutenmäßige Zahl von 24 zurückgeführt werden. Wirklich ist in den Jahren 1795—1797, d. h. bis zum Tode Friedrich Wilhelm's II., nur Hirt (am 3. November 1796) aufgenommen worden. Er war bereits Mitglied der Akademie der Künste, und der König verfügte die Aufnahme. Wie ein paar Jahre früher durch Moritz, so drang nun wieder durch ihn ein Strahl von Goethe's Geist in die Akademie.

Den Willkürlichkeiten von Hertzberg's war ein Ende gemacht, aber es herrschte in den letzten drei Jahren unter Friedrich Wilhelm II. der Friede des Kirchhofs in der Akademie. Damals (1796) sagte Alexander von Humboldt von ihr, sie sei ein Siechenhaus, ein Hospital, in dem die Kranken besser schlafen als die Gesunden. Da sie weder einen neuen Curator noch einen Prä-

sidenten erhielt, so war Woellner in dieser Zeit der factische Curator, Merian, der an Stelle Formey's († 7. März 1797) beständiger Secretar geworden war, der factische Präsident. Nichts wurde unternommen, ja nicht einmal das Nothwendigste geleistet. Erst im Jahre 1796 erschien der Band der Mémoires für 1790/91, so daß die Akademie während der ganzen Dauer der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's II. nur drei Bände hat erscheinen lassen! Wie viel fleißiger und pünktlicher war die fridericianische Akademie gewesen! Den deutschen Mitgliedern aber, die doch in der Überzahl waren, kann der schwere Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie schläfrig, fast möchte man sagen feige, allen Wandelungen zugeschaut haben. Sie ließen sich Hertzberg's Despotie gefallen; sie schwiegen, als das Recht des Deutschen in der Akademie wieder beschränkt wurde, sie duckten sich, als Woellner, den sie doch verabscheuten, die Geschäfte übernahm, und sie bäumten sich nicht auf, als Edicte gegen die Freiheit der Wissenschaft, wie das gegen Kant gerichtete, erschienen[1]). Mit Händen kann man es hier greifen, daß diesen Teller, Engel, Zoellner bei allem Tugendgerede das thatkräftige Pflichtgefühl und bei allem „Fortschritt" das begeisternde und führende Ideal fehlte. Nicht nur ihre Aesthetik, mit der im Jahre 1796 die Xenien abrechneten, auch ihr Patriotismus und ihre Weltanschauung war bankerott. Seit zehn Jahren war ihnen Gelegenheit gegeben, zu zeigen, was sie konnten. Sie schmeichelten sich auch, die Gelegenheit benützt zu haben — in der Auseinandersetzung mit Kant und in Einzelforschungen haben sie wirklich etwas geleistet —, aber in der Leitung des Ganzen ließen sie Ausländern und einem Woellner das Feld, und nicht erst die Nachwelt, sondern schon die jüngeren Zeitgenossen urtheilten mit Recht, daß sie die höheren Aufgaben, die ihnen gestellt waren, in keinem Sinne gelöst haben. Auch die preußischen Akademiker haben einen Frieden von Basel geschlossen! Es bedurfte anderer

[1]) Die berüchtigte Kabinetsordre gegen Kant, der doch Mitglied der Akademie war, erschien am 1. October 1794, als Hertzberg schon ein todter Mann war. Sie ist von Woellner gegengezeichnet. — Von den verschärften Censurmaaßregeln wurden indirect auch die Berliner Akademiker getroffen. Nicolai, der übrigens noch nicht Mitglied war, verlegte seine „Allgemeine Deutsche Bibliothek" nach Kiel. Aber in der Akademie wurde das Woellner'sche Regime (s. die Eloges, die nach 1797 gehalten worden sind) erst kritisirt, nachdem der verabscheute Mann gestürzt war. Das freie Wort zog sich aus der Akademie in die private „Philosophische Gesellschaft" zurück, die noch bei Lebzeiten Mendelssohn's 1783 gegründet worden war. Die Gesellschaft löste sich 1798 auf, als sie sich nicht mehr nothwendig schien.

Charaktere, anderer Patrioten, anderer Talente, um die halbfranzösische Académie Royale in eine Gemeinschaft umzuwandeln, die des deutschen Namens würdig war. Am 16. November 1797 starb der König; er hatte in den letzten drei Jahren die Akademie kaum mehr beachtet. Sein Nachfolger dachte zunächst daran, sie aufzuheben oder doch gänzlich umzugestalten.

Zweites Capitel.

Die Geschichte der Akademie in den ersten Jahren Friedrich Wilhelm's III. Ihre definitive Reorganisation durch die Brüder Humboldt und Niebuhr (1797–1812).

1.

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. befreite das Land von dem unglücklichen Woellner'schen Regime und dem orthodox-pietistischen Staatskirchenthum. Unter dem Einfluß von Sack und Engel aufgewachsen, huldigte der neue Monarch einer maaßvollen und nüchternen Aufklärung, die durch Pflichttreue und Wahrhaftigkeit zu befestigen sei. Das berüchtigte Religionsedict gerieth in Vergessenheit, ja es erschien in der aufgeklärten Kabinetsordre vom 11. Januar 1798 geradezu als aufgehoben, und auch positive Anordnungen auf den verschiedenen Gebieten des Staatslebens zeigten anfangs, daß der König auf Reformen in fortschrittlichem Sinne bedacht war.

Aber für die Akademie, wie sie theils durch eigene Schuld, theils durch den Druck Woellner's heruntergekommen war, zogen schwere Wolken herauf. Zwar daß ihr Etat bei Erweiterung der Befugnisse der Oberrechnungskammer dieser unterstellt und ihr das Recht, selbständig in den Processen wegen Übertretung des Kalenderprivilegs zu entscheiden, geschmälert wurde, war kein Unglück; aber die Verschärfung des Censurzwangs, die nach einer kurzen Periode größerer Freiheit die Presse seit 1798 traf, berührte sie sehr empfindlich. Ihre Kalender gaben durch die historischen Essays immer wieder Anstoß, und auch im genealogischen Theil konnte sie es nicht leicht recht machen.

Doch hier litt sie nur unter dem allgemeinen Mißgeschick — viel gefährlicher war es für ihre Existenz, daß der König die rein wissenschaftlichen („speculativen") Bemühungen nicht hoch schätzte und deshalb die Akademie für recht überflüssig hielt, mindestens eine Umgestaltung der Anstalt in „humanistischem", d. h. in päda-

gogischem und technischem Sinne verlangte. Unterstützt wurde er dabei durch den neuen Minister von Massow, dem das Oberschuldepartement unterstellt war und der streng utilitarischen Tendenzen auf dem Gebiete der Erziehung huldigte. Es war vorauszusehen, daß er, dem das preußische Schulwesen in mancher Hinsicht zu Dank verpflichtet ist, einer rein wissenschaftlichen Akademie nicht günstig sein werde. Zu diesem Gegner gesellte sich von einer anderen Seite her noch ein zweiter. Der Minister von Heynitz wünschte, um die von ihm reorganisirte Akademie der Künste höher zu heben, ihre Aufgaben zu vermehren und zugleich ihre finanzielle Grundlage zu stärken, die Vereinigung der beiden Akademieen. Das große Kalenderprivileg, dessen Einkünfte durch die polnischen Theilungen und den Erwerb der fränkischen Fürstenthümer gesteigert waren, lockte, und auch noch andere einflußreiche Personen bei Hofe wollten es der Akademie entziehen.

Der neue Monarch hatte zwar das Begrüßungsschreiben der Akademie huldvoll beantwortet und sie seiner Protection versichert; aber bald hörte sie aus zuverlässiger Quelle, daß er mit ihrem gegenwärtigen Zustande nicht zufrieden sei und an eine Umgestaltung, vielleicht sogar an die Aufhebung denke. Als der König nun den Etat einfordern ließ, beeilte sie sich, noch vor Einsendung desselben in einer Eingabe vor vorschnellen Schritten zu warnen, machte aber selbst auf einige Punkte aufmerksam, die einer Verbesserung bedürften. Schon vorher hatten sich die beiden angesehensten Directoren Merian und Selle — er stand dem Könige besonders nahe — zusammen berathen. Merian hatte ein umfangreiches Pro Memoria zunächst für das Directorium ausgearbeitet, und Selle versprach, persönlich zu Gunsten der Akademie auf den König einzuwirken. Außerdem hatte, auf eigene Hand oder vom Könige aufgefordert, Verdy du Vernois einen umfangreichen Bericht eingereicht, der einen Rückblick auf die ganze Geschichte der Akademie enthielt, die Abweichungen vom Statut des Jahres 1746 einzeln aufzählte, vor allem aber sich in den heftigsten Vorwürfen gegen Hertzberg's Regime erging. Die positiven Vorschläge deckten sich zum Theil mit denen, die Verdy bereits 1792 Hertzberg vorgetragen hatte. Viel vorsichtiger war das Pro Memoria Merian's gehalten, in welchem Materialien dargeboten sind, aus denen Vorlagen für den König hergestellt werden sollten. Im Eingange erklärt sich Merian dafür, sich nicht zu beeilen und successive die Vorschläge einzureichen; der König habe ja auch die Erledigung der Vor-

schläge des Ministers von Heynitz zunächst verschoben; ferner meint er, das Directorium solle bei Revision des Statuts allein vorgehen, ohne das Plenum in Kenntniß zu setzen, sonst gäbe es nur Tumult und Confusion. Auch er wirft dann einen Rückblick auf die Geschichte der Akademie, spendet Maupertuis hohes Lob und findet — im Unterschied von Verdy, der den Rückgang der Akademie schon seit dem Siebenjährigen Krieg datirt —, daß Alles bis zum Antritt Hertzberg's in guter Ordnung geblieben sei. Hertzberg's Regierung wird scharf verurtheilt: der Minister hat zwar gute Intentionen gehabt, ist uneigennützig und von wahrem, wenn auch nicht immer aufgeklärtem Eifer beseelt gewesen, aber er hat unsere ursprüngliche Constitution denaturirt „par des changements aussi précipités que peu réfléchis, et a fait des écarts du règlement qu'il n'est plus possible de redresser; tout ce qu'il resterait à faire, ce serait de conserver de ce règlement et la base et les articles qui ne sont pas encore totalement lésés". Er hat immer Vieles zugleich und so schnell wie möglich machen wollen; die einzelnen Pläne kreuzten und hinderten sich. Seine Krankheit und sein hohes Alter kamen dazu, weiter die extreme Leichtfertigkeit, mit der er unbedachte Pläne billigte, die ihm von kenntnißlosen und eigennützigen Leuten vorgelegt wurden. Der König hat zuletzt bereut, ihm so vielen Einfluß verstattet zu haben und nach seinem Tode den Curatorposten nicht wieder besetzt. Hierauf verbreitet sich Merian über das Project von Heynitz, die beiden Akademieen zu vereinigen und sie unter einen Curator zu stellen. Er lehnt es ab und äußert dabei: „Ich habe in einem langen Leben gesehen, daß die Akademie der Wissenschaften weder einen Curator noch einen Präsidenten bedarf, wenn sie immediat vom Könige abhängt und an ihn direct berichtet. Soll sie aber zwischen beiden wählen, so ist ein Präsident vorzuziehen, d. h. ein wahrhaft wissenschaftlicher Mann, wie Maupertuis". Dann weist er nach, daß und warum die Akademie ihre Revenuen behalten müsse u. s. w.

Bereits am 8. März hat Selle in einem Brief nach persönlicher Rücksprache mit dem Könige das Directorium darüber beruhigen können, daß der Akademie keine Katastrophe drohe, wohl aber werde sie wahrscheinlich einen Präsidenten erhalten und eine neue Organisation. Wie der König die Eingabe (s. S. 382) beantworten würde, darauf kam Alles an. Am 24. März erfolgte die erste vorläufige Verfügung; sie lautete:

„La culture des sciences et des belles-lettres s'étant généralement répandue et exerçant son influence salutaire sur toutes les classes et relations de la société, on pourrait peut-être dans nos jours se passer des instituts nourriciens, formés jadis pour atteindre ce but. Leur conservation toutefois, sans être de la première nécessité, paraît encore pouvoir être utile, pour préserver les sciences et l'esprit humain des écarts de l'imagination, tandis qu'un sentiment de reconnaissance due à ces anciens foyers des lumières et des connaissances y intéresse également. C'est à ces titres que j'accueille les vœux que l'Académie des Sciences de Berlin vient de M'adresser par l'organe de ses Directeurs en date du 19. Elle Me trouvera sincèrement disposé par conséquent à concourir à sa conservation et à la dégager des entraves auxquelles des arrangements de moderne date l'ont assujettie. J'attends, pour Me décider plus particulièrement à ce sujet, qu'elle M'envoie son Etat, que Je n'ai pas encore reçu, et dont la connaissance est nécessaire pour pouvoir juger de l'ensemble.

Frédéric Guillaume.

Dieser Bescheid — man darf annehmen, daß Massow ihn inspirirt hat — sicherte zwar den Fortbestand der Akademie, aber ermuthigend war er nicht. Das Recht der Existenz der Akademie wird eben noch anerkannt, aber wie unsicher ist die Begründung! Jeder Hauch eines idealen Gedankens fehlt, und die positive Bedeutung einer rein wissenschaftlichen Anstalt wird überhaupt nicht berücksichtigt.

Die Akademie sandte darauf (27. März) den Etat ein, begleitete ihn mit einigen erklärenden Ausführungen und beschränkte sich sonst darauf, dem Könige für die ausgesprochene Absicht zu danken, ihre alten Ordnungen wiederherzustellen. Bereits am 9. April folgte eine königliche Ordre, die tief in die Verfassung und das Leben der Akademie einschnitt.

Im Eingange erklärt der König in ausführlicher Darlegung, die Akademie habe sich bisher zu sehr mit der Metaphysik und mit speculativen Theorieen befaßt und sei zu wenig auf die Vervollkommnung der (technischen) Künste und Handwerke bedacht gewesen. Er wünscht, sie möge sich „humanisiren“ und ihre Kräfte dem „gemeinen Leben“ und seiner Verbesserung, sowie allen seinen Bedürfnissen zuwenden, sie möge die nationale Industrie heben, die Vorurtheile des Volks aufklären, das Erziehungswesen reinigen und fördern u. s. w. Wie das im Einzelnen zu bewirken sei, müsse er ihr überlassen; sie solle diesen ihren Zweck in ganz bestimmte Regulative fassen und diese ihm zur Bestätigung vorlegen — von der eigentlich wissenschaftlichen Aufgabe der Akademie ist überhaupt nicht die Rede. Hierauf wird das Statut von 1746 ausdrücklich

bestätigt, soweit es nicht durch die neuen, nachfolgenden Bestimmungen außer Kraft gesetzt wird. Diese enthalten 1. die Ankündigung der Einsetzung eines Präsidenten, und zwar einer durch Rang und litterarische Verdienste ausgezeichneten Persönlichkeit, 2. die Aufhebung der Oekonomischen Commission; ihre Functionen (wie überhaupt die Leitung aller Angelegenheiten) gehen an ein Directorium über, welches aus dem Präsidenten, den vier Klassendirectoren und zwei außerhalb der Akademie stehenden, aber nun aufzunehmenden Mitgliedern, dem Geh. Justizrath Suarez und dem Geh. Finanzrath Borgstede, gebildet wird. Die Competenzen des Präsidenten und des Directoriums sollen durch besondere Regulative bestimmt werden, ebenso die Rechte der einzelnen Directoren gegenüber den Klassen. 3. Die Mitglieder der Akademie sollen nur aus Honoraires und Ordinaires bestehen; jene dürfen keine Gehälter beziehen (außer den Jetons); die ordentlichen Mitglieder werden, wie bisher, in vier Klassen getheilt sein; jede Klasse soll, außer dem Director, sechs Mitglieder zählen, die Akademie also 28 Stühle besitzen. Es darf daher keine Neuwahl stattfinden, bis die gegenwärtige Zahl der Mitglieder auf 27 zusammengeschmolzen ist; zählt, bevor dieser Zustand erreicht ist, eine Klasse weniger als sieben Mitglieder, so kann vielleicht durch Übergang überzähliger Mitglieder aus einer anderen Klasse geholfen werden. 4. Das Recht der Wahl der Mitglieder soll die Akademie behalten und durch Stimmenmehrheit üben; doch liegt die Bestätigung beim Könige. 5. Die große Bibliothek und das Naturalien-Kabinet werden fortab mit der Akademie verbunden und ihrer Leitung unterstellt. Ein Reglement, das alle diese Bestimmungen umfaßt, soll entworfen werden; der Oberbibliothekar ist in die Akademie aufzunehmen; der jetzige, Biester, ist bereits in weiten Kreisen durch seine Kenntnisse und seine litterarischen Verdienste empfohlen. Endlich, der Akademie bleibt der Genuß und die Verwaltung ihrer Fonds und Revenuen erhalten; doch, erklärt der König, werde er über diesen Punkt eine speciellere Entscheidung treffen, wenn ihm der Etat für das nächste Jahr vorgelegt sein wird.

Waren seit 1786 die Berliner Aufklärer in die Akademie zahlreich aufgenommen worden, so mochten sie doch jetzt über dieses Programm der Aufklärung, welches der gelehrten Gesellschaft gegeben wurde, erschrecken! Lediglich utilitarischen Tendenzen sollte sie fortab dienen, eine technische Staatsanstalt und eine Staatserziehungs-Behörde zugleich! So wollte es damals der König oder

vielmehr der Staatsminister von Massow. In Wahrheit kündigte sich hier das Bedürfniß nach einer „höheren Lehranstalt“ in Berlin an; in unklarer Weise wollte man sie mit der Akademie verbinden. Zum Glück ließ sich eine solche Wandlung des Zwecks der Akademie nicht anbefehlen; der alte Curs war stärker als eine Kabinetsordre, und bald sollte eine höhere Kraft die Akademie in ganz andere Bahnen lenken. Der König selbst scheint nach kurzer Zeit auf die Beobachtung jener Zweckbestimmung verzichtet zu haben; jedenfalls hat sich die Akademie niemals mit der anbefohlenen Aufgabe, den Utilitarismus in Paragraphen zu fassen und im Einzelnen die Anwendung zu suchen, beschäftigt.

Anders steht es mit den positiven Bestimmungen der Ordre. Der verheißene Präsident freilich ist nie ernannt und Suarez' Stelle, der schon am 14. Mai 1798 starb, nicht wieder besetzt worden; aber die Einsetzung Borgstede's, eines Finanzbeamten, der eben, weil er kein Mann der Wissenschaft war, besonderes Vertrauen bei der Regierung genoß, bedeutete eine empfindliche Controle. Doch muß anerkannt werden, daß er taktvoll und mit wirklichem Interesse für die Akademie sein schwieriges Amt versehen hat. Die Aufhebung der Oekonomischen Commission, die unter Hertzberg und Woellner das wissenschaftliche Directorium ganz verdrängt hatte, war nur ein Vortheil: die wissenschaftliche und die finanzielle Administration der Akademie können nur in denselben Händen liegen, mindestens dürfen die Directoren nicht vom Finanzausschuß ausgeschlossen sein. Die Bestimmung, die Zahl der Akademiker allmählich auf 28 zu reduciren, war unter den damaligen Verhältnissen richtig, die Erhaltung bez. Rückgabe des Wahlrechts sehr dankenswerth, und der Anschluß der Königlichen Bibliothek, des Naturalien-Kabinets und der Kunstkammer an die Akademie brachte ihr große neue Aufgaben, ohne ihr fremde Geschäfte zuzumuthen.

Die Kabinetsordre war nur eine vorläufige Verfügung; auf Grund von Vorlagen der Akademie sollte ein detaillirtes neues Statut gegeben werden. Ein solches ist auch als Revision des Statuts von 1746 entworfen und dem Könige eingereicht worden. Es erfolgte aber keine Antwort. Der Marquis Lucchesini reichte 1799 auf Verlangen des Königs einen neuen, vollständig ausgearbeiteten Statutenentwurf ein, aber er blieb ebenfalls im Kabinet liegen. Auch im Publicum beschäftigte man sich damals mit der Akademie und ihrer nothwendigen Reorganisation. Beim Könige und der Regierung war das Interesse an dem Institut nach der

vorläufigen Neuordnung nicht zurückgetreten; man plante vielmehr eine viel durchgreifendere Umwandlung als die Akademie sie wollte, wünschte sie aber nicht zu überstürzen[1]). Daher konnte die Akademie in den Jahren 1799—1806 ein selten unterbrochenes Stillleben führen, während in der politischen Welt sowohl als in der Welt des Geistes Stürme brausten, das alte Reich zerfiel und eine neue Zeit heraufzog.

Zunächst sorgte das neue Directorium dafür, daß die vernachlässigten Publicationen der Akademie wieder in Ordnung kamen

[1]) Den Beweis dafür, daß man auch noch nach 1799 den Plan, die Akademie umzugestalten bez. mit einer großen höheren Lehranstalt zu verbinden, seitens der Regierung nicht aufgegeben hat, zeigt der Entwurf „Zur Begründung einer großen Lehranstalt in Berlin", den Engel auf Befehl dem Geh. Kabinetsrath Beyme am 13. März 1802 eingereicht hat. Es ist das erste Actenstück in der an interessanten Documenten so reichen Vorgeschichte der Universität Berlin. Engel, der sich drei Monate vor seinem Tode durch diese wohl erwogene und glänzende Denkschrift ein bleibendes Gedächtniß gestiftet hat (schon seit 1799 hat er mit Beyme und mit F. A. Wolf über den Plan verhandelt), will nicht die Akademie in eine Lehranstalt verwandelt sehen, sondern er will eine solche im engen Anschluß an die Akademie und an ihre wissenschaftlichen Hülfsmittel errichtet wissen. So ist er der eigentliche Urheber des Plans, den einige Jahre später Wilhelm von Humboldt und seine umsichtigen und muthigen Freunde — aber nicht, wie Engel wollte, auf Grund der Biester-Nicolai'schen Geistescultur — durchgesetzt haben. Übrigens rieth auch Engel nicht, die neue Lehranstalt einfach als „Universität" im alten Sinne des Wortes einzurichten, sondern ein Neues, Zeitgemäßes sollte in der Großstadt für das ganze Land geschaffen werden. Noch radicalere Pläne hatte Massow. Der utilitarische Gesichtspunkt, der in Engel's Vorschlag vorwaltet, hat Schleiermacher's strenge Kritik hervorgerufen. Daß Engel der Vater des Gedankens ist, in Berlin eine „höhere Lehranstalt" im Gegensatz zu den alten Universitäten zu gründen und sie in organische Verbindung mit der Akademie zu setzen, geht auch aus dem Zeugniß eines Ungenannten in Archenholtz' Journal Minerva (1811) hervor, der Folgendes berichtet: „Merkwürdig ist es, daß schon der verstorbene Engel oft mit Wärme davon sprach, daß Berlin zu dem Mittelpunkt deutscher Gelehrsamkeit und mittelbar des deutschen Buchhandels erhoben werden könnte. Nur ein paar Verordnungen, sagte er oft, und der Staat ist auf dem Wege, eine Fabrikation zu gewinnen, die ihm jährlich vielleicht eine halbe Million eintragen, die eine Menge Menschen beschäftigen und reell nichts consumiren würde als Lumpen. Würden gar dereinst die Männer der Nation unter den Schriftstellern in die Akademie versammelt, würde in Berlin eine allgemeine große Lehranstalt errichtet, die von den lächerlichen Bocksbeuteleien der Universitäten frei wäre und doch alle Vortheile derselben gewährte — und das ist leicht, wenn man ernstlich will —, dann wäre Berlin die Hauptstadt des nördlichen, vielleicht des ganzen Deutschlands, der Mittelpunkt der Nation. Die Menschen neigen sich wie die Pflanzen unwillkürlich dahin, woher ihnen das Licht zuströmt, und den Sinnen folgt in kurzem das Herz unaufhaltsam." Das waren (um das Jahr 1800) prophetische Worte!

und regelmäßig ausgegeben wurden. War doch beim Regierungsantritt des neuen Königs der letzte ausgegebene Jahrgang der Mémoires der für 1790/91! Nun erschien 1798 der Jahrgang 1792/93, 1799 die Jahrgänge 1794/95 und 1796, 1800 der für 1797, 1801 der für 1798 u. s. w.; im Jahre 1804 erschienen zwei Bände (der für 1801 und für 1802). Damit waren die Unregelmäßigkeiten beseitigt. Die officielle Sprache der Akademie blieb noch immer das Französische, doch schrieben bereits viele Mitglieder in den Acten deutsch. Auch wurde die „Sammlung deutscher Abhandlungen“ (s. oben) wieder aufgenommen. Im Jahre 1799 erschien ein Band für 1792/97, in den Jahren 1803—6 ein zweiter bis vierter für die Jahre 1798 bis 1800, 1801/2 und 1803. Erst Preußens innere Erhebung im Jahre 1807/8 hat die Vorherrschaft der deutschen Sprache in der Akademie begründet; ihre ausschließliche Geltung verdankt sie dem Statut von 1812.

Die reichen Mittel, über welche die Akademie verfügte, ermöglichten es, das alte Observatorium umzubauen und reicher auszustatten. Der Umbau (Plan von 1798) wurde im Jahre 1801 vollendet. Auch andere wissenschaftliche Institute, unter ihnen das Antiquitäten-Kabinet, erhielten beträchtliche Zuwendungen. Die Bestimmung, Auswärtigen keine Pensionen zu zahlen, ist vom Könige selbst nicht streng eingehalten worden. So erhielt Friedrich August Wolf in Halle auf Befehl des Königs im Jahre 1799 eine Pension aus der Akademie-Kasse von 200 Thlr., die später beträchtlich erhöht wurde, noch bevor er überhaupt Mitglied geworden war. Das Gebot des Königs, neue ordentliche Mitglieder nicht aufzunehmen, bis die Zahl unter 28 gesunken sei, mußte eingehalten werden, aber für Hufeland, der an Selle's Stelle als Leibarzt und Director des Collegium medico-chirurgicum von Jena nach Berlin gerufen wurde, machte der König selbst eine Ausnahme. Am 8. Januar 1801 trat er als ordentliches Mitglied in die Akademie ein. Gleich ausgezeichnet als Mensch wie als Arzt, mit Goethe befreundet, die ruhmvollen Traditionen der Jenaer Universität nach Berlin tragend, ist Hufeland für die innere Reorganisation der Akademie von hoher Bedeutung geworden. Aber in einer Hinsicht vermochte er den trefflichen Selle nicht zu ersetzen. Selle war nicht nur Arzt, sondern auch Philosoph gewesen, ja man hatte ihn im Jahre 1797 nach Formey's Tode sogar zum Director der philosophischen Klasse gewählt, um den unfähigen Castillon jun. zu umgehen. Jetzt scheint dieser unvermeidlich gewesen zu sein

und wurde am 8. Juni 1801 zum Director ernannt. Er hat in der Folgezeit gethan, was in seinen Kräften stand, um der Erneuerung der Akademie Schwierigkeiten zu bereiten.

Außerordentliche einheimische Mitglieder — man warf sie in unklarer Weise mit den Ehrenmitgliedern zusammen, weil sie unbesoldet waren — aufzunehmen, war der Akademie nicht verboten. Es ist begreiflich, daß sie nicht auf jede Auffrischung verzichten wollte. Sie hat in den Jahren 1799–1803 zehn aufgenommen, eine bunte Gesellschaft, deren Zusammensetzung allein schon beweist, daß sie sich in einem kritischen Übergangszustand befand. Zunächst recipirte man am 24. Januar 1799 den alten, aber noch sehr rüstigen Nicolai, der längst schon, man darf sagen seit 40 Jahren, latentes Mitglied der Akademie gewesen war: nun erst, mit ihm und Biester, waren alle reactionären Fortschrittsleute in der Akademie zusammen! Dann wurde (4. August 1800) Alexander von Humboldt aufgenommen; die Nachricht erreichte ihn nicht mehr in Europa; in Amerika hat er seine Aufnahme erfahren. Was sie der Akademie bedeutet hat, davon zeugt ihre Geschichte bis auf den heutigen Tag. Nicolai und Alexander von Humboldt, Beide an der Wende des Jahrhunderts gewählt, in den Listen der Akademie sich unmittelbar folgend — es ist, als ob die Geschichte ein ironisches Arrangement beliebt hätte! Zunächst aber mußte die Akademie auf Humboldt, den sie am 19. Februar 1805 auch zum ordentlichen Mitgliede wählte, noch warten. Erst im Herbst 1805 kehrte er nach neunjähriger Abwesenheit nach Berlin zurück. Der Wahl Humboldt's und der gleichzeitigen Hermbstaedt's (7. August 1800) folgen die von Kotzebue, Lombard, Eytelwein, Fischer (sämmtlich am 27. Januar 1803), Karsten sen., Ancillon jun. und Spalding (4. August 1803). Die Mehrzahl der neuaufgenommenen Mitglieder waren tüchtige Fachgelehrte, Karsten ein solcher ersten Ranges, aber mit Befremden erblickt man Kotzebue's und Lombard's Namen in den Listen, und Ancillon jun. hat, so einflußreich er im Staate wurde und so bedeutend er sich auch als Denker vorkam, in der Wissenschaft nie etwas bedeutet. Lombard, der berüchtigte Geheime Kabinetsrath, war schon von Hertzberg als Übersetzer Ossian's in's Französische vorgeschlagen, aber von Friedrich Wilhelm II. nicht genehmigt worden. Seine litterarischen Talente waren nicht unbedeutend. Die Übersetzung des 4. Buchs der Aeneide in französische Verse (1802), die in Frankreich mit Beifall aufgenommen wurde, verschaffte ihm den Sitz in der

Akademie. Er hatte wenig Zeit, sich ihr zu widmen, bis er im August 1807 zum Entsetzen der Akademiker ihnen als beständiger Secretar vorgesetzt wurde (s. darüber später). Wie Kotzebue in die Akademie gekommen ist, ist aus den Acten nicht sicher zu ermitteln. Nachdem er russischer Strafgefangener in Sibirien, Theaterdirector in Petersburg und Litterat in Weimar gewesen war und sich als routinirter Lustspieldichter beliebt, als Satiriker gegen Goethe lächerlich gemacht hatte[1]), siedelte er nach Berlin über und trat zum Hof in Beziehungen. Für „vornehme Ausländer", und als solcher gab sich Kotzebue, haben die alten Höfe stets eine Vorliebe gehabt; Kotzebue empfahl sich außerdem durch seine reactionären Bestrebungen und durch sein Auftreten gegen die Romantiker, die Todfeinde des herrschenden Berliner Geistes. Welcher Leistung er aber die Aufnahme in die Akademie nach kurzem Aufenthalt in Berlin verdankt, bleibt dunkel. Er arrangirte Festspiele für die jungen königlichen Prinzen und scheint sich für preußische Geschichte interessirt zu haben; wenigstens sandte er von Paris im November 1803 dem Könige ein Mémoire ein zur Gründung eines Museums der preußischen Alterthümer.

Im Jahre 1804 konnte man an die Aufnahme neuer ordentlicher Mitglieder denken; denn von den 41 Mitgliedern des Jahres 1798 waren bis zum Anfang des Jahres 1804 zwölf gestorben, und de Goyon und de Boufflers waren nach Paris gegangen. Der Charakter der Akademie war dadurch wesentlich verändert, und die Staatsregierung selbst (vor allem der einsichtige Geh. Kabinetsrath von Beyme, aber auch Hardenberg) erkannte, daß eine Auffrischung nöthig sei. Sie ergriff die Initiative und hat gleichzeitig mit vier Männern verhandelt, deren Auswahl ihrem Scharfblick die höchste Ehre macht, nämlich mit Thaer, Tralles, Schiller und Johannes von Müller[2]). Thaer wurde durch königliches Decret am

---

[1]) Goethe hat sich gerächt in der vernichtenden Charakteristik Kotzebue's Biographische Einzelheiten, Werke, Hempel'sche Ausgabe, Bd. 27 S. 333): „Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend, und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden."

[2]) Nimmt man hinzu, daß Beyme Fichte für die Akademie zu gewinnen wünschte (s. unten) und damals schon auf den zurückkehrenden Alexander von Humboldt für Berlin rechnete — über ein Gerücht, er werde Präsident der Aka-

19. März als Geheimrath und Mitglied der physikalischen Klasse aus Hannover nach Berlin berufen und leistete dem Ruf Folge; der Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland wurde für Preußen und seine Akademie gewonnen. Tralles wurde aus der Schweiz als Mathematiker berufen und drei Tage nach Thaer zum Mitglied der Akademie ernannt. Er war Professor in Bern gewesen und hatte sich in Paris an der Naturforscherversammlung betheiligt, die den Zweck hatte, mittels aller Verfeinerungen der neueren Chemie, Physik und Mathematik die Einheit des Längenmaaßes und des Gewichtes so festzustellen, daß sie nie wieder verloren gehen könne. Daß mit Schiller Verhandlungen geführt worden sind, läßt sich aus den Acten der Akademie nicht ersehen, denn sie wurde nicht gefragt. Schiller hat nach Berlin ausgeschaut, um seine Stellung in Weimar zu verbessern; dann ist es Beyme gewesen — vielleicht von Hufeland berathen —, welcher erkannte, daß die Akademie einer Kraft ersten Ranges auf dem litterarischen Gebiete bedürfe, und daß Schiller der rechte Mann sei. Im April 1804 reiste der Dichter nach Berlin, wo er mit Sympathie empfangen wurde. Beyme forderte ihn auf, seine Bedingungen zu stellen, unter Hinweis auf die Akademie, an die Schiller selbst gedacht hatte. Er that es, hat sich aber doch nicht für Berlin zu entscheiden vermocht. Wie nahe der Akademie das Glück gewesen ist, ihn zu den ihrigen rechnen zu dürfen, hat sie damals vielleicht gar nicht erfahren, und wenn sie es erfahren hat — würde es die Mehrzahl der Akademiker als ein Glück geschätzt haben?

---

demie werden, s. Bruhns, Alexander von Humboldt Bd. I S. 225 —, so staunt man über sein ausgezeichnetes Urtheil. Mit Recht sagt Köpke (Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität, 1860, S. 31): „Es bezeichnet den Aufschwung der Dinge, daß der Wunsch entstand, den ersten deutschen Philosophen, den ersten Dichter, den ersten Geschichtsschreiber, den ersten Naturforscher (— man darf hinzufügen, den ersten Oekonomen; den ersten Diätetiker besaß man seit drei Jahren —) dauernd an Berlin zu fesseln." Auch an Goethe ist damals gedacht worden. Bemerkt sei noch, daß Alexander von Humboldt gleich nach seiner Rückkehr aus Amerika von Paris aus (1804) die Akademie auf Gauß aufmerksam gemacht hat. Dem Könige antwortete er auf die Aufforderung, in die Akademie „wirksam einzutreten", „seine Erscheinung würde sehr unbedeutsam sein, aber ein Mann könne der Akademie den Glanz wiedergeben, er heiße Karl Friedrich Gauß." Es kam nicht zur Berufung, und auch später mißlang sie immer wieder (s. unten). „Entschlußunfähigkeit charakterisirt deutsche Ministerien", schrieb Humboldt unwillig (s. Bruhns, Alexander von Humboldt, Bd. II S. 171).

Der Vierte, Johannes von Müller, bot sich selbst an, aber man kam ihm auch mit vollen Händen entgegen. Wie lange hatte er nach Preußen und Berlin ausgeschaut, erst unter Friedrich dem Großen, dann unter Friedrich Wilhelm II.! Auswärtiges Mitglied der Akademie war er seit 1788, aber vergebens hatte er darnach getrachtet, eine Stelle in Berlin zu erhalten, die ihm Antheil an der Staatsverwaltung gewähre; Schulmeister wollte er nicht werden. So hatte er Dienste erst in Mainz, dann in Wien als Staatsmann genommen, nur um sein unbezwingliches Verlangen nach einer politischen Thätigkeit zu befriedigen. Sein Name als Historiker war in ganz Deutschland, ja in ganz Europa gefeiert — es gab keinen Zweiten, der wie er die Quellen reden lassen konnte und Geschichte in großem und doch volksthümlichem Sinne mit Wärme zu schreiben verstand — aber die beschauliche Existenz, in der sich sein weicher Charakter allein intact zu halten vermochte, genügte ihm nicht. Zwölf Jahre hatte er in Wien ausgehalten in einer politischen Stellung, die allen seinen höheren Anschauungen widersprach, ihn beschränkte, compromittirte, und die zuletzt unerträglich wurde — endlich gelang es ihm, dem österreichischen Staate zu entkommen und in Berlin unter glänzenden Bedingungen eine Anstellung zu finden. Unter einem Vorwande besuchte er Berlin im Frühjahr 1804, insinuirte sich, und, obgleich er aus Österreich kam, griff man freudig zu, um den ersten Geschichtschreiber und ersten politischen Pamphletisten zu gewinnen. Der Plan, in Berlin ein großes Lehrinstitut zu gründen und die Stadt „zu einer Freistätte und zu einem Mittelpunkt deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen", wurde ihm mitgetheilt. In dem Entwurf für seine Anstellung wurden ihm der Rang eines Geheimen Raths, eine Stelle in der Akademie und 3000 Thlr. Gehalt zugesichert. Dafür sollte er sich verpflichten, das Amt eines beständigen Secretars der Akademie und eines brandenburgischen Historiographen zu übernehmen, wenn sie ihm übertragen würden, dazu das Amt eines Censors der historischen und politischen Schriften, weiter die Oberaufsicht über die Bibliothek, den Unterricht der Prinzen in der Geschichte, staatsrechtliche Ausarbeitungen und Anderes. Im Mai wurde definitiv mit ihm abgeschlossen; beglückt schrieb er an Beyme: „Es ist geschehen. Was zu des großen Friedrich's Zeit Kabalen der Neider gehindert, hat Ihr edles Benehmen in Kurtzem erwirkt: mit ganzer Treu, mit inniger Liebe ist Johannes Müller Preuße". Diese Betheue-

rung hat er nicht gehalten. Zunächst freilich empfand er sich freudig wie ein aus der Fremde zurückgekehrter Sohn. Im Herbst 1804 trat er in die Akademie ein, betheiligte sich an ihren Arbeiten rege, faßte auf Wunsch des Königs, der ihm sein volles Vertrauen schenkte und ihn im Voraus von jeder Censur befreite, den Plan einer Geschichte Friedrich's des Großen in's Auge und erwog auch mit Woltmann das Unternehmen, eine systematische Sammlung der Geschichtsquellen des Mittelalters in Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften herzustellen. Als die Spannung mit Frankreich seit dem Jahre 1805 immer größer wurde, war er einer der Lautesten in den Reihen der Kriegspartei und suchte seine Stelle neben dem Frhrn. von Stein. Aber nach der Katastrophe brach er die Treue.

Durch die Aufnahme von Thaer, Tralles und Johannes von Müller war die Zahl der Akademiker auf 30 gestiegen, das Ansehen der Akademie erhöht; zudem stand der Eintritt Alexander von Humboldt's, der bereits in Paris weilte, nahe bevor; er warf seinen Glanz schon voraus. Die Alleinherrschaft der alten Aufklärer, deren Reihen schon stark gelichtet waren, war bereits bedroht. In den letzten Monaten des Jahres 1804 starben Zoellner (12. September) und Teller (8. December). Für Jenen trat Nicolai als ordentliches Mitglied ein. Die Frage der Wiederbesetzung der Stelle Teller's (in der philosophischen Klasse) aber sollte einen Kampf heraufbeschwören, der zwar noch mit einem Siege der alten Richtung endigte, aber ihr doch zugleich das nahe Ende ankündigte. Es handelte sich um Fichte. Seit dem Juli 1799 weilte er in Berlin. Friedrich Wilhelm hatte den nicht ohne eigene Schuld aus Jena vertriebenen Philosophen mit königlicher Liberalität aufgenommen, und an Beyme besaß er einen warmen und einflußreichen Verehrer. Die Ausbildung der Wissenschaftslehre in ihren Grundzügen war schon in Jena vollendet worden. Die sichere Überzeugung von der Wahrheit und dem heilbringenden Segen seines Systems, wie sie vor ihm kein moderner Philosoph je gehegt hat, war die des Propheten und Reformators. In der Nützlichkeitslehre der Aufklärer sah er tödtliches Gift: sie hat den Geist und alle höheren Kräfte der Nation radical zerrüttet, die wahre Religiosität vernichtet, die Sittlichkeit nicht nur erschlafft, sondern zerstört. Ihr kündigte er den Kampf bis zur Vernichtung an und stellte ihr als das Heilmittel sein System des erhabensten Idealismus entgegen, das alle Räthsel des Lebens

und des Bewußtseins löse, den Charakter umbilde und die Menschheit erneuere.

Nur eine kurze Zeit hat Fichte zurückgezogen in Berlin gelebt, sich des Umgangs mit Schleiermacher und Friedrich Schlegel erfreuend und in kleinerem Kreise seine Lehre verkündend. Aus dem Jahre 1800 stammt „Der geschlossene Handelsstaat“, „Die Bestimmung des Menschen“ und der „Sonnenklare Bericht an das größere Publicum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie. Ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen“. Dann, als er hier im Hauptquartier die Aufklärung „in ihrer Sünden Blüthe“ beobachtet hatte, schleuderte er ihr die Streitschrift „Friedrich Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen“ (1801) in's Gesicht. Unbarmherzig ging er mit ihr in's Gericht, Ankläger, Richter und Henker zugleich! Seit Luther und Hutten die Römlinge an den Pranger gestellt hatten, war so in deutscher Sprache nicht mehr geschrieben worden! Gleichzeitig (Winter 1801/2) trat er öffentlich in Vorlesungen auf, und bald wuchs der Kreis erlesener Zuhörer[1]). Die ersten Staatsbeamten fanden sich ein, unter ihnen der Minister von Schrötter, ferner Altenstein und Beyme. Noch in seinem Alter pflegte Beyme von dem Eindruck dieser Vorlesungen zu erzählen, wie er die frische Kraft des Morgens dazu verwandt habe, sich den Gedankengang zu vergegenwärtigen, wie der Tiefsinn des Denkers und seine sittlich-heroische Persönlichkeit den Hörer unwiderstehlich fortgerissen habe.

---

[1]) Wenig später eröffnete A. W. Schlegel in Berlin seine Vorlesungen über schöne Kunst und Litteratur (1802). Sie kamen denen Fichte's zu Hülfe, indem sie der selbstzufriedenen Berliner Welt die Nichtigkeit ihrer geistigen Existenz vorführten. „Mit einer Mischung von Ingrimm und Entsetzen vernahmen die Anhänger der alten Schule aus Schlegel's Munde, die Deutschen besäßen noch keine Litteratur, seien nur excentrisch in der Dummheit, die sogenannte Wissenschaft der Gegenwart beruhe auf Unkunde der Vergangenheit, und die gepriesene Aufklärung, Humanität und Denkfreiheit laufe auf Halbheit, Mißverstand und geistige Schwäche hinaus. So viel Schiefes und absichtlich Reizendes in diesen Reden war, so erweckten sie doch die heilsame Überzeugung, so leichten Kaufes sei der Preis der Wissenschaft nicht zu erringen.“ In der Akademie ist von diesen Vorlesungen keine Notiz genommen worden; an Schlegel's Aufnahme hat man, soviel ich sehe, damals nicht gedacht. Der ganze Kreis, in dem er lebte — Marcus Herz und alle die geistreichen Jüdinnen, die von der Aufklärung zur Romantik und zu Goethe fortschritten —, hat zur Akademie kaum nennenswerthe Beziehungen gehabt. Als Schleiermacher zum Akademiker gewählt wurde, war er von jenem Kreise zwar nicht geschieden, aber über ihn hinausgewachsen.

Noch im Winter 1803/4 hielt Fichte diese Vorlesungen in seinem Hause; aber der Raum wurde zu eng. Der Philosoph wünschte dringend, eine öffentliche Stellung zu erhalten, theils um seiner Lehre ein größeres Publicum zu schaffen, theils weil seine ökonomische Lage kümmerlich war. Er dachte an die von ihm so gering geschätzte Akademie, zunächst in der Form, daß ihm Gelegenheit gegeben würde, sein System in mündlicher Darlegung vor ihr zu entwickeln. Saßen in ihr auch die Generalstabsofficiere der Aufklärung — nun, er wollte den Kampf in das Lager des Feindes tragen, und er besaß dort auch Freunde. Es war der kühnste Gedanke, denn auf eine Sprengung der alten Schule war es abgesehen. An eine Aussöhnung mit dem Gegner war nicht zu denken. So richtete er denn folgende Eingabe an das Königliche Kabinet, d. h. an seinen Gönner Beyme.

Pro memoria.

Es ist, seit kurzem auch in seiner äußern Form vollendet, ein System vorhanden, welches von sich rühmt, daß es, in sich selber rein abgeschlossen, unveränderlich, und unmittelbar evident, außer sich allen übrigen Wissenschaften ihre ersten Grundsätze, und ihre Leitfäden, gebe, hierdurch allen Streit und Mißverständniß auf dem Gebiete des Wissenschaftlichen auf ewige Zeiten aufhebe, und den nur darin recht befestigten menschlichen Geist dem einigen Felde seines unendlichen Fortschreitens zu immer höherer Klarheit, der Empirie, zuweise, und ihn auf diesem Felde untrüglich leite.

Daß eine solche Wissenschaft, ohnerachtet sie vom Beginn alles wissenschaftlichen Bemühens unter dem Namen Philosophie dunkel geahndet, und gesucht worden, dennoch niemals in der Vorzeit auch nur vorgeblich vorhanden gewesen, liegt am Tage; wie denn in dem kecken Abläugnen der Möglichkeit einer solchen Erkenntniß die ganze Weißheit und Aufklärung unserer Tage besteht. Klar ist daher, daß durch jene Entdeckung, wenn sie nur wirklich ist, was sie zu seyn behauptet, eine noch nie möglich gewesene Wiedergeburt der Menschheit, und aller menschlichen Verhältnisse, vorbereitet worden.

Der Erfinder, durch seine vieljährige Beobachtung des sogenannten litterarischen Publikum sattsam überzeugt, daß durch die bisherige Weise des Studirens die Bedingungen des Verständnisses eines solchen Systems gröstentheils verloren gegangen, auch daß gerade jetzo eine größere Menge Irrungsstoff sich im allgemeinen Umlaufe befindet, als vielleicht je, — ist nicht gesonnen, seine Entdeckung in ihrer dermaligen Form durch den Druck dem allgemeinen Mißverständniß, und Verdrehung Preiß zu geben. Er will sich auf mündliche Mittheilung beschränken, indem hiebei das Mißverständniß auf der Stelle erscheinen, und gehoben werden kann. Doch wünscht er den Vortheil eines Urtheils von Sachkennern nicht zu entbehren. In einer Stadt lebend, und seine Vorträge eröffnend, in welcher eine von Leibnitz gestiftete, noch bis heute eine speculative

Klasse in sich besitzende Akademie der Wissenschaften sich befindet, hegt er den Wunsch, diese Akademie zu seiner Richterin zu machen: und schlägt in dieser Absicht vor, daß, sey es auch nur, um dieser Akademie das Geschäft hinlänglich wichtig, und ernsthaft zu machen, Ihro Majestät, der König, derselben die Prüfung der Wissenschaftslehre auflege; dem zu Folge die Akademie, nach dem Beispiele anderer namentlich der Pariser Akademie, Kommissarien für dieses Geschäft ernenne, welche Kommissarien, um sich mit dem Gegenstande der Prüfung auf dem einzig möglichen und von mir selber für entscheidend anerkannten Wege bekannt zu machen, meine Vorlesungen mit anzuhören hätten.

Auf den Fall, daß, da ich das Lokale der Vorlesungen in meine Wohnung verlegt, die präsumtiven Kommissarien es unter der Würde ihres öffentlichen Auftrages finden sollten, sich zu mir zu bemühen, so bin ich erbötig, die Vorlesungen an jedem von der Akademie mir anzuweisenden schicklichen Orte zu halten. Gegen ein in der Form nichtiges Urtheil behalte ich mir vor, durch einen allgemeinfaßlichen, und unmittelbar einleuchtenden Bericht, wie die Wissenschaftslehre nicht beurtheilt werden könne, den ich zunächst der Akademie, und ihren Kommissarien, und erforderlichen Falls dem Publikum vorlegen würde, mich noch vorhero zu decken.

Berlin, d. 3. Januar 1804.

Fichte.

Bei aller Verehrung für die Persönlichkeit Fichte's — daß das nicht reine Wissenschaft war, was er vortrug, ist auch nach dieser Eingabe unwidersprechlich. Seine Lehre war ein mächtiger Hebel, um den gesunkenen Geist von der Schlaffheit und Selbstzufriedenheit zu befreien, und die wissenschaftlichen Gebrechen eines Zeitalters bedürfen, wenn sie auf Charakterschwäche beruhen, gewiß nicht des Gelehrten oder Schulmeisters als Arztes, sondern des Pädagogen und Propheten. Auch zeigt die Geschichte der Wissenschaft klar genug, daß diese, wie sie niemals isolirt betrieben wird, sondern mit dem ganzen Menschen zusammenhängt, so auch mit der Weltanschauung sinkt und steigt. Aber darf man es den Zeitgenossen, wenn sie kraft ihres Amtes zu Hütern der Forschung bestellt sind, verargen, daß sie sich gegen einen Reformator wehren, der, indem er Buße fordert und die Wiedergeburt des wissenschaftlichen Charakters verlangt, die ersten Regeln wissenschaftlichen Anstands und wissenschaftlicher Methode preisgiebt, ja verhöhnt! Gilt unsere doppelte Bewunderung den Männern, die sich, wie Schleiermacher, Fichte anschlossen, sein sittliches Pathos voll auf sich wirken ließen und von ihm zugleich eine Steigerung ihres wissenschaftlichen Sinnes empfingen, so können wir doch die Anderen nicht einfach verurtheilen, die in dem Propheten, der mit der Geißel in der

Hand den Tempel reinigte und so viel Nützliches, ja Nothwendiges ausfegte, weder einen Führer noch einen Collegen zu erkennen vermochten. Sie sind bestraft genug durch den Gang, den die Geschichte genommen hat, hart bestraft; aber sie sind auch nicht ungerächt geblieben. Woher stammt der Rückschlag gegen alle Philosophie, der nach der Zeit der Erhebung in weiten Kreisen, namentlich bei den Naturforschern, eingetreten ist, als aus der unhaltbaren Abhängigkeit von einer fragwürdigen absoluten Wissenschaftslehre, in die Fichte und die anderen Nachkantianer alle wissenschaftlichen Disciplinen gestellt hatten? Gewiß, die Zerrüttung, die aus einem charakterlosen Betrieb der Wissenschaft folgt, ist die schlimmste; aber auch das feurigste moralische Pathos und der angestrengteste Idealismus dürfen nicht den Anspruch erheben, die Untersuchung der Wirklichkeit zu commandiren.

Fichte's Gesuch wurde so weit gewährt, daß man ihm — ob mit Zustimmung der Akademie? — gestattete, seine Vorlesungen im runden Saale des Akademiegebäudes zu halten. Im Winter 1804/5 las er dort „Über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters". Hier schilderte er die Gegenwart als „das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit", in welchem das Vernunftgesetz nicht mehr aus Instinct, nicht mehr aus Autorität, noch nicht aus Einsicht, sondern gar nicht gelte, und in welchem demgemäß dem Geschlecht auch der Begriff des „Vaterlandes", wie alle höheren Güter, innerlich abhanden gekommen sei. Es war die negative Einleitung zu den „Reden an die deutsche Nation". Während er jene Vorlesungen, die durch ihre Maaßlosigkeit nicht nur Widerspruch, sondern Entsetzen hervorriefen, hielt, beriethen sich seine Freunde über seine Aufnahme in die Akademie. Vier Wochen nach Teller's Tode richtete Hufeland an den Director Borgstede ein Schreiben (4. Januar 1805), in welchem er die Aufnahme Fichte's „in Erinnerung brachte". Da die Gegner in der Akademie Ancillon's (jun.) Wahl betrieben, der bereits außerordentliches Mitglied war, so war Gefahr im Verzug. Hufeland legte es daher Borgstede, dessen Verehrung für Fichte er kannte, nahe, den förmlichen Antrag im Directorium zu stellen, da dies das Wirksamste sein würde.

Bevor Borgstede dieser Anregung folgte, stellte Castillon (7. Januar) den Antrag im Directorium, Ancillon zum ordentlichen Mitglied zu wählen. Borgstede trat dem Vorschlage bei — an die ordentliche akademische Stelle für Fichte war nun nicht mehr

zu denken —, fügte aber seinem schriftlichen Votum Folgendes hinzu:

„Dann halte ich mich verpflichtet, einen Antrag zur Sprache zu bringen, welcher mir von mehreren Seiten und von mehreren achtungswerthen Männern und unter diesen auch von einigen unserer Collegen gemacht ist, von welchen ich nur den Hrn. Geheimrath Hufeland nenne, dessen Schreiben ich beilege. Es betrifft den Hrn. Professor Fichte. Man wünscht diesen Gelehrten hier in Berlin und für die preußischen Staaten zu erhalten, da er verschiedentlich in's Ausland gerufen worden und noch jetzt dergleichen Ruf hat. Hr. Fichte aber hat wenig Vermögen, mehrentheils nur das Vermögen seiner Frau, und kann ohne ein bestimmtes Einkommen auf die Dauer nicht hier leben. Man [d. h. die Regierung] erwartet daher von der Akademie, daß sie ihn aufnehme und ihm eine Pension gebe.

Was den Mann betrifft, so weiß ich wohl, daß gegen sein philosophisches System von Philosophen aus anderen Schulen viel eingewendet wird. Mir scheint es aber, daß in einer Akademie es nur auf den Gelehrten, nicht auf das System ankommt. Daß er ein ausgezeichneter Gelehrter ist, läßt sich nicht abstreiten. Von vielen bedeutenden Männern wird es gewünscht, daß die Akademie ihn aufnehme, und ich stelle daher anheim, ob das Directorium ihn der Akademie proponiren will, wozu ich meine Stimme gebe. Was die Pension betrifft, so haben mir die Freunde des Hrn. Fichte gesagt, daß er wenigstens 400 Thlr. haben müsse. Dazu ist zwar jetzt kein Fonds; wir könnten aber, wenn er gewählt wird, die Pension des Hrn. Denina auf den Fall dessen Abgangs dazu vorschlagen, wobei ich jedoch gleich bevorworten muß, daß es wohl billig sei, den Hrn. Geheimrath Hermbstaedt — gewiß in seinem Fache ein ebenso verdienstlicher Mann als Hr. Fichte in dem seinigen —, zumal er durch die Anstellung des Hrn. Hofrath Hufeland zurückgesetzt worden, mit der gewöhnlichen Pension von 200 Thlr. vorzuschlagen.

Ich stelle diese Anträge dem Gutfinden meiner hochzuehrenden HH. Collegen im Directorio anheim."

Der greise Merian votirte für Fichte's Aufnahme — „die philosophische Klasse kann nichts dadurch verlieren, wenn Philosophen von verschiedenen Meinungen darin existiren" —, doch wollte er zuvor das Urtheil der Klasse hören. Bernoulli schloß sich ihm an; der Director der philosophischen Klasse, Castillon, erklärte zwar, die Sache an die Klasse bringen zu wollen, bemerkte aber, daß er nicht wohl wisse, ob die HH. Biester und Nicolai den Mann als Collegen betrachten werden, „mit dem sie die Auftritte gehabt". Jedenfalls sei es rathsam, zunächst Ancillon dem Könige vorzuschlagen, mit der Fichte'schen Sache aber zu warten, bis Denina's Gehalt frei sei.

Das Directorium wandte sich aber doch sofort an die Klasse (11. Januar); sie bestand, außer dem Director, aus Borgstede, An-

cillon sen., Klein, Biester und Nicolai. Alle, außer Borgstede, dem Antragsteller, haben schriftlich votirt, am ausführlichsten Nicolai. Ancillon sen. läßt Fichte als Philosophen alle Gerechtigkeit widerfahren, obgleich er ausdrücklich erklärt, seine Ansichten nicht zu theilen, hält es aber dann doch um der indecenten und rabulistischen Kampfesweise wegen, die er gegen Akademiker bewiesen, für unmöglich, daß diese mit ihm in collegialische Beziehung treten. Klein, der ausgezeichnete Jurist, bedauert, daß er seine Meinung offen darlegen müsse, da er mit den von Fichte beleidigten Collegen eng befreundet sei. Dennoch hofft er, daß auch sie sich nicht ihrer Stimme enthalten, sondern als edle Männer alle persönlichen Rücksichten bei Seite setzen werden, „die Mitglieder der Akademie stehen ohnedies mit einander in geringem persönlichen Verhältniß". Er spricht entschieden für Fichte's Aufnahme. „Wenn Streitigkeiten mit ihm vorfallen sollten, werden diese am ersten zwischen ihm und mir entstehen, theils weil wir wirklich bei vielen, besonders praktischen Fragen verschiedener Meinung sind, theils weil die allein selig machende Kirche die Ketzer heftiger verfolgt als die Ungläubigen, und Hr. Fichte mir für die Auslegung und Modification seiner Theorien gar keinen Dank weiß. Wie ich aber auf meine Person keine Rücksicht nehmen darf, so werden die vortrefflichen Männer. die HH. Biester und Nicolai, auch gewiß nicht verlangen, daß man um ihrer Streitigkeiten willen Fichte die Aufnahme und eine dauerhafte Versorgung versage." Wenig glücklich ist freilich das Argument, das er hinzufügt: „Denjenigen, welche seine Philosophie für schädlich halten, muß es lieb sein, wenn er bei der Akademie gleichsam in den Ruhestand versetzt und dadurch von den öffentlichen Lehrstühlen auf Universitäten ausgeschlossen wird." Dann aber heißt es: „Man muß eingestehen, daß Hr. Fichte sich einen großen litterarischen Ruhm erworben hat. Starke Gegenpartei hat er ebenso wie Wolff und Kant gefunden, und die neueren Modesysteme [Schelling's und Hegel's] haben doch sein System noch nicht ganz verdrängt. Gewiß ist es, daß sein System Epoche gemacht und auch auf die neueren einen beträchtlichen Einfluß gehabt hat. Die Abweichung seines Systems von dem unserigen kann meines Erachtens kein Grund sein, einem berühmten Mann den Eintritt in die Akademie zu versagen; sonst müßte sich die philosophische Klasse auf den Meister und einige seiner Schüler einschränken, wo sodann die Letzteren entbehrlich sein würden."

Alles kam auf die Voten von Biester und Nicolai an. Jener giebt zunächst Klein darin Recht, daß alles Persönliche zu verbannen sei, aber, fährt er fort, „völlig verschieden davon ist es, wenn man etwa veranlaßt wird, im Ganzen etwas näher auf den Charakter eines Mannes zu achten, der ganz auffallende Streitigkeiten geführt hat, und nun also auch die Manier erwägt, wie derselbe bei solchen Gelegenheiten zu Werke zu gehen sich erlaubt. Hier kann man wohl auch an das, was man selbst von ihm erlebte, zurückdenken; aber sicherlich eben so unbefangen, als an die andern (fremden) Beispiele, die man von der Manier dieses Mannes in Schriften und Zeitungen las."

„Das lesende Deutschland, welches gewiß doch viel gewohnt ist, sah mit wahrem Erstaunen — eine Art gräßlichen Erstaunens könnte man es nennen — auf den Ton, den Hr. Fichte in seinen Schriften annahm, und den er leider bei seinen Schülern eingeführt hat, die meistens jetzt seine Gegner geworden sind. Dieser Ton (von dem Grunde oder Ungrunde seiner Behauptungen, von seinem Recht oder Unrecht in den Streitigkeiten hiebei abgesehen) war bis dahin bei philosophischen Schriftstellern durchaus unerhört, und ist für Alle, die nicht selbst lasen, was er schrieb, in der That unglaublich. Mit welcher Arroganz oder vielmehr hochmüthigen Aufgeblasenheit, mit welcher ganz übertriebenen Einbildung von sich, mit welcher ungesitteten Plumpheit und schnöden Wegwerfung gegen Andersdenkende, mit welchem rechthaberischen Kitzel, nicht sowohl den Richter als den Gebieter zu spielen, er schrieb, haben alle Beurtheiler seiner Schriften mit dem stärksten Unwillen bemerkt, und seine lautesten Freunde nicht geleugnet (weil dies unmöglich war), aber wohl als ganz recht von seiner Seite und als verdient für seine Gegner darzustellen gesucht. . . Nun gilt zwar der Schluß vom schriftstellerischen Charakter nicht ganz sicher auf den moralischen. Aber, wo jene ungeselligen Eigenschaften sich doch so häufig und so unverhohlen zeigen, da läßt sich vermuthen, daß sie im Gemüthe selbst wohnen, zumal wenn der Mann nie einen Schritt gethan hat, um die alleremPörendsten Äußerungen auch nur einigermaaßen zurück zu nehmen."

Dann geht Biester auf das System Fichte's ein. Er spricht dem Philosophen Scharfsinn und Consequenz zu; auch der Gegner, dem der Nutzen des Systems für die Wissenschaft fraglich ist, muß sie anerkennen. Aber „Hr. Fichte trägt oft recht seichtes Geschwätz mit der Miene hoher Weisheit vor; viele seiner abenteuerlichen Paradoxieen muß man erst ganz umkleiden, um sie dem gesunden Menschenverstand genießbar zu machen. Sein Ruhm als Reformator, und die Dauer seines Systemes als Wirkung sind schon dahin". Auf keinen Fall aber darf Fichte mit Kant oder Wolff verglichen werden, von denen jener ihn an originalen Ideen, dieser

durch glückliche Methode, Beide durch Universalität des Geistes, den Reichthum an anderweitigen Kenntnissen und einen treffenden Überblick in verwandteren oder entfernteren Wissenschaften weit übertroffen haben. „Hr. Fichte aber hat nur einige wenige Ideen, aus welchen sein ganzes System besteht, und mit welchen man sich nur in einem sehr engen Kreise herumdrehen kann. Mag es also auch so wahr und bündig sein, als andere Denker die Hauptsätze desselben für Machtsprüche und die Beweise für Sophisterei erklären — es wird immer unfruchtbar bleiben und hat nie eine Anwendung auf irgend einen anderen Theil des theoretischen oder praktischen Wissens finden, nie eine Wirkung äußern können, weder kritisch noch dogmatisch, weder regulirend noch erweiternd. Wo der Erfinder dieses Systemes selbst sich damit in andere Fächer wagte, ist auf er das Seltsamste verunglückt. Und nirgend ist ein Buch zu nennen, welches irgend einen Gegenstand nach der Wissenschaftslehre behandelte, und welches ein gescheidter Mann zur Hand nehmen möchte."

Vom Standpunkt des wissenschaftlichen Anstands, des „gescheidten Manns", ja der nüchternen Wissenschaft selbst war diese Kritik durchaus berechtigt; Niemand kann genöthigt werden, einen Philosophen, dessen Wissenschaft er für falsch hält, einzig als Charakter und als Propheten zu schätzen und in solcher Verehrung über alles Andere hinwegzusehen! Aber auch in der Geschichte hat Alles seine Zeit. Jetzt war eine Wiedergeburt der Gesinnung die Macht, auf der die Zukunft beruhte. Wer das nicht verstand, der gerieth unter die Räder. Das ist in früheren Tagen Größeren zugestoßen als Männern wie Biester und Nicolai — einem Erasmus!

Biester schloß sein Votum mit den übermüthigen Worten:

„Mag also auch die Wissenschaftslehre ein ganz vollkommenes philosophisches Werk sein, der Verfasser hat sich darin durchaus erschöpft. Das Buch ist da, und es werde, als Merkwürdigkeit, in unsrer Bibliothek aufgestellt. Von dem Manne aber steht, nach allem, was man bisher gesehen hat, nichts weiter zu erwarten als harte Einseitigkeiten und eigensinnige Wiederholungen. Er scheint mir weder durch Charakter noch durch Geist ein wünschenswerthes Mitglied eines lebenden, wirkenden Gelehrtenvereins. Die Akademie kann wohl unmöglich die Verpflichtung auf sich haben, darum in ihren Schooß Männer aufzunehmen, weil diese als Lehrer auf Universitäten sonst Schaden stiften könnten. . . . Nach meiner ruhigsten Überzeugung muß ich Hrn. Fichte meine verneinende Stimme geben."

Nicht weniger als zehn enggeschriebene Folio-Seiten stark ist Nicolai's Votum. Es ist ebenso ablehnend wie das Biester's. Er hebt die „Unfehlbarkeit“ und Intoleranz Fichte's noch stärker hervor, die ihn völlig ungeeignet mache, in eine gelehrte Gesellschaft einzutreten, die auf ruhigem wissenschaftlichen Austausch begründet sei — ein Argument, dem man die Kraft nicht absprechen kann. Er weist sodann darauf hin, daß sein Ruhm vorbei sei, daß Kant kurz vor seinem Tode erklärt habe, die Wissenschaftslehre sei nichts, daß auch die Modephilosophen, wie Schelling, seine ehemaligen eifrigen Schüler, ganz von ihm abgegangen seien. Endlich behandelt er breit Fichte's schriftstellerischen und moralischen Charakter. Dabei kann er es sich doch nicht versagen, auch der Streitschrift Fichte's gegen seine Person zu gedenken. Unverdrossen stellt er die furchtbaren Schmähungen pünktlich zusammen, die Fichte gegen ihn geschleudert hat, und erklärt am Schluß, da er damals schon Mitglied der Akademie gewesen, so sei die Akademie in ihm beleidigt, weil sie „den Dümmsten und Unverschämtesten der Zeitgenossen, an dem nichts Menschliches ist als die Sprache“, zu ihrem Mitgliede gewählt habe. „Es müßte befremdend sein, daß Hr. Fichte jetzt ebenfalls Mitglied dieser Akademie zu werden sucht, wenn sich nicht noch voraussetzen ließe, daß er sich nur aus der Kasse dieser Akademie eine Pension schaffen wolle, ohne weiter an ihren ihm verächtlichen Arbeiten Theil zu nehmen.“ Diese gemeine Unterstellung fällt auf Nicolai selbst zurück und ist ein Schandfleck in dem Gutachten, dessen Verfasser äußerlich die Ruhe zu bewahren gesucht hat. Das Gutachten schließt mit den Worten, daß die Akademie ein ungesittet arrogantes Benehmen in ihrer Mitte nicht dulden könne:

> „Würden wohl die Mitglieder irgend einer Akademie es eben wünschenswerth finden, die HH. Schelling, Schad, Hegel, Wagner, welche Hrn. Fichte's Nachfolger und Schüler sowohl in idealistischen Hirngespinnsten als in Grobheit und Zanksucht sind, neben sich zu Collegen zu haben? . . . Ich kann also nicht anders als nach meiner besten und ruhigsten Überzeugung votiren: daß Hr. Prof. Fichte nicht würdig sei, in die Akademie aufgenommen zu werden.“

Der Director Castillon schloß sich den beiden letzten Voten an, da Fichte's Aufnahme den alten Ruhm der philosophischen Klasse, daß in ihr Anhänger der verschiedenen Schulen sich friedfertig begegnen, zerstören würde. Auch das formelle Bedenken machte er geltend, daß die Klasse durch Ancillon's jun. Auf-

nahme — für ihn hatten sich Alle erklärt — bereits complet sei, die Reception Fichte's also wider das Statut verstoße. Somit standen vier Stimmen gegen zwei (Borgstede und Klein); die Klasse berichtete in diesem Sinne an das Directorium, und dieses sah sich nun nicht veranlaßt, dem Plenum die Wahl Fichte's vorzuschlagen.

Allein die Sache war damit nicht beendigt. Die Freunde Fichte's in der Akademie beruhigten sich nicht; sie waren empört, daß es nicht einmal zu einer Abstimmung kommen sollte. Sie bestritten dem Directorium das Recht, eine solche zu verhindern. Die Statuten wiesen hier in der That eine Lücke auf. Der Akademie war durch die Königliche Ordre vom 9. April 1798 ausdrücklich das Wahlrecht bestätigt; aber wie sie es auszuüben habe, war nicht gesagt. Von alten Zeiten her hatte der Präsident, bez. der Curator oder das Directorium oder die „Oekonomische Commission“, wenn sie zugleich als die leitende Behörde fungirte, eine sehr große Gewalt. Es war auch in den letzten Jahren gewohnheitsrechtlich üblich, daß die Initiative zu allen Wahlen von dem Directorium ausging. Aber verbrieft war dieses Recht nicht. In der Plenarsitzung vom 14. März 1805 kam es zu einem stürmischen Auftritt gegen das Directorium. Fichte's Freunde scheinen behauptet zu haben, jeder einzelne Akademiker habe das Recht, eine Abstimmung zu fordern, auch wenn er nicht zu der Klasse gehöre, der der Candidat zugeschrieben werden soll. Einige scheinen sogar die Wahl sofort verlangt zu haben. Das Directorium ließ keinen Vorschlag zu; in höchster Aufregung trennte man sich. Zwei Tage später richtete der jüngere Walter den schriftlichen Antrag an das Directorium, über den „durch seine Gelehrsamkeit so sehr berühmten Mann, den Hrn. Prof. Fichte“, am 21. März abstimmen zu lassen. „Das ganze hiesige Publicum ehrt und schätzt ihn, die Pluralität der Mitglieder wünscht ihm die Ehre bezeugen zu können, ihn als seinen [sic] Collegen zu nennen“.

Das Directorium mußte einsehen, daß die Verweigerung große Kämpfe heraufbeschwören werde. Die Abstimmung erfolgte daher am 28. März. Mit 15 gegen 13 Stimmen wurde die Wahl abgelehnt; Walter hatte sich also getäuscht. An der Abstimmung haben Merian, Castillon, Gerhard, Walter sen. und jun., Klaproth, Willdenow, Hufeland, Bode, Burja, Trembley Gruson, Tralles, Ancillon sen., Klein, Borgstede, Biester, Verdy, Erman, Hirt,

Johannes von Müller, Nicolai, Lombard, Karsten, Hermbstaedt, Eytelwein, Kotzebue und Fischer theilgenommen. Die Regierung, die sich für die Wahl interessirt hatte, verlieh Fichte eine Professur in Erlangen. Dort aber hat er nur im Sommersemester 1805 gelesen; dann kehrte er nach Berlin zurück, um seine reformatorische Wirksamkeit zu Preußens Heil mit doppelter Kraft aufzunehmen.

Man hat der Akademie den Ausgang dieser Sache schwer verdacht: sie ist an Fichte vorübergegangen! Man sollte sich umgekehrt wundern, daß sich am Anfang des Jahres 1805 dreizehn Mitglieder von achtundzwanzig in der Akademie fanden, die für ihn gestimmt haben! Wir schauen heute über die Jahrzehnte hinweg und sehen Fichte im Lichte der Jahre 1806—8 und 1813; damals aber hatte er den einen Höhepunkt seines Lebens bereits hinter sich, den wissenschaftlichen, und hatte den anderen noch nicht erreicht, den politisch-reformatorischen. Er hatte zudem Mitglieder der Akademie, in die er aufgenommen werden sollte, wissenschaftlich und moralisch zu tödten gesucht. Endlich, so darf man fragen, ist die Akademie das Podium für einen philosophischen Dichter, sei es auch den größten, oder für einen politisch-religiösen Reformator? Wird sie nicht, was sie einmal durch seine Aufnahme, sei es an Kraft, sei es an Ruhm, gewinnt, einbüßen durch die bleibende Verschiebung oder Zersetzung ihrer wissenschaftlichen Aufgabe? Wie sie nicht zur Parade da ist, so auch nicht zur ästhetischen, moralischen oder politischen Renaissance, die immer nur der Einzelne ausführen kann, weil er allein am stärksten ist. Wenn trotz alledem fast die Hälfte der Akademie im Jahre 1805 für Fichte's Aufnahme gestimmt hat, so ist das, falls nicht Nebenmotive gespielt haben, ein leuchtender Beweis für die dankbare Anerkennung des charaktervollen Genius, dem man Verehrung auf jede Weise darbringen wollte. In diesem Sinne war der Wunsch seiner Aufnahme berechtigt — denn die Verehrung mag auch einmal feste Schranken durchbrechen —, und der Sieg der Gegner mit 15 Stimmen war in Wahrheit eine Niederlage der „gescheidten Männer“. Sie wollten in der Wissenschaft, wie im Politischen damals ihr König, „unabhängig“ bleiben, aber fühlten die Ketten nicht, in denen ihre „unabhängige“ Aufklärung lag.

In der Zeit vom März 1805 bis zur großen Katastrophe des Staats im Herbst 1806 trug sich nichts Aufregendes mehr

zu, doch spürt man Johannes von Müller's und Alexander von Humboldt's (er war seit November 1805 wieder in Berlin) Wirken. Da die Akademie in dieser Zeit kein Mitglied durch den Tod verlor, so konnten ordentliche Mitglieder nicht gewählt werden; aber die beiden Gelehrten sorgten doch für Nachwuchs. Auf Humboldt's Vorschlag wurden der Physiker Erman und der Geologe von Buch am 27. März 1806 außerordentliche Mitglieder, und am 24. Mai reihte sich ihnen auf Johannes von Müller's Vorschlag der Philologe Buttmann an. Sie sind Zierden der Akademie geworden; die beiden erstgenannten sind ihr, wie Humboldt selbst, über die Mitte des Jahrhunderts hinaus erhalten geblieben [1]).

Humboldt's Vorschlag erfolgte wenige Wochen nach einer Königlichen Kabinets-Ordre, welche die Akademie in einige Verlegenheit gesetzt hatte. Ein Graf Lehndorff hatte dem Könige zwei schwülstige patriotische Oden überreicht; der Monarch übersandte sie der Akademie und legte es ihr nahe — doch befahl er

---

[1]) In dem Antrage Humboldt's vom 20. Februar 1806 heißt es: „Hr. Prof. Erman gehört zu der kleinen Zahl deutscher Physiker, welche genialischen Scharfsinn, Gründlichkeit und ausgebreitete Gelehrsamkeit in allen Theilen der Naturlehre mit einander verbinden. Er hat in wenigen Jahren eine große Reihe neuer und schöner Versuche bekannt gemacht, und seine Abhandlungen zeichnen sich durch den ernsten und ruhigen Gang der Untersuchung aus, welcher zur jetzigen Zeit, in der man mehr nach Meinungen als Thatsachen haschet, doppelt anzupreisen ist. [Diese Kritik der Naturphilosophie im Jahre 1806 durch Alexander von Humboldt ist beachtenswerth]. Hr. Leopold von Buch ist als einer der ersten jetzt lebenden geognostischen Schriftsteller bekannt. Er ist Verfasser vieler vortrefflicher Aufsätze, welche in Deutschland und Frankreich gedruckt worden sind. Zuletzt hat er sein so überaus wichtiges Werk über Deutschland und Italien herausgegeben, wovon soeben der zweite Theil erscheint. Seine ununterbrochenen vieljährigen Reisen durch die Gebirge von Deutschland, Polen und Frankreich haben ihm eine Fülle von Beobachtungen verschafft, der sich wohl kein anderer deutscher Mineraloge zu erfreuen gehabt hat." Johannes von Müller's (französisch geschriebener) Antrag, Buttmann betreffend, stieß zuerst bei den alten Mitgliedern auf Schwierigkeiten; sie deckten sich mit dem Hinweise, daß man die Zahl der Mitglieder nicht vermehren dürfe. Aber beißend und zutreffend schrieb Lombard: „Si l'on ne propose jamais à l'Académie que des sujets tels que Mr. Buttmann, je ne crains pas qu'on nous reproche de multiplier les nominations. En lui donnant ma voix, je crois payer une dette," und Spalding bemerkte fein: „Wenn ich mich durch den Beifall eines Mannes wie Hr. Buttmann in meinen Studien ermuntert fühle, so kann meine Stimme für ihn wohl parteiisch erscheinen, aber die entscheidendere meiner Vorgänger und besonders seines berühmten Proponenten bestätigt mich in der Überzeugung, daß seine Aufnahme ein wahrer Gewinn für die Akademie sein werde."

es nicht geradezu —, den Verfasser zum außerordentlichen Mitgliede zu wählen. Die philologische Klasse stimmte zunächst ab. Erman sen. und Merian sprachen sich für die Aufnahme aus, Jener sogar mit Begeisterung um des Patriotismus willen, den Graf Lehndorff bekundet habe. Hirt schrieb: „Ob patriotische Gesinnungen für einen Ehrenplatz in der Königlichen Akademie hinreichend seien, ob der Patriotismus, der in dem vorliegenden Gedichte wohnt, aufgeklärt sei, gehört nicht für das Forum der Mitglieder der Klasse, welche ihre Stimmen nicht über den Inhalt des Gedichts, sondern über den dichterischen Werth desselben abzugeben haben". Den dichterischen Werth hielt er im Ganzen für gut, Lombard votirte: „Der junge Dichter scheint eine mit Bildern überladene Sprache mit der echt-poetischen zu verwechseln. In seinem Gedicht ist mehr Lärm als in dem von ihm betrauerten Europa; dem ungeachtet verrathen einige Strophen ein wirkliches Talent. Ich stimme daher für die Ernennung". Johannes von Müller schrieb: „Die Cultur der Sprache, die Vaterlandsliebe und der Wille S. Maj. sind Motive genug, dem Hrn. Grafen die Decoration eines ordentlichen Mitglieds unserer Akademie angedeihen zu lassen". Spalding endlich gestand, „daß das Werk schwach und nicht ganz correct sei, aber der Wille S. Maj. und Beförderung der vaterländischen Litteratur geben den Ausschlag". Niemand fand den Muth, dem Könige zu sagen, daß die Zeit, in der man patriotische Dichter in die Akademie aufnahm, vorüber sei und daß man ihre Wiederkehr nicht wünsche. Die Akademie wählte den Grafen, und der König bestätigte ihn als außerordentliches Mitglied.

Im Sommer 1806 lenkte Alexander von Humboldt sowohl in mündlichen Unterredungen als in einem umfangreichen Aufsatze die Aufmerksamkeit der Akademie auf die Liste ihrer auswärtigen Mitglieder. Wie einst Leibniz, so kannte er die Verhältnisse der Pariser Akademie (des „Nationalinstituts") genau und suchte seine Kenntnisse für die heimische Anstalt fruchtbar zu machen. Der Aufsatz zeigt, daß Humboldt die Akademie bereits in ein neues Zeitalter getreten sieht. Die großen Übelstände, die er gewahrt, werden „von allen(?) HH. Collegen" anerkannt und „rühren von dem Einfluß längst vorübergegangener Verhältnisse her". „Ich habe mit großer Freude gesehen, daß in diesen letzten Monaten ehrenvolle Namen der Akademie vorgeschlagen worden sind, aber die berühmtesten Menschen unseres Zeitalters, wie Laplace, Pallas, Jussieu, Banks, Cavendish, Werner, Sömmering, Peter Franck, Gauß, Visconti,

Zoëga ꝛc. fehlen noch." Einzelne auszuwählen, ist schwierig. Man muß auf eine allgemeine neue Organisation denken. Die gegenwärtige Zahl der auswärtigen Mitglieder (58) ist im Verhältniß zu anderen Akademieen klein; außerdem gehört nur die Hälfte von ihnen wirklich in die Akademie, die anderen sind unbedeutend; in Wahrheit sind also 30 Stellen frei. Er stellt nun eine Liste von 58 Naturforschern und 7 berühmten Männern (Goethe, Visconti, Zoëga, Marini, Schneider, Voß, Jacobi) zusammen, schlägt vor, sie sämmtlich auf einmal aufzunehmen, zugleich aber öffentlich zu erklären, neue auswärtige Mitglieder würden erst dann wieder gewählt werden, wenn die Zahl auf sei es 60, 70 oder 80 zusammengeschmolzen sei. Der Aufsatz schließt mit den Worten:

„Eine deutsche Akademie sollte hauptsächlich sich durch Beigesellung derer ehren, welche dem deutschen Namen einen unvergänglichen Ruhm verschaffen. . . . Die Namen Harding, Olbers, Werner, Sömmering, Pallas, Gauß, Voß, Goethe und Schreber sind jedem werth, der sein Vaterland ehrt. Eben dadurch, daß ich so viele zugleich vorschlage, glaube ich dem Verdachte zu entgehen, daß diese Blätter aus persönlichen Rücksichten geschrieben sind. Was ich wünsche, ist, eine mögliche Sache aufzuregen und zu zeigen, daß man einen allgemeinen Entschluß fassen muß."

Dieser Aufsatz Alexander von Humboldt's ist der erste in einer Reihe verwandter, in denen er für eine Reorganisation der Akademie thätig gewesen ist und seinem Bruder Wilhelm vorgearbeitet hat. Noch bevor das Schriftstück bei den Mitgliedern circulirte, hatten die mündlichen Anregungen Humboldt's, in denen vor allem Goethe genannt war, einige Akademiker zu Vorschlägen veranlaßt. Am 15. Juli reichte Hirt beim Directorium einen Antrag ein, fünf neue auswärtige Mitglieder (sämmtlich für die philologisch-litterarische Klasse) zu wählen. An der Spitze steht Hr. Wolfgang von Goethe; es folgen Zoëga, Voß, Heeren und Visconti. Motiv: „Ihre Werke machen in den Annalen der Gelehrtenrepublik Epoche". Gleichzeitig schlug Gerhard die HH. Cuvier und Banks vor; Andere nannten Andere, Ancillon jun. Jacobi in München und Wilhelm von Humboldt. Die Directoren — es war die alte Garde Borgstede, Gerhard [für Achard], Bernoulli, Castillon und Merian — wollten so viele nicht auf einmal sehen. Es wurde der litterarischen Klasse bedeutet, daß sie sich auf zwei Vorschläge beschränken müsse. Unter Protesten fügte sie sich. Es kam nun auf die Auswahl unter zahlreichen Namen an. Alle haben Goethe an die Spitze gestellt. Erman sen. nannte ihn und Heeren, Hirt ihn und Zoëga, Johannes

von Müller dieselben, Spalding wollte mindestens noch Voß neben ihnen vorgeschlagen sehen und fährt dann fort: „Aber wie ist es möglich, daß Goethe nicht längst ernannt ist? Sollte hier etwa ein Irrthum stattfinden? Es wäre doch sehr wichtig, eine solche doppelte Ernennung zu vermeiden". Buttmann schloß sich seinem Votum an. Am 31. Juli 1806 wurden im Plenum Goethe, Zoëga, Cuvier, Banks und Hindenburg gewählt und am 5. August vom Könige bestätigt — wenige Wochen vor Ausbruch des unglücklichen Krieges. Nicht erst die neue Akademie Wilhelm von Humboldt's hat sich auf Goethe besonnen; es ist noch die alte gewesen, die sich durch ihn geehrt hat. Auch Nicolai, obgleich er von Goethe kaum gelinder behandelt worden war als von Fichte, hat keinen Widerspruch gewagt.

2.

Der nun folgende Abschnitt der Geschichte der Akademie (vom Herbst 1806 bis zum Januar 1812) ist für ihre weitere Entwicklung grundlegend geworden: in den Brüdern Humboldt schien Leibniz selbst wiedererstanden, seine ausgebreiteten Kenntnisse, die in ihm gegebene Verbindung aller Wissenschaften, das organisatorische Genie, die führende Kraft, das herrliche Vermögen, das Zeitalter über sich selbst hinauszuführen und jeder Schwierigkeit zu begegnen. Aber was hätten sie in den furchtbaren Jahren der Noth leisten können ohne den König und das Königswort: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat"; was hätte Wilhelm von Humboldt als Einzelner vermocht ohne den Kreis großdenkender und patriotischer Männer, die von Königsberg aus das zerschmetterte Preußen neu gegründet haben?

Sofern diese Restauration das Unterrichtswesen und die moralische Erhebung der Nation in sich begriff, erscheint die Stiftung der Universität Berlin als der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen zusammenlaufen; ihre Gründung ist uns ebenso sachkundig wie Begeisterung erweckend geschildert worden. Aber daneben darf auch die Umbildung der Akademie der Wissenschaften ein lebhaftes Interesse beanspruchen; denn dieselben Männer, denen wir unsere Universität verdanken, haben mit edlem Eifer auch für sie gesorgt. Damals hat sie ganz wesentlich die Gestalt empfangen, die sie heute noch trägt, die Aufgaben, die sie heute noch erfüllt, und die Ideale, denen sie nachstrebt. Sie soll es

nicht vergessen, daß sie aus einer Katharsis hervorgegangen ist und daß sie nur so lange gesund bleiben wird, als sie die Kräfte bewahrt, die sie geläutert haben.

„Ein furchtbares Unglück hatte in und mit Preußen das gesammte Deutschland, es hatte die innersten Lebenskeime, wie es schien, vernichtend getroffen. Die ersten und ältesten Stätten der Litteratur und Wissenschaft waren in den Strudel hineingerissen worden. Zwei Universitätsstädte waren gefallen, und, wie zum Zeichen, daß auch ihre Zeit vorüber sei, zum Schauplatze des vernichtenden Kampfes geworden. Vor den Thoren Jenas, wo das große geistige Deutschland vereinigt gewesen war, hatte der Feind gesiegt, und in den Straßen von Halle war Blut geflossen; die Universität, welche den Zorn des Eroberers erregt hatte, ward am 20. October aufgelöst. Endlich war Berlin in seine Hand gefallen, wo sich gerade jetzt für die deutsche Litteratur eine neue Wendung vorzubereiten anfing. So viel Ruhm und Selbstvertrauen, so viel friedlicher Bildungseifer und wohlmeinende Absicht, Alles war mit einem Schlage in's Grab gesunken. Dumpfe Betäubung, tiefe Hoffnungslosigkeit, das war die Stimmung, die sich zuerst Vieler bemächtigte, die gewohnt waren, auf dem Grunde eines Staates, an dessen Beruf sie glaubten und mit dessen Leben sie eng verwachsen waren, eine stille Wirksamkeit von Tag zu Tag fortzuführen. Doch bald befreite sich der Geist von dieser lähmenden Verzweiflung. Lange Jahre hatte man sich forschend, lehrend und darstellend mit dem beschäftigt, was unvergänglich ist; das konnte nicht verloren sein, verloren nicht das ewige Erbtheil des Menschen, des Volkes, das im Glauben, in der Wissenschaft, in der Überlieferung der Vorzeit ruhte. Die Überzeugung erwachte, gerade hier habe man entweder nicht genug oder nicht in der rechten Weise gethan, daß die Wissenschaft nicht thatkräftig, die Litteratur nicht volksthümlich gewesen, der Staat hinter dem Leben zurückgeblieben sei. Mitten in der Niederlage erstarkte der Glaube an eine Wiedergeburt, an die umbildende Kraft der Wissenschaft, die den Menschen in seinem ganzen Dasein erfassen solle, daß aus dem Geiste Alles neu werden, unter den Trümmern selbst der Bau der Zukunft beginnen müsse. Hier Hand anzulegen, das war die Gesinnung, in der sich unter dem Drucke des wachsenden Unglücks die Stärkeren zusammenfanden; mit der Last wuchs die Fähigkeit des Widerstandes, mit dem Bestreben, die Wurzeln des Lebens auszurotten, die Triebkraft."

In diesen Worten hat der Geschichtsschreiber der Berliner Universität die innere Umwandelung, die der Niederlage folgte, treffend geschildert. Auch die Akademie besaß in ihrer Mitte Männer, deren Kraft durch die Noth gestählt worden ist, freilich auch Elemente, die unterdrückt werden mußten.

Der Feind stand im October 1806 in Berlin; er brach in das akademische Archiv, in die Bibliothek, das Observatorium und die wissenschaftlichen Sammlungen ein. Er raubte, was irgend werthvoll war, sämmtliche Kupferplatten der Landkarten, Kunstgegenstände aus dem Antiken-Kabinet, Naturalien u. s. w. und schickte sie nach Paris. Die Akademie hat nachmals ihren Verlust auf mehr als 97 000 Thlr. angegeben; für die weggeschleppten Kunstwerke wurden ihr Gipsabgüsse versprochen. Ihr Archiv war so verwüstet, daß sie im Jahre 1815 ihren historischen Bericht über die Jahre 1804—11 mit den Worten einleiten mußte: „Wenn hie und da der Vollständigkeit dieses Berichts und seiner Belege etwas abgeht, so ist es die Folge der Verstreuung und theilweisen Vernichtung des akademischen Archivs durch den zweimaligen gewaltsamen Einbruch, der während der feindlichen Besetzung der Hauptstadt geschah, und durch welchen zugleich der Sternwarte und dem physikalischen Kabinet ein sehr bedeutender Schade zugefügt wurde."

Die Sitzungen sind nie unterbrochen worden, aber der Druck der Abhandlungen mußte eingestellt werden, da die Akademie bereits im December 1806 von allen Geldmitteln entblößt war. Die Kalenderpacht wurde nicht bezahlt; in Folge davon konnten den Mitgliedern die Gehälter nicht angewiesen werden; Einige von ihnen geriethen dadurch in die größte Noth. Die Akademie suchte Kapitalien aufzunehmen, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Der Friede von Tilsit vollends, der Preußen auf die Hälfte seines Gebiets reducirte, schmälerte auch die Kalendereinnahme; sie konnte in Zukunft höchstens noch zwei Drittheile der früheren betragen, aber auch diese waren nicht sofort flüssig zu machen. Da der ganze Etat der Akademie auf den Kalendern beruhte, drohte ihr der Bankerott.

Wenige Tage nach der Schlacht von Preußisch-Eylau starb der greise Secretar und Director der philologischen Klasse Merian (12. Februar 1807) im 84. Lebensjahr. Seit 1750 hatte er der Akademie angehört, er, der Freund Maupertuis' und der College Alexander von Humboldt's. Fünfzig Jahre früher hatte er als

Akademiker den Einbruch der Russen in Berlin erlebt. Aber wie viel schrecklicher war die Gegenwart! Das Directorium der Akademie, das er mit fester Hand bis zuletzt mitgeleitet hatte, war in voller Auflösung. Borgstede war abwesend, der alte Bernoulli, der Director der mathematischen Klasse, todtkrank — er starb bereits am 13. Juli 1807 —; Achard, der Director der physikalischen Klasse, hatte sich seit Jahren von allen Geschäften zurückgezogen. Auf den Schultern des beschränkten und unfähigen Directors der philosophischen Klasse, Castillon, lag die ganze Last; er war in den Jahren der Noth der Präsident! Es konnte wenig helfen, daß man ihm den Mineralogen Gerhard, der längst (für Achard) die wissenschaftliche Leitung seiner Klasse übernommen hatte (s. oben), nun mit allen Rechten eines Directors beigab, auf die nachträgliche Bestätigung des Königs rechnend; Gerhard war beinahe siebzig Jahre alt und nicht mehr elastisch genug, um den gespannten Anforderungen der Zeit zu genügen. Das Anciennetätsprincip, das der Akademie schon so manchen Schaden zugefügt hatte, zeigte sich hier in seiner ganzen Schwäche. Während der Staat kräftiger Männer bedurfte und sie fand, ließ es sich die Akademie gefallen, sich von zwei Greisen der fridericianischen Zeit leiten zu lassen.

Aber war nicht Johannes von Müller da, war ihm nicht bei seiner Ernennung vor drei Jahren das ständige Secretariat der Akademie versprochen worden? Nun war der Moment gekommen, in welchem er seine Kraft, seinen Patriotismus zeigen und dem Vaterlande, dem „providentiellen Staat Friedrich's des Großen", unsterbliche Dienste leisten konnte. Allein eine fremde Gewalt bemächtigte sich seiner. Der Glanz Napoleon's blendete den schwachen Mann, und die ausgesuchten Höflichkeiten, mit denen der Feind, voran der Kaiser selbst, den berühmten Historiker beehrte, umnebelten ihn vollends. Napoleon kannte seine Leute. Von der Audienz, die er ihm gewährte (20. October 1806), kehrte Müller, der sich übrigens schon vorher entschlossen hatte, Preußen aufzugeben, als Renegat zurück: „Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens; durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er mich erobert". Noch verbarg er den Umschwung in seinem Innern; aber in der öffentlichen Sitzung der Akademie vom 29. Januar 1807 las er in französischer Sprache — „zum Schmerz der Berliner", wie er selbst bekennt — eine Abhandlung „über den Ruhm Friedrich's", die genug sagte. Die Rede ist rhetorisch ein Meisterwerk, sie enthält auch Trost und

gute Lehren für den Besiegten, aber sie stellt Napoleon als den von Gott berufenen Nachfolger der Größe Friedrich's dar, muthet dem großen Schatten des Siegers von Roßbach geradezu Freude über den Sturz seines Staates zu und erkennt in dem Rheinbund den Kern der Wiedergeburt Deutschlands — also eine Leichenrede auf den preußischen Staat! Dennoch, es ist merkwürdig! hat sie nicht die Entrüstung und den Abscheu erregt, die man erwarten sollte. Einem Festredner, zumal einem schweizerischen, mitten in der vom Feinde besetzten Hauptstadt glaubte man Vieles zu gut halten zu dürfen. Nicht nur F. A. Wolf, auch Fichte ist Müller zunächst noch befreundet geblieben[1]). Sogar der König und die Königin haben ihn noch gehalten — vielleicht ist die Rede gar nicht zu ihrer Kenntniß gekommen —, aber bis zum Abschluß des Tilsiter Friedens bestand kein amtlicher Zusammenhang zwischen dem Könige und Berlin. Daher konnte auch keine Stelle an der Akademie wieder besetzt werden. Erst im August wurden die Beziehungen mit ihr wieder aufgenommen. Das Erste, was geschah, war, daß ihr nicht Müller — er begehrte das Amt schwerlich mehr —, sondern der mit der Verachtung der Patrioten beladene Geheime Kabinetsrath Lombard als beständiger Secretar vorgesetzt wurde.

---

[1]) Goethe hat die Rede in's Deutsche übersetzt (vergl. auch seine Anzeige in der Jenaer Allgemeinen Litteratur-Zeitung 28. Februar 1807, Werke, Hempel'sche Ausgabe, Bd. 29 S. 121 ff.). Fichte meinte, sie sei dazu bestimmt, den Siegern Achtung vor den Besiegten, diesen aber Muth und Vertrauen auf sich selbst einzuflößen und sie vor Verzweiflung zu bewahren. In der That heißt es in der Rede: „Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen," und den Preußen wird zugerufen, daß sie nicht verzweifeln dürfen, solange eine Erinnerung an den großen König in ihnen lebt. Allein die Rede ist zweideutig, denn sie sucht zwischen Siegern und Besiegten zu vermitteln. Daß die Aufgabe, unter den Augen Napoleon's über den Ruhm Friedrich's zu sprechen, eine schreckliche sei, hat Goethe im Eingang seiner Anzeige deutlich ausgesprochen. In den „Tag- und Jahresheften" (Werke, Hempel'sche Ausgabe Bd. 27, S. 176 f.) ist er auf seine Übersetzung zurückgekommen: „Gedenken muß ich auch noch einer ebenfalls aus freundschaftlichem Sinne unternommenen Arbeit. Johannes von Müller hatte mit Anfang des Jahres zum Andenken König Friedrich's II. eine akademische Rede geschrieben und wurde deshalb heftig angefochten [gleich nach dem Erscheinen der Rede ist das unseres Wissens nicht geschehen]. Nun hatte er seit den ersten Jahren unserer Bekanntschaft mir viel Liebe und Treue erwiesen und wesentliche Dienste geleistet; ich dachte daher, ihm wieder etwas Gefälliges zu erzeigen, und glaubte, es würde ihm angenehm sein, wenn er, von irgend einer Seite her, sein Unternehmen gebilligt sähe. Ein freundlicher Widerhall durch eine harmlose Übersetzung schien mir das Geeignetste; sie trat im „Morgenblatt" hervor, und er wußte mir's Dank, ob an der Sache gleich nichts gebessert wurde."

Der König, der gezwungen worden war, den verhaßten Mann seines Dienstes zu entlassen, wollte ihm eine gewisse Satisfaction gewähren. Da er bereits Mitglied der Akademie war, stellte er ihn an ihre Spitze.

Diese schmerzliche Ernennung — neben Castillon, dem factischen Präsidenten, nun gar noch Lombard! — fällt in die Wochen, ja Tage, da der Plan der Universität neu aufgenommen wurde, um nicht wieder zu verschwinden. Am 10. August 1807 standen die beiden Halleschen Professoren Schmalz und Froriep vor ihrem Könige in Memel und baten ihn, die Universität Halle nach Berlin zu verlegen. Der König sicherte die Gründung einer ganz neuen Universität in Berlin zu. Damals sprach er das herrliche Wort, der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren habe (s. oben)[1]. In jenen Tagen verkündete Fichte, „eine bessere Zeit müsse Kraft und Entschiedenheit in That und Wort zum Bessern leiten und ein neues Leben des Geistes gründen, das den Waffen des Feindes unzugänglich und unzerstörbar sei; von außen her möge man nichts günstiges mehr erwarten, in uns selbst und der eigenen That sollten wir die neue hoffnungsvolle Zeit säen". Und schon bevor Schmalz und Froriep

---

[1]) Da der König die förmliche Verlegung der Universität Halle aus politischen Gründen abgelehnt, aber ein neues Lehrinstitut in Berlin versprochen hatte, so arbeitete Schmalz auf Befehl eine Denkschrift in diesem Sinne aus und reichte sie am 22. August 1807 ein. Schwerlich ist sie ohne Beeinflussung von Beyme entstanden. Es heißt in ihr unter Anderem: „Die Vereinigung (der in Berlin zu errichtenden Universität) mit der Akademie der Wissenschaften, welche so erst nützlich werden würde, kann wohl als schon entschieden angesehen werden." Ferner § 1: „Die Berlinische Akademie nimmt das Lehrinstitut in sich auf, und das Ganze erhält oder behält den Namen Königliche Akademie der Wissenschaften." § 3: „Vor der Hand theilen sich dann die Mitglieder der Akademie in lehrende und nicht lehrende, bis die letzteren allmählich abgingen und jedes Mitglied zugleich Lehrer wäre, außer wo Ehren halber und ohne Besoldung einzelne ausgezeichnete Männer zu Mitgliedern der Akademie ernannt würden." § 6: „Zu den bisherigen vier Klassen der Akademie, welche als allgemeine Klassen bleiben, kommen noch eine theologische, eine staatswissenschaftliche (juristische), eine medicinische als besondere Klasse." § 7: Außer der Lehranstalt bleibt aber die Akademie ein Institut zur Erweiterung der Wissenschaften, wie sie bisher sein sollte, und sie hält zu dem Ende nach wie vor ihre Donnerstags-Sitzungen und Vorlesungen, und zu dem Ende werden die Mitglieder der drei besonderen Klassen auch in eine der vier allgemeinen Klassen versetzt, um in dieser in ihrer Ordnung mitzulesen," u. s. w. Man sieht, es ist auf eine vollkommene Verschmelzung des neuen Lehrinstituts mit der Akademie abgesehen.

in Memel erschienen, sandte F. A. Wolf unaufgefordert seine berühmten Vorschläge an den Geheimen Kabinetsrath Beyme zur Begründung eines großen wissenschaftlichen Instituts in Berlin an Stelle der beiden verlorenen Universitäten Halle und Erlangen (3. August 1807). „Indem ich bloß an das dachte, was jetzt für den Staat in litterarischer Hinsicht zu thun möglich und leicht ist, fand ich, daß sich aus der Noth ein ganzer Chor von Tugenden machen ließe". Die Akademie sollte nach Wolf's Absichten an dem Plane insofern betheiligt sein, als viele ihrer Mitglieder — er nennt Bode, Karsten, Klaproth, Hufeland, Ancillon, Walter sen., Willdenow, Hermbstaedt, Erman jun., Johannes von Müller, Eytelwein, Tralles, Hirt, Fischer, Spalding, Buttmann — Vorlesungen halten sollten; allein eine vollkommene Verschmelzung des neuen Lehr-Instituts mit der Akademie, wie Schmalz sie wollte, hat Wolf nicht in's Auge gefaßt; nur „in Gedanken" will er „die Akademie und die Universität von jetzt als ein Ganzes nehmen", vor allem auch deshalb, um die finanzielle Grundlage dieser zu verstärken.

Beyme verdankt man es, daß der nun seit bald zehn Jahren erwogene Plan seiner Verwirklichung zugeführt worden ist[1]). Am 5. September schrieb er an Wolf, es sei „eine Sache der ersten Nothwendigkeit", die Ankunft der Halleschen Deputation habe sie nur beschleunigt. An demselben Tage schrieb er an Fichte: „Eine solche Anstalt in Berlin war seit langer Zeit mein Lieblingsgedanke, jetzt bringt ihn die Nothwendigkeit zur Ausführung".

[1]) Auch Hufeland, der bei der Königin in Memel weilte, hat einen fördernden Einfluß ausgeübt. Bereits am 25. August hatte er eine Denkschrift eingereicht: „Vorschläge zur Vereinigung des Collegii medico-chirurgici mit der allgemeinen akademischen Unterrichtsanstalt." Ihr folgte am Ende des Jahres eine zweite Denkschrift: „Ideen über die neu zu errichtende Universität zu Berlin und ihre Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften und anderen Instituten." Auch Altenstein, der bald nach dem Tilsiter Frieden mit Hardenberg, Schoen und Niebuhr sich über das Bildungswesen berathen und eine Denkschrift entworfen hat, war von dem neuen Geiste bestimmt: „Es liegt in der als leitendes Princip angenommenen höchsten Idee des Staats, daß er den höchsten Werth auf echte Wissenschaft und schöne Kunst lege. Frankreich bei einer untergeordneten, auf bloße Kraftäußerung gerichteten Tendenz kann die Wissenschaft und Kunst nicht von diesem reinen Standpunkt betrachten. Es ist mit solchem in Widerstreit, indem es solche zu einem niedrigeren Zwecke zu gebrauchen sucht und sie entweiht. Die Wissenschaft und Kunst wird sich dereinst rächen, indem sie sich der höheren Tendenz anschließt und dieser den Sieg versichert. Preußen muß dies benutzen" (s. Varrentrapp, Johannes Schulze S. 236).

Bereits den Tag vorher hatte der König die Ausführung in seine Hand gelegt, ohne noch nähere Vorschriften zu geben: „Ich habe beschlossen, eine allgemeine Lehranstalt in Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften zu errichten und die Einrichtung derselben Euch, die ihr meine Intention vollkommen kennt, zu übertragen“. Sofort richtete Beyme an Fichte, der sein besonderes Vertrauen genoß, und an Wolf die Aufforderung, einen Plan für das neue Lehrinstitut zu entwerfen, bez. (an Wolf), die mitgetheilte Idee eines allgemeinen Lehrinstituts in Berlin weiter auszuführen. „Übrigens wird die Sache, wenn sie gleich schon jetzt kein Geheimniß mehr sein wird, doch möglichst still gehalten und kein Aufhebens davon gemacht werden müssen.“ Berufungs- und Einladungsschreiben an Gelehrte, die man gewinnen wollte, gingen bereits ab[1]).

Schon am 19. September sandte Wolf seine detaillirten Vorschläge nach Memel an Beyme. Wie er am 3. August seinen Halleschen Collegen, die er verachtete und haßte, absichtlich zuvorgekommen war, so suchte er auch jetzt ihre Wünsche — sie wollten in Berlin angestellt sein — zu durchkreuzen, ihren Entwurf zu verdrängen und einen Plan vorzulegen, der durch Sachkunde und Umsicht imponirte, in dessen Mitte er aber selbst stand. Auch Fichte's Mitarbeit war ihm unbequem; wo er thätig war, wollte er Imperator sein, Allen Pflichten auferlegen, selbst aber unter keinen Zwang sich beugen.

Sein Plan ist das Gewichtigste und Geistreichste, was man lesen kann; aber auch alles Persönliche, alle Bitterkeit und wiederum das ganze unbändige Selbstvertrauen, das diesem gewaltigen Stammvater unserer Philologen eigen gewesen ist, schrieb er in die Denkschrift, die den Umfang eines kleinen Buches hat, hinein. Hingeworfen, hingewühlt ist sie, ungeordnet und „in dem Tone, wie ich meine Gedanken etwa einem Freunde gäbe wie Goethe, wenn ich ihm hätte für Jena rathen sollen, ganz ohne Schminke, wie sie aus Kopf und Herzen fließen“. Wir dürfen uns nicht in sie versenken, da sie der neuen Universität gilt; lediglich das Verhältniß zur Akademie darf uns hier beschäftigen. Nur einzelne

---

[1]) Unter Anderem auch an Schleiermacher, der seit Anfang Sommer in Berlin Vorlesungen über griechische Philosophie hielt. Die Antwortschreiben, die einliefen, waren erhebend. Aus allen sprach die männliche Zuversicht: „de republica nunquam est desperandum“ und zugleich die herrliche Überzeugung, auch durch die Wissenschaft, wenn sie die rechte sei, könne dem Staat geholfen werden.

ihrer Mitglieder will er mit dem Lehrinstitut verbinden; sie sollen Honorar-Professoren werden. An eine vollkommene Verschmelzung beider Anstalten denkt er nicht. Die Aufmerksamkeit lenkt er vor allem auf Wilhelm von Humboldt; er hofft, daß er vielleicht anfangs, wenn auch nur zwei Stunden, lesen werde; aber auch Johannes von Müller zählt für ihn noch immer mit. Die neue Anstalt soll den alten Namen „Universität“ nicht verschmähen. „Daß nach und nach auch einzelne tiefer gelehrte oder entdeckende Universitätslehrer Académiciens werden, dagegen ließe sich wohl nichts einwenden, und hier wäre bloß das Exempel von Göttingen (als das einzige in Europa) zu prüfen und vielleicht zu befolgen. Denn die dort neben der Universität bestehende Societät der Wissenschaften ist dasselbige nach Haller's herrlichem Plane, als was hier die Akademie nach Leibnizens war oder sein sollte. Höchst zu wünschen ist auch, daß sie Letzteres immer sein möge, da gar viele große Gelehrte (ein Lagrange, Euler u. s. w.) nie zu lehren Lust haben oder Talent und doch die Wissenschaften selbst auf's Glänzendste bereichern und ausbilden“. Ausführlich spricht er dann von seinen eigenen Wünschen: Mitglied der Akademie mit 2500 Thlr. aus deren Fonds, nur dem „äußern Scheine nach“ Professor an der Universität — also ohne Pflichten, doch wolle er fleißig lesen —; „ich kann nur dann erst mit Rath und Anschlägen behülflich sein, wenn ich in keinem Collegium bin, wo die plurima immer über meinen armen Kopf weggehen“. Er wollte eben kein bloß Berufener sein, sondern von vorn herein ein Auserwählter[1]).

---

[1]) Körte (F. A. Wolf, 2. Theil S. 60 ff.) theilt im Auszug einen Reorganisationsentwurf für die Akademie mit, den Wolf fast gleichzeitig mit dem Universitätsplan eingereicht hat: 1. Man schaffe baldmöglichst alle Franzosen heraus, 2. heraus alle bloßen Geschäftsmänner, so verdienstvoll sie auch als solche sein mögen, wenn sie sich nicht durch die seltene Vereinigung von Genie, tiefer Gelehrsamkeit und Geschäfts-Talenten auszeichnen. 3. Man reducire eine gute Zeitlang die Akademie auf wenige ordentliche active Mitglieder, wären es auch nur 16—18. 4. Allen, die bisher weder tiefe Gelehrsamkeit noch Genie in Entdeckung neuer Wahrheiten und Systeme bewährten und die man doch nicht los werden kann, werde aufgegeben, sich solche Eigenschaften auf's Baldigste anzueignen, wozu in jeder öffentlichen Versammlung der Akademie ein Gebet, welches der alte Erman verfassen soll, abgelesen werde. 5. Hiernach höre man augenblicklich auf, an irgend eine neue Constitution zu denken. Die Akademie muß einen mehr europäischen Charakter haben. . . . So könnten dann einige Jahre vergehen, bis man akademiefähige Männer genug beisammen hätte, mit denen die Akademie ein neues Leben anfangen könnte, doch mehr nach Art der Göttinger Societät als der ausländischen Akademieen, besonders einer solchen, die sich durchaus nicht ohne Accent schreiben mag, u. s. w.

Als Wolf diese Denkschrift für Beyme beendigt hatte, vollzog sich bereits der große Umschwung in der inneren Regierung des Staats. Der Frhr. von Stein weilte vom 19.—22. September in Berlin auf der Reise nach Memel, um das Ministerium des Innern zu übernehmen, dem auch die Section für den öffentlichen Unterricht unterstellt war. Die Kabinetsregierung, an deren Spitze Beyme stand, mußte weichen. Stein ließ Wolf kommen, und dieser hat später geäußert, er habe den Minister, der ursprünglich von der Gründung einer Universität nichts habe wissen wollen, günstiger für sie gestimmt. Gewiß ist, daß Wolf sich jetzt dem allgemeinen Urtheil über Beyme anschloß und sich mit dessen Gegner verständigte, offenbar auch, daß er, statt den großen Plan geheim zu halten, das Nöthige gethan hat, um ihn mit seinem Namen und Antheil in die Öffentlichkeit zu bringen. Daß er, etwa noch mit Wilhelm von Humboldt, die Sache machen werde, sollte das Publicum erfahren. Beyme war durch dieses Benehmen verletzt, aber Wolf sah keinen Grund, auf den Kabinetsrath noch Rücksicht zu nehmen, nachdem er Stein für sich gewonnen hatte. Nach Hardenberg's Rücktritt, d. h. seit dem Tilsiter Frieden, hatte Beyme die Geschäfte wahrlich nicht unrühmlich geleitet; aber der Widerwille, der auf der Kabinetsregierung lag, traf den verdienten Mann, und wirklich haben die Recht behalten, die, wie Schleiermacher und nun auch Wolf, zu Stein aufblickten, als dem Mann, der die inneren Reformen bringen werde. Auch die Durchführung des Universitätsplanes in rechtem Sinne traute Schleiermacher Beyme nicht zu. Das alte politische System, dessen Vertreter er war, discreditirte nicht nur einen Lombard, sondern auch seinen würdigen Collegen.

Und was that bei dem Allen die Akademie? Über ihren Kopf hinweg wurden zahlreiche Pläne zur Gründung einer Universität in Berlin eingefordert bez. eingereicht; sie griffen tief in ihre Verfassung und Existenz[1]) ein; sie selbst aber hatte Lombard zum

[1]) Fichte reichte seinen Entwurf („Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt") abschnittweise seit dem 29. September ein. Alle Projecte — es sind im Ganzen 13 —, die allmählich von verschiedenen Seiten einliefen, findet man bei Köpke S. 44ff. aufgezählt und besprochen. In mehreren wird die Akademie der Wissenschaften dem neuen Lehrinstitut zu sehr angenähert. An die Spitze der 6 oder 7 oder 8 Sectionen (nicht Facultäten) tritt je ein Director, alle zusammen mit den Secretaren der Akademie bilden das Directorium (so Wolf, Hufeland, wesentlich so auch Schmalz). Akademie und Universität werden Eins; jene nimmt diese in sich auf: die Akademiker sind die eigentlich Lehrenden und be-

Secretar erhalten! Jene Pläne kannte sie nur aus dunklen Gerüchten, wie sollte sie sie kritisiren? Aber einen Lombard durfte sie nicht ruhig hinnehmen, und sie hat nicht geschwiegen. Am 17. September richtete sie ein ausführliches Schreiben an den König; einstimmig ist es beschlossen, im würdigsten Tone gehalten, freimüthig und bestimmt. Zunächst tritt sie bei dem Könige für ihr altes verbrieftes Recht ein, sich ihren beständigen Secretar selbst zu wählen; sodann entschuldigt sie sich, daß sie nicht schon früher der königlichen Anregung entsprochen und Vorschläge zur Verbesserung ihrer Einrichtungen gemacht habe; sie habe alte Mitglieder schonen, ihren Abgang abwarten wollen. Nun legt sie dar, daß bei den gesteigerten wissenschaftlichen Anforderungen ein Secretar nicht mehr genüge — selbst Leibniz könnte heute alle Gebiete der Wissenschaften nicht mehr übersehen —, und bittet um die Genehmigung des Königs, vier Secretare (für jede Klasse einen) wählen zu dürfen, darauf hinweisend, daß sie schon früher einmal (Statut von 1744) vier Secretare besessen habe. „Wenn indeß bei den gegenwärtigen Umständen eine solche Umgestaltung der Akademie vielleicht nicht thunlich wäre, so dürfen wir hoffen, daß Ew. Maj. lieber uns jetzt in dem gegenwärtigen Zustande zu lassen geruhen werde, als die Fortsetzung einer veralteten Form anzubefehlen, welche eine gründliche Verbesserung nicht würde stattfinden lassen."

Deutlich genug hat die Akademie damit gesagt, daß sie Lombard um keinen Preis wolle und ihn auch nach ihrem Statut nicht anzunehmen brauche; sie schlug aber, um ihn abzuschütteln, eine neue Organisation vor, die wirklich sachgemäß war und zugleich dem Könige den Rückzug erleichtern konnte. Der Monarch nahm

---

halten ihre Verfassung als forschende Gesellschaft, sie ernennen Assessoren, Extraordinarien (so Schmalz); nein, die Akademiker sind die Adjuncten der Universität, bez. die Honorarprofessoren; die gelehrteren Universitätsprofessoren werden mit der Zeit Akademiker (so Wolf, Schütz, Hufeland). Fichte hat seinen großartigen, aber von aller pädagogisch-geschichtlichen Überlieferung losgelösten Plan aus dem Wesen der Vernunftswissenschaft und dem Kampf des Zeitalters mit dem bösen Princip der Finsterniß entwickelt. In seinem Nationalinstitut, das nach Aufhebung aller Universitäten errichtet werden soll, fehlt die Akademie nicht; sie bildet den Rath der Alten an der Spitze des Ganzen. Die Universitätslehrer, wenn sie eine Reihe von Jahren unterrichtet haben, legen das Lehramt nieder und treten in sie ein. Beyme selbst hielt die Ansicht fest, daß Staatsbeamte und Gelehrte zu ihrer Ausbildung verschiedener Institute bedürften. Für jene wollte er die alten Universitäten, für diese das neue, mit der Akademie verbundene Institut in Berlin.

Lombard's Ernennung nicht zurück, doch ging er sonst auf den Vorschlag der Akademie ein. Sie erhielt in der Kabinetsordre vom 15. October 1807 folgenden Bescheid:

„Da S. K. Maj. von Preußen dem Kabinetsrath Lombard die Stelle eines Secrétaire perpétuel bei der Akademie der Wissenschaften übertragen haben, jedoch sein Gehalt, zur Schonung des Fonds der Akademie, auf die Dispositions-Kasse angewiesen, so muß es aus bewegenden Gründen sein Bewenden dabei behalten. Übrigens genehmigen S. K. Maj. dem Berichte der Akademie vom 17. v. M. zu Folge, daß dieselbe in den von ihr zu entwerfenden Plan der neuen Organisation den Vorschlag aufnehme, bei jeder Klasse der Akademie einen besonderen Secrétaire anzustellen, indem es bei dem großen Umfang der Wissenschaften nicht zu erwarten ist, daß ihn ein Gelehrter hinlänglich umfasse, um im Stande zu sein, eine allgemeine wissenschaftliche Correspondenz mit auswärtigen Akademien und Gelehrten auf eine befriedigende Art zu führen.“

Die Akademie mußte Lombard behalten, aber sie war zugleich aufgefordert, einen Plan einer neuen Organisation zu entwerfen, durch welche sie ihre wissenschaftliche Position verstärken, die Stellung des beständigen Secretars herabdrücken und ihn bis zu einem gewissen Grade unschädlich machen konnte. Doch so wichtig das war — die Hauptsache war es nicht. Jetzt galt es einerseits, die Pläne, die in Bezug auf das neue Lehrinstitut umgingen, kennen zu lernen, andererseits sich bei der bevorstehenden Wandlung der Dinge selbst zu erhalten. Eine verantwortungsvolle, umfassende Aufgabe! Einer, J. v. Müller, hatte sich ihr bereits entzogen: seit einem Jahr war er Preußens Aufgabe innerlich entfremdet (s. S. 411). Noch immer flossen zwar patriotische Worte aus seinem Munde; aber er täuschte sich selbst. Wie ein Magnet zog die Macht den kosmopolitischen Schweizer in ihre Kreise! Er verließ noch im October die Akademie und Berlin; er kehrte Preußen den Rücken. Er wollte nach Württemberg gehen, wohin ihn Spittler gerufen hatte, kam aber von Frankfurt statt nach Tübingen nach Cassel; dort begann und endigte sein glänzendes Elend († 11. Mai 1809). Preußen verlor einen großen, aber charakterschwachen Historiker — ein größerer lebte bereits seit dem Jahre 1806 im Lande, noch unerkannt, Niebuhr.

Am 29. October wählte die Akademie ein Reorganisations-Comite. Über den Modus der Wahl gab es noch Debatten mit dem Directorium. Es wurde endlich bestimmt, daß jede Klasse je ein Mitglied, das Plenum aber drei wählen sollte, und daß den Directoren (Castillon und Gerhard) Sitz und Stimme in dem Comite zukomme. Die Klassen ernannten Alexander von Humboldt,

Eytelwein, Klein und Hirt, das Plenum Tralles, Karsten und Biester. Letzterer übernahm das Secretariat. Das Präsidium sollte alle vierzehn Tage wechseln. Zum ersten Präsidenten wurde Alexander von Humboldt gewählt.

Die Zusammensetzung des Comites war gut, und Alexander von Humboldt widmete sich mit höchstem Eifer und mit all der Sachkunde, die ihm eigen war, der großen Aufgabe. Zwei umfangreiche Actenstücke aus den ersten Tagen des November, die er verfaßt hat, haben die ganze Arbeit des Comites grundlegend bestimmt. In derselben Zeit, in welcher Stein und seine Mitarbeiter die großen inneren Reformen des Staats in's Werk setzten, begann die Akademie unter Alexander von Humboldt's Leitung an ihrer neuen Verfassung zu arbeiten. Leider dauerte seine Mitwirkung nur kurze Zeit. Noch im November ging er nach Paris, um eine Mission des Prinzen Wilhelm zu unterstützen. Er ist bekanntlich dort geblieben, lange, sehr lange. Nur in Paris konnte er seinem wissenschaftlichen Drange genügen und die Ergebnisse seiner großen Reise bearbeiten. Der Patriot trat in ihm hinter den Forscher zurück; aber das Vaterland hat einmüthig anerkannt, daß er, der in Paris wie in einer Gelehrtenrepublik lebte und doch seine Landsleute nie vergaß, der Nation die größten Dienste geleistet hat. Durch ihn wurde Paris die hohe Schule für die neue junge Generation deutscher Naturforscher. Wir hätten nie oder wenigstens nicht so bald in den wissenschaftlichen Wettbewerb mit Frankreich treten können, wenn nicht Alexander von Humboldt deutsche Forscher — nicht nur Natur-, sondern auch Sprachforscher — nach Paris gezogen hätte.

Von den beiden Schriftstücken, welche er der akademischen Commission übergeben hat, ist das erste ein vollkommener Reorganisations-Entwurf in sechs Abschnitten: 1. Zweck der Akademie, 2. Verhältniß der Mitglieder unter einander. Innere Organisation, 3. Wissenschaftliche Hülfsmittel zur Beförderung des Zwecks der Akademie, 4. Arbeit. Wirksamkeit der Gesellschaft nach Innen und Außen, 5. Bekanntmachung der Arbeiten; Schriften; Landkarten, 6. Oekonomische Verhältnisse. Das Einzelne ist überall fast nur angedeutet; Humboldt wollte vor allem die Probleme an's Licht stellen, daher Vieles nur überschriftartig gefaßt ist.

In dem ersten Abschnitt interessirt der Titel: „Verbindung der Gelehrten und Künstler, Kunstakademie, d. h. Auswahl der Mitglieder aus der Kunstakademie, auftretend als 4. oder 5. Klasse

der Akademie der Wissenschaften und Künste", ferner der andere: „Trennung der Akademie der Wissenschaften von der Universität". Humboldt war nicht für das Schmalz'sche Project, beide bis zur Identität zu verbinden. In der allgemeinen Definition der Aufgabe der Akademie ist der Satz bedeutungsvoll: „Beförderung wissenschaftlicher Cultur durch eigene Arbeiten, durch Veranlassung fremder Arbeit".

In dem zweiten Abschnitt heißt es: „Naturbeschreibung ist von der Chemie und Physik ebenso entfernt, als letztere beiden Disciplinen von der Mathematik. Sollen Naturbeschreibung — Physik, Chemie — und Mathematik eine in drei Sectionen getheilte Klasse ausmachen?" Der philosophischen Klasse wird „alles abstracte Wissen, das sich nicht auf Räume bezieht", zugewiesen. Philosophie der Sprache: „Soll der Bearbeitung der vaterländischen Sprache eine eigene Klasse bestimmt sein? Ist Gefahr da für die Freiheit der Formen, in welchen die Sprache sich bisher regt? Die Akademie selbst erklärt, daß sie nicht als Tribunal aufzutreten denke". Für die Gleichheit aller Mitglieder tritt er bestimmt ein. „Sind Ehrenmitglieder, die nicht durch wissenschaftliche Arbeiten bekannt sind, sondern zur sogenannten vornehmen, die Wissenschaften schätzenden Menschenklasse gehören, nützliche Anhängsel einer Akademie?" „Alles Wissenschaftliche hängt von der Gesammtheit der Akademie ab; keinem Ausschuß kann die Regulirung oder Beurtheilung dessen übertragen werden, wozu Übersicht des ganzen wissenschaftlichen Feldes nothwendig ist" — das ging gegen die noch immer fortdauernden oligarchischen Versuche des Directoriums.

„Präsident perpetuirlich oder Wahlpräsident?"

Fonds — auch nöthig „zur Berufung und zur Möglichkeit einer bloß den Wissenschaften gewidmeten Existenz ausgezeichneter Gelehrter".

Im dritten Abschnitt (Wissenschaftliche Hülfsmittel): „Bücher sind wichtiger als Sachen." „Sammlung zerstreuter Kunstwerke, ob nicht besser zur Kunstakademie. — Möglichkeit eines freieren Zuganges zu den wissenschaftlichen Sammlungen."

Wir müssen darauf verzichten, auch nur die wichtigeren Punkte aus dem reichen Entwurf hier zu berühren. Einiges ist in dem beigegebenen „Aufsatz", der sich an Vorschläge Hirt's und Klein's anschließt, näher ausgeführt. Hier findet sich zunächst die beachtenswerthe Mahnung: „Ich bin .von dem Gedanken innigst durch-

drungen, daß eine gute Verfassung wichtiger ist, als das durch Geldaufwand zu bewirkende momentane Zusammentreiben berühmter Männer. Eine gute Verfassung entfernt von selbst alle Mittelmäßigkeit; sie ladet die Besseren freundlicher ein als pecuniärer Gewinn; sie giebt den Kräften freies Spiel, sie macht den Ruhm einer Akademie unabhängig von der zufälligen Coexistenz einzelner Individuen. Ich freue mich, das Bedürfniß einer Organisation allgemein gefühlt und die schädliche Idee entfernt zu sehen, als komme es nur darauf an, daß eine Akademie von einem vom Könige ernannten oder selbstgewählten perpetuirlichen Präsidenten, gleich einem Finanzcollegium in Ordnung gebracht und gehalten würde." Weiter erklärt er: „Ich bin gegen die allzu strenge Absonderung des akademischen und Geschäftslebens, der Theorie und Praxis. Die Geschichte der Wissenschaften lehrt, daß die wichtigsten Werke von Männern geliefert worden sind, welche vom Staate nicht dazu besoldet waren, den Wissenschaften ausschließlich zu leben. Dazu sehe ich in den Unterabtheilungen der ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder Keime einer geselligen Ungleichheit, welche den wissenschaftlichen Vereinen schadet. In der Gleichheit, welche im Nationalinstitut unter allen einheimischen Mitgliedern herrscht, liegt viel Schönes." Lebhaft tritt er dafür ein, jedes Hauptfach doppelt in der Akademie zu besetzen, damit Niemand isolirt sei. Gegen die Genügsamkeit, mit der man sich auf das „Zwangsmemoire" beschränkt, spricht er sich entschieden aus und macht über die Art, wie in den Sitzungen verfahren werden soll, entsprechende Vorschläge; jedenfalls aber dürfe kein Zwang in Bezug auf die Publication des Memoire bestehen, denn „sein Verfasser kann es schon eine Woche nachher für schlecht halten". Großes Gewicht legt er darauf, daß periodisch zusammenfassende Übersichten über die Fortschritte der Wissenschaften gegeben werden; bloße Übersichten über die eigenen Arbeiten der Akademie reichen nicht aus. „Bei Berichten über einzelne Schriften muß die Idee vermieden werden, als sei die Akademie ein Censur-Institut, oder als sei der dictatorische Ausspruch einzelner Mitglieder Ausspruch des gesammten Willens. Bekanntmachung solcher Berichte in den Schriften der Akademie möchte daher bedenklich sein. So wie ich es für die Sprache des Vaterlandes und für die Freiheit gefährlich halte, mit der sie sich bisher in tausendfältigen Formen regt, wenn eine Akademie sich zur Gesetzgeberin aufwirft, ebenso ist ein Censurtribunal, dem äußeres Ansehen mehr Einfluß ge-

währt als die Vernunftmäßigkeit der ausgesprochenen Kritik, eine dem litterarischen Gemeinwesen furchtbare, sich selbst gründende Macht."

Sehr bestimmt spricht er sich gegen einen perpetuirlichen Präsidenten in dem „Aufsatz" aus. „Bei einer guten Verfassung ist es ziemlich gleichgültig, wer Präsident der Akademie ist. Es ist eine falsche und schädliche Idee, daß der Präsident einer Akademie äußeren Glanz geben müsse. Nimmt der Staat ein reines Interesse an der Cultur der Wissenschaften, so hat die persönliche Lage des Präsidenten keinen Einfluß auf die Zuneigung des Staates gegen die Gesellschaft. Auch ist eine Verfassung der Akademie nur gut zu nennen, wenn sie die Gesellschaft und ihr Wohl von der wechselnden Ministeriallaune unabhängig macht. Ein perpetuirlicher Präsident stört alle freie Wirksamkeit, übergiebt schlaff und feige Einem, was Allen zu beurtheilen zusteht, bringt Einseitigkeit in dem Interesse hervor, und da der Mann die Cultur seiner Hauptwissenschaft allen anderen vorzieht, erregt er bei der bekannten Reizbarkeit der Gelehrten Zwist und Unmuth und setzt ein großes Institut bei dem Tode eines Präsidenten in einen convulsivischen Zustand, dessen Folge bei übereilter Wahl lethargischer Schlaf ist." Am besten ist es, meint Humboldt, der Präsident wechselt alle sechs Monate, und dann folgt ihm der Vicepräsident, der sich auf sein Geschäft hat präpariren können.

Was die Sprache betrifft, so tritt er bedingt für die französische ein, d. h. er will sie nicht ganz ausgeschlossen wissen, und in der Correspondenz mit fremden Akademieen zieht er sie der lateinischen — der Deutlichkeit wegen und um Barbarismen zu vermeiden — vor. Keiner kann Mitglied der Akademie werden, der nicht deutsche oder lateinische Vorlesungen hält; aber es sollte französischen Mitgliedern erlaubt sein, eine Abhandlung auch französisch in die akademische „Sammlung" einzurücken, „mindestens bei solchen Gegenständen, auf deren Behandlung der Genius der Sprache Einfluß hat".

Mit der Denkschrift vom Jahre 1806 über die auswärtigen Mitglieder bilden die beiden vorstehenden eine vollkommene Grundlage für eine neue, gesunde Organisation der Akademie. Daß Humboldt die Verbindung der Akademie mit dem neuen Lehrinstitut kaum streift, wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen? Mußte sich die Akademie allem zuvor selbst von vielem Veralteten befreien, wie durfte sie in dieser Situation Pläne machen, sich ein

großes neues Institut anzugliedern? Erst nach der eigenen Katharsis konnte sie daran denken, sich zu erweitern, wenn überhaupt eine solche Erweiterung heilbringend wäre. Die Außenstehenden — aber nicht nur sie, sondern auch einige Mitglieder, wie Hufeland und Wolf — dachten darüber anders; sie wollten die Reform der Akademie durch die Einrichtung der Universität bewirken.

Für ein Jahr, das Jahr 1808, mußten übrigens alle Freunde der Universität sich gedulden. Beyme, der eigentliche Förderer des Planes, trat aus dem Kabinet aus, der Vaterlandsliebe ein hohes Opfer bringend. Stein aber, so sehr er mit Fichte und Schleiermacher in der Würdigung der höheren Bildung der Nation auf neuer Grundlage übereinstimmte, sah sich zunächst vor brennendere Aufgaben gestellt, als es die Gründung der Universität war. Die Volksbefreiung und -erziehung stand im Vordergrund; für sie arbeiteten auch seine Räthe Nicolovius und Suevern. Der Universitätsplan mußte zurücktreten; dazu hielt Stein selbst Berlin nicht für den geeigneten Ort; er dachte seltsamerweise an Potsdam[1]). Aber wenn auch die Form noch fehlte, die neue Universität bestand doch bereits in den Vorlesungen von Schleiermacher, Wolf, Schmalz und Fichte. Die „Reden an die deutsche Nation", die Fichte im Winter 1807/8 im runden Saale der Akademie gehalten hat, haben die Universität begründet, Schleiermacher's Predigten haben sie geweiht. Wunderbares Glück aus schwerem Unglück! Napoleon hatte die Universität Halle zerstört und die fruchtbaren Keime, die dort Wolf und Schleiermacher gepflanzt hatten, zertreten. Aber was in Halle begonnen war, wurde nun mit weit größerer Kraft und herrlicherer Begeisterung in Berlin von Schleiermacher, Fichte und den Schülern Wolf's wieder aufgenommen.

Da Niemand die akademische Commission zu rascher Erledigung ihrer Aufgabe antrieb, so nahm sie sich Zeit. Sie hat vom November 1807 bis zum Anfang des Jahres 1809 getagt, gegen hundert Sitzungen gehalten und mit dem höchsten Fleiße, aber ohne einen führenden Geist — an Humboldt's Stelle war Klaproth getreten — alle einschlagenden Fragen durchgearbeitet. Über diese Arbeiten

---

[1]) Auch Alexander von Humboldt schrieb an Schütz (19. October 1807): „Es wird (wenn die Universität in Berlin eingerichtet wird) das wichtige Problem gelöst werden, ob der Ort der Universität Seichtigkeit oder die Universität dem Ort Stärke und Fülle geben werde". Aber er war sich doch klar, daß sie nur in Berlin blühen könne. Stein hatte vor allem sittliche Bedenken; er fürchtete, die Großstadt werde die Jugend verderben.

bewahrte sie tiefes Stillschweigen, selbst den Mitgliedern der Akademie gegenüber; erst der fertige Plan sollte vorgelegt werden.

So ist das Jahr 1808, in welchem sich Preußens Wiedergeburt recht eigentlich vollzogen hat, für die Akademie ein besonders ruhiges gewesen; aber für ihre Zusammensetzung wurde es wichtig. Am 21. Juli richtete Stein von Königsberg aus folgendes Schreiben an den Director Gerhard:

> „Es wird den Umständen sehr angemessen sein, wenn die K. Akademie d. Wiss. in der Sitzung, welche sie am 3. k. M. zur Feier des Königlichen Geburtstag halten wird, die Wahl sowohl einiger ordentlichen als einiger Ehrenmitglieder vollziehen möchte. Ew. Hochwohlg. ersuche ich ergebenst, dieses bei den Herrn Directoren und anwesenden Mitgliedern der K. Akademie mit Vorsicht und ohne Aufsehen zu erregen gefälligst einzuleiten.
>
> Zu ordentlichen Mitgliedern der philosophischen Klasse verdient der Geh. Rath Wolf vorzügliche Aufmerksamkeit. Zu Ehren-Mitgliedern scheinen vorzüglich der Hr. v. Humboldt in Rom und der K. französische General-Intendant Hr. Daru geeignet zu sein. Der erste ist ein in Deutschland anerkannter Gelehrter, für den zweiten spricht, daß er durch die Aufnahme in das französische National-Institut von seiner Nation gleichfalls dafür anerkannt wird, wovon er auch durch eine in Deutschland nicht unbekannte Übersetzung des Horaz Beweise gegeben hat."

Dieses Schreiben Stein's war veranlaßt durch eine Eingabe von Wolf an ihn (8. Juli), in welcher dieser seine Vorschläge formulirt hatte, wenn er in Preußen bleiben solle; er wollte ordentliches Mitglied der Akademie werden — sie werde ihn gern aufnehmen, anders als Hrn. Lombard —, ferner Visitator des Joachimsthalschen Gymnasiums (an Merian's Stelle) u. s. w. In diesem Schreiben hatte Wolf auch die Ernennung von Daru und Wilhelm von Humboldt zu außerordentlichen Mitgliedern angeregt. Stein that also der Akademie gegenüber genau das, was Wolf gewünscht hatte. Der Schritt des Ministers war ungewöhnlich. In einem Einladungsschreiben an die Collegen zur Sitzung theilten die Directoren die Aufforderung mit und deuteten sie so, daß die Akademie überhaupt zur Wahl von neuen Mitgliedern aufgefordert sei, und wiesen darauf hin, daß vor allem die bisherigen außerordentlichen Mitglieder Anspruch auf Beförderung hätten; auch ersuchten sie um Vorschläge auswärtiger Gelehrter zu Ehrenmitgliedern.

In der Sitzung am 4. August kam es zu einem Kampf. Die Minorität behauptete, einer Königlichen Ordre müsse man sich

fügen, aber der Minister von Stein könne nicht befehlen, wen man wählen solle. Nicht gegen Wilhelm von Humboldt war diese Bemerkung gerichtet — er ist noch an demselben Tage sogar durch Acclamation gewählt worden —, sondern gegen den Übergriff Stein's. Doch die Majorität rieth, über dieses Bedenken hinwegzusehen. Zu Ehrenmitgliedern wurden außer Daru und Wilhelm von Humboldt, der damals noch Gesandter in Rom war, Werner in Freiberg, Laplace in Paris, Jacobi in München und Uhden in Berlin gewählt, zu ordentlichen Mitgliedern die bisher außerordentlichen Hermbstaedt, Karsten, von Buch, Erman jun., Eytelwein, Fischer, Spalding und Buttmann. Über Wolf erhob sich nur deshalb eine Controverse, weil man behauptete, er sei schon längst ordentliches Mitglied, da er eine Pension von der Akademie beziehe und Abhandlungen in ihrer Mitte gelesen habe. Am 15. August genehmigte der König die Wahlen. Wilhelm von Humboldt war der Akademie gewonnen! Wolf und Stein gebührt das Verdienst, ihn ihr zugeführt zu haben.

Bereits im November 1808 mußte der König den von Napoleon geächteten Minister fallen lassen. Das Ministerium des Innern erhielt der Graf zu Dohna. Das Unterrichtswesen bildete eine der Sectionen des Innern; Wilhelm von Humboldt wurde an seine Spitze gestellt durch Kabinetsordre vom 15. December. Er lehnte die Berufung von Berlin aus, wo er unterdeß eingetroffen war, ab (17. Januar), unter Hinweis auf seine durch die lange Entfernung vom Vaterlande verursachte Unkenntniß der Localverhältnisse des Staats und des Zustands der deutschen Litteratur. In Wahrheit lockte ihn die Stellung deshalb nicht, weil er dem Minister des Innern unterstellt war. Allein dann entschloß er sich doch zur Annahme — von der Goltz versprach ihm, den römischen Posten offen zu halten — und wurde am 20. Februar 1809 förmlich ernannt. Aber bevor er noch das Amt übernommen hatte, in den Tagen, da er entschlossen war, abzulehnen, hielt er seine Antrittsrede in der Akademie (19. Januar 1809). Es sind nur wenige Worte, die er gesprochen hat, aber sie ergreifen durch den Zauber des Gedankens und der Form: so vermochten nur er und Goethe zu sprechen. Als Mitglied der Akademie trat Wilhelm von Humboldt an die Spitze des preußischen Unterrichtswesens.

3.

Gleich nach der Kunde von der Berufung Dohna's und Wilhelm von Humboldt's setzte das Reorganisations-Comite Schreiben auf, um den Minister und seinen Sectionschef von dem Stande der Arbeiten, die sich der Vollendung näherten, in Kenntniß zu setzen, ein günstiges Vorurtheil für die finanziellen Vorschläge zu erwecken und bei den Entschlüssen nicht übergangen zu werden, die die nächste Zukunft bringen mußte. Diese Schriftstücke (vom 10. Januar) gingen aber nicht ab; dagegen wurde an Humboldt ein Begrüßungsschreiben gerichtet, und Karsten übersandte als zeitweiliger Präsident des Comites an den Minister eine ausführliche Eingabe, in welcher er zwar auch den Stand der Arbeiten des Comites darlegte, aber vor allem der drohenden Verschmelzung der Akademie mit der einzurichtenden Universität vorzubeugen suchte:

„Es soll hier und da die Meinung geäußert werden, daß die in Berlin zu errichtende Universität mit der Akademie in die engste Verbindung zu setzen sein würde. Es läßt sich allerdings denken, daß beide Institute an einem und demselben Orte einander wechselseitig wesentliche Hülfen gewähren können, und eine äußere Verbindung wird chon dadurch stattfinden, wenn einzelnen Akademikern gewisse Professuren bei der Universität zugetheilt werden. Auf solche Weise und durch Benutzung verschiedener Sammlungen wird die Errichtung der Universität durch die Akademie begünstiget werden. Eine innere Verbindung beider oder wohl gar eine Verschmelzung dieser wissenschaftlichen Vereine mit einander würde zweckwidrig und den Wissenschaften nachtheilig sein. Die Vereinigung solcher Männer, deren Bestimmung es ist, die Wissenschaften durch Entdeckung neuer Wahrheiten weiter empor zu heben, kann unmöglich nach denselben Principien und Formen geschehen, als nach welchen eine Summe von Lehrstühlen, welche zu Fortpflanzung bekannter Wahrheiten für den Unterricht der Jugend bestimmt ist, organisirt wird. Ew. Excellenz erleuchteter Einsicht kann dieser wesentliche Unterschied nicht entgehen. Haben Sie die Gnade, ihn zu seiner Zeit, nöthigenfalls bei S. Maj. dem Könige, geltend zu machen. Höchstdieselben erwerben sich dadurch ein wesentliches Verdienst um die Wissenschaften."

Die Sorge der Akademie war unbegründet. Wilhelm von Humboldt gehörte, so wenig wie sein Bruder, zu den radicalen Neuerern, welche die Akademie in das „Lehrinstitut" einfach einzuschmelzen wünschten. In seinem Dankschreiben an die Akademie erklärte er, daß er sein Verhältniß zu ihr als den angenehmsten und schmeichelhaftesten Theil seines Geschäftskreises betrachte und ihr seine Theilnahme durch die That zu beweisen hoffe, und in

einem Bericht an den Minister Dohna vom 25. März 1809 schrieb er:

„Was auch vorzüglich neuerlich über Akademien gesagt und geschrieben worden sein mag, so ist es unleugbar, daß es dem Unterrichtssystem einer bedeutenden und selbständigen Nation schlechterdings an der letzten und schönsten Vollendung fehlt, wo nicht eine Akademie der Wissenschaften alle Zweige derselben in sich vereinigt und gerade ihre höchsten und feinsten Theile verfolgt. Ebenso gewiß ist es, daß eine Akademie nicht mit einer Universität verwechselt werden darf, daß jene mehr zur Erweiterung, diese mehr zur Verbreitung der Wissenschaften bestimmt ist, und daß nicht jedes Mitglied der einen Anstalt dadurch auch der andern würdig genannt werden kann. Daß es aber dem preußischen Staate möglich ist, gerade im gegenwärtigen Augenblick noch ein solches Bildungs- und wissenschaftliches System aufzustellen, das auf ganz Deutschland einen bedeutenden Einfluß ausüben kann, daß dieses sogar von einem großen Theile unseres Vaterlandes mit Recht erwartet wird, daß hierin Selbständigkeit und Vollendung möglich ist, und daß dies das sicherste Mittel sein dürfte, die Nation auf's neue zu stärken und zu heben, und kräftig und wohlthätig auf ihren Geist und Charakter einzuwirken, darin stimmen Ew. Excellenz gewiß mit mir überein."

Der Reorganisationsentwurf der Akademie mußte einige Monate ruhen; denn Humboldt, mit Wolf und Schleiermacher im Bunde, wandte sich zunächst der Verwirklichung des Universitätsplanes zu. Am 4. September 1807 war das neue Lehrinstitut vom Könige verheißen worden; Manches war seitdem geschehen, aber nichts organisirt und daher Alles noch vereinzelt und in der Schwebe. Humboldt war entschlossen, die Gründung der Universität beim Könige durchzusetzen. Bis zum August 1809 ordnete er, als praktischer Staatsmann und als Alles überschauender Gelehrter wirkend, sämmtliche anderen Aufgaben diesem Ziele unter. Aber er ließ den akademischen Plan auch in diesen Monaten nicht ruhen. Nachdem er den Etat durchgearbeitet hatte, machte er eine Reihe von Vorschlägen und suchte nach Mitteln und Wegen, die zerstörten Finanzen der Akademie wieder herzustellen. Einerseits trug er darauf an, daß, wenn irgend möglich, die Königlichen Kassen ihr die rückständigen Summen auszahlen sollten, andererseits suchte er das Deficit von mehr als 7000 Thlr., zu denen Schulden in der Höhe von 6000 Thlr. kamen, durch Ersparnisse zu decken. Indem er die Gehälter für zwei Directoren, die nicht vorhanden waren, strich (ebenso für einen Untersecretär, den Zeichner und den Mechaniker), ferner die Zuschüsse zum Collegium medicochirurgicum und zur Anatomie, welche die Akademie leistete, auf-

zuheben vorschlug und die Jetons, wenn auch zögernd, abzuschaffen rieth, kam er auf eine Ersparniß von 4500 Thlr. Den Etat des Botanischen Gartens — das Directorium hatte sich tadelnd über Willdenow's Hartnäckigkeit ausgesprochen, der sich nicht einschränken wolle — ließ Humboldt nicht verkürzen, weil Verkümmerungen und Verluste hier in Jahrzehnten unersetzlich seien.

Bereits in der Kabinetsordre vom 21. September 1807 (Antwort auf den Bericht der Akademie vom 5. September, s. oben S. 418) war verfügt worden, die Akademie solle ein Verzeichniß dessen aufsetzen, was ihr von den Franzosen geraubt war, „behufs einer zu bewirkenden Restitution der Sachen oder eines Schadenersatzes". Die Akademie hatte das gethan und ihren Kriegsschaden, wie bemerkt, auf 97000 Thlr. angegeben. Napoleon hatte ihr Gipsabgüsse der weggeschleppten Kunstgegenstände und Schwefelabdrücke versprochen. Humboldt nahm sich auch dieser Sache an. Er schrieb an den Staatsminister von der Goltz (9. März), die Akademie wünsche sich direct an den Kaiser zu wenden, um eine Entschädigung für ihre Verluste zu erbitten, sowie eine schriftliche Bestätigung der verheißenen Abgüsse. Wirklich standen diese in Paris bereit, aber die Transportkosten waren für die Akademie unerschwinglich. Auch mit seinem Bruder Alexander hat Humboldt in dieser Angelegenheit, die ihm sehr am Herzen lag, verhandelt. Das Landkarten-Unternehmen, das der Akademie in den letzten Jahren endlich etwas eingebracht hatte, war durch den Raub aller Kupferplatten unwiederbringlich zerstört; Humboldt konnte nicht dazu rathen, es, wie die Akademie wünschte, wieder aufzunehmen. Er bestärkte sie aber in dem Vorhaben, den Kalender-Vertrieb durch Verbesserung und Bereicherung der Kalender zu erweitern, und nahm auch ein von Biester ausgearbeitetes Project entgegen, durch eine Stempelsteuer auf Zeitungen und Zeitschriften den Etat der Akademie um 5000 Thlr. zu erhöhen.

Diese Bestimmungen hatten nur einen vorläufigen Charakter. Unterdeß brachte die akademische Commission das neue Statut an das Plenum (März 1809). Es war nicht nur an sich sehr umfangreich, sondern es war auch mit umständlichen Erläuterungen ausgestattet, welche die Motive und Specialanwendungen enthielten. Außerdem waren ihm ein neuer Etat beigegeben — er war nicht allzu bescheiden abgefaßt, sollte aber als Ideal-Etat verstanden werden — und die Instructionen für die einzelnen wissenschaftlichen Institute. Das Ganze bildete einen kleinen Folianten. Das

Statut zerfällt in 10 Abschnitte. Die Grundlage, die Alexander von Humboldt gezeichnet hat, schimmert überall durch: von einem jährlich wechselnden Präsidenten, dem ein Vicepräsident zur Seite steht, und von vier Klassen-Secretaren soll die Akademie geleitet werden; die Gleichheit aller Mitglieder, die allein der Würde der Wissenschaft entspricht, ist durchgeführt, das oligarchische, bevormundende Directorium verschwunden. Der rein wissenschaftliche Zweck wird scharf hervorgehoben; auf eine eventuelle Verbindung mit einer Universität bez. einem Lehr-Institut wird nirgendwo Rücksicht genommen. Manche Bestimmungen sind noch kleinlich und unfrei; aber im Ganzen ist es eine höchst respectable Arbeit, deren Hauptverdienst Biester — er hat sie redigirt — zukommt. Bereits wächst die ganze Organisation der Akademie, wenn auch noch nicht vollkommen, aus ihrem wissenschaftlichen Zweck hervor. Durchblättert man die zwei voluminösen Protokoll-Bände, so sieht man, aus welcher Fülle aufgeworfener Fragen von der höchsten bis zur geringsten das Werk entstanden ist. Auch die Verbindung mit der Kunst-Akademie war besprochen, aber abgelehnt worden. In den Verhandlungen ist ferner der zukünftigen Universität gedacht worden, aber man wünschte nicht einmal die wissenschaftlichen Institute mit ihr zu theilen: sie müssen sämmtlich allein bei der Akademie verbleiben. Stellte man sich freilich die neue Universität wie die in Frankfurt a. O. vor oder gar wie die Ritter-Akademie Friedrich's des Großen oder das medicinische Collegium Friedrich Wilhelm's I., so hatte man allen Grund, jede Vereinigung abzulehnen. Man hatte es noch in zu guter Erinnerung, welche traurigen Folgen für die Akademie die Verbindung mit ihnen gehabt hatte. In dem Etat waren 18 hoch besoldete Stellen (zu 1500 Thlr.) und 17 niedrig besoldete (zu 500 Thlr.) angesetzt, für die 4 Secretare je 500 Thlr., für die Oekonomische Commission, den Justitiar, die Unterbeamten zusammen 3290 Thlr., so daß die Gehälter allein 40 790 Thlr. betrugen — im Vergleich mit dem bisherigen Zustande mehr als das Doppelte. Dazu kommen noch 1400 Thlr. Jetons, 5000 Thlr. Pensionen, 600 Thlr. Preise, 1000 Thlr. Drucksachen. Für die große Bibliothek sind 8900, für die akademische 1200, das Observatorium 1400, das chemische Laboratorium 1200, für physikalisch-mathematische Instrumente 2300, den botanischen Garten 4000, das zootomische Museum 1100, die zoologische Sammlung 1600, die Mineraliensammlung 1000, die archäologische Sammlung 1900, für Gebäude 1500,

„insgemein" 1100 Thlr. angesetzt. Die Verbindung mit dem Collegium medico-chirurgicum wurde ganz gelöst, die Anatomie aufgegeben; nur als „Zootomie" sollten diese Studien ferner ein Recht in der Akademie haben. In den weiten Plänen, auch in der Höhe der geforderten Summe, erkennt man den Glauben an die Zukunft der Nation.

Ursprünglich sollten sich die Mitglieder des Plenums in wenigen Tagen entscheiden. Doch beschloß das Directorium und die Commission, erst noch Gutachten entgegenzunehmen. Diese liefen, nachdem der Entwurf mitsammt dem ganzen Material bekannt gegeben war, zahlreich ein, die Commission prüfte sie, nahm auf, was ihr wichtig schien, und redigirte den Entwurf auf's Neue. Mit Recht faßte sie nun in der Sitzung vom 6. Juli 1809 den Beschluß, es nicht mehr auf mündliche Verhandlungen im Plenum ankommen zu lassen, sondern, nachdem jedes Mitglied Kenntniß von der definitiven Gestalt der Vorlage gewonnen habe, lediglich die beiden Fragen schriftlich zur Abstimmung zu stellen: 1. Sind Sie für en bloc-Abstimmung? 2. Nehmen Sie den Entwurf an, so daß er dem König nun vorgelegt werden kann?

Es war ein peremptorisches Verfahren, aber sollte man alle die Debatten wiederholen, die während sechzehn Monate im Schooß der Commission geführt worden waren? Stürmische Auftritte standen bevor, die sich bereits angekündigt hatten. Man mußte sie auszuschließen suchen. Die en bloc-Abstimmung ging durch, und außer den 9 Commissionsmitgliedern stimmten noch 10 andere Mitglieder, nämlich Willdenow, Bode, Buch, Spalding, Gruson, Hermbstaedt, Fischer, Ancillon sen., Wolf, Burja für die Absendung des Entwurfs an den König, also für die Annahme. Lombard erklärte, daß er der Majorität beitrete. Gegen die Absendung waren Nicolai[1]), Ancillon jun., Erman sen. und Walter sen., der Letztere am entschiedensten, was man ihm nicht verdenken kann, da nach dem neuen Entwurf die Anatomie aus der Akademie herausgedrängt war. Bedingungsweise zustimmend erklärten sich Buttmann, Erman jun. und Walter jun. Am 1. August war die

---

[1]) Der alte Nicolai hatte sich in den letzten Jahren mehr und mehr mit der Rolle eines akademischen Vorsichtsraths vertraut gemacht. Die Aufgeklärten sind nicht immer die Muthigen — der Bildungsphilister, der ein höheres Streben nicht begreift, wird in der Krisis zum reinen Philister und bis zum Kleinmuth ängstlich. Wie anders hat Biester, den man gewöhnlich mit Nicolai zusammen nennt, mit der Zeit fortzuschreiten vermocht!

Abstimmung beendigt, der Entwurf angenommen. Mit Walter folgten noch peinliche Auseinandersetzungen, die mit einem heftigen schriftlichen Protest seitens dieses Gelehrten schlossen.

Am 28. August forderte Humboldt die Vorlage ein[1]) — eben in jenen Tagen, da die hochherzige Königliche Kabinetsordre, welche die Universität nach Humboldt's Vorschlägen begründete (16. August 1809), in Berlin bekannt geworden war. Am 1. September übersandte das Directorium den Entwurf und ein Volumen von 310 Folioseiten. In dem ausführlichen Begleitschreiben an Humboldt stellt es die ganze Vorgeschichte und den bisherigen Verlauf der Reorganisationsarbeit seit dem 9. April 1798, bez. seit dem October 1807 dar, berichtet über die abweichenden Meinungen im Schooße der Akademie und sucht die Höhe des aufgestellten Etats mehr zu entschuldigen als zu empfehlen — den beiden alten Directoren graute es augenscheinlich vor den 76000 Thlr., welche die Jüngeren gefordert hatten; sie blickten mit Wehmuth auf die Glanzzeit unter Friedrich dem Großen zurück, in der Alles mit 15000 Thlr. bestritten worden war.

Kaum hatte die Akademie ihren Statuten-Entwurf glücklich in den Hafen des Ministeriums gebracht, da empfing sie die Königliche Kabinetsordre (22. September 1809), die sie seit dem 16. August täglich erwarten mußte. Indem ihr von der Stiftung der neuen Universität Mittheilung gemacht wird, erfährt sie, daß es der Wille des Königs sei,

> „Die Universität mit den beiden Akademieen und sämmtlichen Instituten und Sammlungen, als Bibliotheken, Sternwarte, botanischem Garten, anatomischem Museum, Medaillen-Kabinet dergestalt zu einem organischen Ganzen zu verbinden, daß jeder einzelne Theil eine angemessene Selbständigkeit erhalte, jedoch gemeinschaftlich mit den andern zu dem allgemeinen Zweck mitwirke".

---

[1]) Er schrieb, die Besorgnisse der Akademiker kennend: „Ich schmeichle mir, daß sowohl das Directorium als die Akademie selbst, auf deren Vertrauen ich immer den größten Werth setzen werde, in dieser Aufforderung nur meine Absicht erkennen wird, in Verbindung mit der Akademie und mit Benutzung ihrer Einsichten und Erfahrungen dahin zu arbeiten, daß sie zwar eine so bestimmte, aber auch eine so freie Form erhalte, als nicht allein zur Erreichung ihrer wichtigen Zwecke, sondern auch zum angemessenen Zusammenwirken mit den übrigen höheren wissenschaftlichen Instituten nothwendig ist".

Wie diese Bestimmung zu deuten sei, konnte erst aus Specialerlassen klar werden; aber schon dieser Erlaß lehrte, daß sowohl das ausschließliche Recht der Akademie auf die wissenschaftlichen Institute als auch ihre finanzielle Selbständigkeit aufgehoben sei; denn also hieß es weiter:

„Diesen sämmtlichen Instituten haben S. Maj. in Gemeinschaft mit der Universität an der Stelle der bisherigen unbestimmten Revenuen eine angemessene sichere Dotation gewährt . . . ., auch haben S. Maj. ihnen das Palais des Prinzen Heinrich unter dem Namen des Universitäts-Gebäudes und das ganze Akademie-Gebäude zugeeignet. So wie nun hiernach die Akademie der Wissenschaften künftig einen selbständigen Theil der allgemeinen Lehranstalten ausmacht, so werden auch die mit der Akademie verbundenen Institute künftig von ihr getrennt, um zum gemeinschaftlichen Gebrauch der Universität und der Akademie zu dienen. Die der Akademie bisher zugesichert gewesenen indirecten und unbestimmten Einnahmen giebt dieselbe von jetzt ab dem Staate zwar zurück, dagegen aber tritt jene Dotation ein, und es ist schon gegenwärtig dafür gesorgt, daß die Besoldungen der Mitglieder und die zur Erhaltung des Ganzen erforderlichen anderweiten Kosten ihr aus sicheren Quellen und auf eine Weise, welche die Mitglieder aller Administrationssorgen überhebt, zufließen werden“.

Wer kann es der Akademie verdenken, daß sie in ihrer Majorität die ihr angekündigte Umwälzung aller ihrer Verhältnisse als einen schweren Schlag empfand — eben jetzt, da sie nach zweijähriger Arbeit, selbst mit der Neuzeit fortschreitend, ihr neues Statut eingereicht hatte! Mit welcher Umsicht Humboldt und seine Genossen nach ihm die Beziehungen zwischen Universität und Akademie regeln würden, wie herrlich sich diese neue Universität gestalten, welche Kräfte und welchen Segen sie selbst aus der Verbindung mit ihr empfangen werde, das konnte sie nicht voraussehen. Aber das sah sie, daß die Institute, die sie mit ihren Mitteln in die Höhe gebracht, ihrer Direction entzogen waren und daß ihr eigener Etat, daß das Kalenderprivileg ihr genommen werden sollte. Ihre corporative Selbständigkeit schien damit aufzuhören; sie glaubte sich eingeschmolzen in ein großes Nationalinstitut.

Sie schwieg nicht, sondern bestätigte den Empfang der Ordre (24. October — sie war ihr erst am 4. zugegangen) in Worten,

die den König über ihre Beurtheilung der Sachlage nicht im Zweifel lassen konnten; aber einigen Mitgliedern war auch diese Fassung noch zu unbestimmt:

„Von jeher gewohnt, die gnädigen Befehle ihres Königs und Protectors ehrerbietig zu vollziehen, sieht die Akademie den näheren Anordnungen in Absicht ihrer Organisation mit pflichtmäßigem Gehorsam entgegen und mit dem festen, auf so mannigfache Beweise Königlicher Huld gegründeten Vertrauen, daß Ew. Maj. dies Institut auch ferner Ihres besonderen Schutzes würdigen und es in einer solchen von anderen Instituten unabhängigen Selbständigkeit und in derjenigen freien Wirksamkeit aufrecht erhalten werden, wodurch es um so besser die erhabenen Absichten Ew. K. Maj. wird erfüllen und auch von seiner Seite zu dem Ruhme und zu der Wohlfahrt des Staates beitragen könne."

Humboldt bemühte sich in seiner Antwort vom 10. November die Besorgten zu beruhigen[1]). Sie bezieht sich in erster Linie auf den eingereichten Entwurf sammt den Protesten der Mitglieder, die gegen die en bloc-Abstimmung gewesen waren oder den Entwurf sachlich mißbilligten. Aber sie war zugleich wohl geeignet, die Besorgnisse zu zerstreuen, als sei die ganze Reorganisationsarbeit der Akademie umsonst gewesen und ihre Selbständigkeit vernichtet; denn Humboldt verhieß in dem Schreiben, den Entwurf nebst den Äußerungen der einzelnen Mitglieder Sr. Maj. demnächst vorzulegen, also die Neuordnung im Einzelnen mit Berücksichtigung desselben zu bewirken. Er forderte aber das Directorium auf, vorher noch einmal jedem Mitgliede Gelegenheit zu geben, nachträgliche Bemerkungen hinzuzufügen. „Auf diese Weise wird wenigstens zum Theil dasjenige erreicht werden können, was bei dem Verlangen einer nochmaligen Abstimmung im Pleno beabsichtigt wurde."

Neben diesem Schreiben kam aber der Akademie fast gleichzeitig eine wichtige Kunde zu. Lombard, der nie eine Rolle in der Akademie gespielt hatte, da er ihr aufgedrängt worden war, bat um seinen Abschied als beständiger Secretar und erhielt ihn am

---

[1]) Wenige Tage vorher hatte der Director der Akademie, Castillon, eine Rede gehalten (26. October 1809): „Über die Begriffe einer Akademie und einer Universität und über den wechselseitigen Einfluß, welchen beide Anstalten auf einander haben können", die deutlich bewies, daß er sich weder von dem französischen Wesen befreit hatte, noch dem großen Umschwung im geistigen Leben Preußens und der Umbildung des deutschen Universitätsgeistes gefolgt war. Die Akademie, sofern in ihr der Geist Castillon's herrschte, mußte verschwinden; diese Anstalt wollte Humboldt wirklich aufheben; die echte aber, die sich eben aus der alten entwickelte, wollte er nicht nur conserviren, sondern auch gestalten. An Goethe schrieb er (10. Februar 1810): „Die Akademie suche ich ihrer Nichtigkeit zu entheben, aber es ist ein schweres Stück Arbeit".

30. October. Am 7. November wurde die Akademie vom Könige aufgefordert, einen interimistischen beständigen Secretar zu wählen oder, wie Humboldt hinzufügte, „des Secretars Geschäfte bis zu der neuen Einrichtung unter mehrere Mitglieder zu vertheilen". Er glaubte, damit ganz im Sinne der Akademie zu handeln, die ja selbst gegenüber Lombard's Ernennung vor zwei Jahren betont hatte, daß ein beständiger Secretar unzureichend sei, und die in ihrem neuen Statut vier Secretare vorgesehen hatte.

Aber das Unerwartete geschah! Noch einmal siegten das Anciennetäts-Princip und die alte Etiquette über die sachlichen Interessen: die Akademie wählte Castillon zum interimistischen beständigen Secretar — den Mann, der kein richtiges Deutsch sprach, keiner Wissenschaft kundig war und von dem neuen Geiste, der in Preußen lebte, innerlich nie etwas verspürt hatte. Nur die Erwägung entschuldigt die Akademie, daß es sich wahrscheinlich nur um Wochen handelte, da die neue Organisation demnächst zur Ausführung kommen sollte. Humboldt war gerade abwesend, als die am 23. November vollzogene Wahl der Section zur Bestätigung vorgelegt wurde, und Nicolovius bestätigte sie am 6. December.

Allein Humboldt ließ sich Castillon nicht bieten. Er war empört, daß die Akademie in der großen Zeit einen so kläglichen Beweis von Impotenz liefere. Damals hat er daran gedacht, sie mit der Geißel zu reinigen und einige Mitglieder einfach zu entfernen. Doch das war beim Könige nicht durchzusetzen; aber Castillon's Wahl mußte cassirt werden, und die Akademie sollte durch einen verdienten Eingriff in ihre Privilegien darüber belehrt werden, daß verliehene Rechte im Staate nur der behaupten darf, der sie richtig gebraucht. In diesem Sinne verständigte sich Humboldt mit Nicolovius, die Section trug die Sache dem Könige in einem für Castillon vernichtenden Schreiben vor, und am 18. Januar 1810 erging folgende Kabinetsordre an die Akademie:

„S. K. Maj. von Preußen haben schon früher zu erkennen gegeben, daß Allerhöchstdieselben die anderweite Ernennung eines einzigen beständigen Secretairs für die Akademie der Wissenschaften, da dieser den großen Umfang der Wissenschaften für eine allgemeine wissenschaftliche Correspondenz mit auswärtigen Akademien und Gelehrten nicht zu umfassen vermag, nicht zweckmäßig finden. In dieser Rücksicht mußte nach dem Abgange des bisherigen Secretair perpetuel die Wiederbesetzung dieser Stelle ausgesetzt bleiben.

Allerhöchstdieselben halten es nach obiger Ansicht der Sache angemessen, daß bei der Akademie der Wissenschaften nach den verschiedenen

Fächern vier Secretarien ernannt werden, und es sind Allerhöchstderselben für die mathematische Klasse der Professor Tralles, für die physikalische Klasse der Professor Erman, für die philologische Klasse der Professor Spalding und für die philosophische der Bibliothekar Biester als besonders geeignet dazu genannt worden.

In Erwartung des gegenwärtig in der Bearbeitung begriffenen vollständigen Organisations-Plans überlassen daher S. Maj. der Akademie der Wissenschaften hiernach vorläufig das Nöthige wegen Bestellung der vier Secretarien zu veranlassen."

Das Wahlrecht der Akademie war durch diese Ordre empfindlich verletzt, aber die Verletzung war beabsichtigt und heilsam. Schon am 23. Januar erkundigte sich Nicolovius nach dem Ergebniß der Wahlen. Diese waren am 20. Januar in einer stürmischen Sitzung erfolgt. Erman jun. hatte an die Akademie ein Schreiben gerichtet, in welchem er eidlich versicherte, an der Ordre unschuldig zu sein: „Ein räthselhaftes Ereigniß gefährdet die absolute Freiheit der Wahlen, ohne die an keinen Flor unseres Vereins zu denken ist, und zwar geschieht dies gerade im Augenblick, wo wir hoffen konnten, die Freiheit der Wahlen auf immer begründet zu haben". Er beschwört seine Collegen, „sich nicht von dem, was Recht ist, abhalten zu lassen" und zu einer freien Wahl zu schreiten; er selbst halte sich aus verschiedenen Gründen, die er darlegt, für ganz ungeeignet, die Stelle eines Secretars der physikalischen Klasse zu bekleiden. In der Sitzung war ein Theil der Mitglieder der Meinung, die vier vom Könige Genannten seien einfach durch Acclamation zu wählen, ein anderer Theil stimmte für eine Gegenvorstellung, da durch die Designirung die freie Wahl beschränkt sei; die Majorität beschloß, eine regelrechte Wahl vorzunehmen, aus der Erman jun., Bode, Biester und Spalding hervorgingen. Es wurde hierauf beschlossen, daß fortab in den gewöhnlichen Sitzungen jedesmal der Secretar, dessen Klasse der Vortragende angehört, den Vorsitz führe. Über die Frage, ob dem Könige die Gründe zu unterbreiten seien, aus denen man nicht Tralles, sondern Bode gewählt habe, erhob sich noch eine Controverse, welche die Absendung der Anzeige an die Section verzögerte. Da inzwischen erst Biester, dann Bode die auf sie gefallene Wahl ablehnten, weil das Amt mit ihren anderen amtlichen Verpflichtungen unvereinbar sei, so wurde (am 8. Februar) Ancillon jun. als Secretar der philosophischen und (11. Februar) Tralles als Secretar der mathematischen Klasse gewählt.

Am 22. Februar bestätigte der König diese Wahlen. Noch bevor also das neue Statut genehmigt war, vollzog sich unter Humboldt's Leitung die wichtigste Veränderung im Organismus der Akademie: das Amt des einen beständigen Secretars erlosch, und auch das Directorium wurde auf die Hälfte — den unbedeutenderen Theil seiner bisherigen Competenzen — beschränkt, indem die wissenschaftliche Leitung der Akademie den vier Klassen-Secretaren übertragen wurde. Endlich war nun Castillon beseitigt! Die Verantwortung für das wissenschaftliche Leben in der Akademie ging auf Erman, Tralles, Ancillon jun. und Spalding über.

Das Jahr 1810 ist das Jahr, in welchem die Universität Berlin von Humboldt in Activität gesetzt, ihr Lehrkörper durch zahlreiche Berufungen geschaffen und ihr Statut festgestellt wurde. In der „wissenschaftlichen Deputation" des Ministeriums, die unter Schleiermacher's Leitung aus Spalding und Tralles bestand, ist Alles vorberathen worden. Allerdings hat Humboldt bereits am 29. April 1810 sein Entlassungsgesuch als Sectionschef eingereicht, und es wurde am 14. Juni angenommen, aber unter seinem Nachfolger, Nicolovius, wirkten seine Ideen, Kraft und Form gebend, fort[1]).

Den Reorganisations-Entwurf der Akademie, der noch immer der Erledigung harrte, hat Humboldt ruhen lassen: erst sollte die Universität wohl gegründet und in Thätigkeit sein, bevor die letzten Fragen der Organisation der höheren Institute entschieden würden. Auch genügte einstweilen die neue Einrichtung der vier Klassen-Secretare, um die Akademie vor Stillstand und Rückfällen zu bewahren. Aber ein unvergängliches Verdienst um die Körperschaft hat sich Humboldt kurz vor seinem Scheiden aus dem Amte noch dadurch erworben, daß er ihr ausgezeichnete neue Mitglieder zuführte. Er hat es veranlaßt, daß (am 29. März) die physikalische Klasse der Akademie die Zoologen Rudolphi (Greifswald) und Illiger

---

[1]) Humboldt selbst hatte seinen Bruder Alexander als seinen Nachfolger vorgeschlagen, zweifelte aber, ob er kommen würde, da er sich wieder mit großen Reiseplänen trug, doch werde er vielleicht, wenn auch nur auf kurze Zeit, das Präsidium der Akademie und das Kanzleramt der Universität übernehmen. Also an die Einsetzung eines ständigen Präsidenten für die Akademie hat Wilhelm von Humboldt vorübergehend gedacht, freilich nur im Hinblick auf seinen Bruder Alexander, der — die Verhältnisse wiederholten sich — als Mitglied der Pariser Akademie, wie ein Jahrhundert vorher Leibniz, ein ganz besonderes Ansehen genoß.

(Braunschweig), die mathematische Gauß und Oltmanns (Paris), die philologische Uhden, Ideler und Niebuhr — er war bereits Königlicher Historiograph an Johannes von Müller's Stelle —, die philosophische Schleiermacher vorschlugen. Neben diesem schlug die Klasse Humboldt selbst vor, der bisher noch nicht ordentliches Mitglied war. Die Akademie vollzog alle diese Wahlen, berichtete an die Section und bat um die Königliche Genehmigung „mit dem Vorbehalte, unter den auswärtigen Gelehrten — es handelte sich vor allem um Gauß und Oltmanns — nur diejenigen bestätigt zu wünschen, welche sich hier niederlassen können".

Der König bestätigte die Wahlen am 7. April[1]), ausgenommen die von Gauß und Oltmanns; denn „bei diesen wird es erst darauf ankommen, ob diese überhaupt werden hierher berufen werden können, da die Fonds hierzu unzulänglich sind, die Akademie d. W. aber bei ihrer Wahl auf die Anwesenheit dieser beiden Professoren gerechnet hat".

Humboldt wollte um jeden Preis Gauß nach Berlin ziehen und unterhandelte mit ihm. Bereits am 15. April konnte er der Akademie mittheilen, daß die Section ihn „wirklich zu berufen im Begriff ist." Er wünscht, daß die Akademie ihm ein Schreiben, welches die vollzogene Wahl von Gauß enthalte, übersende, denn er wollte das fait accompli als Lockmittel für den großen Gelehrten benutzen. Allein die Akademie hatte ihn nur bedingt gewählt, und die Unterhandlungen mit ihm zerschlugen sich. Aber Humboldt gab die Hoffnung noch nicht auf. Am 8. Juni ersuchte er die Akademie, Gauß zum auswärtigen Mitglied zu machen; „er hat zwar den Ruf für jetzt abgelehnt; ich habe indeß die Hoffnung, ihn der K. Akademie d. W. zu gewinnen, noch nicht auf-

---

[1]) Der Scharfblick, mit welchem Humboldt Niebuhr's Genie erkannt und ihn der Akademie zugeführt hat, ist bewunderungswürdig; denn noch hatte er nichts Wissenschaftliches geschrieben und keine Vorlesung gehalten. Er war, da er unter Hardenberg nicht im Ministerium bleiben wollte, ein freier Mann geworden, und diese Situation benutzte Humboldt, um ihn ganz für die Wissenschaft zu gewinnen. Dem Eintritt Niebuhr's in die Akademie verdankt man die „Römische Geschichte". „Ich kehre zu meinen Wissenschaften mit verjüngter Lust zurück" — schreibt er bereits am 15. Juli 1810 — „und spüre, daß auch mein Gedächtniß wieder auflebt. Dies empfinde ich auf eine angenehme überraschende Weise bei einer Arbeit über die Amphiktyonen, wozu die Beurtheilung der bei der Akademie eingegangenen Preisabhandlungen veranlaßt; ich beschäftige mich sehr lebhaft damit, theils wegen des Interesses, welches der Gegenstand hat, theils auch um meinen Collegen zu zeigen, daß ich kein bloßes Ehrenmitglied sei."

gegeben, und habe Grund zu glauben, daß es ihm angenehm sein würde, wenn ihn die Akademie wählet". Sie entsprach diesem Wunsche; auf Antrag der Klasse wurden Gauß und der ausgezeichnete Philologe Schneider in Frankfurt gewählt und am 18. Juli 1810 vom Könige bestätigt.

Der leider fehlgeschlagene Versuch, den großen Mathematiker zu gewinnen und der Akademie zuzuführen, ist die letzte Action Humboldt's als Sectionschef gewesen. Er verließ die Hauptstadt und ging als Gesandter nach Wien. Kaum anderthalb Jahre hatte er an der Spitze des Unterrichtswesens für die Akademie gewirkt, aber Unvergängliches geschaffen. In höherem Maaße als sein Bruder Alexander muß er als ihr Reorganisator anerkannt und verehrt werden. Und noch ist nicht Alles gesagt, was die Akademie ihm in dieser Hinsicht verdankt. Bei seinem Scheiden hinterließ er eine umfangreiche, leider nicht vollendete Denkschrift „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin", die das Tiefste enthält, was über dieses Thema gesagt werden kann. Er übergab sie seinem Freunde, dem Staatsrath Uhden, der wenige Monate später im Bunde mit Ancillon und Niebuhr die Reorganisation der Akademie zu vollenden unternahm und das große Werk wirklich zu Ende geführt hat.

Die Denkschrift ist vor allem deshalb epochemachend, weil sie aus der Sache selbst und aus den besonderen deutschen Verhältnissen folgert, daß die eigentlichen Stätten der fortschreitenden Wissenschaft die Universitäten sein müssen und daß die Akademie nur dann, dann aber auch mit Recht, eine eigenthümliche und wichtige Stellung behaupten könne, wenn sie mit einer Universität in Verbindung gesetzt werde. Der Zustand, wie er sich zum Heile der Wissenschaft in Preußen in diesem Jahrhundert entwickelt hat, ist bereits vollkommen in Humboldt's Denkschrift vorgebildet[1]).

---

[1]) Humboldt's Urtheil über Akademie und Universität hat sich zu Gunsten der letzteren verändert. Er hält jetzt Akademieen überhaupt nur noch für relativ nothwendig und sieht in den Universitäten, eben weil dort gelehrt wird, günstigere Bedingungen für den Fortschritt der Wissenschaften. „Wenn man die Universität nur dem Unterricht und der Verbreitung der Wissenschaft, die Akademie aber ihrer Erweiterung bestimmt erklärt, so thut man der ersteren offenbar Unrecht. Die Wissenschaften sind gewiß ebenso sehr und in Deutschland mehr durch die Universitätslehrer als durch Akademiker erweitert worden, und diese Männer sind gerade durch ihr Lehramt zu diesen Fortschritten in ihren Fächern gekommen." Diesen Gedanken führt er siegreich durch. „Überhaupt läßt sich die Wissenschaft als Wissenschaft nicht wahrhaft vortragen, ohne sie jedesmal wieder selbstthätig auf-

Er sieht richtig, daß Akademieen nur im Auslande, „wo man die Wohlthat deutscher Universitäten noch jetzt entbehrt und kaum nur anerkennt", und in Deutschland an Orten ohne Universitäten in Zeiten, „wo es diesen noch an einem liberalen und vielseitigeren Geiste fehlte", geblüht haben. „In neueren Zeiten hat sich keine sonderlich ausgezeichnet, und an dem eigentlichen Emporkommen deutscher Wissenschaft und Kunst haben die Akademieen wenig oder gar keinen Antheil gehabt." Aber wenn man sie mit den Universitäten in Verbindung bringt, so sind sie lebensfähig. Diese stehen immer in engerer Beziehung zum praktischen Leben und zu den Bedürfnissen des Staates; die Akademie hat es rein nur mit der Wissenschaft an sich zu thun. Die Professoren stehen unter einander nur in allgemeiner Verbindung über Punkte der Disciplin, sonst geht jeder seinen eigenen Weg; die Akademie dagegen ist eine Gesellschaft, wahrhaft dazu bestimmt, die Arbeit eines Jeden der Beurtheilung Aller zu unterwerfen. „Auf diese Weise muß die Idee einer Akademie als die höchste und letzte Freistätte der Wissenschaft und die vom Staat am meisten unabhängige Corporation festgehalten werden, und man muß es einmal auf die Gefahr ankommen lassen, ob eine solche Corporation durch zu geringe oder einseitige Thätigkeit beweisen wird, daß das Rechte nicht immer am leichtesten unter den günstigsten äußeren Bedingungen zu Stande kommt oder nicht. Ich sage, man muß es darauf ankommen lassen, weil die Idee in sich schön und wohlthätig ist, und immer ein Augenblick eintreten kann, wo sie auch auf eine würdige Weise ausgefüllt wird." Zwischen Akademie und Universität entsteht ein Antagonismus und Wetteifer, durch den sie sich gegenseitig im Gleichgewicht halten werden; das wird schon bei der Wahl der Mitglieder hervortreten. Jeder Akademiker soll das Recht haben, an der Universität Vorlesungen zu halten; beide Anstalten müssen ihre eigenen, sie müssen aber auch gemeinsame Mitglieder zählen. Die Universitätsprofessoren sind vom Staate zu ernennen; „es ist gewiß keine gute Einrichtung, den Facultäten darauf mehr Einfluß zu verstatten, als ein verständiges und billiges Curatorium von selbst thun wird; denn auf der Universität ist Antagonismus der Richtung heilsam und

---

zufassen, und es wäre unbegreiflich, wenn man nicht hier, sogar oft, auf Entdeckungen stoßen sollte." . . . „Sicherlich könnte man die Erweiterung der Wissenschaften den bloßen Universitäten, wenn diese nur gehörig angeordnet wären, anvertrauen und zu diesem Endzweck der Akademieen entrathen."

nothwendig"; „die Wahl der Mitglieder der Akademie aber muß ihr selbst überlassen sein". „Hieraus entsteht nun eben ein Correctiv bei den Wahlen zu den höheren wissenschaftlichen Anstalten. Denn da der Staat und die Akademie ungefähr gleichen Antheil daran nehmen, so wird sich bald der Geist zeigen, in welchem beide handeln, und die öffentliche Meinung selbst wird beide, wo sie sich verirren sollten, auf der Stelle unparteiisch richten. Da aber nicht leicht beide zugleich, wenigstens nicht auf dieselbe Weise, fehlen werden, so droht wenigstens nicht allen Wahlen zugleich Gefahr, und das Gesammt-Institut ist vor Einseitigkeit sicher." Alle großen wissenschaftlichen Institute will Humboldt der directen Aufsicht des Staats unterstellt sehen, aber Benutzung und Controle sollen sowohl der Akademie wie der Universität freistehen.

Als recht eigentlich akademische Aufgaben bezeichnet Humboldt Beobachtungen und Versuche in systematischer Reihe, von denen ein Theil der Akademie freigestellt, ein anderer ihr vom Staat aufgetragen werden müsse — „auf diese aufgetragenen müßte wiederum die Universität Einfluß ausüben, so daß dadurch eine neue Wechselwirkung entstünde".

„Akademie, Universität und Hülfsinstitute" — damit schließt die Denkschrift, der noch Specialausführungen folgen sollten — „sind also drei gleich unabhängige und integrante Theile der Gesammtanstalt. Alle stehen, allein die beiden letzteren mehr, die erstere weniger, unter Leitung und Oberaufsicht des Staates. Akademie und Universität sind beide gleich selbständig, allein insofern verbunden, daß sie gemeinsame Mitglieder haben, daß die Universität alle Akademiker zu dem Rechte, Vorlesungen zu halten, zuläßt, und die Akademie diejenigen Reihen von Beobachtungen und Versuchen veranstaltet, welche die Universität in Vorschlag bringt. Die Hülfsinstitute benutzen und beaufsichtigen beide, jedoch das letztere, wo es auf die Ausübung ankommt, nur mittelbar durch den Staat."

4.

Gleich nach Humboldt's Ausscheiden erkundigten sich die Secretare der Akademie bei der Section nach dem Schicksal des Reorganisations-Entwurfs, der nun schon ein Jahr lang der Erledigung harrte. Nicolovius wandte sich, um ihnen Bescheid zu ertheilen, noch einmal an Humboldt — augenscheinlich fand er in den Acten des Ministeriums nichts Schriftliches zur Sache — und bat

um die Mittheilung seiner „Ideen". Allein den von der Akademie vorgelegten Entwurf, den Folianten, hatte Humboldt überhaupt nicht durchgearbeitet; er konnte dem Freunde daher im Einzelnen keine Rathschläge ertheilen. Statt dessen hat er, jetzt oder etwas später, die oben besprochene Denkschrift eingesandt, die ohne die Fessel eines fremden Entwurfs die einschlagenden Fragen principiell behandelte, aber bis zur Aufstellung eines organischen Statuts noch nicht gelangt war.

Die Section überzeugte sich, daß sie den von der Akademie eingereichten Entwurf unmöglich en bloc genehmigen könne und daß der von ihr aufgestellte Etat, da er ohne Rücksicht auf die Universität und die Finanzlage des Staats ausgearbeitet war, zu cassiren sei. Demgemäß beschloß sie, eine neue Commission niederzusetzen, die den akademischen Entwurf prüfen und umgestalten solle. Männer, die das Vertrauen des Ministers und der Akademie zugleich besäßen und die die Bedürfnisse der Wissenschaft ebenso zu beurtheilen vermöchten wie die Forderungen des Staats, sollten berufen werden. Mit glücklichem Griff hat Nicolovius die Staatsräthe Uhden und Ancillon, jenen als Präses und Protokollführer, und den Geheimen Staatsrath Niebuhr ausgewählt. Sie waren sämmtlich ordentliche Mitglieder der Akademie; diese durfte sich also nicht beklagen, daß sich die ministeriale Bureaukratie der Aufgabe bemächtigt habe. Die Reorganisation der von Leibniz gestifteten, von Friedrich dem Großen umgestalteten Akademie ist von Alexander von Humboldt begonnen, von Wilhelm von Humboldt fortgeführt und von Niebuhr vollendet worden! Welche Akademie Europas kann sich solcher Stifter und solcher Reformatoren rühmen! Aber auch der Monarch ist zu preisen, der mit königlicher Weisheit und Geduld vom ersten Tage seiner Regierung an über der Reorganisation der Akademie gewaltet und die Sorge für sie solchen Staatsmännern wie Humboldt, Nicolovius und Suevern befohlen hat.

Nicolovius' Wunsch, die Commission möge die Arbeit in vier Wochen beendigen, war unerfüllbar. Humboldt's Denkschrift, deren Grundgedanken die Commission billigte, mit dem Entwurf zu vereinigen, diesen zu vereinfachen, alles Einzelne zweckentsprechend zu gestalten, die organische Verbindung mit der Universität herzustellen und den großen wissenschaftlichen Instituten die rechte Stellung zu geben — das war eine schwere und verantwortungsvolle Aufgabe. Dazu kam, daß in Fragen zweiten Ranges die Commissionsmit-

glieder differirten. Ancillon und Niebuhr wünschten z. B. das Observatorium und das chemische Laboratorium unter der ausschließlichen Aufsicht und Leitung der Akademie zu belassen, Uhden war dagegen. Er hielt den von der Akademie vorgelegten Entwurf für wesentlich unbrauchbar, ja, als die Akademie im Sommer auf Beschleunigung der Arbeit antrug, wollte er ihr schreiben, an ihr liege es, wenn die Sache nicht schneller gehe; denn ihr Entwurf sei größtentheils ohne Berücksichtigung des den Mitgliedern eines gelehrten Vereines gebührenden Zutrauens und ohne Achtung für die einer wissenschaftlichen Gesellschaft nothwendige Freiheit abgefaßt, auch sei das Verhältniß zur Universität nicht beachtet, der Etat ohne Rücksicht auf die Finanzen des Staates aufgestellt worden. Ancillon protestirte gegen die Absendung dieses Schreibens, und es unterblieb.

Die Akademie hatte allen Grund zu dem Wunsche, endlich ihr neues Statut zu erhalten, denn durch Verfügung des Königs vom 10. Januar 1811 wurde ihr, wie ihr bereits im Jahre 1809 angekündigt worden war, das Kalenderprivileg entzogen. Damit war ihr Etat, der fast ausschließlich auf dem Kalenderdebit beruhte, vernichtet. In dem königlichen Edict heißt es: „Wir haben es den Verhältnissen unserer Akademie der Wissenschaften nicht mehr angemessen befunden, ihr ferner die Herausgabe der Kalender zu übertragen. Da Wir indessen nöthig finden, auch künftig mittelst Besorgung durch eine öffentliche Behörde das Publicum zu sichern, daß es zur rechten Zeit hinreichend mit zweckmäßigen Kalendern versorgt werde . . . , so verordnen Wir hiermit: die Herausgabe der unter öffentlicher Autorität in Unseren Staaten erscheinenden Kalender ist fortan einer besonderen Deputation anvertraut u. s. w."

Die Herausgabe der Kalender durch die Akademie war in der That nicht mehr zeitgemäß; sie mußte fallen und mit ihr das Monopol, auf welchem bisher ihre materielle Existenz, aber auch ihre corporative Selbständigkeit wesentlich beruht hatte. Es war aber doch ein wichtiger Einschnitt in ihrem Leben; die alte Akademie war nun erst wirklich erloschen. Diesen Ausgang hat der Mann nicht mehr erlebt, der in dem Hochgefühle, an der Spitze der Bildung zu schreiten, in Wahrheit zum Hemmniß geworden war. Alle Stadien des großen Umschwungs hatte er kopfschüttelnd und unwillig erleben müssen; aber es ist ihm erspart geblieben, einen Preußischen Kalender, der nicht von der Akademie approbirt war, in die Hand nehmen zu müssen. Am 6. Januar 1811 starb Nicolai,

vier Tage vor dem Kalenderedict, nahezu 78 Jahre alt. Hätte er zwanzig Jahre früher zu wirken und zu schreiben aufgehört, so wäre sein Name in der vaterländischen Litteratur- und Culturgeschichte stets mit Hochachtung und Dank neben dem Lessing's genannt worden. Er hat auch noch in den späteren Jahren manches wackere Wort gesprochen und mit scharfem Auge die Schatten erkannt, die der neuen Bildung und dem neuen Enthusiasmus anhafteten; er hat sich sogar, wenn er vor speculativen Überstürzungen, Katholicismus und Reaction warnte, als Prophet erwiesen; aber die von ihm streng festgehaltene „Aufklärung“ war allmählich selbst reactionär geworden, weil sie die Weltanschauung des 18. Jahrhunderts und die Sorge um eine gewisse mittlere Bildung dem Geiste unserer Klassiker entgegenstellte.

Die Commission arbeitete alle Statuten der Akademie vom Stiftungsbriefe des Jahres 1700 an sorgsam durch; sie erbat von Heyne in Göttingen eine Denkschrift über das Verhältniß der dortigen Societät zur Universität und erhielt sie; sie orientirte sich genau über den ganzen Besitzstand der Akademie — ein Actenstück vom 29. Mai 1811 läßt darüber keinen Zweifel, daß damals der botanische Garten als ihr Eigenthum galt —; sie prüfte die Gehaltsverhältnisse der Mitglieder und die Legate. Am 21. Juli 1811 konnte Uhden seinen beiden Collegen den neuen Entwurf zur letzten Prüfung vorlegen. In loyalster Weise wurde nun noch mit den Klassensecretaren vertraulich verhandelt (Spalding war, tief betrauert, bereits am 7. Juni gestorben und Buttmann an seine Stelle getreten). Nicht nur der Entwurf, auch der neue Etat wurde ihnen vorgelegt. Er war auf 20540 Thlr. berechnet. Davon waren 13000 Thlr. für Gehälter der ordentlichen Mitglieder bestimmt (darunter 1950 reservirt), 2000 Thlr. für die Secretare, 300 Thlr. mußten noch immer Lagrange bezahlt werden. Für wissenschaftliche Zwecke waren 3000 Thlr. festgesetzt; aber alle Institute waren von dem akademischen Etat getrennt; der Staat sollte sie unter seine directe Leitung nehmen. Unter den Ausgaben für wissenschaftliche Zwecke steht an der Spitze: „Zu physikalischen Experimenten, Vergleichungen von Handschriften auf inländischen und ausländischen Bibliotheken“. Das war etwas Neues! Schon arbeitete Bekker auf der Pariser Bibliothek.

Am 25. November konnte die Commission ihre Arbeit als beendigt betrachten; sie reichte sie bald darauf dem Unterrichts-Departement ein. Die Bemerkungen der Klassensecretare waren

mit verarbeitet. So hatte die Commission ursprünglich den Zweck der Akademie mit Wilhelm von Humboldt's Worten also gefaßt: „Der Zweck der Akademie ist kein anderer als Bearbeitung der Wissenschaften und zwar so, daß dieses Object ihrer Arbeiten immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandelt werde, die Akademie daher stets im Forschen bleibe“. Diese Begriffsbestimmung mochte den Secretaren zu preciös oder zu skeptisch erscheinen. Der erste Paragraph wurde nun so formulirt: „Der Zweck der Akademie ist auf keine Weise Vortrag des bereits Bekannten und als Wissenschaft Geltenden, sondern Prüfung des Vorhandenen und weitere Forschung im Gebiete der Wissenschaft“. Daß die Secretare überhaupt zugezogen worden waren, wird in dem Schreiben an das Departement damit begründet, daß die Akademie ursprünglich vom Könige aufgefordert worden sei, selbst neue Statuten zu entwerfen, und daß die Klassensecretare seiner Zeit vom Könige bezeichnet worden seien. Das für die Akademie wichtigste Ergebniß des Reorganisations-Entwurfs war, daß sie eine selbständige Körperschaft blieb. Die Commission hat die Nothwendigkeit dieser Stellung eingehend dargelegt; einer näheren Verbindung mit der Universität, so führte sie aus, stünden unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; „einigermaaßen ist sie jedoch mit ihr verbunden, insofern den Mitgliedern der Akademie in Ansehung der Vorlesungen gleiche Rechte mit den ordentlichen Professoren gegeben werden“. Dieselben Schwierigkeiten hatten sich auch der Durchführung der Absicht entgegengestellt, eine organische Vereinigung mit den übrigen wissenschaftlichen Anstalten zu schaffen. Das große „Lehr-Institut“ war eben doch nur ein schöner Traum gewesen oder vielmehr — es ist ein bleibendes Ideal, das nicht durch Statutenparagraphen, sondern nur durch lebendiges Zusammenwirken aller wissenschaftlichen und künstlerischen Kräfte des Staates annähernd erreichbar ist. In Bezug auf die Akademie der Künste heißt es, daß sie „noch weniger Berührungspunkte darbot, um mit der Akademie der Wissenschaften in nähere gegenseitige Verhältnisse gesetzt zu werden“.

Die Haupteinbuße, welche die Akademie erlitt, war die Entziehung der großen wissenschaftlichen Institute (Königliche Bibliothek, botanischer Garten, Observatorium, chemisches Laboratorium u. s. w.), die bisher unter ihrer ausschließlichen Leitung gestanden hatten. Zwar sollte ihr das volle Benutzungsrecht verbleiben, aber man darf immerhin fragen, ob die Trennung, abgesehen von der

Bibliothek, nicht übereilt gewesen ist. Doch, der neu gestifteten Universität mußte die Akademie das Opfer bringen, denn der Staat war nicht reich genug, um doppelte Institute einzurichten. In beredten Worten hat aber Niebuhr dem Departement gegenüber die Nothwendigkeit dargelegt, wenigstens die Summe, die für große wissenschaftliche Untersuchungen der Akademie auszuwerfen sei, nicht karg zu bemessen. „Wir halten die Fähigkeit der Akademie, über einen solchen Fonds zu wissenschaftlichen Arbeiten mannigfaltiger Art zu verfügen, für die wahre Bedingung ihres ehrenvollen und nützlichen Daseins. Das Ansehen einer Akademie kann dem einzelnen Gelehrten Vieles erreichbar und zugänglich machen, was ihm sonst versagt bliebe, was aber auch so für seine Mittel zu kostbar wird. Gemeinschaftliche Arbeiten müssen die Akademie beleben; diese fordern aber nothwendig einen gemeinschaftlichen Fonds, denn die Akademie kann wohl die Kräfte ihrer Mitglieder in Anspruch nehmen, aber nicht Ausgaben von ihnen fordern, welche manche nicht leisten können."

Was die Bedürfnisse der neuen Zeit in Bezug auf Organisation einer Akademie forderten, war in dem Statut vorgesehen; überschätzt war aber das Maaß von Gemeinsamkeit, welches die einzelnen Wissenschaften noch unter einander aufrecht zu erhalten vermochten, und unterschätzt war die Höhe der zur Ausführung großer Arbeiten erforderlichen Summen. Am 24. Januar 1812 bestätigte der König das Statut, am 8. Februar ging es der Akademie durch den Minister von Schuckmann zu. Sie war auf eine feste Grundlage gestellt und in eine neue Bahn gelenkt — ein Jahr vor der großen Erhebung, die auch im Politischen dem Staate die Wiedergeburt bringen sollte. Die französische Sprache war schon seit dem Jahre 1807 so gut wie beseitigt; in diesem Jahre ist der letzte Band der „Mémoires" (für 1804) ausgegeben worden. Seitdem wurden alle Publicationen deutsch abgefaßt; nur die Preisfragen erschienen auch in französischer und lateinischer Sprache. In dem Statut ist von der französischen Sprache nicht mehr die Rede; aber ein patriotisches Forum und ein Tempel der nationalen Unabhängigkeit, wie es die Berliner Universität in der großen Zeit durch Fichte geworden ist, wurde die Akademie nicht. Sie konnte es nicht werden, denn durch ihren Zweck war sie von dem politischen Leben getrennt.

Das neue Statut kennt keinen Curator, keinen Präsidenten und Vicepräsidenten, kein Directorium mehr. Die Leitung der

Akademie ist in die Hände der vier Klassensecretare gelegt — den allgemeinen Sitzungen präsidiren sie abwechselnd je drei Monate —, zugleich aber ist möglichst dafür gesorgt, jede Bevormundung zu vermeiden und eine vollkommene Gleichheit der Mitglieder herzustellen. Das Oekonomische ist der Akademie fast ganz abgenommen, da sie nicht mehr ihre eigenen Einkünfte verwaltet, sondern eine Staatsdotation bezieht; nur die paar tausend Thaler, die für wissenschaftliche Unternehmungen ausgesetzt sind, unterstehen ihrer freien Verfügung. Die Zahl der ordentlichen, der Ehren- und der correspondirenden Mitglieder ist nicht beschränkt — „sie hängt lediglich von dem Bedürfniß der Wissenschaft und von den äußeren Umständen ab" —; aber die Zahl der auswärtigen ist auf 24 festgestellt, je acht in den naturwissenschaftlichen, je vier in den beiden anderen Klassen, ein Beweis, daß man die Zahl hervorragender Vertreter der Geisteswissenschaften für spärlich hielt Allgemeine Sitzungen sollen jeden Donnerstag stattfinden, und an jedem Montag soll abwechselnd eine der vier Klassen eine Klassensitzung abhalten: eine bedeutende Vermehrung der Arbeit! Öffentliche Sitzungen werden am 24. Januar (dem Friedrichs-Tag), an dem Geburtstag des Königs und am 3. Juli (Leibniz-Tag) gehalten. In den Gesammtsitzungen muß stets mindestens eine Abhandlung verlesen, in den Klassensitzungen kann auch ein freier, kürzerer Vortrag gehalten werden. Der Inhalt einer in der Gesammtsitzung zu lesenden Abhandlung ist acht Tage vorher bekannt zu geben. Mittheilungen über wissenschaftliche Gegenstände sind in jeder Sitzung allen Mitgliedern freigestellt. In den an den beiden Königstagen zu haltenden öffentlichen Sitzungen wird nicht nur ein Bericht über die Veränderungen im Schooße der Akademie gegeben, sondern auch (von einem der Secretare, so daß jede Klasse alle zwei Jahre an die Reihe kommt) ein Bericht über die Arbeiten der Klassen und über die Fortschritte, welche die Wissenschaft gemacht hat. „Damit die Berichte eine möglichst vollständige Übersicht darlegen, so trägt die Klasse jedem einzelnen ihrer Mitglieder einen Zweig der ihr zugehörigen Wissenschaften zur besonderen Verarbeitung auf, und diese theilen ihre Resultate zu gehöriger Zeit dem Secretar mit, der sie alsdann zu einem Ganzen verbindet." Nach diesem Berichte werden Abhandlungen verlesen, aber nur solche, die bereits der Akademie vorgelegen haben. Am Leibniz-Tage werden die Preisaufgaben bekannt gemacht, neue Mitglieder eingeführt und Gedächtnißreden auf die verstorbenen ge-

halten. Die letzteren sind spätestens am zweiten Leibniz-Tage nach ihrem Tode zu halten.

Jedes ordentliche Mitglied ist verpflichtet, so oft es die Reihe trifft, eine Abhandlung in der Gesammtsitzung zu lesen und sich den ihm von der Klasse oder der Gesammt-Akademie aufgelegten Arbeiten zu unterziehen; aber nach 25 Jahren kann es auf seinen Wunsch von allen Pflichten entbunden werden. Die wissenschaftlichen Werke der Akademiker unterstehen nicht der Censur. Jeder Akademiker ist befugt, Vorlesungen an der Universität zu halten.

Die Wahlen sämmtlicher Mitglieder stehen der Gesammt-Akademie zu auf Antrag der Klassen, bedürfen aber (mit Ausnahme der Correspondenten) der Königlichen Genehmigung. Zur Gültigkeit der Wahl ist die Anwesenheit von mindestens zwei Drittheilen der ordentlichen Mitglieder und Stimmenmehrheit der Anwesenden erforderlich. Die Secretare werden von den Klassen gewählt, und zwar auf Lebenszeit; ihnen kommt in allen Fragen bei Stimmengleichheit in der Klassensitzung eine doppelte Stimme zu (ebenso dem präsidirenden Secretar in der Gesammt-Akademie).

Gekrönte Preisschriften (nach Befinden auch solche, die das Accessit erhalten haben) werden von der Akademie in ihren jährlichen Publicationen abgedruckt. Diese erscheinen in vier Theilen (nach den Klassen); über die Aufnahme von Abhandlungen, die von Nicht-Mitgliedern eingesandt sind, entscheidet die Klasse, und zwar sind zwei Drittheile der Stimmen nöthig. Kein Mitglied darf seine Abhandlung der Drucklegung in der akademischen „Sammlung“ entziehen, wenn die Klasse sie wünscht; aber die nicht für den Druck approbirten, in der Sitzung verlesenen Abhandlungen werden der freien Verfügung ihrer Verfasser zurückgegeben. Über die Drucklegung entscheidet die Klasse mit Zuziehung der vier Secretare.

Die Bibliothek der Akademie soll nur die Schriften der gelehrten Gesellschaften „und ähnliche“, dazu encyklopädische Werke und Lexika umfassen; „alle andern der Akademie durch Schenkung oder sonst zukommende Werke werden, nachdem sie eine Zeitlang zum besonderen Gebrauch der Mitglieder ausgesetzt worden, an die große Königliche Bibliothek geliefert“.

Hatte Uhden dem akademischen Entwurf von 1809 vorgeworfen, daß er ohne Berücksichtigung des den Mitgliedern eines gelehrten Vereins gebührenden Zutrauens und ohne Achtung für die einer wissenschaftlichen Gesellschaft nothwendige Freiheit abgefaßt sei, so kann man diesen Tadel gegen das neue Statut

nicht erheben. Wie das von Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher inspirirte Statut der Universität Berlin dem Zwecke der Wissenschaft im höchsten Sinne entspricht und zur Freiheit des Geistes erzieht, so trägt auch das akademische Statut von 1811/12, das man Wilhelm von Humboldt und Niebuhr verdankt, den Stempel jenes Zutrauens zur Wissenschaft und jener Achtung vor ihrer Freiheit, die ihren Jüngern die höchste Verantwortung auferlegt.

Auf Grund des neuen Statuts wurden in den ersten Monaten des Jahres 1812 Maaßnahmen getroffen, welche die nicht einheimischen Mitglieder betrafen. Es wurden die durch das Statut bestimmten 24 ordentlichen auswärtigen Mitglieder gewählt: in der philosophischen Klasse Goethe[1]), Wilhelm von Humboldt, Jacobi in München und Stewart in Edinburg. Alexander von Humboldt wurde als einheimisches ordentliches Mitglied weitergeführt. Zu Ehrenmitgliedern wurden 21 ernannt, unter ihnen Vorgstede, Achard und F. A. Wolf; Kotzebue, von Knobelsdorff, Lucchesini waren von früheren Zeiten her unvermeidlich. Nicht weniger als 90 Correspondenten wurden gewählt, 48 in der physikalischen, 11 in der mathematischen, 8 in der philosophischen und 23 in der philologischen Klasse. Etwas mehr als die Hälfte waren Deutsche. Wer das Personalverzeichniß von 1812 überschaut, erkennt sofort, daß die Akademie nun erst, nach 100 Jahren, wirklich die wissenschaftliche und nationale Höhe erreicht hat: die besten deutschen Gelehrten hat sie sämmtlich theils als einheimische, theils als auswärtige oder correspondirende Mitglieder sich zu verbinden gewußt, und auch das Ausland war durch seine ausgezeichnetsten Kräfte in ihr vertreten. Die durchgreifende Revision der Liste der auswärtigen Mitglieder verdankt die Akademie vor allem A. v. Humboldt. Seinem maaßgebenden Einflusse ist es auch zuzuschreiben, daß die Zahl der naturforschenden Mitglieder so überwiegend wurde; sowohl unter den auswärtigen, als auch unter den correspondirenden zwe Drittel. Der Vorsprung, den die französische, englische und schwedische Naturforschung vor der deutschen besaß, blieb noch fast ein Menschenalter hindurch bestehen.

Fast Alles war geschehen, um die Akademie in die Lage zu versetzen, zum Segen der Wissenschaft und des Vaterlandes zu wirken, und doch fehlte noch Eins — festbestimmte, gemeinsame

[1]) Man erkennt hieraus, welche Verehrung Goethe, der kein zünftiger Gelehrter war, in der Akademie genoß. Man begnügte sich nicht damit, ihn zu den Ehrenmitgliedern zu zählen.

Aufgaben. Zusammenfassende Berichte über die Fortschritte der Wissenschaften zu geben, ist zwar in manchen Disciplinen eine lohnende Arbeit, aber gerade die tüchtigsten Forscher, welche selbst die Wissenschaft fördern, werden selten geneigt sein, die Rolle von Referenten zu übernehmen; auch ist ihre Zeit zu kostbar dafür. Das Existenzrecht einer Akademie durfte, nachdem das Virtuosenthum gefallen war, neben dem wissenschaftlichen Verkehr und Austausch der Gelehrten nur auf die Arbeit der einzelnen Klassen und auf den Großbetrieb der Wissenschaften gestellt werden.

Drittes Capitel.

Die Arbeiten und die wissenschaftliche Bedeutung der Akademie.

1.

Da sich auch in diesem Zeitraum die Interessen der Akademie noch immer besonders deutlich in den Preisaufgaben darstellen und ihre Beurtheilung als eine Hauptarbeit betrachtet wurde, so schicken wir eine Übersicht über sie voran. Die Bedeutung allerdings, welche sie früher gehabt hatten, nahm allmählich ab — das ist auch ein Beweis für den großen Umschwung in der Betrachtung und dem Betriebe der Wissenschaften —; am Ende unserer Periode rückten sie in die Peripherie. Der Schwerpunkt der Arbeiten der Akademie ist nicht mehr hier zu suchen; aber eine unverhältnißmäßige Summe von Zeit und Kraft ist auf die Beurtheilung der Preisaufgaben noch immer verwendet worden.

Man darf aber, wenn man aus ihnen ein Bild von den wissenschaftlichen Interessen der Akademie gewinnen will, nicht nur die wirklich gestellten Themata in's Auge fassen, sondern muß auch die nur vorgeschlagenen berücksichtigen, sowie die Verhandlungen, die sich über beide erhoben. Im Jahre 1786/87 wollte Ramler das Thema gestellt sehen: „Soll man die Mythologie der Griechen und Römer in neueren Gedichten beibehalten oder die älteste deutsche und nordische Götterlehre einführen oder das Wunderbare der christlichen Religion hernehmen?“ Die Frage, unmittelbar nach Friedrich's Tode gestellt, zeigt, daß die neuesten Bewegungen in der Poesie selbst einen Ramler beunruhigten; die Fassung der Aufgabe freilich beweist, daß die „Dichter“ der alten Generation die Poesie noch immer commandiren zu können meinten. Vier Jahre später schlug Gedike das Thema vor: „Was hat man für Gründe, noch jetzt bei dem gegenwärtigen Zustande der Gelehrsamkeit die

alten Sprachen als das Fundament aller gelehrten Erziehung anzusehen, und würde es für die Wissenschaften vortheilhaft oder nachtheilig sein, die Erlernung derselben nicht mehr als einen Theil des öffentlichen Gelehrten-Unterrichts zu betrachten, sondern solche höchstens nur auf gewisse Klassen von Gelehrten einzuschränken?" Man sieht, dieselbe Fragestellung, die heute noch die Gemüther bewegt, begann sie bereits im Jahre 1790 zu beschäftigen. Das Thema wurde nicht gestellt, und ebenso erging es einer Reihe von anderen Fragen, die einen scharfen Blick für wirkliche Probleme verrathen, z. B.: „Wie ernährten die Alten ihre Armeen?", „Anwendung der Statistik auf die alten Völker, um Bevölkerung, Handel u. s. w. kennen zu lernen", „War Brandenburg vor dem Dreißigjährigen Krieg wohlhabender und bevölkerter als um 1740?", „Einfluß der Schriftsteller unter Ludwig XIV. auf Geist und Cultur der europäischen Nationen".

Wie sehr die Kantische Philosophie die Akademie beschäftigt hat, wird die ganze folgende Darstellung zeigen; aber die volle „Unparteilichkeit", die sie sich ihr gegenüber zum Gesetz machte, bedeutete in Wahrheit eine grundsätzliche Ablehnung. Das zeigen die Verhandlungen in den Acten fast noch deutlicher, als die öffentlichen Kundgebungen. Als im Jahre 1797 wieder ein Thema in Bezug auf die Philosophie Kant's gestellt werden sollte, schrieb Zoellner: „Es dünkt mich der Akademie und der philosophischen Klasse derselben sehr würdig, soviel geschehen kann, dazu beizuragen, daß die Revolution in der Philosophie, die in der That so große Verwirrung macht, so bald als möglich in einen gewissen Ruhestand übergehe, nicht in den Ruhestand des Fortschlummerns, sondern des ernsten Fortwirkens! Aber dabei muß die Akademie allerdings mit einer ihr anständigen Parteilosigkeit zu Werke gehen, die sie vor aller Theilnehmung an dem angefachten Streite sichert". In den Urtheilen über die eingelaufenen Arbeiten („Über den Ursprung aller unserer Erkenntnisse") schreibt Engel (1799) u. A.: „Nr. 6 mag eine vortreffliche Schrift sein; aber ich kann darüber ebensowenig als über das Ding an sich ein Urtheil fällen. Nr. 7 und 8 sind dem Kantischen Systeme so geneigt, als daß die Akademie, die sich in der Frage selbst so bestimmt wider dieses System erklärt hat, eine von ihnen krönen könnte, ohne eben damit ihre Erklärung zurückzunehmen". Daß das unparteiisch war, wird man nicht behaupten können. Anders sprach sich in einem ähnlichen Fall Meierotto aus. Es sollte (für 1800) ein Thema über „die

Gothen und den Gothicismus“ ausgeschrieben werden. Ein Theil der Akademiker war, im Gegensatz zu den Romantikern — denn gegen sie war die Aufgabe gerichtet —, der Meinung, man solle es so fassen, daß die „Barbarei“ des Gothischen sofort hervortrete; namentlich Hirt urtheilte, das Mittelalter habe ja schlechterdings nichts besessen, als „aufgeraffte und barbarisch verzerrte Trümmer des Alterthums“, darüber sei man einig und solle das auch bei der Ankündigung der Aufgabe sagen. Allein Meierotto votirte: „Ich glaube nicht, daß die Akademie, indem sie eine Frage aufgiebt, bestimmen müsse, wohin das Urtheil fallen solle“, und er setzte es durch, daß man von jeder näheren Bestimmung absah.

Seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts fing man doch an, skeptisch gegen das bloße Raisonnement in der Wissenschaft zu werden. In dieser Richtung ist ein Votum von Klein (December 1804) sehr bezeichnend. Es sollte eine Preisfrage über die beste Erziehungsmethode der Menschheit gestellt werden. Der berühmte Jurist lehnte sie ab: „Mir scheint es nicht, daß es rathsam sei, eine Preisfrage auf die beste Art, die Menschheit zu bilden und zu entwickeln, zu setzen. Die Entwicklung des menschlichen Geistes nimmt schon von selbst ihren Gang, wenn man sie nur nicht hindert. Man bilde nur überall gute Bürger; die Menschheit wird alsdann schon von selbst fortrücken. Daher würde ich specielle Fragen den allgemeinen vorziehen. Mir scheint schon die Frage zu allgemein zu sein, wie der Preußische Staat seine Bürger bilden solle. Selbst der Begriff des Landmanns ist zu allgemein u. s. w.“ Hier spricht sich bereits der wissenschaftliche Geist des neuen Jahrhunderts im Gegensatz zum Geist der Aufklärung aus.

Die berühmteste unter den publicirten Preisaufgaben ist die wiederholt gestellte, endlich (im Jahre 1795) zur Zufriedenheit der Akademie gelöste: „Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnizens und Wolff's Zeiten in Deutschland gemacht hat?“ Ein doppelter Preis wurde ertheilt. Die Hälfte erhielt Schwab in Stuttgart, je ein Viertel Abicht in Erlangen und Reinhold in Kiel, der Prediger Jenisch in Berlin das Accessit. Aber im Stillen hatte Kant selbst das Thema bearbeitet (schon für 1791), doch wollte er nicht concurriren. Aus seinen Papieren — es fanden sich drei unvollständige Aufsätze — hat im Jahre 1804 Rink die Abhandlung veröffentlicht: Über die von der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1791 ausgesetzte Preisfrage: ‘Welches sind die wirklichen Fortschritte u. s. w.’“.

„Metaphysik", sagt er hier, „ist die Wissenschaft, von der Erkenntniß des Sinnlichen zu der des Übersinnlichen durch die Vernunft fortzuschreiten." „Metaphysik ist ein uferloses Meer, in welchem der Fortschritt keine Spur hinterläßt und dessen Horizont kein sichtbares Ziel enthält, an dem, um wie viel man sich ihm genähert habe, wahrgenommen werden könnte. In Ansehung dieser Wissenschaft, welche selbst fast immer nur in der Idee gewesen ist, ist die vorgelegte Aufgabe sehr schwer, fast nur an der Möglichkeit der Auflösung derselben zu verzweifeln, und sollte sie auch gelingen, so vermehrt noch die vorgeschriebene Bedingung, die Fortschritte, welche sie gemacht hat, in einer kurzen Rede vor Augen zu stellen, diese Schwierigkeit. Denn Metaphysik ist ihrem Wesen und ihrer Endabsicht nach ein vollendetes Ganze, entweder Nichts oder Alles, was zu ihrem Endzweck erforderlich ist; kann also nicht, wie etwa Mathematik oder empirische Naturwissenschaft, die ohne Ende immer fortschreiten, fragmentarisch abgehandelt werden. Wir wollen es gleichwohl versuchen." Ob Kant die Ungunst der Akademie gekannt und ihr deshalb seine Schrift nicht vorgelegt hat? Ob er selbst nicht von seiner Arbeit befriedigt gewesen ist?

Für das Jahr 1799 wurde wiederum eine philosophische Preisaufgabe gestellt mit Beziehung auf die Kantische Philosophie: „Über den Ursprung aller unserer Erkenntnisse". Sie wurde bis zum Jahre 1801 verschoben. Eine sehr große Anzahl von Bearbeitungen lief ein, unter denen die beiden, einen entgegengesetzten Standpunkt vertretenden Abhandlungen von Bendavid (Berlin) und Degerando (Paris) gekrönt wurden. Die Preisaufgabe für 1807: „Giebt es eine unmittelbare innere Wahrnehmung" lösten Suabedissen (Lübeck) und Biran (Präfect zu Tarn), die für 1809: „Anwendung der Analysis in der Philosophie", Hoffbauer (Halle) und Francke (Sonderburg). In den für das Jahr 1811 und 1813 gestellten philosophischen Thematen — das erstere fand keinen Bearbeiter — spürt man bereits ein neues philosophisches Interesse: „Über das Verhältniß der Einbildungskraft zum Gefühl" und „Über den Einfluß des Cartesius auf Spinoza". Es ist Schleiermacher gewesen, der die Aufmerksamkeit auf diesen Philosophen energisch gelenkt hat. Bemerkenswerth ist, daß (s. Mémoires 1803 p. 12 und ebendort, Classe de philosophie spéculative p. 63f.) ein alter Militär, der in Köpenick lebte, von Miloszewski, testamentarisch (er starb im Jahre 1796) einen besonderen Preis für speculative Philosophie, der alle vier Jahre zur Vertheilung

kommen sollte, mit einem Kapitale von 10000 Thlr. gestiftet hat. Den Preis erhielt zum ersten Male Franke (Husum) für die Lösung der Aufgabe: „Über die analytische Methode in der Philosophie" (1805). Dankbar sprach die Akademie es aus, daß in einer Zeit, „où on affecte peut-être un peu trop de déprimer la philosophie spéculative", ein Preis für diese, und zwar von einem Militär, gestiftet worden sei.

Die philologisch-historische Klasse hat eine Reihe interessanter Aufgaben gestellt. Für 1792 (verschoben bis 1794): „Vergleichung der Hauptsprachen Europas, lebender und todter, in Bezug auf Reichthum, Regelmäßigkeit, Kraft, Harmonie und andere Vorzüge; in welchen Beziehungen ist die eine der anderen überlegen, welche kommen der Vollkommenheit menschlicher Sprache am nächsten?" Den Preis erhielt der Prediger Jenisch in Berlin. Die Aufgabe „Über die Vervollkommnung der deutschen Sprache" (1793) löste Campe (Braunschweig); das Accessit erhielt der Pastor Kinderling (Calbe a. S.). Für 1796 war das Thema gestellt worden: „Si, non obstant le progrès que toutes les sciences ont faits dans les temps modernes, et le degré de perfection où elles sont parvenues, l'étude et la recherche historique de l'état où elles se trouvaient chez les peuples anciens, peuvent encore être utiles de nos jours. Dans quelles sciences et dans quelles branches particulières de ces sciences elles peuvent l'être? En quoi leur utilité consistera?" Das Ausschreiben wurde für das Jahr 1797 wiederholt und dann der Preis zwischen dem Prediger Jenisch und Tiedemann (Marburg) getheilt. Für das Jahr 1800 wurde die Aufgabe „Über die Gothen und den Gothicismus" gestellt (s. oben), bis 1802 verschoben, für 1804 in neuer Fassung wiederholt und mit dem doppelten Preise ausgestattet, endlich bis 1806 verschoben; allein es lief keine Arbeit ein, die man zu krönen vermochte. Für das Jahr 1800 wurde von der Gesammt-Akademie als Jubelpreis die Aufgabe gestellt: „Comment Frédéric II. a-t-il influé sur le progrès des lumières, et en général sur l'esprit de son siècle?" Gedike hatte diese Aufgabe schon früher vorgeschlagen, aber sie wurde auf die Jubiläumsfeier der Gründung der Akademie verschoben; verlangt war ein historischer Panegyricus im Stile der Académie Française. Den Preis erhielt der Prediger Gebhard in Berlin. Ein anderer Prediger, Boysen (Quedlinburg), gewann im Jahre 1803 den Preis für die Lösung der Aufgabe: „L'appréciation morale

de l'action peut-elle entrer en considération, quand il s'agit d'établir et d'appliquer une loi pénale? et, si elle y entre, jusqu'à quel point peut-elle entrer?" Nicht weniger als 17 Arbeiten waren eingelaufen, von denen zwei das Accessit erhielten. Im Jahre 1804 wurde der Preis eines Ungenannten — es war der Graf Zenobio (Venedig) — ausgeschrieben: „Warum die Civilisation vom Orient ausgegangen ist, und warum sich im Occident nichts selbständig entwickelt hat." Der cand. theol. Ückert (Helmstädt) erhielt ihn. Auf die mit dem doppelten Preise ausgestattete Frage für 1806: „Déterminer l'état où se trouvaient les arts de la Parole et les arts du Dessin parmi les peuples du moyen âge?" lief keine Arbeit ein, die gekrönt werden konnte. Für 1808 stellte die philologische Klasse das Thema: „Die Grenzlinien der römischen Herrschaft in allen Theilen des alten Germaniens", und für 1810: „Über die Amphiktionen" (Tittmann in Dresden erhielt den Preis).

Aus der Mathematik, mathematischen Physik und Astronomie wurden zehn Aufgaben gestellt, die aber fast alle nicht oder nicht genügend bearbeitet worden sind, ein deutliches Zeichen, daß in Deutschland die strengen naturwissenschaftlichen Studien im Rückgang waren, oder doch den Aufschwung nicht mitgemacht hatten, der sich in anderen Ländern zeigte. Gekrönt wurde (1794) die Bearbeitung eines ballistischen Themas (Rohde, Ingenieur-Lieutenant in Potsdam) und in demselben Jahr eine meteorologische Abhandlung von Zylius (Rostock). Den Preis für eine chemische Arbeit — die Fragestellung zeigt, daß die deutsche Chemie zurückgeblieben war — erhielt im Jahre 1791 Wiedemann (Württemberg): das Thema hatte gelautet: S'il est effectivement démontré qu'il n'existe dans la nature que cinq espèces de terres élémentaires? Si elles peuvent être transmuées l'une dans l'autre? et dans ce cas comment cette mutation peut être opérée?" Eine zweite chemische Arbeit über die Beziehung von Elektricität und Hefeproceß (zuerst gestellt für 1801) wurde 1803 gekrönt. Wrede (Berlin) erhielt den Preis. Schon vorher (1799) hatte Schrader (Berlin) den doppelten Preis erhalten für die Lösung der zuerst für das Jahr 1797 gestellten botanisch-chemischen Aufgabe, welche „principes terreux" sich im Getreide befinden und wie sie hineingelangen.

Der Eller'sche Preis ist zweimal ertheilt worden. Zwar hat die Aufgabe, durch welches chemische Mittel man bei der Gerberei

die Eichenrinde ersetzen könne, keine genügende Bearbeitung gefunden; aber die Frage nach der Thierernährung wurde von Pastor Großmann (Sintzlow) im Jahre 1788 zur Befriedigung gelöst, und im Jahre 1805 wurde Kausch (Militsch) der Preis für eine Abhandlung über den Milzbrand zuerkannt. Da der König, von Woellner bestimmt, sich für die Lösung praktisch-wirthschaftlicher Fragen interessirte, so wurde zweimal eine außerordentliche Preisaufgabe (100 Ducaten) in dieser Richtung gestellt: „Über die beste Construction von Chausséen", 1787, den Preis erhielt Stegmann (Magdeburg), und „Über Koppelwirthschaft", 1791, den Preis erhielten Dreyer (Berlin) und Hubert (Zossen). Endlich wurde im Jahre 1789 mitgetheilt, daß der verstorbene Leibarzt Cothenius der Akademie ein Kapital von 1000 Thlr. testamentarisch (14. Februar) vermacht habe mit der Bestimmung, alle zwei Jahre einen Preis auszuschreiben für die Lösung einer Aufgabe aus den in die Oekonomie, Agricultur und den Gartenbau einschlagenden Wissenschaften. Zum ersten Male erhielt (1800) ihn der Pastor Neumann (Templin); im Jahre 1806 wurde er für die Lösung der Aufgabe „Structur, Verrichtung und Gebrauch der Lungen" Reißeisen (Straßburg) ertheilt. Die Akademie beschloß aber, da eine zweite Abhandlung ebenfalls preiswürdig erschien, ihrem Verfasser statt eines bloßen Accessit eine goldene Medaille zuzuerkennen; als Verfasser ergab sich — Sömmering.

2.

Hertzberg's energisches Unternehmen, die Wissenschaft innerhalb der Akademie durch Deutsche pflegen zu lassen, sichert ihm ein dankbares Andenken, so unvollkommen auch die Ausführung gewesen ist. Er war überzeugt, daß die Spitzen der Berliner Aufklärung wirklich die geistigen Führer der Nation und die ersten Celebritäten Deutschlands seien. So nahm er sie (s. oben S. 365) fast sämmtlich auf — daß Biester und Nicolai gewählt wurden, verhinderte zunächst noch Woellner — und machte den deutschen Rationalismus, wie er namentlich von den Berliner Predigern ausgebildet worden war und längst schon sehr nahe Beziehungen zur Akademie hatte, zur herrschenden Macht in ihr[1]). Die leitenden Geister der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" und der „Berliner

---

[1]) Man beachte auch, daß die akademischen Preisträger größtentheils dem geistlichen Stande angehörten.

Monatsschrift" erhielten erst wirklich Bürgerrecht in der Akademie, nachdem sich ihre heilsame Bedeutung für die philosophische und litterarische Bewegung in Deutschland erschöpft hatte; denn um 1790 hatten sie ausgespielt. Man braucht noch bei weitem nicht das parteiische Urtheil Fichte's über sie zu unterschreiben, ja man kann Biester's günstiger Charakteristik der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" beistimmen und wird doch gestehen müssen, daß diese „Aufklärung", nachdem sie ein Menschenalter hindurch ihre Dienste gethan hatte, zum Hemmniß geworden war. Damit ist nicht behauptet, daß sie nicht Elemente in sich besessen hätte, in denen sie ihrem romantischen, ja ihrem „klassischen" Gegner überlegen war; aber die Geschichte pflegt mit den relativen und peripherischen Vorzügen einer alten Denkweise wenig Federlesens zu machen, wenn sie einen Umschwung der Dinge betreibt. Die Enkel mögen zusehen, wie sie die Güter wieder einbringen, welche ihre Großväter als unwerth bei Seite werfen mußten, um ihre neuen Ideale durchzusetzen!

Parteiisch ist Hertzberg bei seiner Neubildung — niemals hat die Akademie eine so gewaltsame erlebt, auch nicht 1744/46 — nicht verfahren; auch Woellner und der orthodoxe Silberschlag, auch die Halbfranzosen Castillon, Ancillon und Erman wurden aufgenommen; aber jene bedeuteten wissenschaftlich nichts, und diese fügten sich auf's beste zu den Philosophen der Akademie, die noch von Friedrich's Zeit her sie bestimmten, Merian, Formey und Beguelin. Unter ihnen war Merian der leitende und ist es bis 1807, das heißt bis zu seinem Tode, geblieben.

Merian's Stellung zu den philosophischen Problemen ist oben (S. 351ff.) kurz charakterisirt worden. Er war mehr Empirist als Rationalist; aber auch die Jünger aus Wolff's Schule hatten in der zweiten Generation nicht nur die schwerfällige Rüstung der Demonstrirmethode abgestreift, sondern waren mit dem einen Fuß auf den empirischen Boden übergetreten. So kam man sich entgegen. Der Eklekticismus, der da entstand, war eine behagliche Denkweise und ermöglichte ein bequemes Verfahren: man gab sich als nüchternen Beobachter, als Empiristen von hellem Auge und scharfem Urtheil, aber verstohlen machte man Anleihen bei dem alten Dogmatismus: jene Empirie und diese Anleihen zusammen waren „der gesunde Menschenverstand". Das nicht ganz durchsichtige Geschäft verdeckte man sich und Anderen durch eine kleine Dosis von Skepticismus, die man allen philosophischen Erörte-

rungen beimengte. Bei den Denkern — zu ihnen gehörte unstreitig Merian — war dieses Verfahren das wirkliche Ergebniß ihrer philosophischen Bemühungen: ein achtungswerther Verzicht auf eine völlig eindeutige Methode und auf ein „System", mit dem Bewußtsein dieses Verzichts. Sie wollten die Probleme aufrecht erhalten, die sie nicht zu lösen, und die Güter bewahren, die sie nicht zu vertheidigen vermochten. Die große Menge der Popularphilosophen aber spürte den Verzicht gar nicht. Wie sie ihre Philosophie nicht durch Nachdenken gewonnen hatten — sie war ihnen gleichsam als fertiges Product aus dem Culturproceß in den Schooß gefallen —, so hielten sie sie mit der unerschütterlichen Sicherheit fest, mit der man ein Programm, auf dem die eigene bürgerliche Existenz beruht, zu umklammern pflegt. An die Stelle der straffen scholastischen Methode war die lockere Disciplin eines halb metaphysischen, halb empirischen Denkens getreten, und wie diese selbst aus dem Mangel an wissenschaftlichem und sittlichem Ernst geboren war, so steigerte sie ihrerseits wiederum diesen Mangel. Es ist nicht Fichte, sondern Goethe gewesen, der das Wort gesprochen hat: „Eigentlich kommt Alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nach dem sie sind, sind auch die Gedanken". Die Philosophie war in diesen Kreisen kein Stahlbad mehr zur Gesundung des Geistes, sondern ein Teich, in welchem man selbstzufrieden herumplätscherte. Die Weltanschauung war nicht durch Anspannung aller Kräfte selbständig gewonnen, sondern sie war in der That ganz „natürlich" entstanden.

In diesen behaglichen Zustand eines conventionellen Idealismus fuhr der erstaunliche Kant hinein. Die drei „Kritiken", die 1781 (1787), 1788 und 1790 (1793) erschienen, verwandelten die ganze Situation. Der Dogmatismus soll ebensowenig gelten wie der Empirismus; auch nicht durch einen bequemen Eklekticismus sind beide auf einer Fläche in einander zu schieben, sondern durch die höchste und consequente Anspannung der wissenschaftlichen und der moralisch-religiösen Kräfte ist einerseits ein genaues Bild der sinnlichen Welt und der lückenlosen Abfolge ihrer Erscheinungen zu gewinnen, andererseits die Gewißheit eines übersinnlichen Reiches zu begründen, welches sich im geistig-sittlichen Leben der Menschheit offenbart. Es kann immer nur geahnt, postulirt, geglaubt, niemals aus der Vernunft, die in der Bewegung der sinnlichen Dinge steckt, bewiesen werden. Es ist höher als diese Vernunft;

denn es ist nur dort, wo innere Erhebung und Ehrfurcht, wo der Aufschwung zum Guten waltet. Die Güter, die der Dogmatismus festhalten wollte, rettete auch Kant — aber er zeigte, daß die gemeine Aufklärung sie um einen billigen Preis gekauft zu haben glaubte und daher in Wahrheit gar nicht besaß. Er erhöhte den Preis, aber er erhöhte auch das Gut! Nicht mehr ein construirter Gott als verständige Hypothese, sondern Gott als das All-Eine, Mächtige, Gute, das sich in dem geistig-sittlichen Leben der Menschheit offenbart und an der Natur sein Kleid und sein Mittel hat.

Wie stellte sich die Akademie zu Kant? Man darf ihr das Zeugniß nicht versagen (s. S. 451 f.), daß sie sich eifrig und fleißig mit der neuen Philosophie beschäftigt hat. Merian, Ancillon und Selle — um nur diese drei zu nennen — haben es sich sauer werden lassen, sie wirklich zu bekämpfen; sie haben dabei vom empirischen Standpunkt Erwägungen geltend gemacht, die noch heute ihren Werth behaupten. Daß ein großer Denker erstanden sei, haben auch Biester und Engel nicht verkannt, so unsympathisch ihnen diese Philosophie auch war. Nur Nicolai und seines Gleichen zeigten von Anfang an und bis zuletzt eine hoffnungslose Verhärtung. Sie wußten schon Alles, waren im Voraus mit der Widerlegung fertig und rechneten die neue Philosophie einfach zu den großen Verirrungen, zumal nachdem sich die nachkantischen Systeme entwickelt hatten.

In würdigstem Tone und voll Respect gegen den großen Philosophen, der ja auch seit 1786 auswärtiges Mitglied der Akademie war, ist Alles gehalten, was in den „Mémoires“ über und gegen ihn zu lesen steht. Aber wie meines Wissens keine einzige Abhandlung genannt werden kann, die von durchschlagender Bedeutung für die Kritik des neuen Systems geworden ist, so vermißt man doch fast überall die volle Anerkennung, die der Größe Kant's gebührt. Weder für die Energie und Straffheit seines Denkens, noch für die Klarheit, mit der er das Wesen der Empirie und des Dogmatismus unterschieden hat, findet man ein entsprechendes Verständniß. Man wird es heute den Akademikern nicht zur Last legen, wenn sie den Ausweg, den Kant suchte und gefunden zu haben glaubte, nicht als solchen anerkannt haben, wenn sie dem „a priori“ sowohl als der „praktischen Vernunft“ skeptisch gegenüberstanden. Aber sie meinten, jede strenge Erkenntnißtheorie ablehnen und ihren Empirismus, der doch keiner war, festhalten zu können. Sie empfanden bei ihrem lockeren

Denken nicht, daß Kant sie vor ein unerbittliches Dilemma stellte, und sie fühlten nicht, daß ein moralischer Genius erschienen war, um nicht nur mit den laxen Gedanken, sondern noch viel mehr mit den laxen Gesinnungen aufzuräumen.

Die philosophische Richtung in der Akademie änderte sich langsam. Der Beginn der Änderung fällt genau mit dem Anfang des Jahrhunderts zusammen, und sie wurde nicht von den zünftigen Philosophen — sie nahmen Nicolai im Jahre 1799 auf! —, sondern durch die Einwirkung der Mitglieder der anderen Klassen herbeigeführt. Moritz gehörte der Akademie zu kurze Zeit an (1791–1793), um Einfluß zu gewinnen, und war auch, wie Hirt, der andere Freund Goethe's, zu einseitig ästhetisch interessirt. Aber mit Hufeland's Eintritt in die Akademie und durch Beyme's Bemühungen gewann der Geist Weimars und Jenas Boden. Diesen beiden Männern verdankt die Akademie den Anfang des Umschwungs. Der Mediciner Walter, der scharfblickende Jurist Klein, der Staatsmann und einflußreiche Director Borgstede, Hirt und Andere traten auf Hufeland's Seite, die bald durch die Aufnahme von Thaer, Tralles und Johannes von Müller verstärkt wurde. Bereits im Anfange des Jahres 1805 durfte man es wagen, Fichte vorzuschlagen (s. oben S. 397ff.), und wenn auch seine Aufnahme fast eine Unmöglichkeit war und zur Sprengung der Akademie geführt hätte — er erhielt doch von 28 Stimmen dreizehn!

Aber erst mit der moralischen Wiedergeburt nach der Katastrophe vollzog sich die wissenschaftliche. Zwei große geistige Strömungen trafen zusammen, zum Theil in denselben Männern mit originaler Kraft wirksam; erst in ihrer Vereinigung entstand ein Neues. Man kann sie durch Namen kürzer bezeichnen als durch Definitionen: Fichte, Schleiermacher, F. A. Wolf, Niebuhr, Stein und Wilhelm von Humboldt. Der universalste unter ihnen ist Schleiermacher gewesen.

Wie sich durch Fichte und Stein, wie sich durch die patriotischen großen Staatsmänner — vor allem im Unterrichtswesen — der Umschwung vollzogen hat, das kann hier nicht erzählt werden. Die Akademie hat dankbar die Früchte dieser moralisch-politischen Reformation empfangen, aber sie selbst hat keinen Antheil an ihr gehabt und konnte ihn vielleicht nicht haben. Zwar war Wilhelm von Humboldt ihr Mitglied, und in ihrem eigenen Hause hat sie selbstthätig reformirend gearbeitet, aber doch nur

als wissenschaftliche Körperschaft; alles Übrige lag ihr fern. Im Innersten aber wurde sie berührt durch den Umschwung, der sich im allgemeinen geistigen Leben vollzog. Es war nicht nur ein Umschwung der Philosophie oder gar nur der Philologie; es handelte sich um etwas viel Universaleres.

Von Polyhistorie und Raison war das geistige Leben des 18. Jahrhunderts bestimmt gewesen, ein Klassicismus fortwirkender, lebendiger Tradition, aber in beschränkten vorgeschriebenen Formen: Ciceronianismus — keine Spur von „Griechheit“ —, theils französisch gefärbt, theils in deutscher Schulgestalt. Seine Stärke lag in der Klarheit seiner Deductionen und Darstellungsmittel, in der Leichtigkeit der Propagation und in der siegreichen Kraft, die er gegen Aberglauben aller Art behauptete. Auf objective und nothwendige Erkenntniß war Alles gerichtet; der hervorragende Kopf unterschied sich von dem gewöhnlichen nur durch den weiteren Umfang seiner Kenntnisse, die größere Klarheit seiner Schlüsse und die helleren Funken seines Esprits. Das Innenleben kam nur als Penetration, Geschmack, Grazie, rhetorische Kunst und, da ein großer Mann unstreitig auch ein guter Mann sein müsse, als „Moral“ zu Wort. In den Ausdrucksformen war das Alles, wenigstens in der höheren Gesellschaft, wirklich angeknüpft an die spätrömische bez. die gallische Antike in eigenthümlicher Fortbildung. Es ist geschichtlich angesehen unstatthaft, hier von einer „künstlichen Nachahmung“ zu sprechen; der klassische Idealismus, der diese Welt abgelöst hat, war in gewissem Sinn viel „künstlicher“; er war viel weniger ein geschichtliches Naturproduct als diese Denk- und Lebensweise, die ihren legitimen Stammbaum durch die Jahrhunderte hindurch nachzuweisen vermochte, und ein niemals ganz erloschenes Leben.

Was die Wissenschaften anlangt, so waren sie bis zum letzten Drittel des 18. Jahrhunderts noch nicht so differenzirt und durch Specialitäten belastet, daß ein einzelner fähiger Kopf sie nicht zu überschauen vermochte. Ein wirklich Gelehrter mußte deshalb immer noch ein Universalgelehrter sein. „Ehe nicht Einer Alles weiß, ist die Welt nicht verstanden“ — damals gab es Viele, die überzeugt waren, Alles zu wissen und daher die Welt zu verstehen. Die ganze Wissenschaft war in den wohlgerundeten Kreis des von dem Verstande erfaßten, von der Vernunft durchleuchteten Weltbildes hineingezogen. Daneben gab es nichts als „gothischen“ Aberglauben.

Über diese Welt- und Lebensanschauung, die sich im Tiefsten weder durch Hume noch durch den Materialismus hatte erschüttern lassen, kam der Genius, der sie sprengen sollte, Rousseau. Er entband neue Kräfte und fand ungeahnte Bundesgenossen. Neben ihn muß man die Namen Winckelmann, Herder, Kant, Wolf, Goethe, Schiller und Wilhelm von Humboldt stellen, um den Reichthum zusammenwirkender Strömungen zu übersehen. Die Wiedererweckung der Antike, der griechischen Kunst und Plato's, ist auch diesmal nicht, so wenig wie im 15. Jahrhundert, das treibende Moment gewesen — daß man sie zu erwecken vermochte und wie man sie erweckt hat, darin lag die Kraft.

Entfesselt wurde von Rousseau die Individualität und das innere Seelenleben, entfesselt durch die Phantasie und den Drang nach Freiheit. Was man bisher für letztere gehalten, war Zwang, die gerühmte Bildung erschien hohl, das Gefühl leer. Entwicklung des Eigenlebens, der Subjectivität, Entfaltung und Bildung des eigenen Innern durch den eingeborenen lebendigen Trieb — das war die Losung. Hatte sich die Aufklärung insofern von der Geschichte emancipirt, als sie ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte, da sie sie auf allen Linien überholt habe, so vollendete Rousseau scheinbar diesen Emancipationsproceß, indem er die Subjectivität allem Geschichtlichen zu entziehen trachtete. Allein die Vollendung eines geistigen Processes bedeutete auch hier seine Aufhebung. Indem Rousseau die gepriesene Gegenwart selbst zur schlechten Geschichte rechnete und so tabula rasa machte, leitete er die kommende Generation dazu an, sich genialisch-kritisch zur Geschichte zu stellen — denn der Mensch wird seiner Vergangenheit niemals ledig —, und indem er die Gefühle des Erhabenen stärkte, lehrte er es aufsuchen[1]).

Ungebunden und gewaltsam nahm das Innenleben den Principat in Anspruch — diese Bewegung hätte nicht von Dauer

---

[1]) Es ist paradox, aber es ist so, daß die geschichtlich-philosophische Stufe der allgemeinen Cultur im Gegensatz zur supranaturalistischen und zum „natürlichen System" von Rousseau, dem geschichtslosen, begründet ist — freilich nur deshalb, weil die Zeit erfüllt war, das Alte sich ausgelebt hatte und man überall nach einem tieferen Sinn des Lebens ausschaute. Daß die Signatur des neuen Zeitalters sehr bald die Erforschung der organischen Zusammenhänge wurde, denen das Individuum — aber auch alle übrigen Erscheinungen — eingeordnet sind, ist freilich nicht Rousseau's Verdienst. Aber den Sinn für das Bewegte und Lebendige, das Hohe und Erhebende hat er geweckt.

sein können, sie hätte sich, wie es in der Romantik geschehen, schnell erschöpfen oder in fremden Dienst begeben müssen, wenn sie nicht sittlich gefestigt worden wäre und, auf große intellectuelle und ästhetische Ideale gelenkt, Ordnung, Maaß und Ziel empfangen hätte. Jenes geschah durch Kant, dieses durch die Klassik. Ob und in wie weit beide von Rousseau beeinflußt worden sind und wo ihre selbständigen Wurzeln liegen, braucht uns hier nicht zu kümmern. Genug, daß auch Kant das Innenleben zum Ausgangspunkt des Denkens über die Welt gemacht hat — nicht erst in der Kritik der praktischen Vernunft —, aber das sittlich, ja überweltlich erfaßte Innenleben. Und wer wollte leugnen, daß schon in Winckelmann's Wiedererweckung der griechischen Kunst, dann in Herder's Philosophie der Geschichte, in Wolf's Alterthumswissenschaft, in Schleiermacher's „Reden", aber auch in Goethe's, Schiller's und Humboldt's Klassicismus das neue subjective Element das stärkste ist? Nur die Zucht der Gedanken und Empfindungen und die überzeugte Einsicht, die höchsten Ideale dort suchen zu müssen, wo Maaß und Ordnung mit der Phantasie vermählt sind, unterscheidet sie von den Romantikern. Jenes „nur" bezeichnet aber eine feste Grenze; es ermöglichte erst den Übergang der neuen Bewegung in die Wissenschaft. Ohne dasselbe drohte Alles in bloßen Anregungen und lebhaften Anempfindungen aufzugehen; mit ihm wurde es die segensreiche Kraft des Jahrhunderts. In dem griechischen Alterthum fand man, was man suchte. Die neue Philologie traf mit einem neuen Verständniß des Menschen und mit dem geweckten Kunstsinn zusammen. Indem der Mensch das Hauptstudium wurde in der unendlichen Anzahl seiner Typen, warf man sich auf Völker-Poesie und -Geschichte; aber Wolf zuerst schuf eine methodische Wissenschaft, die Wissenschaft des klassischen Alterthums, und wußte der neuen Philologie eine Anziehung zu geben, daß sie Sympathien und eine fast religiöse Begeisterung erweckte. Weil man den Geist des Alterthums, wie man ihn auf seinen Höhen empfing, verehrte, nahm man es auch genau mit dem Buchstaben und wollte die ganze herrliche Welt wiedererwecken, die einst eine Wirklichkeit und auch jetzt noch kein Traum schien. Die Liebe, ja eine Art Cultus der Antike, hat die Philologie geschaffen, zunächst als die herrliche Kunst, die alten Schriftsteller zu verstehen, sie in sich aufzunehmen und das eigene Innere an ihnen zu bereichern. Niebuhr spricht von „der sich der ganzen Seele anschmiegenden Kenntniß des Alterthums" und zweifelt nicht, „daß Alterthumswissenschaft immer

das Salz der Erde war“. Er ist es gewesen, der den Geist der Geschichte als Wissenschaft erweckt oder doch zu ihm hingeleitet hat. Wolf blieb der Philologe, der die von der Theologie befreite Alterthumswissenschaft als die Wissenschaft verkündigte; wer ihm strenge Heeresfolge leistete, beurtheilte die Geschichte nur als Hülfswissenschaft der Philologie, die einen bisher unbekannten Gott im Tabernakel verehrte. Erst Niebuhr hat begriffen, was die Aufgabe der Geschichte sei und was geschichtliche Kritik zu leisten vermag. Die „Römische Geschichte“ war ihm nur ein Paradigma dafür. An diesem Stoffe zeigte er, daß der Historiker Besseres vermöge, als die Berichte der Überlieferung zu paraphrasiren und sie mit einem philosophischen Raisonnement im Geschmacke der Zeitbildung zu begleiten. Indem er, der Kenner des Bauernstandes, der gewiegte Finanzmann, der patriotische Staatsmann, die Tradition durchforschte, gelang es ihm, hinter die Berichte zu kommen, während der Rationalismus sich damit begnügt hatte, mit allgemeinen kritischen Bemerkungen über ihnen zu schweben. Wo er frei werden sollte, blieb er gebunden, wo er gebunden bleiben sollte, gestattete er sich Willkür. „Niebuhr aber lehrte das Antlitz der Dinge anschauen und mit freier Brust erforschen, zerstörte die Gewalt dunkler Ideen und vieldeutiger Worte und machte der Unterwerfung des Geistes und Urtheils unter den überlieferten geschriebenen Buchstaben ein Ende.“ Niebuhr's Auffassung der römischen Geschichte war — so hat man mit Recht gesagt — eine Ergänzung und Entwicklung der Wolf'schen Kritik, und kein geringerer Glanz, als der, den die neue Auffassung des Homer auf Halle geworfen hatte, fiel jetzt auf Berlin zurück. Nicht nur der historische Charakter der Alterthumswissenschaft steht seit Niebuhr's Römischer Geschichte fest, sondern alle Geschichte hat er als Volks- und Staatsgeschichte verstehen gelehrt, ihren inneren Aufbau aufgedeckt und der Geschichte den Principat in den Geisteswissenschaften erobert. Er vermochte das, weil er den ganzen Reichthum seiner edlen Persönlichkeit und seine Weisheit, die keine Schulweisheit war, in die Sache warf, weil er die Mächte kannte, die eine jede Geschichte bestimmen. Zum Universalhistoriker berufen, hat er fast zufällig an der römischen Geschichte seine Kunst erprobt. „Möchten doch“, schrieb Goethe schon 1811, „alle ähnlichen Erscheinungen der Weltbegebenheiten auf diese Weise behandelt werden“, und nach Niebuhr's Tode im Januar 1831: „So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut.

Die sämmtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an, aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren". Die allgemeine und die ethische Bedeutung der Geschichtsschreibung Niebuhr's kommt in diesem schlichten Zeugniß zum Ausdruck: niemals ist einem Historiker ein höheres Lob gespendet worden. Und dieser Historiker war ein preußischer Patriot. „In Noth und Schmach hatte er das preußische Volk zuerst kennen gelernt und schloß sich ihm an mit aller Leidenschaft seines großen Herzens."

Neben Wolf und Niebuhr steht in der Akademie als Mitbegründer der modernen Geisteswissenschaften Schleiermacher. Er ist universaler als beide; wir Deutschen haben überhaupt keinen Genius besessen, der so wie er jedes Individuelle in seiner Eigenart rein nachzuempfinden und es als Kundgebung eines Universellen zu würdigen vermocht hätte. Sein Geist, in der Religion wurzelnd, die ihm Lebensluft war, war seelisch, ein wunderbar empfindliches und wiederum starkes Instrument, fähig, jede Schwingung aufzunehmen und harmonisch mit anderen zu verbinden. Aber derselbe Geist war an dialektischer Kraft und Schärfe allen Mitstrebenden überlegen — Schleiermacher ist es gewesen, der wirklich über Kant hinausgeführt, dem Kantianismus die Reste des 18. Jahrhunderts abgestreift und ihn im Tiefsten umgebildet hat, ohne sich dabei in Fichte'schen Subjectivismus oder in Schelling'sche Pansophie zu verlieren. Philologe, Philosoph und Theologe zugleich — aber überall „im höheren Sinn" — hat er in der Akademie mit weiser Zurückhaltung, die er in der ersten ihr geschenkten Abhandlung schlagend begründet hat, nicht sein „System" entwickelt, sondern einzelne wissenschaftliche Probleme gelöst. Man sagt vielleicht das Höchste von ihm aus, wenn man ihn den „Übersetzer" im eminenten Sinn nennt; denn erst er hat gelehrt, daß alles Verstehen im Grunde auf Übersetzen beruht, und er hat gezeigt, wie diese Kunst zu üben ist. Schleiermacher ist der zweite große Philosoph gewesen, der die Akademie geleitet hat, und stärker ist sein geistiger Einfluß in ihr nachweisbar als der Leibnizens, dessen Wirksamkeit in eine stumpfere Zeit fiel und der nicht Menschen zu bilden verstand, weil ihm Charaktergröße fehlte. In der Universalität und dem Determinismus bestand Wahlverwandtschaft zwischen den beiden Denkern; aber in Schleiermacher ist Spinoza, der Rivale von

Leibniz, wieder lebendig geworden — doch mit dem principium individui. Hinter ihm leuchtete Plato mit dem großen, tiefen Auge in eine Welt hinein, welcher die Fackeln der Aufklärung nicht mehr genügten. Aus dem Gegensatz des „geoffenbarten“ und des „natürlichen“ Systems hat Schleiermacher die Weltanschauung hinausführen wollen auf einen geschichtlichen und doch idealen Standpunkt, der sehr mannigfaltige Ausblicke zuläßt und innerlich verbundenen, äußerlich verschiedenen Weltbetrachtungen Raum giebt. Das Unternehmen selbst ist seiner Natur nach eine immer neu gestellte Aufgabe, niemals ein Fertiges — so lebte es in Schleiermacher, dem großen Hermeneuten, der seiner Nation das ästhetische, das religiöse, das patriotische und das wissenschaftliche Ideal nahezubringen und zu interpretiren verstand. Nur dem Oberflächlichen erschien er schillernd und wandelbar, im Tiefsten ein fester Charakter von thatkräftigem Freimuth.

Daß in der Griechheit ein fortwirkendes Ideal gegeben sei und daß die Denkmäler des Alterthums aus dem Staube der Schule in die freie Gemeinschaft aller Bildungskreise einzuführen seien, haben Winckelmann, Goethe und Wolf verkündet; daß Leben — höheres Leben — und Wissenschaft nur in Wechselwirkung gedeihen, hat Niebuhr gelehrt; Schleiermacher fügte die Kunst und die Anschauung des Universalen im Individuellen hinzu; Beide haben, wenn auch in verschiedener Weise, dem Ethos in den Geisteswissenschaften sein Recht gegeben. Wilhelm von Humboldt, der Interpret Goethe's, faßte Wissenschaft und Leben auf dem Boden eines intensiven Klassicismus[1]) zusammen und hat wie der neuen Universität so der Akademie als rector scientiarum Form und Inhalt verliehen. Was von allen diesen Männern gilt, daß sie den angespanntesten Idealismus in festen Zusammenhang mit dem wirklichen Leben gesetzt haben — darin sämmtlich Fichte weit überlegen —, das gilt im höchsten Sinn von Humboldt. In Gedanken und Ausdrucksmitteln erscheint er als der Abgeklärteste und Reiffste unter den Genossen, über die er nicht nur durch seine sociale Stellung emporragte. Er war der Organisator der neuen Geisteswissenschaft im höchsten Sinn, indem er jeder edlen Freiheit

[1]) Im 18. Jahrhundert lebte man noch in der Antike kraft fortwirkender, aber verbildeter lateinischer Tradition (s. oben), seit Winckelmann, Goethe und Humboldt kraft einer genialen Entdeckung, die man idealisirte. Was man, congenial, an der griechischen Kunst und an Plato empfand, das übertrug man auf die gesammte Antike.

Raum und das Gefühl der Freiheit gab und jedem den Platz anwies, der seinem Genius entsprach. Er, der Staatsmann, hat unverbrüchlich daran festgehalten, daß Wissenschaft nur in der Luft der Freiheit athmen könne, und keine Enttäuschung hat ihn in der heiligen Überzeugung erschüttert, daß sie dem Staate nur Kraft und Segen bringe. Wie er über Wissenschaft und Leben gedacht hat, das hat er in seiner Antrittsrede in der Akademie ausgesprochen; die Worte sind wie ein Motto seiner ganzen Thätigkeit zu betrachten:

„Die Wissenschaft gießt oft dann ihren wohlthätigsten Segen auf das Leben aus, wenn sie dasselbe gewissermaaßen zu vergessen scheint. Denn sie nährt und bildet den Geist, daß alles, was er erzeugt, ihr Gepräge an sich trägt, ja sie stimmt ihn dergestalt glücklich, harmonisch und wahrhaft göttlich, daß jeder Ton rein und voll aus ihm hervorklingt, daß sich alles, was er behandelt, gleichsam ohne sein Zuthun, den höchsten Ideen anschmiegt, und daß er den schwer zu entdeckenden Punkt nicht verfehlt, auf welchem Gedanke und Wirklichkeit sich begegnen und freiwillig in einander übergehen. Denn es giebt in allen wichtigen Geschäften des Lebens einen solchen Punkt, den nur der mit der reinen Wissenschaft Vertraute erreichen und nur das wahrhaft praktische Talent nie überschreiten wird."

In der Denkschrift ist dann das ganze Programm der neuen Wissenschaft, und sind die Grundsätze ihrer Pflege auf Universitäten und Akademieen dargelegt.

Wolf, Niebuhr, Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt — mit ihnen im Bunde Savigny — haben die Geisteswissenschaft des 19. Jahrhunderts geschaffen[1]), nachdem Kant und Fichte ein neues Ethos entzündet hatten[2]). Historisch-philosophisch und wiederum kritisch-genial war diese Wissenschaft. Wie sie die Erweckung und harmonische Ausbildung aller im Menschen schlummernden Kräfte zu ihrer Voraussetzung hatte, so wollte sie auch

[1]) Wie lebhaft der Austausch unter ihnen war — soweit Humboldt's höhere Stellung und Wolf's Arroganz und Unverträglichkeit es zuließen — ist bekannt. Niebuhr's Vorlesungen über Römische Geschichte haben Schleiermacher, Nicolovius, Schmedding, Suevern, Savigny, Spalding und Ancillon gehört; umgekehrt ist Niebuhr Schleiermacher's Zuhörer in der Geschichte der Philosophie gewesen. Er hatte seine Bedenken, aber er äußerte doch: „Ich bin überzeugt, daß keine Universität etwas Ähnliches hat."

[2]) Aber auch die sachkundige und begeisterte Mitwirkung der hochbedeutenden Räthe im Ministerium darf nicht vergessen werden. Damals ist der Grund zu dem Vertrauen gelegt worden, welches die Wissenschaft zu dem Preußischen Cultusministerium hegt.

in der Geschichte den ganzen Menschen entdecken und sie als Ineinandergreifen von Institution und Individualität verstehen. Aus Vielwisserei und Abstractionen rang sich der deutsche Geist sowohl zu objectiver Erkenntniß wie zum freien lebendigen Ausdruck eines leidenschaftlich-ernsten inneren Lebens durch. Auf der höchsten Stufe wurde sich die Wissenschaft ihrer Wahlverwandtschaft mit den klassischen Formen der Kunst bewußt. Der Selbstzufriedenheit, die es so herrlich weit gebracht zu haben glaubte, setzte man das rastlose Streben nach dem Ideal, der Schulweisheit die am Klassischen genährte Bildung, dem gefühllosen Räsonniren das Staunen, der anmaaßenden Vertraulichkeit die Ehrfurcht gegenüber. Die flüchtige Spanne, die da Gegenwart heißt, wollte man ausweiten und befestigen durch das Erhabene der Vergangenheit und sie der Zukunft werth und würdig machen. Die Universalität des Gelehrten, dessen Geist alles objective Wissen umspannte, war nicht mehr zu erreichen — wer es noch versuchte, scheiterte. Aber eine neue Universalität intensiver Art war als herrliches Ideal aufgestrahlt[1]): an jedem würdigen Stoff, wenn er mit allen Kräften erfaßt und als Theil eines Ganzen aufgenommen und betrachtet wird, kann subjectiv ein Ganzes entstehen. Nicht Wissen, sondern Bildung ist auch für den Gelehrten das letzte Ziel; denn sie ist wiedergewonnene Naivetät, gewonnene Freiheit, und erst unter dieser Bedingung wird auch die objective Erkenntniß des Menschenthums zu ihrem vollen Rechte kommen.

Nicht in jeder Hinsicht war die eigenthümliche Art, in der die neue Geisteswissenschaft entstand und sich entwickelte, dem Studium der Natur förderlich. Aber man hat, wenn ich nicht irre, den Schaden, den die Naturphilosophie der Naturforschung gebracht hat, überschätzt und den Impuls nicht genügend gewürdigt, der ihr damals geworden ist. Auch ein Goethe war Naturphilosoph und bekannte, selbst von Steffens gelernt zu haben. Die Auffassung der Natur als eines belebten Ganzen in aufsteigender Entwicklung,

---

[1]) Höchst bezeichnend ist, daß Wilhelm von Humboldt sich bereits im Jahre 1791 in einem Briefe also ausgesprochen hat (an D. Friedländer, 7. August, bei Dorow, Denkschriften und Briefe, 4. Bd. S. 43): „Die intensive Größe ist gerade diejenige, welche man nie erschöpft, und dennoch, wie sonderbar, suchen die Menschen immer die extensive, als wären sie mit jener schon fertig. . . . Wenn dies, wie es mir scheint, den Geist nothwendig zerstreut, so muß er bei jenem Verweilen an Tiefe und Stärke gewinnen, und ich gestehe Ihnen gern, daß ich für diesen Gewinn allein Sinn habe."

aus der in der Mitte des Jahrhunderts durch Darwin und Fechner die fruchtbarsten Erkenntnisse hervorgehen sollten, ist doch mit besonderer Kraft von der deutschen Naturphilosophie verkündet worden. Man kann auch nicht sagen, daß die Bedeutung der Beobachtung von ihr völlig unterschätzt worden sei — was sie noch nicht kannte oder doch nicht so kannte und gebrauchte wie sich's gebührt, war die Wage[1]). Und die Einsicht fehlte ihr deshalb, daß Speculationen nichts Anderes sind als Hypothesen, und daß in der Sammlung, kritischen Ordnung und quantitativen Behandlung der Objecte — soweit sie eine solche irgend zulassen — die eigentliche Aufgabe der Naturwissenschaft enthalten ist. Wieweit der Spielraum der Mechanik, auch in der Biologie und der mit ihr verschwisterten quantitativen Analyse reicht, das wußte man noch nicht; ihr Principat war in Deutschland noch nicht erkannt, während Frankreich Männer wie Berthollet, Lavoisier, Laplace und Gay-Lussac besaß, und auch England und Schweden — genannt seien nur Humphry Davy und Berzelius — in dem Experiment und in der Reduction, sowie in der richtigen Deutung großer Hauptprobleme die Deutschen überflügelt hatten.

Aber wie immer das Urtheil über die Naturphilosophie ausfallen mag, die Akademie hat von ihr nicht zu leiden gehabt, wenigstens nicht in der Epoche, die uns hier beschäftigt. Das ist nicht Alexander von Humboldt's Verdienst allein — er war bis 1812 viel zu kurze Zeit in Berlin, um einen stetigen Einfluß gewinnen zu können —, die Akademie selbst hat in ihrer großen Majorität die Naturphilosophen abgelehnt und die tüchtigen Forscher bevorzugt. Außerdem besaßen jene in dem Ministerium an Schuckmann einen grimmigen Gegner, der Alles that, was in seinen Kräften stand, um Preußen gegen die Naturphilosophie abzuschließen.

Zweiunddreißig Mathematiker und Naturforscher hat die Akademie zwischen 1786 und 1812 besessen. Davon gehörten Gerhard, der

---

[1]) Aesthetische Axiome zogen selbst bei einem Goethe der Naturforschung gewisse Grenzen; mit „Hebeln und Schrauben" wollte er sich niemals recht befreunden; der „physico-mathematischen Gilde" war er recht herzlich gram — von Schiller gar nicht zu reden, der Alexander von Humboldt „den nackten schneidenden Verstand" genannt hat, „der die Natur schamlos ausgemessen haben will, ohne Einbildungskraft, ohne süße Wehmuth, ohne sentimentales Interesse!" Aber von Goethe's Natursinn, seinem lebhaften Gefühl für das Walten der Naturkräfte, seinem liebevollen Verständniß für Einheit und Mannigfaltigkeit hat die Naturwissenschaft doch viel gelernt, obgleich er mit der Wage nicht umging.

Mineraloge und Chemiker, der ältere Walter, der Anatom, und Achard, der Chemiker, noch der Zeit Friedrich's an. Ihre Bedeutung und die Bode's, der als Observator der Akademie auch schon vor 1786 thätig gewesen ist, ist bereits oben (S. 340ff.) besprochen worden. Bode's Talent und staunenswerther Fleiß kamen aber erst unter Friedrich Wilhelm II. und seinem Nachfolger zur vollen Entfaltung, während sich Achard umgekehrt der Akademie immer mehr entzog und sich ganz der technischen Ausbildung der Zuckergewinnung (aus der Runkelrübe) auf seinem Gute Cunern in Schlesien widmete. „Daß englische Colonialzuckerfabrikanten ihm im Anfang seiner Thätigkeit große Summen (bis 200000 Thlr.) boten, wenn er erklären wolle, daß ihn sein Enthusiasmus zu weit geführt und die Erfahrung im Großen das Richtige der Versuche im Kleinen klar bewiesen hätten, erwähnt Louis Napoleon Bonaparte, aus dessen Schriften diese für die Festigkeit von Achard's Charakter und sein Selbstvertrauen bezeichnende Angabe stammt."

Ferber, der Mitbegründer der modernen Geognosie, gehörte der Akademie leider zu kurze Zeit an (seit 1786), um das wissenschaftliche Leben zu beeinflussen; nur eine Abhandlung von ihm ist in den Mémoires abgedruckt; er starb schon im Jahre 1790. Die Thätigkeit von Erman jun. — den Vorschlag, ihn aufzunehmen, hat Alexander von Humboldt durch ein kräftiges Wort gegen die Naturphilosophie verstärkt (s. oben S. 405) —, Ideler, Oltmanns und Rudolphi fällt ganz wesentlich erst in die folgende Periode und muß dort zur Sprache kommen. Über die wissenschaftliche Bedeutung der Mathematiker Burja und Gruson ist nicht viel zu sagen; Illiger, der Zoologe, auf den man große Hoffnungen gesetzt hatte, starb bereits im Jahre 1813. Die beiden Mediciner Selle und Hufeland haben der Akademie keine für den Druck bestimmte Arbeiten aus ihren Specialfächern geliefert; jener las ausschließlich philosophische Abhandlungen, und dieser hat überhaupt nur einen Aufsatz in den Schriften der Akademie veröffentlicht: „Über die Gleichzahl beider Geschlechter im Menschengeschlechte", nicht ohne einen mystischen Hintergrund. Auch der dritte Mediciner, der jüngere Walter, hat durch Arbeiten der Akademie wenig geleistet.

Da Thaer, der große Oekonom, sich vor 1812 (übrigens auch nach diesem Jahre) wenig um die Akademie gekümmert hat, Alexander von Humboldt meistens noch auf Reisen oder in Paris

war, so waren es neben Gerhard und Bode einige Chemiker, Botaniker und Mathematiker (Physiker), auf denen die Bedeutung der Akademie in den Naturwissenschaften beruhte. Die längste Zeit unvertreten war die Zoologie, und doch war der berühmteste deutsche Reisende, Geograph und Zoologe des 18. Jahrhunderts, Pallas, ein Berliner Kind (geb. daselbst am 22. September 1741). Aber das Vaterland hat sich diesen ausgezeichneten Mann, den wissenschaftlichen Entdecker Rußlands, entgehen lassen; er arbeitete im Dienst der russischen Regierung und als Mitglied der Petersburger Akademie. Erst am Ende seines Lebens ließ er sich (im Jahre 1810) wieder in Berlin nieder und schloß hier seine „Fauna asiatico-rossica“ ab, starb aber bereits am 8. September 1811. Die Akademie, die ihn kurz vor seinem Tode unter ihre auswärtigen Mitglieder aufgenommen, hat ihm durch Rudolphi ein litterarisches, zusammen mit der Petersburger Akademie auch ein monumentales Denkmal gesetzt.

Die Mathematiker und Physiker Tempelhoff (1737—1807), Trembley (verließ 1807 Berlin, gest. 1811), Eytelwein (1764—1849), Fischer (1754—1831) und Tralles (1763—1822) vermochten die Höhe nicht zu behaupten, welche die Akademie durch Euler und Lagrange erreicht hatte. Damals war sie die erste in Europa gewesen, jetzt stand sie weit zurück; die Versuche, Gauß zu gewinnen, schlugen fehl. Trembley war nicht nur Mathematiker, sondern auch Universalgelehrter, aber im alten Stil. Er hat z. B. im Jahre 1796 für alle vier Klassen Abhandlungen geschrieben. Eytelwein war ein verdienter Techniker, speciell in der Hydraulik bewandert und auch der mathematischen Theorien der Mechanik wohl kundig. Sein Specialcollege, Fischer, hat sich vorübergehend durch seine „Theorie der Dimensionszeichen“ in der Geschichte der Mathematik einen Namen gemacht; unter seinen physikalischen Abhandlungen ist die Arbeit über die Schwingungen gespannter Saiten bemerkt worden. Am meisten aber hat er der Wissenschaft genützt durch seine Übersetzung des Werkes von Berthollet: „Untersuchungen über die Verwandtschaft“. „Bei Fischer findet sich als Folgerung aus Richter's verschiedenen experimentellen Untersuchungen, dessen Stöchiometrie er in ein neues Licht gesetzt hat, die erste Tafel der Neutralisationsgewichte von Säuren und Basen.“ Tralles endlich, der namentlich in der angewandten Mathematik (Aräometrie, Thermometrie, Längen- und Breitenbestimmung) und Meteorologie gearbeitet hat, hat doch auch die reine Mathematik

gefördert (s. Näheres im folgenden Buch). Tempelhoff, der Artillerie-Ingenieur, war von der Mathematik längst zur Kriegsgeschichte übergegangen.

Der große botanische Garten der Akademie stand nach Gleditsch's Tode erst unter J. Ch. A. Mayer's (1787—1801), dann unter Willdenow's trefflicher Leitung (geb. 1765, gest. 1812). Er hat ihn nicht nur in der Franzosenzeit und gegenüber den Versuchen, den Etat zu kürzen, wacker vertheidigt, sondern auch auf der Höhe gehalten, auf die er durch seinen Onkel — Willdenow war Gleditsch's Neffe — gebracht worden war. Seit 1788 war er, der schon als Jüngling einen „Prodromus florae Berolinensis“ geschrieben hatte, mit Alexander von Humboldt innig befreundet und hat das botanische Interesse in dem großen Naturforscher geweckt und wach erhalten. Selten hat die beschreibende Botanik einen so enthusiastischen und fleißigen Jünger besessen wie Willdenow; „sein Herbarium zählte weit über 20000 Arten und enthielt die meisten Originalexemplare von denjenigen Pflanzen, die neu entdeckt und neu beschrieben waren. Linné's Species plantarum, die er neu herausgab, zeugen von seiner echten deutschen Gelehrsamkeit“. Aber sein Interesse ging über die bloße Beschreibung weit hinaus, sowohl in der Richtung auf die Förderung des Obst- und Gartenbaus, als in theoretischer Hinsicht. „Er war ein Botaniker, der den wissenschaftlichen Vergleich übte und der den neueren Ideen durch sein stilles, nachhaltiges Wirken zum Siege verhalf.“ König, der ihn so charakterisirt hat, fährt fort: „Ist er doch der geistige Urheber der ‚Ideen zu einer Geographie der Pflanzen', die sein großer Freund Alexander von Humboldt in einer besonderen Schrift zur Debatte stellte. Willdenow hatte diese Fragen bereits in dem ‘trefflich ausgearbeiteten Abschnitte' [Humboldt's Ausdruck] von der Geschichte der Pflanzen in seinem Grundrisse aufgeworfen und beleuchtet. Er hat zuerst die Scheidelinie zwischen der europäischen und der mediterranen Flora gezogen, zuerst die drei großen Florengruppen unterschieden, die wir jetzt die boreale, die tropische und die australische Florenreichsgruppe nennen, zuerst die drei großen pflanzengeographischen Mittelpunkte aufgefunden, die wir kurz als das klimatologische, das geologische und das biologisch-migratorische Problem zu bezeichnen pflegen. Wäre er nicht so früh gestorben, so würden wir seiner Hand das Werk verdanken, das sein Schüler K. S. Kunth herausgegeben, nämlich Humboldt's Nova genera et species plantarum“. Auf

dessen dringende Bitte hatte er die Bearbeitung übernommen und war zu ihm nach Paris gegangen (1810). Krank kehrte er heim und ist bereits im 47. Lebensjahre gestorben.

Aber auch der andere Zweig der Arbeiten Gleditsch's, der ihm so viel verdankte — die Forstwissenschaft —, ist in der Akademie noch einmal in hervorragender Weise, durch von Burgsdorf (1747—1801), gefördert worden. Er war ebenso tüchtig als Forstwirth wie als Forstbotaniker. In seiner hohen Stellung als wirklicher Oberforstmeister von Brandenburg hat er durch Aufforstung in größtem Stil für sein engeres Vaterland, ja für Europa segensreich gewirkt — „die Burgsdorf'schen Kisten mit Sämereien und Pflanzen wanderten bis in ferne Wälder des cultivirten Europa" —; aber er hat auch durch das groß angelegte Werk: „Versuch einer vollständigen Geschichte vorzüglicher Holzarten in systematischen Abhandlungen" (die „Buche" erschien 1783, die „Eiche" 1787 und 1800) und durch sein umfangreiches „Forsthandbuch" die Forstwissenschaft zu exacter Behandlung gebracht. „Das breite Fahrwasser des Encyklopädismus und der Nachschreiberei zu verlassen, worin es namentlich die Schreiber am grünen Tisch weit gebracht, eine Monographie deutscher Waldbäume zu übernehmen, Arbeitstheilung im Gebiete der Wissenschaft anzubahnen, war zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein genialer Gedanke, und die Durchführung des Werkes verdient, wenn man von einiger Breite absieht, noch heute die größte Anerkennung."

Gegenüber den epochemachenden Fortschritten, welche die Chemie im Auslande gemacht hatte, blieb Deutschland und so auch die preußische Akademie zurück; aber in Klaproth (1743—1817) besaß sie doch einen hervorragenden Forscher, den auch die französische Akademie durch Ernennung zum auswärtigen Mitgliede anerkannt hat[1]). Er überzeugte sich durch objective Prüfungen von der Richtigkeit der Lavoisier'schen Entdeckung — im Jahre 1792 schlug er der Akademie vor, die Versuche des großen Chemikers wiederholen zu lassen —, gab die phlogistische Hypothese auf und hat am meisten dazu beigetragen, daß allmählich auch in Deutschland die alte Stahl'sche Lehre verworfen wurde. Aber als selb-

[1]) Auch Alexander von Humboldt hat als Chemiker Bedeutendes geleistet. Im Jahre 1805 hat er zusammen mit Gay-Lussac nachgewiesen, daß das Wasser aus zwei Theilen Wasserstoff und einem Theil Sauerstoff besteht. Frühere Untersuchungen waren der Erkenntniß dieses einfachen Verhältnisses nahe gekommen, ohne es zu durchschauen.

ständiger analytischer Chemiker hat er das Bedeutendste geleistet, ja Ladenburg bezeichnet ihn neben Proust als den hervorragendsten Analytiker vor Berzelius. Er war bereits ein moderner „Chemiker der Wage“, und „wir verdanken ihm die gewissenhafte Angabe der direct durch die Analyse gewonnenen Resultate, wodurch er dem den Fortschritt der Wissenschaft hemmenden Unfug, nach willkürlichen Vorstellungen corrigirte Resultate vorzulegen, hoffentlich für immer ein Ende machte“. Als besondere Verdienste Klaproth's um die Wissenschaft werden hervorgehoben gewisse Vorsichtsmaaßregeln vor Ausführung der Wägung, eine Verbesserung in der Aufschließung der Silicate, die vorzügliche, noch jetzt vielfach benutzte Methode zur Trennung des Eisens vom Mangan mittels bernsteinsauren Natrons und die Erkenntniß, daß das kaltbrüchige Eisen diese so gefürchtete Eigenschaft durch die Anwesenheit des Phosphors erhalte. Er führte den Nachweis, daß die so verschiedenartig krystallisirenden Mineralien Kalkspath und Aragonit genau dieselbe Zusammenstellung besitzen (das zweite Beispiel für die damals noch unbekannte Dimorphie), er zeigte die Ähnlichkeit der Zusammensetzung des Ultramarins. Seine Genauigkeit im Analysiren führte ihn auch zu den großen Entdeckungen, die ihm einen in der Wissenschaft bleibenden Namen gesichert haben: im Jahre 1789 entdeckte er die Zirkonerde und das Uran, welches letztere er allerdings nicht im metallischen Zustande darstellen lehrte. Im Jahre 1795 fand er das Titan und das Cer, letzteres gleichzeitig mit Berzelius, 1799 die Honigsteinsäure. Daß Strontianerde von der Baryterde verschieden ist, erkennt er im Jahre 1793 kaum später als Hope. Er bestätigt ferner die Entdeckung der Beryllerde und die des Chroms, welche kurz vorher durch Vauquelin gemacht worden war, und die des von Müller von Reichenstein vermutheten Tellurs. „Wenn man bedenkt,“ — sagt A. W. Hofmann — „wie selten einem Chemiker das Glück zu Theil wird, ein einziges Element aufzufinden, so wird es begreiflich erscheinen, wie sehr Klaproth's Entdeckung von vier Elementen seinen Zeitgenossen imponiren mußte.“ „Bezeichnend für den Mann, der so viele Entdeckungen darzulegen, so viele Irrthümer zu berichtigen hatte, ist der Geist, in welchem er sich der einen wie der anderen Aufgabe entledigt hat. Von einer Bescheidenheit, der jede Überhebung fernliegt, voll Anerkennung für die Verdienste Anderer, rücksichtsvoll für fremde Schwäche, aber von unerbittlicher Strenge in der Beurtheilung der eigenen Arbeit, hat uns Klaproth für alle

Zeiten das Vorbild eines echten Naturforschers gegeben." Neben ihm, den Alexander von Humboldt einen „großen Mann" genannt hat (Brief an Karsten vom 10. März 1805) und von dem Fischer (Gedenkrede 1818/19 S. 22) rühmt, daß selbst das hohe Alter ihm die Empfänglichkeit für neue Ansichten und Ideen nicht geraubt hat, hat der jüngere Chemiker Hermbstaedt (1760—1833), der sich der technischen und Agriculturchemie zuwandte und an dessen Arbeiten Scharfblick, Umsicht und gediegene Gelehrsamkeit gerühmt werden, doch nur eine geringere Bedeutung.

Mineralogische und geologische Studien mit chemischen zu verbinden, war eine alte Tradition in der Akademie (von Pott, Marggraf, Lehmann, Ferber und Gerhard her), in der sie Glänzendes geleistet hat. In Dietrich Ludwig Gustav Karsten (1768—1810) aber empfing sie im Jahre 1803 einen Geognosten aus Werner's Schule, der schon als einundzwanzigjähriger Jüngling durch seine „Beschreibung des Mineraliencabinets des Herrn Leske" (Marburg) ein für die Mineralogie epochemachendes Werk geleistet hatte. Der Minister von Heynitz zog ihn nach Berlin, und dort stieg er rasch zu den höchsten Stellen im preußischen Bergwesen auf. Im Wesentlichen Anhänger der Werner'schen Auffassung bleibend, hat er doch in seinen „Mineralogischen Tabellen" (1800, 1808) das System desselben erweitert, durch zahllose Abhandlungen die Wissenschaft gefördert und wurde von den berühmtesten Gelehrten des fortschreitenden Zeitalters als eine Autorität anerkannt. Ein früher Tod endete dieses arbeitsreiche Leben, in dem er doch noch Zeit gefunden, auch der Akademie bei ihrer Reorganisation die ersprießlichsten Dienste zu leisten. Die Königin Luise hat von ihm gesagt: „Mineralien darf man nur mit Karsten sehen; denn nur Karsten weiß die Steine lebendig zu machen". Dieses Wort hat von Buch in seine Lobrede auf den großen Mineralogen aufgenommen (Abhandlungen 1814/15 S. 22).

Aber die wissenschaftlichen Verdienste Karsten's sind weit überstrahlt worden durch den Gelehrten, den Alexander von Humboldt im Jahre 1806 der Akademie zugeführt hat, Leopold von Buch, den größten Geognosten unseres Jahrhunderts (1774—1853). Der Managementtheil seiner Wirksamkeit gehört der folgenden Epoche an; aber als er in die Akademie aufgenommen wurde, hatte er bereits seine Reisen in die Alpen, nach Italien (zweimal) und in die Auvergne gemacht und sich von der Unhaltbarkeit der neptunistischen Theorie seines verehrten Lehrers Werner überzeugt. In

seiner akademischen Antrittsrede — sie ist nicht in den „Abhandlungen“ erschienen — „Über die Fortschritte der Bildung in der Natur“ hat er noch zurückhaltend jede Erwähnung von Wasser- und Feuerkräften bei der Bildung der Erde vermieden; daß aber mindestens ein Theil der Gesteine — so die Basalte und Trachyte der Auvergne — vulcanisch entstanden sei, daran zweifelte er nicht mehr. Auch die große Reise nach Norwegen und Lappland, die ihn darüber belehrte, daß der Gneiß älter sein müsse als der Granit, und die somit einen zweiten Hauptpunkt der Werner'schen Theorie, die Altersfolgen der Gebirgsmassen, zerstörte, fällt noch in unsere Periode. Im Jahre 1810 kehrte er nach Berlin zurück „als Reformator der ganzen geognostischen Wissenschaft“, um von da an, solange sein Freund Humboldt in Paris weilte, unbestritten die erste Stelle unter den Naturforschern der Akademie einzunehmen. Der märkische Adel hat dem Vaterlande nicht nur große Staatsmänner und Generäle, sondern auch die Brüder Humboldt und Leopold von Buch geschenkt.

Was Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Niebuhr, von Savigny und Buttmann im Einzelnen der Akademie durch wissenschaftliche Arbeiten geleistet haben, kann erst bei der Darstellung ihrer späteren Geschichte zur Sprache kommen. Die zahlreichen Abhandlungen der Popularphilosophen und Litteraten Erman sen., Ancillon sen., Engel, Teller, Zoellner, Selle, Castillon, Biester und Nicolai sind bereits in ihrer Gesammthaltung charakterisirt worden und dürfen als einzelne bei Seite gelassen werden. Hervorgehoben aber seien die drei schönen Aufsätze Klein's: „Über die Schätzung des Menschen und seiner Handlungen in politischer, moralischer und rechtlicher Hinsicht, als Einleitung in die Lehre von der rechtlichen Zurechnung“, „Über die Abhängigkeit des ganzen Menschenwerthes von der Energie des Willens“, „Über Gemüthsschwäche und Gemüthskrankheit in rechtlicher Rücksicht“ (Abhandlungen 1801/2 S. 65 ff., 102 ff., 1803 S. 131 ff.). — Arm war die Akademie an Historikern vor Johannes von Müller's Eintritt, der übrigens die akademischen Abhandlungen auch nicht bereichert hat, da er die von ihm gelesenen Aufsätze nicht in den Mémoires drucken ließ. Der Mediciner Moehsen (Brandenburgische Geschichte), Erman sen., Verdy, de Goyon und der als Schulmann und Pädagog ausgezeichnete Director des Joachimsthalschen Gymnasiums Meierotto (1742—1800) waren die Vertreter der Geschichte in der Akademie zur Zeit Friedrich Wilhelm's II. Der Letztgenannte hat über Hero-

dot und Thukydides in der Akademie gelesen und mehrere Aufsätze über sie in den Mémoires erscheinen lassen. Der ihm als Schulmann vielleicht noch überlegene Director Gedike (1754—1803), der Mitherausgeber der „Berliner Monatsschrift“, hat nichts für die Akademie geschrieben. Die klassische Philologie lag ganz darnieder. Durch Spalding's (1803—1811) Aufnahme begann sie sich zu heben; aber erst seine bedeutenderen Freunde Buttmann und Schleiermacher haben sie, dem Antriebe folgend, den F. A. Wolf gegeben hatte, zu Ehren gebracht. Die anderen Sprachen — mit Ausnahme des Französischen — besaßen überhaupt noch keine Vertreter in der Akademie, und selbst die Pflege der Muttersprache blieb, obwohl Hertzberg für sie zeitweilig eine eigene Abtheilung eingerichtet hatte (s. oben S. 370 ff.), vernachlässigt; denn noch gab es in Preußen keinen Germanisten, ja noch nicht einmal Grundsätze und Methoden der wissenschaftlichen Behandlung der deutschen Sprache.

Die Naturwissenschaften waren in den Jahren 1786—1806 ungleich besser in der Akademie vertreten als die Geisteswissenschaften. Von streng methodischer Sprachforschung in ihrer Mitte läßt sich überhaupt nicht reden, von Geschichtsforschung nur in bescheidenen Grenzen. Aloys Hirt (1796—1837) suchte die Kunstwissenschaft im Sinne Winckelmann's und Goethe's zu pflegen, wenn auch mit manchen Seltsamkeiten und Einseitigkeiten und bald von tüchtigeren Kennern überholt. Eine ganze Reihe von Abhandlungen hat er in den Jahren 1797—1803 in die akademischen Schriften eingerückt, vor allem über die Malerei der Alten. Während sonst fast Alles räsonnirte und philosophirte, beobachtete er ein Gegebenes und suchte Freude an dem Klassischen zu erwecken. In diesem Sinn hat er der Reformation der Geisteswissenschaften in der Akademie vorgearbeitet. Diese ist durch die herrlichen Männer, die sie seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts erhalten hatte, begründet worden. Weit über die Akademie hinaus erstreckte sich ihr Einfluß: sie wurden Führer der Nation und erhoben das geistige Leben der Deutschen auf eine ungeahnte Höhe. Wohl waren es ausgezeichnete Gelehrte von seltener Tiefe und Freiheit des Geistes, die sich damals zusammengefunden, aber erst die gewaltige Zeit hat sie zu den Männern geschmiedet, zu denen wir verehrend hinaufschauen. Die Noth des Vaterlandes hat Jeden von ihnen über sich selbst hinausgehoben und sie geweiht und geadelt.

Der Umschwung, der zwischen 1786 und 1812 liegt, kann nicht groß genug vorgestellt werden. Um 1786 waren die hohen Schulen noch immer nichts als Schulen. Die akademische Welt gehörte noch nicht in den Herrenstand. Nur weil sie etwas Anderes war als eine deutsche Schöpfung — eine französische Anstalt —, darum durften einige Mitglieder der Berliner Akademie sich dem Hofe und dem Adel nähern. Nun aber war Alles anders geworden: neben und mit der Berliner Universität wurde auch die Akademie der preußischen Hauptstadt eine führende Macht in Deutschland. Indem sie sich die Nation eroberten durch das, was sie ihr leisteten, traten sie an ihre Spitze, hoben auch die provinzialen Universitäten auf ihre Höhe und vermochten nun erst der ganzen Menschheit Segen zu bringen. Soweit die stolze Bezeichnung „deutsche Wissenschaft“ überhaupt ein Recht hat — und auch das Ausland spricht von ihr mit Ehrfurcht —, bewahrt dieser Name das Gedächtniß an die Thatsache, daß unsere Nation in dem Menschenalter von Kant bis Humboldt den größten wissenschaftlichen und den mächtigsten patriotischen Umschwung zugleich erlebt und die Sorge für ihr nationales und geistiges Dasein als ihre oberste Aufgabe erkannt hat.

Viertes Buch.

Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften nach ihrer Reorganisation unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. (1812–1859).

Einleitung.

In der neueren Geschichte der Akademie vom Jahre 1812 bis zur Gegenwart einen Einschnitt zu machen, ist nicht leicht; denn ihre Verfassung und ihr Charakter sind in diesem langen Zeitraum wesentlich dieselben geblieben. Zwar hat sie es noch mehrmals für nöthig erachtet, ihre Statuten gründlich zu revidiren; aber so tiefgreifende Umwandlungen wie im achtzehnten Jahrhundert und beim Eintritt in das neunzehnte hat sie nicht mehr erlebt. Mit der Beseitigung des französischen Zuschnitts ward auch der höfische Charakter abgestreift. Die enge Verbindung mit der Universität sicherte ihr endlich einen festen Kreis von einheimischen Gelehrten, entband sie endgültig von der Verpflichtung, für die Verbreitung der Wissenschaften zu sorgen, und wies sie auf die Forschung als auf ihren einzigen Zweck. Mit klarem Blick hat sie diese ihre Aufgabe sofort erkannt und ohne Schwanken und Übergriffe bis heute festgehalten. Wie die Humboldt's, wie Schleiermacher, Niebuhr, Savigny und Böckh Begriff und Aufgabe der Wissenschaften im Allgemeinen und Zweck und Ziel der Akademieen im Besonderen gefaßt haben, so leben sie in der heutigen Arbeit der gelehrten Körperschaft fort. Kein Reformator ist mehr aufgetreten, und es bedurfte eines solchen auch nicht; nur der Erinnerung bedurfte es und der Anspannung der Kräfte, um dem vorgesteckten Ziel näher zu kommen und alle Hemmungen zu besiegen. Ununterbrochene, stetige Arbeit nach festen Methoden charakterisirt die Geschichte der Akademie in

unserem Jahrhundert. Nirgendwo zeigt sich ein unruhiges Suchen und Tasten, und von jeder Katastrophe ist sie verschont geblieben.

Dennoch fordert nicht nur die Länge des Zeitraums einen Einschnitt. Mit unauslöschlicher Dankbarkeit schauen wir auf zu der Generation von Gelehrten, die in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts aufgetreten ist, die moderne Wissenschaft in allen ihren Disciplinen begründet, ja geschaffen und unser Vaterland an die Spitze der wissenschaftlichen Bewegung Europas gestellt hat. In diesen Männern hat Deutschland die Epoche einer zweiten Renaissance erlebt. In ihnen glühte das heilige Feuer der Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne. Mit dem reinsten Eifer für die Wissenschaft verbanden sie ein starkes und lebendiges Gefühl, einen edlen Freiheitssinn und eine kräftige Überzeugung von der wesentlichen Einheit aller höheren Erkenntnisse. Von einer erhebenden Weltanschauung getragen, strebten sie darnach, eben diese Anschauung durch ihre wissenschaftliche Arbeit zu erweitern und zu befestigen. Die Preußische Akademie hat die Ehre gehabt, die Mehrzahl dieser deutschen Gelehrten zu ihren ordentlichen Mitgliedern zählen zu dürfen; sie hat von ihnen den Gehalt und die Form, sie hat den Ruhm, aber auch heilige Pflichten als Erbe empfangen. Daher werden wir in der Geschichte der Akademie dort einen Einschnitt machen müssen, wo diese Generation vom Schauplatz verschwindet. Ein gütiges Geschick hat nicht Wenige unter ihnen bis zum höchsten Greisenalter geführt. Von den Akademikern, die zwischen 1800 und 1815 aufgenommen worden sind, sind neun noch in dem 6. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts thätig gewesen, nämlich A. von Humboldt, von Buch, Erman, Savigny, Böckh, Lichtenstein, Bekker, Weiß und Link. Bis in eben dieses Jahrzehnt reichen aber auch die persönlichen akademischen Erinnerungen unserer heutigen Veteranen zurück: mit Humboldt, Savigny und Böckh haben die HH. Rammelsberg (†), Kiepert (†), Weber und Mommsen in der Akademie noch zusammen getagt. Das Todesjahr Humboldt's (1859), des universalsten und einflußreichsten Mitglieds der Akademie, soll uns daher als Grenze dienen. Daß kurz vorher auch der Regierungswechsel eingetreten ist (October 1858) und die Epoche Wilhelm's I. beginnt, begünstigt die Feststellung dieser Grenze: die Geschichte der Akademie nach ihrer Reorganisation, unter den Königen Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. (1812—1859) bildet somit den vierten Abschnitt ihrer Entwicklung.

Diese Abgrenzung empfiehlt sich aber auch noch aus einem anderen Gesichtspunkt. Wir werden sehen, wie die reorganisirte Akademie sofort in der Ausführung großer wissenschaftlicher Unternehmungen, welche die Kräfte des Einzelnen übersteigen, ihre besondere Aufgabe erkannt hat. Niebuhr und Schleiermacher, Savigny und Böckh haben sie diese neuen Pflichten erkennen und aufnehmen gelehrt. Aber was dazu nöthig war, um sie vollkommen zu erfüllen, das konnte erst in der Arbeit selbst und in einer langen Schule gelernt werden. Wie viel Zeit, welche Mittel, welche Organisation die Arbeiten verlangten, darüber hat man sich noch bis zur Mitte dieses Jahrhunderts schweren und hemmenden Täuschungen hingegeben und dadurch die Aufgaben selbst immer wieder in Frage gestellt. Erst in den fünfziger Jahren, nachdem man Erfahrungen gesammelt hatte und Hr. Mommsen an die Spitze der Ausgabe des Corpus Inscriptionum Latinarum getreten war, hat die Akademie den Großbetrieb der Wissenschaft wirklich gelernt und die technischen Mittel gefunden, die er erfordert. Somit rechtfertigt es sich auch in Hinsicht auf die Arbeit der Akademie, die bezeichnete Grenze festzuhalten.

Erstes Capitel.

Die Geschichte der Akademie von ihrer Reorganisation bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III. (1812—1840).

1.

Am 24. Januar 1812 hatte der König das neue Statut der Akademie unterzeichnet, am 3. Juli wurde es in der öffentlichen Sitzung feierlich verlesen. Neben der Universität, mit der die Akademie verschwistert worden war, eine eigenthümliche und geachtete Stellung zu erringen, war eine schwierige, aber lohnende Aufgabe. Gelang es, sie zu lösen, so war damit der Betrieb der Wissenschaften in Deutschland auf eine höhere Stufe gehoben; denn wie in der Natur, so beruht auch in der Cultur und Wissenschaft aller Fortschritt auf der Arbeitstheilung, auf der Ausbildung und Vermehrung neuer Organe und auf ihrem harmonischen Zusammenwirken. Das Interesse und die Sympathie des preußischen Volkes und der deutschen Nation wandte sich freilich sofort und fast ausschließlich der neugestifteten Universität zu. Von der Akademie wußte man kaum etwas und wollte nichts von ihr hören; sie blieb weiteren Kreisen trotz ihrer Reorganisation so gut wie unbekannt.

Aber die Popularität der Akademieen unterliegt anderen Bedingungen als die der Universitäten. Diese, unmittelbar in das Leben eingreifend, stehen gleichsam unter der Controle der gesammten Nation, müssen ihr in ihren Ordnungen verständlich und von ihrer Liebe getragen sein; die Akademieen dagegen wollen keine andere Popularität erwerben als die, welche in einem unbedingten Respect gegeben ist. Dieser Respect gründet sich auf dem unerschütterlichen Vertrauen, daß sie ausschließlich der Erforschung der Wahrheit dienen und alle anderen Tendenzen verbannen. Ihn hergestellt und in der Nation erhalten zu haben, ist das Verdienst der Brüder Humboldt und ihrer gleichgestimmten Freunde gewesen. In ihnen erschien der akademische Gedanke verkörpert, verständlich und gerechtfertigt; sie haben ihn im Staate neben der Universität zu Kraft und Ansehen gebracht.

Die gleichgestimmten Freunde — die Reorganisation der Akademie hat ihr doch einen aus dieser Schaar gekostet, Friedrich August Wolf! Bindende Zusicherungen, man werde ihm bei der Erneuerung eine leitende Stellung geben, sind ihm nicht gemacht worden, aber er hatte auf eine solche gehofft, ja es scheint, daß er an die Präsidentenwürde gedacht hat. Allein das neue Statut kannte keinen Präsidenten mehr, und zum Secretar hatte man den herrischen Gelehrten nicht wählen wollen, der selbst mehr als einmal erklärt hatte, daß er für ein Collegium nicht tauge. Nun sollte er einfach ordentliches Mitglied sein wie die Anderen, mit der Verpflichtung, jährlich seine Abhandlung zu lesen und sich im Ganzen unterzuordnen. Gegen eine solche Stellung sträubte sich sein unbändiges Selbstgefühl. Seitdem er Halle verlassen hatte, war er immer anspruchsvoller und reizbarer, ja geradezu unerträglich geworden, unstet in seinen Arbeiten und friedelos in seinem ganzen Wesen. Unter nichtigen Vorwänden, man habe ihm wider die Abrede eine ordentliche Professur an der Universität aufgeladen, er könne nicht Beides vereinigen, seine Verdienste und sein Alter berechtigten ihn zu einer Ausnahmestellung u. s. w., weigerte er sich, sich dem Statut zu unterwerfen und sich an den Arbeiten der Akademie ordnungsgemäß zu betheiligen. Dieser blieb nach solchen Erklärungen nichts übrig, als ihn unter die Ehrenmitglieder zu versetzen. Damit verfiel aber auch sein ansehnliches akademisches Gehalt; denn das Statut kannte keine besoldeten Ehrenmitglieder. Allein Wolf war nicht gewillt, auf dasselbe zu verzichten, und setzte es auch nach peinlichen Verhandlungen durch, daß die Re-

gierung es ihm ließ. Er hat es bis zu seinem Tode (8. August 1824) bezogen, obgleich er der Akademie schlechterdings nichts mehr geleistet, dagegen einige ihrer hervorragendsten Mitglieder, wie Schleiermacher, mit steigendem Haß verfolgt hat. Man hat ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergolten. Mit unerschütterlicher Langmuth und Verehrung hielt namentlich Wilhelm von Humboldt an ihm fest. Er sah in ihm nur den Schöpfer der Alterthumswissenschaft, den Mann, der nach Winckelmann das Größte für die Erschließung des Griechenthums geleistet hat, und übersah alles Andere an ihm.

Die Verhandlungen mit Wolf fielen noch in das Jahr 1812. In diesem war die Akademie vollauf damit beschäftigt, ihre Verhältnisse auf Grund des neuen Statuts zu ordnen, ihre alten Verpflichtungen, wie die Herausgabe der Kalender, die Edictensammlung u. s. w. abzustreifen und die Neuwahlen von auswärtigen Mitgliedern und Correspondenten vorzunehmen. Alles war auf's Glücklichste beendigt; neugeschaffen und wohlgefügt stand die Akademie neben der Universität, als sich König und Volk zum Freiheitskriege erhoben. Auch an ihrer Geschichte zeigt es sich, daß sich die Wiedergeburt Preußens schon vor dem Ausbruch des Kampfes vollzogen hatte: das neue Preußen ist nicht in dem großen Kampfe entstanden, noch viel weniger erst nach ihm, sondern in der Zeit der Schmach ist es geboren: lux e cruce!

Der Krieg machte sich der Akademie nicht so fühlbar wie der Universität. Nur wenige Akademiker, unter ihnen Ancillon jun. und Niebuhr, mußten Berlin verlassen, um dem Vaterlande ihre Dienste als Diplomaten zu widmen. Der letztere schrieb damals auch seine patriotischen historisch-ökonomischen Aufsätze in Arnim's „Preußischen Correspondenten", die er im Winter 1814/15 mit der Abhandlung gekrönt hat: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof": „Preußen ist kein abgeschlossenes Land, sondern das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in der Wissenschaft, in den Waffen und in der Verwaltung auszeichnet. Eben dadurch hat Preußen ein so frisches Leben in seine Nation erhalten, daß die verschiedenen Völkerschaften, deren Gesammtname „Preußen" ist, von so großer Eigenthümlichkeit sind, und daß der Staat immer froh gewesen ist, sich mit den Blüthen Deutschlands zu schmücken." Die Sitzungen, freilich schlecht besucht, wurden nur selten unterbrochen. Doch zum 6. Mai 1813 heißt es in dem Protokoll: „Die Sitzung konnte nicht gehalten werden wegen Zusammenrufung der

gesammten Bürgerschaft in Angelegenheiten des Landsturms"; es war unmittelbar nach der Schlacht bei Groß-Görschen, und unter dem 21. October liest man: „Die Sitzung fiel aus wegen öffentlicher Feierlichkeiten"; die Schlacht bei Leipzig war geschlagen! Die öffentlichen Sitzungen sind regelmäßig gehalten worden: am 3. Juli 1813 las Tralles seine Lobschrift auf Lagrange, Schleiermacher wiederholte seinen Vortrag über die verschiedenen Methoden des Übersetzens, und Uhden trug über Iphigenie in Aulis nach alten Werken der bildenden Kunst vor; am 3. August wurde Bessel's Preisarbeit über die Größe der jährlichen Vorrückung der Nachtgleichen gekrönt, und Klaproth, Uhden und Rudolphi lasen Abhandlungen; am 24. Januar 1814, kurz nachdem die preußischen Truppen den Krieg nach Frankreich getragen hatten, las Klaproth in der feierlichen öffentlichen Sitzung über den Weißstein, Biester über die Bejahungswörter in der älteren französischen Sprache und Thaer über die Berührungen der Naturkunde mit der Landbaukunde. Uns muthet das heute etwas prosaisch an; aber ruhige, treue Berufserfüllung mitten im Lärm der Waffen ist auch eine Bewährung des Patriotismus. Allen voran leuchtete Schleiermacher; sein hohes Vorbild wirkte in der Hauptstadt belebend und beruhigend, ermuthigend und stärkend — er gab den Zurückgebliebenen die Weihe, wie er sie den Kriegern gegeben hatte. Jetzt sollte er auch in der Akademie die ihm gebührende einflußreichere Stellung erhalten. Das Amt des abwesenden Ancillon jun. als Secretar der philosophischen Klasse hatte im Jahre 1813 Ancillon sen. interimistisch versehen; im Anfang des Jahres 1814 erklärte er aber der Akademie, daß sein Gesundheitszustand ihm nicht länger erlaube, statt seines Sohnes zu präsidiren und „daß die Besorgung daher an Hrn. Schleiermacher falle." Im August verzichtete Ancillon jun. definitiv auf das Secretariat, weil der diplomatische Dienst ihm nur selten gestatte, in Berlin anwesend zu sein. Die philosophische Klasse schritt demgemäß zu einer Neuwahl (October 1814). Es war selbstverständlich, daß man Schleiermacher wählte.

Allein das Unglaubliche geschah; der Minister von Schuckmann eröffnete der Akademie, er könne diese Wahl dem Könige nicht zur Bestätigung vorlegen, „da sie den Statuten zuwider sei wegen allzu großer Beschäftigung des Hrn. Schleiermacher, namentlich in der Abtheilung des Cultus und öffentlichen Unterrichts". In Wahrheit beargwöhnte der Minister den freigesinnten Mann; schon da-

mals begannen die traurigen Verdächtigungen der Patrioten, jene Schmalz'schen Umtriebe, die Niebuhr kurz vor seiner Abreise nach Rom so würdig und leider so erfolglos zurückgewiesen hat. Die Akademie theilte das Ministerialschreiben Schleiermacher zur Erklärung mit. Dieser legte in überzeugenden Ausführungen die Gründe dar, die ihn zur Annahme des Amts bewogen hätten und „ihn noch bei diesem Entschluß verharren machen". Jetzt entschloß sich der Minister zwar dazu, die Bestätigung zu befürworten, ergriff aber die Gelegenheit, Schleiermacher „wegen Überbürdung" seiner Stellung im Ministerium zu entheben. Der engherzige Bureaukrat vertrieb den Mann aus der Regierung, der neben Fichte und Wilhelm von Humboldt die eigentliche Triebkraft in dem geistigen Aufschwung Preußens gewesen war und zugleich den sichersten Takt für die Organisation des höheren Unterrichtswesens besaß.

Kurz bevor diese Verhandlungen spielten, hatte sich die Akademie durch die Wahl des Philologen Böckh und des Zoologen Lichtenstein verstärkt; sie fügte ihnen am 3. Mai 1815 die Philologen Suevern und Bekker, den Mineralogen Weiß und den Botaniker Link (15. Juli 1815) hinzu. Diese Aufnahmen zeigen, welch ein Segen für die Akademie die Verbindung mit der Universität gewesen ist; denn alle diese ausgezeichneten Gelehrten mit Ausnahme Suevern's, der Mitdirector der Unterrichtsabtheilung im Ministerium war, gehörten bereits der Universität an, Böckh und Weiß seit 1810, Lichtenstein und Bekker seit 1811, Link seit 1815. In Suevern's Aufnahme aber darf man einen Protest gegen die Reaction sehen, die ihren Einzug in das Ministerium gehalten hatte; denn die Richtung, die er vertrat, war die Schleiermacher's; eben deshalb drängte man ihn im Ministerium zurück und verstattete ihm immer weniger Einfluß auf die Leitung des Unterrichtswesens.

Durch die Aufnahme dieser sechs thätigen Mitglieder und durch den Tod von Willdenow (1812), Illiger (1813), der drei Halbfranzosen Castillon, Ancillon sen. und Erman sen. (1814), denen im Februar 1816 Burja und Biester folgten, erhielt die Akademie eine wesentlich andere Zusammensetzung; aber die Neuwahlen waren nach den Grundsätzen erfolgt, die bei der Reorganisation maaßgebend gewesen waren. Eine so jugendliche Akademie wie die vom Jahre 1815 hatte die Welt noch nicht gesehen: über sechzig Jahre alt waren nur sechs Mitglieder; die Hälfte der Akademiker

hatte das fünfzigste Lebensjahr noch nicht erreicht, und ein Fünftel noch nicht das vierzigste. Die jugendlichste war die philologische Klasse. Ihr Senior war der sechsundfünfzigjährige Hirt; Schleiermacher — er rechnete sich auch zu dieser Klasse — Wilhelm von Humboldt, Buttmann, Ideler und Niebuhr standen auf der Höhe ihrer Kraft; Böckh und Bekker, beide im dreißigsten Lebensjahr, waren für große Aufgaben gerüstet. Diese Klasse war es, welche nun die Führung in der Akademie ergriff. Lange genug hatten die Naturwissenschaften in ihrer Mitte dominirt. Wer das Bleibende und das Vergängliche in den Leistungen der fridericianischen Akademie nun, nachdem dreißig Jahre verflossen waren, überschaute, der mußte erkennen, daß ihr Schwerpunkt in jenen Wissenschaften gelegen hatte; denn vergessen waren die räsonnablen Abhandlungen der Weltweisen des großen Königs, versunken ihre Weltanschauung; selbst ihre Namen waren verklungen! Nun aber begannen die „Belles-Lettres“ zu erblühen, wie der Deutsche sie versteht — als gründliche, methodische Philologie, mit dem großen Ziele, jene Welt wiederzuerwecken, von der die sprachlichen Documente Kunde geben, und mit dem empfänglichen Sinn für die Bereicherung des eigenen Lebens.

In hohen Worten hat Treitschke das Jahrzehnt nach Napoleon's Sturz gefeiert, welches für den ganzen Welttheil eine Blüthezeit der Wissenschaften und Künste geworden ist. „Die Völker, die soeben noch mit den Waffen auf einander geschlagen, tauschten in schönem Wetteifer die Früchte ihres geistigen Schaffens aus.“ Aber die Rollen waren vertheilt. In den Naturwissenschaften drang das Ausland mächtig vor, Deutschland vermochte zunächst nicht mit ihm Schritt zu halten; aber in Historie und Philologie — in alter und neuer —, in Philosophie und Litteratur trat unser Vaterland an die Spitze. „Welch eine Wandlung der Zeiten seit jenen Tagen Ludwig's XIV., da die Cultur unseres Volkes bei allen anderen Nationen des Abendlandes demüthig in die Schule gehen mußte! Jetzt huldigte die weite Welt dem Namen Goethe's . . ., und in Paris genoß Alexander von Humboldt eines Ansehens, wie kaum ein einheimischer Gelehrter. . . . Zum ersten Male seit den Zeiten Martin Luther's machten Deutschlands Gedanken wieder die Runde durch die Welt, und sie fanden willigere Aufnahme als vormals die Ideen der Reformation. Deutschland allein hatte die Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts schon gänzlich überwunden. Der Sensualismus der Aufklärung war längst verdrängt

durch eine idealistische Philosophie, die Herrschaft des Verstandes durch ein tiefes religiöses Gefühl, das Weltbürgerthum durch die Freude an nationaler Eigenart, das Naturrecht durch die Erkenntniß des lebendigen Werdens der Völker, die Regeln der correcten Kunst durch eine freie, naturwüchsige, aus den Tiefen des Herzens aufschäumende Poesie, das Übergewicht der exacten Wissenschaften durch die neue historisch-ästhetische Bildung. Diese Welt von neuen Gedanken war in Deutschland durch die Arbeit dreier Generationen, der klassischen und der romantischen Dichter, langsam herangereift, sie hatte unter den Nachbarvölkern bisher nur vereinzelte Jünger gefunden und drang jetzt endlich siegreich über alle Lande. . . . Mächtig und fruchtbar entfaltete sich die schöpferische Kraft des deutschen Genius auf dem Gebiete der Wissenschaft. Fast gleichzeitig ließen Savigny, die Grimm's, Lachmann, Bopp, Diez, Ritter ihre grundlegenden Schriften erscheinen, während Niebuhr, die Humboldt's, Eichhorn, Creuzer, Gottfried Hermann auf ihren eingeschlagenen Wegen rüstig weiterschritten. Unaufhaltsam fluthete der Strom neuer Gedanken dahin. Es war ein Gedränge von reichen Talenten wie einst, da Klopstock den jungen Tag der deutschen Dichtung heraufführte. Und wie vormals die Bahnbrecher unserer Poesie, so erschien auch dies neue Gelehrtengeschlecht ganz durchglüht von unschuldiger jugendlicher Begeisterung, von einem lauteren Ehrgeiz, der auf der Welt nichts suchte als die Seligkeit der Erkenntniß und die Mehrung deutschen Ruhmes durch die Thaten der freien Forschung. Der trockene Staub, der so lange auf den Werken der deutschen Gelehrsamkeit gelegen, war wie weggeweht; die neue Wissenschaft fühlte sich als die Schwester der Kunst. . . . An allen Werken dieser Forscher hatten das warme Herz und die schöpferische, das historische Leben nachdichtende Phantasie ebenso großen Antheil wie der Sammlerfleiß und der kritische Scharfsinn." Darum tragen sie alle das echte Merkzeichen des Schriftstellers von Gottes Gnaden, jene kleinen Beglaubigungszüge der Selbstempfindung, die in jeder Abhandlung ein Stück des eigenen Lebens aufleuchten lassen.

Kein Wunder, daß auch an der Berliner Akademie in der philologischen Klasse dieses neue geistige Leben am sichtbarsten zum Ausdruck kam und sie deshalb die Führung erhielt. Hier war die Berührung mit der Litteraturbewegung am innigsten; hier aber wurden auch die Zäune, welche im Betriebe der Universitäten bisher die einzelnen Disciplinen von einander getrennt hatten,

niedergerissen. Aus der engen Verbindung der Philologie mit der Geschichte der antiken Philosophie, dem Rechtsstudium und der Kunstwissenschaft entsprang die neue Alterthumswissenschaft. Der ihren Plan entworfen und die zukünftigen Meister gebildet hatte, hielt sich jetzt abseits; aber in dem Freundschaftsbund und der gemeinsamen Arbeit Niebuhr's, Schleiermacher's, Savigny's und Böckh's, denen Buttmann und Bekker zur Seite standen, wurde sie verwirklicht. Nichts Erhebenderes kann man lesen als die Documente des geistigen Austausches dieser Männer. Waren sie doch sämmtlich von der sicheren Überzeugung getragen, daß ihr Stahl den alten Steinen neue, leuchtende Funken entlocken und daß ihr Spaten neue Schätze aufdecken werde. Die Umrisse all des Großen, das sich zu einem herrlichen Kosmos fügen werde, sahen sie ahnend voraus; aber eben weil sie den Geist ahnten und verehrten, nahmen sie es auch mit dem Buchstaben genau und freuten sich an jeder neu entdeckten oder sicher hergestellten Zeile.

Wie einst in der ältesten Akademie gemeinsam gearbeitet worden war, so suchten die Freunde nun auch nach einer sie verbindenden großen Aufgabe. Am nächsten lag es, an Plato selbst zu denken; war er doch dem ganzen neuen Geschlecht Lehrer und Führer geworden! Noch ist die Geschichte seines Antheils an der zweiten deutschen Renaissance nicht geschrieben, doch eine Fülle bedeutender Einzelheiten ist schon bekannt, und wir wissen, was ihm Wolf, Friedrich Schlegel, Schleiermacher und Hegel, was ihm Neander, ja selbst Litteraten wie Varnhagen, verdanken. Aber die Übersetzung hatte bereits Schleiermacher für sich übernommen und ein Meisterwerk geliefert; Heindorf hatte vier Bände ausgewählter Dialoge vorgelegt, und von Wolf erwartete man eine kritische Ausgabe. Die Herausgabe und Erläuterung Plato's konnte nicht Sache einer Vereinigung von Gelehrten sein. Dieser hohe Denker verlangt einsame Betrachtung, und er löst in jeder Individualität ihr Eigenstes aus. Man konnte ihn gemeinsam verehren, aber nicht gemeinsam verständlich machen und wirken lassen. So entschlossen sich die Freunde, eine andere große Aufgabe in Angriff zu nehmen, deren Ausführung die gemeinsame Arbeit des Philologen, des Historikers und des Juristen erforderte. Im Anfang des Jahres 1815 richtete Böckh an die Klasse den Antrag, ein Corpus aller antiken Inschriften herauszugeben und mit den griechischen zu beginnen. Die Klasse ergriff den Gedanken „mit

Begeisterung"; sie eignete sich den Antrag Böckh's an und brachte ihn am 24. März in einer neuen Redaction (Buttmann's) an die Gesammt-Akademie. Die Geldverwendungs-Commission, an welche diese ihn verwies, erhob keine Einwendungen. Bereits am 20. April nahm die Akademie den Antrag an, und am 12. Mai wurde er vom Minister genehmigt. Was damit beschlossen war, das ahnte Niemand, auch der Antragsteller nicht. Man hoffte in vier Jahren mit den griechischen Inschriften fertig zu sein und mit 6000 Thlr. zu reichen. „Ein starker Foliant oder zwei kleinere" waren vorgesehen. Seitdem sind fünfundachtzig Jahre verflossen. Das Werk ist zu einer Bibliothek geworden und hat mehr als das Zehnfache gekostet. Man weiß jetzt, daß es im strengen Sinn nie abgeschlossen werden kann, aber man weiß auch, daß die Akademie in ihm die wichtigste Sammlung für das Studium des griechischen Alterthums geschaffen hat. Die Dialektforschung, die griechische Grammatik, die politische, Verfassungs- und Cultur-Geschichte verdanken ihren heutigen Stand vornehmlich diesem Werke. Eine würdigere gemeinsame Aufgabe konnte sich die Klasse nicht stellen. In der Hinterlassenschaft des Alterthums bedeuten die Inschriften kaum weniger als die Ruinen der Bauwerke, in mancher Hinsicht ebenso viel als die Schriften; jene sind stumm und diese sind, mit wenigen Ausnahmen, nur in mittelalterlichen Abschriften auf uns gekommen. Die Inschriften, welche die Brücke zwischen beiden bilden, sind untrügliche Urkunden und verdeutlichen jene wie diese; mit den Kunstwerken zusammen führen sie in das Leben des Alterthums ein und beleuchten auch Gebiete, aus denen sonst kein Licht mehr zu uns dringt.

Die Einleitung Böckh's zu seinem Antrage ist doppelt interessant, wenn man beachtet, daß die Akademie sie sich angeeignet hat.

Der Akademie der Wissenschaften kann die Bemerkung nicht entgehen, daß sie in ihrem gegenwärtigen Zustande auf keine Weise den Ansprüchen genüge, welche an die erste wissenschaftliche Anstalt Preußens man zu machen berechtigt ist. Unmöglich kann es der Zweck einer solchen Akademie sein, daß Einzelne einer sehr geringen und selten auch nur zur Hälfte versammelten Anzahl von Mitgliedern Abhandlungen vorlesen, welche bloß das Werk Einzelner sind: so nützlich dieser Theil der akademischen Thätigkeit ist, so erreicht doch jede Privatgesellschaft, deren Berlin viele zählt, diesen Zweck ebenso vollständig als die Akademie; und ist letztere in dieser Hinsicht vor wissenschaftlichen Privatvereinen ausgezeichnet, so ist dieses nur dadurch, daß in ihr vorzüglichere Gelehrte vereinigt sind. Der Hauptzweck einer Königlichen Akademie der Wissenschaften muß dieser sein, Unternehmungen zu machen und Arbeiten zu liefern, welche kein Einzelner leisten kann, theils weil seine Kräfte

denselben nicht gewachsen sind, theils weil ein Aufwand dazu erfordert wird, welchen kein Privatmann zu machen wagen wird. Die mathematische Klasse der Akademie so wie die physische hat früherhin zu besonderen Unternehmungen Bewilligungen von Geldern erhalten: es würde aber ein großes Vorurtheil sein zu glauben, daß die philologisch-historische Klasse dergleichen nicht bedürfe. Auch im Gebiete ihrer Forschungen giebt es Gegenstände, welche ohne Unterstützung des Staates durchaus unausführbar sind, und wenn sie nicht allmählich Bedürfnisse der Art zu befriedigen bestrebt ist, so verfehlt sie durchaus den Zweck der Akademie, und ihre Thätigkeit geht immer nur in dem Kreise fort, welchen der Einzelne ausfüllen kann. Es ist leider nur zu wahr, daß die deutschen Akademieen noch gar nichts geleistet haben, und alle Fortschritte der Wissenschaften durch die Kraft der einzelnen Gelehrten, wesentlich auf Universitäten [auf Böckh's eigenen Vorschlag wurden diese drei Worte in dem Antrag gestrichen, da sie der Gesammt-Akademie gehässig erscheinen konnten], gemacht worden sind, weßhalb aber eben große und allgemeine wichtige Unternehmungen im Gebiete der Geschichte und Philologie heutzutage in Deutschland gänzlich unterbleiben müssen. Um ihrem Zweck zu genügen und von ihrer Seite in die Akademie diejenige Thätigkeit und das Leben zu bringen, welche ihr einzig angemessen sind, gegenwärtig aber leider vermißt werden, ist die historisch-philologische Klasse entschlossen, einen Thesaurus Inscriptionum zu unternehmen.

In der Eingabe wird dann nachgewiesen, daß kein Privatmann im Stande sei, ein solches Werk zu unternehmen, und daß sich auch kein Verleger für dasselbe finden werde; eben darum müsse die Akademie es herstellen. Ferner wird die Nothwendigkeit einer solchen Sammlung dargethan; alle Zweige der Alterthumskunde bedürfen der Inschriften, aber ihr Studium sei gänzlich vernachlässigt, da Alles verzettelt und verstreut sei. „Inscriptionenlehre erscheint den Meisten wie eine geheime Wissenschaft.“ Dieser Zustand muß aufhören. Endlich wird in sehr knapper Begründung auf die Mittel eingegangen, die nothwendig sind. — Wer in dieser Eingabe die Kraft jener Jugend nicht zu spüren vermag, „die uns nie entflieht“, und jenes Muthes, „der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt“, der wird sie naiv finden. Gewiß, sie trägt den leuchtenden Stempel der Naivetät, aus der jedes wahrhaft große Werk geboren ist. Eben darum hat sie schließlich ihr Ziel erreicht.

„Der Hauptzweck einer Königlichen Akademie der Wissenschaften muß dieser sein, Unternehmungen zu machen und Arbeiten zu liefern, welche kein Einzelner leisten kann“ — dieser Grundsatz ist fortan der leitende Gedanke der philologischen Klasse gewesen; aber wir werden sehen, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, bis er sich durchzusetzen vermochte.

Der Plan der Klasse war nur zunächst auf die griechischen Inschriften gerichtet, dann sollten die lateinischen folgen, „die schon besser gesammelt vorliegen", dann die orientalischen (im Rahmen des römischen Reichs). Als Grenze nach unten wurde die Stiftung des oströmischen Kaiserreichs festgesetzt.

Bereits am 15. Juni wählte die Klasse eine Commission für die Ausführung des Unternehmens, nämlich Niebuhr, Schleiermacher, Buttmann, Bekker und Böckh. Dem Letzteren wurde die Direction anvertraut und sofort beschlossen, auch mit ausländischen Gelehrten und Anstalten, namentlich mit den griechischen Gesellschaften in Korfu, Thessalien und Athen in Beziehung zu treten. Man dachte also auch daran, bisher noch nicht publicirte Inschriften zu ermitteln und abzudrucken; aber diese Seite der Aufgabe trat doch noch zurück. Die bereits veröffentlichten, aber in zahlreichen Werken und Zeitschriften zerstreuten Inschriften zu sammeln, kritisch zu reinigen und nach einem einheitlichen Plane zu ediren und zu erklären, galt als die Hauptsache. Die Freunde wollten selbst an die Arbeit gehen, die einschlagenden Werke unter sich vertheilen, excerpiren, das Gewonnene mit einander besprechen und schließlich das Ganze Böckh als dem Redactor übergeben. Wie mangelhaft zum Theil die Abschriften waren, wußte man wohl; aber Griechenland lag damals noch weit, und das Vertrauen zur kritischen Kunst war groß. Man glaubte alles Erreichbare zu leisten, wenn man über die Drucke hinaus soweit möglich auf die Sammlungen von Originalabschriften zurückging, die in einigen großen Bibliotheken lagen. Der Gedanke, Gelehrte auszusenden, um correcte Abschriften von den Originalen selbst zu gewinnen und neue aufzufinden, wurde zwar sofort ausgesprochen, aber nicht in den Mittelpunkt gestellt, ja zunächst überhaupt nicht verwirklicht.

„Punkte zum Entwurf eines Planes zur Ausarbeitung eines Corpus Inscriptionum" stellte Niebuhr fest. Der neue Begriff der „Alterthumskunde", angewendet auf die Inschriften, tritt hier beherrschend hervor. Klassische Philologie ist nicht mehr eine Vorhalle der Theologie, sondern Erforschung des klassischen Alterthums als eines großen zusammenhängenden Ganzen. Vollständigkeit im umfassendsten Sinn wird von Niebuhr verlangt, (a) in Bezug auf die Zeit: das ganze Alterthum ist einzuschließen (jedoch nur im Rahmen des Griechisch-Römischen), (b) in Bezug auf die Sprachen: auch die semitischen sind herbeizuziehen (sofern Inschriften

in diesen Sprachen für das griechisch-römische Alterthum belangreich sind), (c) in Bezug auf die Sachen: „wegen Unbedeutendheit des Inhalts ist nichts auszuschließen"; er unterscheidet (1) historische Monumente, (2) Gesetze, Beschlüsse, Edicte, (3) Verzeichnisse des Geschehenen, was nicht zur Geschichte gehört, sondern zu den Acten (z. B. Verzeichnisse von Preisgewinnern), (4) Weihungen, (5) Grabinschriften. „Das Übrige wird noch mehrere Rubriken erfordern." Endlich verlangt er ausführliche Indices. Autopsie ist auch in diesem Niebuhr'schen Gutachten kaum gestreift. „Bekker soll in Paris für die Inschriften arbeiten."

Der gemeinsamen Arbeit der Freunde stellten sich, wie zu erwarten, bald Schwierigkeiten in den Weg. Auf Böckh fiel die ganze Last der Ausführung. Schleiermacher war mit Geschäften überhäuft, Bekker ging nach Paris, Niebuhr (1816) nach Rom. Von dort aus hat er zwar dem großen Unternehmen, dem sein ganzes Interesse gehörte, die ausgezeichnetsten Dienste geleistet — er blieb auch trotz der Ortsveränderung ordentliches Mitglied und betrachtete sich in Rom als Gesandten des Königs und der Akademie —, aber zum Excerpiren hatte er keine Zeit. Das Akademische Archiv bewahrt in einem eigenen Fascikel zahlreiche Briefe Niebuhr's, die er während seines römischen Aufenthalts (1816—1822) an den Secretar der philologischen Klasse gerichtet hat. Sie sind sehr eingehend und umfangreich und berichten sowohl über seine eigenen handschriftlichen Entdeckungen in Verona und Rom als auch über die Mai's, ferner über Ausgrabungen, gefundene Inschriften, litterarische Verhältnisse (auch über italienische) u. s. w. Dazu vermittelte Niebuhr Abschriften griechischer Inschriften und werthvoller, zum Theil neuer Inschriftensammlungen. Einigen Briefen sind auch Zeichnungen beigelegt, neue römische Ausgrabungen betreffend, genau und sauber ausgeführt. Einen besseren Geschäftsträger als ihn in Rom konnte sich die Akademie nicht wünschen, und gewiß ist er in ihrem Dienste mehr am Platze gewesen als in dem des Staats; denn den Diplomaten der Curie war er nicht gewachsen, und seine immer conservativeren Neigungen waren nirgends schädlicher als gerade in Rom. Am 23. September 1816 schrieb er von Florenz aus der Akademie:

Indem ich nun mit wahrem Vergnügen die Pflicht erfülle, mich als ein für die Akademie nicht abgestorbenes Mitglied zu bewähren, und ein Unterpfand gebe, fortwährend als solches zu handeln, müß ich zuvörderst zwei Bitten geltend machen. Die erste ist, daß diesem Schreiben keine Art von

Publicität gegeben werde, diejenigen Punkte ausgenommen, wofür ich selbst darum bitten möchte; denn ohne hierüber vollkommen ruhig zu sein, müßte ich mir bei der Äußerung von Urtheilen, die, umhergetragen, empfindlich sein könnten, einen Zwang anthun, welcher dem Zweck, unsere Klasse mit Wahrhaftigkeit über die Litteratur Italiens zu unterrichten, durchaus zuwider wäre; die zweite, daß keine größere Planmäßigkeit und Vollständigkeit gefordert werde als in Privatschreiben, am wenigsten vollständige Abhandlungen.

Nach dieser Einleitung folgt die Mittheilung der Entdeckung des Gajus in der Bibliothek des Domkapitels zu Verona. Das war ein Fund ersten Ranges; ja, vielleicht ist niemals in modernen Zeiten einer geschichtlichen Disciplin ein solcher Schatz geschenkt worden wie der Rechtswissenschaft in dieser Quelle! Die Akademie veranlaßte sofort Bekker und den Professor der Rechte in Berlin Göschen, sich nach Verona zu begeben, um den Fund in Sicherheit zu bringen, d. h. das schwierige Manuscript zu entziffern. „Die Unternehmung gelang auf's Beste", heißt es in den Akademischen Abhandlungen 1816/17 S. 307, „so daß Hr. Bekker, der noch andere wichtige Aufträge von Seiten der Akademie in den Bibliotheken Italiens auszuführen hatte, sobald die ersten Schwierigkeiten der Arbeit durch ihr gemeinsames Bestreben gehoben waren, die weitere Entzifferung dem Rechtskundigen allein überließ." Der vorläufige Bericht Göschen's über den Fund wurde in der Sitzung vom 6. November 1817 vorgetragen und in den Abhandlungen 1816/17 S. 308 ff. abgedruckt. Am 24. Januar 1818 las Savigny in der öffentlichen Sitzung der Akademie „über die neuentdeckten Institutionen des Gajus".

Am Weihnachtstage 1819 konnte Niebuhr melden: „Aus Aegypten sind mir 180 griechische Inschriften angekündigt", und aus dem Schreiben vom 20. Mai 1820 ersieht man, daß sie wirklich angekommen waren. In demselben Briefe empfiehlt Niebuhr den Dr. A. Scholz, einen Schüler de Sacy's, als Hülfsarbeiter der Akademie für die Ausgrabungen im Orient. Er hielt also den Plan eines Corpus aller antiken Inschriften noch immer fest:

Noch nie ist bei Tyrus und Sidon nach Inschriften gesucht; ja selbst in Palästina noch nie, und die Inschriften von Citium sind verschollen. So ist auch gewiß noch manches von Handschriften, namentlich für die Geschichte des eigentlichen Arabien, zu entdecken. Zu Elkusch auf den Ruinen des alten Ninive wohnt ein Freund von mir, ein vortrefflicher Mann, der nichts mehr wünscht, als dort zu Ausgrabungen behülflich zu sein, und nach seiner Erzählung sind die Hügel daselbst ganz und gar Ruinenberge, in denen man allerdings uralte Kunstwerke findet.

Daß Niebuhr sich persönlich in Rom nie wohl gefühlt hat und seine nordische Natur sich weder mit dem römischen Klima noch mit der Eigenart der Italiener zu befreunden vermochte, verrathen manche Stellen der Briefe. Herrschte nun gar der Scirocco, so wurde er ingrimmig. In dem eben citirten Briefe heißt es:

Heute ist wenigstens der fünfte Tag des allerscheußlichsten Scirocco, und wenn der so lange angehalten hat, dankt man dem Himmel, wenn man sich nicht permanent blödsinnig fühlt, und billige Leute machen alsdann keinen Anspruch, daß man etwas arbeite, und man müßte sehr unverschämt sein, wenn man sich herausnähme, etwas zu schreiben, was vernünftige Leute lesen sollen. Aus der Vermählung des Scirocco mit italienischen Gehirnen entstehen die Sonette und die hiesigen gelehrten Arbeiten.

Die Entdeckungen Mai's, über die er Bericht abstattete, erregten nur zum Theil sein Interesse; denn bis zur Patristik reichte dasselbe kaum: „Mai giebt jetzt ungedruckte sibyllinische Bücher heraus, ohne Zweifel bloßen Quark". „Die sibyllinischen Bücher scheinen ganz elendes Zeug zu sein; doch als altchristlich aus Gallienus' Zeit verdienen sie wohl nicht ganz übersehen zu werden". Und in dem Bericht über eine ganze Reihe Mai'scher Funde heißt es: „Die letzten drei Nummern, zu denen Eusebius' Quaestiones evangelicae gehören, erlassen wir ihm wohl bekannt zu machen." Der neue Klassicismus war im letzten Grunde auch romantisch. Er studirte die Geschichte mit Auswahl, und diese Auswahl war ästhetisch bestimmt. Dabei kamen in der alten Geschichte die Kaiserzeit sammt der ältesten Geschichte des Christenthums, im Mittelalter das 14. und das 15. Jahrhundert nicht zu ihrem Rechte. Als „rein dummes Zeug" hat Lachmann die Briefe des Ignatius bezeichnet, und Niebuhr hat die oben mitgetheilten Äußerungen durch den Ausdruck des Bedauerns ergänzt, daß die alten römischen Christen die Schrift des Hermas haben lesen müssen. Noch waren die Augen für die Größe solcher Schriften nicht geöffnet, die, ohne poetischen Reiz, ja im Bettelgewand der Sprache, Denkmäler einer unüberwindlichen Kraft und eines neuen, unvergänglichen Lebens sind.

Dem gelehrten Publicum wurde der Entschluß der Akademie, die griechischen Inschriften herauszugeben, in der öffentlichen Sitzung vom 3. Juli 1817 in knappen Worten mitgetheilt: „Die historisch-philologische Klasse hat die Ausgabe einer möglichst vollständigen Sammlung griechischer Inschriften unternommen, welche auch bereits eifrig betrieben wird." Dann erfuhr es mehrere Jahre lang

nichts mehr. Böckh hatte, von anderen Aufgaben in Anspruch genommen, bereits im Laufe des Jahres 1817 die Arbeit liegen lassen müssen. Erst im Jahre 1820 vermochte er sie mit voller Kraft wieder aufzunehmen. Wir werden dort auf sie wieder zurückkommen.

Die Inschriften blieben nicht das einzige große Unternehmen der philologisch-historischen Klasse. Bereits vor seiner Aufnahme in die Akademie war Bekker drittehalb Jahre in Paris gewesen (1810—12), um griechische Handschriften zu vergleichen und abzuschreiben. Er reihte sich der großen Zahl deutscher Gelehrten an, die nach der Stiftung des Rheinbundes in die Hauptstadt des Siegers wanderten, um griechische und lateinische, deutsche und altfranzösische, arabische und indische Handschriften zu studiren. Mit sicherem Blick erkannte die Akademie Bekker's ungewöhnliche Fähigkeiten für die Herausgabe griechischer Schriftsteller. Bereits im Jahre 1817 autorisirte sie ihn, seine handschriftlichen Forschungen in ihrem Auftrage fortzusetzen; aber sie sollten einen Mittelpunkt erhalten: die Akademie beschloß auf Anregung Schleiermacher's, eine kritische Ausgabe des Aristoteles herzustellen und die Vorbereitung Bekker anzuvertrauen. Der junge Professor Brandis sollte ihn dabei unterstützen. War Berlin die Heimath der platonischen Studien geworden, so sollte es auch für Aristoteles der Mittelpunkt werden. Trendelenburg und Bonitz haben später diese Studien weitergeführt, und noch eben beschäftigen sie unter Hrn. Diels' Leitung die Akademie[1]). Vom Sommer 1817 bis

---

[1]) Was die aristotelischen Forschungen der Akademie an sich und was sie der Akademie selbst bedeutet haben, das hat Hr. Diels in seiner Antrittsrede (Sitzungsberichte 1882 S. 719f.) zum Ausdruck gebracht: „Wenn auf Schleiermacher's Anregung in die Mitte der akademischen Bemühungen um die griechische Philosophie Aristoteles gestellt worden ist, so hätte nicht leicht etwas Förderlicheres geschehen können. Mochte auch Schleiermacher's individuelle Neigung sich mehr zu Platon's wahlverwandter Natur hingezogen fühlen, so verkannte er doch nicht, daß nur Aristoteles ein Recht habe, als der alle Strahlen gleichmäßig sammelnde und wieder ausstrahlende Brennpunkt antiker Wissenschaft zu gelten. Leibniz selbst würde keinen Anderen gewählt haben, da er, von Kindheit an mit diesem Philosophen vertraut, sein ganzes Leben hindurch von Niemand lieber als von ihm sich hat anregen lassen. Es ist bekannt, daß die akademische Ausgabe des Aristoteles dem Studium des Stagiriten einen gewaltigen Aufschwung gegeben und eine ganze Litteratur zum Theil ausgezeichnetster Art hervorgerufen hat. Die eindringende Beschäftigung mit der Sprache des Philosophen, welche, ebenfalls aus dem Schooße der Akademie hervorgegangen, in dem akademischen Index ihren zusammenfassenden Abschluß erhalten, hat auf weite Kreise befruchtend gewirkt. Die Betrachtung der philosophischen Termino-

zum Spätherbst 1820 dauerte die große wissenschaftliche Reise Bekker's. Mit unglaublichem Fleiße durchforschte er die italienischen Bibliotheken und arbeitete in Paris, Oxford, Cambridge, London und Leyden. Nach Berlin zurückgekehrt, legte er der Akademie eine Übersicht über das Erarbeitete vor (3. November 1820); wahrscheinlich hat niemals, solange griechische Studien betrieben worden sind, ein Gelehrter in viertehalb Jahren ein so umfassendes handschriftliches Material zusammengebracht wie Bekker. Die Liste der von ihm verglichenen, bez. abgeschriebenen Handschriften war erstaunlich. Er stellte nun den Antrag, dauernd von der Akademie mit griechischen Editionen, in erster Linie mit der des Aristoteles, betraut zu werden. Buttmann unterstützte diesen Antrag, und die Akademie beschloß am 8. Januar 1821, Bekker auf die Dauer von sechs Jahren mit einem Gehalt von 500 Thlrn. für die Herausgabe der Werke des Aristoteles anzustellen. Am 6. März desselben Jahres wurde eine Aristoteles-Commission niedergesetzt (Bekker, Böckh, Buttmann und Schleiermacher); bald trat Suevern hinzu, und auch Brandis wurde aufgenommen. Die Seele dieser Commission war, wie die Acten lehren, wiederum Schleiermacher. Er leitete sie und hielt sie zusammen. Als Böckh und Buttmann bereits nach wenigen Monaten ausscheiden wollten — warum, ist nicht ersichtlich —, versagte ihnen die Klasse den Austritt. Eine interessante Verhandlung entspann sich darüber, ob dem Text eine

---

logie in ihrer geschichtlichen Entwicklung fand hier ihren Ausgangs- und Stützpunkt. Ebenso hat die Kunst individueller Interpretation, die einen heilsamen Damm gegen die vorschnelle, Alles nivellirende Kritik aufrichtet, in neuer Zeit aus dem Studium der aristotelischen Sprachindividualität die kräftigste Anregung erhalten." Hr. Diels führte dann weiter aus, wie immer neue, auf Aristoteles sich beziehende Aufgaben aus der Vollendung der übernommenen für die Akademie sich ergeben haben. Hr. Mommsen nahm in seiner „Antwort" (a. a. O. S. 722f.) diesen Gedanken auf „Vielleicht hat die Nützlichkeit der akademischen Continuität sich nirgends so glänzend bewährt wie im Gebiet der Aristoteles-Arbeiten. Wie das Dichten, so ist auch das Forschen ein Übermuth; und diesem Meister des Wissens und seiner 2000jährigen Geschichte gegenüber tritt die Unzulänglichkeit der individuellen Erforschung wohl schärfer hervor als irgendwo sonst. Aber unsere Akademie ist kein Individuum, und leistet nach vielen Seiten hin weniger, aber in gewissen Richtungen auch mehr. Hier trifft das Letztere zu. . . Auf diesem Gebiet hat in der That jede reife Frucht aus sich eine neue Blüthe entwickelt, die dann wieder ihrerseits zur Frucht geworden ist; und auch die unreife Frucht ist nicht ganz ohne Nutzen geblieben. Was dem Individuum kaum je vergönnt ist, die mangelhafte Schöpfung durch umfassenden Neubau zu ersetzen, das vermag im Wechsel der Zeiten und der Personen wohl die verständig sich leitende Körperschaft."

Übersetzung beigegeben werden solle. Erman und Ancillon sprachen sich dafür aus, Tralles dagegen, und ihm trat Schleiermacher bei: die Verantwortung, welche die Akademie mit einer solchen Übersetzung übernehme, sei zu groß. Dennoch entschied sich die Commission (5. Juli 1821) für sie, wies aber bereits auf den Ausweg hin, eine ältere Übersetzung verbessert abdrucken zu lassen. Endlich beschloß man, auch die Scholien und die alten Commentare herauszugeben.

Noch ein drittes Unternehmen hat seinen Ursprung in der Zeit unmittelbar nach den Freiheitskriegen genommen; es war das bedeutendste von allen. Die Akademie ist nicht als solche an ihm betheiligt gewesen — noch genoß sie nicht das nöthige Vertrauen[1]) und war auch für eine solche Aufgabe nicht hinreichend vorbereitet —; aber es hat doch von Anfang an in Zusammenhang mit ihr gestanden, und hervorragende Akademiker haben es in's Leben rufen helfen: die „Monumenta Germaniae". Den Anstoß zu dem Werke hat bekanntlich der Freiherr zum Stein gegeben[2]).

Am 31. Mai 1816 legten Altenstein, Ancillon, Eichhorn, Niebuhr, Rühs, Savigny, Stägemann und Suevern in einer Denkschrift dem Staatskanzler Hardenberg den Plan zur Gründung einer Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde vor. „Es fehlt uns, wie allgemein anerkannt ist, eine deutsche Geschichte." „Zur Annäherung und Verbindung zwischen den verschiedenen Staaten und Ländern Deutschlands möchte dies scheinbar bloß litterarische Werk höchst ersprießlich, vor allem für den Staat, von dem es ausgeht, wirken."

Es dürfte die Frage entstehen, warum dieser Zweck nicht durch Akademieen erreicht werden könne. Wir erwidern, daß mehrere Umstände dies verwehren. Zunächst zählt ganz Deutschland deren eigentlich nur drei, und unter anderen Österreich keine. Also nur in Preußen, Bayern und höchstens noch in Hannover könnten diese Geschäfte denselben übertragen werden; alle übrigen

[1]) Sehr bezeichnend heißt es in dem Gutachten über den Plan, das Wilhelm Grimm (20. September 1816) Goethe unterbreitete: „Von Akademieen kommt vielleicht auch Beistand, nur ist man an etwas erstarrtes und lebloses bei ihnen schon seit langen Zeiten gewöhnt" (Goethe-Jahrbuch 9. Bd. 1888 S. 40).

[2]) Die „Gesellschaft für deutsche Sprache", die am 5. Juni 1815 in Berlin gegründet worden ist, hat weder mit der Akademie noch mit der „Gesellschaft für deutsche Geschichte" etwas zu thun, obgleich sie Zwecke verfolgte, die einst von der Leibnizischen und Hertzberg'schen Akademie in's Auge gefaßt worden waren. Sie wollte eine Sprachlehre und ein Wörterbuch herausgeben und eine „Geschichte der deutschen Sprache" vorbereiten. Aber sie gerieth auf Deutschthümelei und unerlaubte Sprachreinigung (vergl. Geiger, Berlin, 2. Bd. S. 392f.).

Staaten wären genöthigt, eigene Gesellschaften zu errichten. Dann aber enthalten auch die Akademieen zu viele und zu wenige Mitglieder für diesen Zweck. Zu viele, weil sie alle Wissenschaften begreifen und bei weitem die meisten Mitglieder einem so speciellen Gegenstande wie die deutsche Geschichte gänzlich fremd sind, mithin ohne Theilnahme oder ungeneigt, wenigstens unfähig zu vorkommenden Beschlüssen erscheinen würden: zu wenige, weil die beabsichtigten historischen Arbeiten sehr viele Mitarbeiter erfordern und viele zu ihnen vortrefflich tauglich sein werden, die einer Akademie nicht wohl einverleibt werden könnten; mancher ganz einseitig gebildete Geschäftsmann oder Geistliche, der schlechterdings in keine Akademie paßte, würde bei der historischen Gesellschaft weit ersprießlichere Dienste leisten als ein genialischer Gelehrter ohne Assiduität. Endlich würde es die Ausführung auch für den Staat vertheuern; denn übernähme die schon bestehende Akademie das Geschäft, so könnte die Subscription anständigerweise nicht eröffnet werden, von der zu hoffen ist, daß sie die Kosten für den Staat ziemlich unbedeutend machen, wo nicht sogar ganz aufheben wird.

Nun legen die Antragsteller den Plan in umfassendster Weise dar. Die Ausführung, welche das große Werk erhalten hat, ist hier bereits vorgezeichnet, ja der Plan, die Zeit bis zur Reformation umfassend, geht in einigen Richtungen noch weiter: auch die Dialektforschung und die Herausgabe von Special-Grammatiken u. s. w., sowie von alten deutschen Volksbüchern ist in's Auge gefaßt. Getragen soll das Unternehmen von einer großen, über ganz Deutschland sich verbreitenden Gesellschaft sein, die sich aber aus mehreren Landesgesellschaften zusammenzusetzen habe. Damit ist ein Gedanke wieder belebt, den einst Leibniz in ähnlicher Weise gefaßt und vorgetragen hat, der zur Zeit des deutschen Fürstenbundes, dank den Bestrebungen Carl Friedrich's von Baden, in einigen kleinen deutschen Staaten wieder aufgenommen worden ist und damals Herder lebhaft beschäftigt hat. Aber dessen sind die Berliner Antragsteller gewiß: „Soll der entworfene Plan verwirklicht werden, so muß ein Beispiel von Preußen ausgehen“.

Am 20. Januar 1819 wurde die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ gestiftet. Die Verhandlungen, die in der Zwischenzeit mit den Gebrüdern Grimm, mit Goethe und mit Anderen geführt worden sind, müssen hier übergangen werden. Nach Stiftung der Gesellschaft galt es, sie in Activität zu setzen, die Form und Vertheilung der Publicationen zu berathen und die Mittel flüssig zu machen. Der Minister Altenstein, ein eifriger Förderer der Sache, beauftragte die historisch-philologische Klasse der Akademie mit einem Gutachten. Im September erstattete es Wilken, im October wurde es dem Minister im Namen der Klasse

eingereicht. Es ist ausführlich und lehrreich. Die Klasse wünschte, daß das große Unternehmen in enge Beziehungen zu ihr gesetzt werden möge. Ihr Muth und ihre Thatkraft waren gewachsen; noch vor drei Jahren hatten die hervorragendsten Mitglieder der Klasse von der Akademie absehen zu müssen gemeint; jetzt aber heißt es:

Als ihr besonders erfreulich würde die Königliche Akademie der Wissenschaften es betrachten, wenn sie demnächst und fernerhin sowohl bei den festzustellenden Grundsätzen über die Weise der Bearbeitung als auch bei der Vertheilung der Quellenschriftsteller unter die Mitarbeiter wirksam zu sein Gelegenheit hätte. Die Königliche Akademie erlaubt sich in dieser Beziehung noch insbesondere den Wunsch auszudrücken, daß die in den Preußischen Staaten wohnhaften Mitarbeiter angewiesen werden möchten, über ihre Arbeit für dieses Unternehmen in Verbindung mit der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu treten und dieselbe von ihrer Arbeit, den dafür angenommenen Grundsätzen und ihren Hülfsmitteln zu unterrichten.

Altenstein berichtete in diesem Sinn an den Staatskanzler Hardenberg (2. December 1819). Er rühmte die Sachkenntniß, Genauigkeit und Umsicht des akademischen Gutachtens, befürwortete den Plan auf's Lebhafteste, machte Vorschläge, in welcher Weise der König und der Staat das Unternehmen zu fördern hätten, und sprach sich für eine feste Verbindung desselben mit der historisch-philologischen Klasse aus, deren Vorschläge und Bemerkungen stets eingeholt und berücksichtigt werden sollten. Der weitere Verlauf der Sache gehört nicht hierher, da die Verbindung der „Gesellschaft" mit der Akademie, zunächst wenigstens, keine so enge wurde, wie man gewünscht hatte. Bemerkt sei nur, daß der Minister der Akademie noch den revidirten gedruckten Plan der „Monumenta Germaniae" vom 8. Februar 1824 zusandte und ihr mittheilte, daß die Central-Direction der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (in Frankfurt a. M.) den Wunsch ausgesprochen habe, die Akademie möge ein Gutachten über die Vorlage abgeben. Sie leistete dieser Aufforderung Folge, fand aber nichts mehr zu erinnern.

Das Corpus Inscriptionum Graecarum, der Aristoteles, der Antheil an der Vorbereitung der Monumenta Germaniae — diese Unternehmungen zeigen, daß die historisch-philologische Klasse die Aufgaben der neuen Zeit richtig erkannt und thatkräftig in die Hand genommen hatte. Aber die anderen Klassen blieben zurück[1]),

[1]) Bemerkenswerth ist auch, daß sich der Minister, wie die Acten ausweisen, mehrmals an die historisch-philologische Klasse direct gewendet und die Gesammt-Akademie bei Seite gelassen hat.

ja die naturwissenschaftlichen hemmten geradezu, und das Statut der Akademie, das wöchentliche Gesammtsitzungen vorschrieb, aber Klassensitzungen nur alle vier Wochen zuließ, lähmte die Arbeiten der historisch-philologischen Klasse. Ihre Mitglieder fühlten sich nicht wohl in einer Akademie, der sie das Interesse für ihre großen Aufgaben abzwingen mußten; sie trachteten daher nach einer Umwandlung der Verfassung. Aus diesen Verhältnissen entwickelten sich Reibungen, die schließlich zu bedeutenden Veränderungen in der Organisation der Akademie geführt haben. Sie dürfen vor allem deshalb ein besonderes Interesse beanspruchen, weil in ihnen die verschiedenen Gesichtspunkte, unter denen der Zweck und die Aufgabe der Akademie betrachtet werden können, zu einem deutlichen Ausdruck gekommen sind. Die Spannungen sind zeitweise so groß gewesen, daß ein Bruch innerhalb der Akademie drohte. Daß es dazu nicht gekommen ist, ist vor allem das Verdienst des Ministers Altenstein. Er, der erste preußische Unterrichtsminister (seit dem 3. November 1817), ist ein so einsichtsvoller Curator gewesen, wie ihn sich die Akademie nur wünschen konnte. Nicht nur hat er in einer Zeit, da der argwöhnische Bureaukratismus seine Orgien in Preußen feierte, die Freiheit der Persönlichkeit, der Wissenschaft und des Wortes so weit geschützt, als es ihm sein Amt nur irgend erlaubte, sondern er hat auch mit wirklichem Verständniß den Gang der wissenschaftlichen Entwicklung verfolgt, ist ihm zu Hülfe gekommen, wo er konnte, und hat doch nirgends eingegriffen, wo ein Eingreifen schädlich war. Vor allem aber hat er ein unerschütterliches Vertrauen zur Wissenschaft als der segensreichen Macht gehegt. Dieses Vertrauen verlieh dem Staatsmann Freiheit, Muth, Geduld und leitete ihn bei der Auswahl seiner Räthe; gepaart mit einem weiten Blick, gab es ihm eine Überlegenheit selbst über solche Männer, die ihn geistig überragten. Die Zusage, die er der Akademie gegeben hat, als er sie bald nach seinem Amtsantritt begrüßte, hat er gehalten:

Bei meiner innigen Überzeugung von der hohen Bedeutung und Wichtigkeit der Angelegenheiten, deren Leitung mir übertragen ist, und von der Nothwendigkeit einer großen Anstrengung, um der gerechten Erwartung Sr. Maj. des Königs und den Anforderungen der Zeit Genüge zu thun, beruhigt mich das Zutrauen zu der aus derselben Überzeugung entspringenden einsichtsvollen Thätigkeit Einer Königlichen Akademie der Wissenschaften und die zuversichtliche Hoffnung, daß unseren vereinten Bemühungen sonach ein bleibender, dem hohen Zweck entsprechender Erfolg nicht fehlen werde. Mit dem vollsten Vertrauen werde ich mich an Eine Königliche Akademie der

Wissenschaften in allen Fällen wenden, wo es auf die höchste Anforderung an die Wissenschaften ankommt. Dieses Vertrauen erbitte ich aber auch mir gegenseitig, vorzüglich in allen Fällen, wo ich für die Beschaffung der Bedingungen wirksam sein kann, welche die Erfüllung des hohen Zwecks Einer Königlichen Akademie der Wissenschaften auf eine der Würde der Wissenschaften angemessene Art erleichtern und sichern.

Auch in die Organisationsfragen der Akademie, die in dem Momente auftauchten, in welchem das Corpus Inscriptionum in's Auge gefaßt wurde, hat er fördernd und versöhnend eingegriffen.

Bereits am 7. Februar 1815 hatte Buttmann der historisch-philologischen Klasse den Antrag vorgelegt, außer den alle vier Wochen zu haltenden Klassensitzungen alle vierzehn Tage am Dienstag zu einer Sitzung zusammenzutreten; denn die Klasse könne nicht gemeinsam arbeiten, wenn sie nur in jedem Monat einmal zusammenkäme. Schleiermacher und Niebuhr sprachen sich im Princip dafür aus, letzterer mit der Bemerkung, er halte die Gesammtsitzung überhaupt für „nutzlos"; auch Ideler, Uhden und Böckh stimmten bei; doch erklärte Ideler die Gesammtsitzungen für nothwendig und entwicklungsfähig; werde der ganze Schwerpunkt der Akademie in die Klassen verlegt, so werde es zu „Kleinkram" kommen. Uhden stimmte ihm bei. Böckh wünschte die Vermehrung der Klassensitzungen mit ausdrücklichem Hinweis auf das Corpus. Widerspruch erhob nur Hirt, aber keinen principiellen. Er machte darauf aufmerksam, daß es sich um eine Statutenveränderung handle, gegen die er an sich nichts habe, denn es gäbe Vieles zu ändern; allein man müsse sich klar machen, daß nur im Rahmen einer allgemeinen Revision des Statuts das Gewünschte erreichbar sei.

Drei Jahre ruhte die Angelegenheit, dann wurde sie wieder aufgenommen, und zwar war es Altenstein, der sie in Fluß brachte, sei es auf Anregung einflußreicher Akademiker, sei es aus eigener Entschließung. Daß er selbst die Organisation der Akademie als der Verbesserung bedürftig beurtheilte und nur mit der Haltung der historisch-philologischen Klasse zufrieden war, lehrt sein unten folgendes Schreiben an Hardenberg. Im April 1818 forderte er die Akademie auf, einen Revisionsausschuß zu wählen, in welchem auch die Secretare Sitz und Stimme haben sollten. Die Klassen wählten Link, Fischer, Savigny und Böckh, die Gesammtakademie von Buch. Die Commission bestand also, einschließlich der vier Secretare (Erman, Tralles, Schleiermacher und Buttmann), aus neun Mitgliedern.

Am 1. Juni ließ Altenstein der Commission folgende Instruction zugehen:

Die Geschäfte des Ausschusses werden darin bestehen, zu überlegen und Vorschläge zu machen, wie die Königliche Akademie in Hinsicht auf die ihr für ihre Zwecke nöthigen Mitglieder, Hülfsmittel und Fonds sowohl als auf ihre Verfassung zu besetzen, auszustatten und einzurichten sein werde, um ihrer Bestimmung so vollkommen wie möglich entsprechen zu können. Das Ministerium ist überzeugt, daß der Ausschuß diese Aufgabe beständig nur von dem hohen Gesichtspunkt aus fassen werde, in welchen ein reines und lebendiges Interesse für die Wissenschaft und ihre Förderung durch ein an der Spitze aller wissenschaftlichen Anstalten des Staates sich befindendes Institut seine Mitglieder stellt. Diese Absicht wird von selbst die zwar nicht zu übersehenden, aber doch minder unwichtigen und unwesentlichen Gegenstände an die ihnen zukommende Stelle weisen und verhüten, daß um ihretwillen den wesentlichen und wichtigen keine Zeit entzogen werde. Sollten über dergleichen Sachen entgegengesetzte Meinungen auftreten, so ist es am besten, daß jede derselben mit ihren Gründen in den Verhandlungen nur kurz angemerkt und die Entscheidung dem Ministerio überlassen werde.

Diese Instruction ist wichtig, denn erstlich lehrt sie, daß auch der Minister das Statut der Akademie vom Jahre 1812 an wesentlichen Punkten geändert sehen wollte — große gemeinsame Aufgaben, die sich die Klassen stellen sollen, waren in ihm nicht vorgesehen, und demgemäß fehlte auch die Organisation für solche —, zweitens zeigt sie, daß Altenstein das Hervortreten entgegenstehender Meinungen im Schooße der Commission voraussah und schwere Krisen befürchtete. Um solche abzuwehren, wies er sie an, lediglich zu berathen, die Entscheidung aber dem Ministerium zu überlassen.

Am 18. Juni 1818 trat die Commission zusammen. Sie nahm den Namen „Ausschuß zur Revision des Zustandes der Akademie“ an, wählte Savigny zum Director, forderte den Etat ein und beschloß, daß zunächst jedes Mitglied Vorschläge zur Verbesserung der Verfassung einsenden solle. Diese Vorschläge solle der Director bei den Mitgliedern circuliren lassen, dann erst wollte man wieder zu einer Sitzung zusammentreten.

Nur fünf Gutachten liefen ein, nämlich von Böckh, Savigny, Schleiermacher, Buttmann und Buch. Das war charakteristisch! Die Vertreter der beiden naturwissenschaftlichen Klassen, die größtentheils conservativ gesinnt waren und mit Besorgniß die kühnen Pläne der Philologen und Historiker verfolgten, hielten sich zurück. Nur Buch hat zur Feder gegriffen, aber, wie sich zeigen wird, um

alle Neuerungen auf's Entschiedenste abzulehnen. Er brachte damit den Standpunkt der Majorität der Akademie zum Ausdruck.

Die vier anderen Gutachten bilden eigentlich ein einziges, so nahe standen sich die Freunde![1]) In ihnen stellt sich der Fortschritt in der Erkenntniß der Aufgabe der Akademie und der Forderungen der Wissenschaft leuchtend dar. So sind sie wichtige Urkunden für die Geschichte der Wissenschaften und verdienen der Nachwelt bekannt gemacht zu werden. Einseitig und ungestüm kündigt sich freilich auch hier, wie überall, der Fortschritt an, und den Werth des Bestehenden haben die Freunde unterschätzt.

Zuerst gab Böckh sein Votum ab (19. Juni 1818); die wichtigsten Ausführungen lauten also:

... Ich trage darauf an, ganz neue Statuten zu machen, welche Sr. Majestät zur Bestätigung zu übergeben wären.

(ad § 2 der Statuten). Die philosophische Klasse soll aufgelöst werden, theils weil die speculative Philosophie der Hilfe nicht bedarf, welche die Akademieen der Wissenschaft leisten können und sollen, theils weil diejenigen Fächer, welche sie als Theil der Akademie betreiben kann, unter den übrigen Klassen schon enthalten sind. [Die Mitglieder der philosophischen Klasse gehen in die historisch-philologische über.] ... Soll ich jedoch meine Meinung ganz aussprechen, so würde ich vorschlagen, die gesammte Akademie in zwei Hälften zu theilen, die mathematisch-physikalische und die historisch-philosophische. ... Ich würde dann auch nichts dagegen haben, wenn der historischen Klasse (denn den Namen der historisch-philologischen könnte man aufopfern) etliche speculative Philosophen zugegeben würden, und die Klasse, wie ich sie oben genannt habe, die historisch-philosophische genannt würde.

(ad § 3 der Statuten). Zu einer lebendigen Thätigkeit der Akademie und zur vollständigen Erreichung ihrer Zwecke fehlen derselben jüngere, durch kein anderes, wenigstens kein bedeutenden Zeitaufwand erforderndes Amt beschäftigte, thätige und talentvolle Männer, welche theils von der Akademie Aufträge zu eigener Ausführung erhielten, theils die vielfach beschäftigten, älteren Mitglieder in ihrer akademischen Thätigkeit unterstützten und unter deren Anleitung arbeiteten. Ob man sie Adjuncten, Gehülfen oder wie sonst nennen will, lasse ich dahingestellt sein. Das Bedürfniß solcher fühle ich besonders bei dem Corpus Inscriptionum Graecarum, und die mathematische und physische Klasse wird gewiß, wenn sie eine große akademische Arbeit unternimmt, dies Bedürfniß in gleichem Grade anerkennen. Bei der Wahl derselben müßte aber nicht allein auf wissenschaftliche Qualification, sondern auch ganz vorzüglich auf ihren sittlichen Charakter gesehen werden, da man viel mit ihnen gemeinschaftlich arbeiten müßte, und sie folglich von der Art sein müßten, daß man leicht mit ihnen sich verständigen könnte. Sie müßten also lenksam und

---

[1]) Daß Niebuhr — er weilte damals in Rom — ganz wie Savigny und Schleiermacher urtheilte, zeigt seine Äußerung, er halte die Gesammtsitzungen der Akademie überhaupt für nutzlos.

verträglich sein. . . . . Es wäre übrigens nicht nöthig, mit dieser Stelle die Anwartschaft auf die ordentliche Mitgliedschaft zu verbinden, welches im Gegentheil hinderlich sein könnte, sondern solche Gehülfen könnten später in andere Verhältnisse treten. Die Errichtung solcher Stellen würde zugleich jungen Männern Gelegenheit geben, sich ungehindert wissenschaftlich auszubilden, während manche der Art in untergeordneten Stellen mit der Erwerbung ihres Lebensunterhaltes kämpfen müssen. Da dergleichen Zufluchtsstellen in unserem Staate noch nicht vorhanden sind, würde also zugleich ein wesentliches Bedürfniß für die Wissenschaft auch ohne Rücksicht auf die Akademie befriedigt. Die Besoldung solcher Gehülfen würde ich etwa zu 600 Thlr. ansetzen. Wie viele angestellt werden sollten, müßte ein Gegenstand weiterer Berathung sein.

(ad § 7 der Statuten). Die Zahl der ordentlichen Mitglieder von äußeren Umständen abhängen zu lassen, stimmt nicht wohl mit der Absicht des Ministeriums, wie sie in dem Rescript, wodurch der Ausschuß constituirt ist, ausgesprochen worden. Für die historisch-philologische Klasse schlage ich folgende Stellen vor, welche fest sein müßten:

1. Zwei Philologen für das klassische Alterthum.
2. Zwei Orientalisten.
3. Zwei Archäologen.
4. Zwei Historiker.
5. Ein Mitglied für die vaterländische Geschichte und Alterthümer.
6. Ein Mitglied für die Geschichte der Philosophie.

Diese Stellen müßten fundirt werden; außerdem könnten je nach den Umständen so viel zugenommen werden, als sich dazu tüchtig finden. . . . .

(ad § 47 der Statuten). Ich trage darauf an, 1. daß die Akademie sich die Verpflichtung auferlege, regelmäßig wissenschaftliche Unternehmungen zu machen, 2. daß sie verpflichtet werde, die von dem vorgesetzten Ministerium ihr abgeforderten Gutachten und Berichte zu erstatten, worüber bisher nichts feststand. Diese Verpflichtung wird ihr nicht nur ehrenvoll, sondern die Erfüllung derselben auch ersprießlich sein, und die Akademie wird zugleich dadurch in eine nähere Verbindung mit dem Staate gesetzt, welcher in der letzten Zeit alle Theilnahme für dieselbe abgelegt hatte. . . . . II. Da Alles im Staat seinen Rang hat und die Akademie ein ansehnliches Staatsinstitut sein soll, so trage ich darauf an, daß der Staat sich über den Rang der Akademie und der Akademiker ausspreche. In Frankreich steht die Akademie sehr hoch; bei uns gilt sie seit der Errichtung der Universität so gut wie nichts mehr, und es scheint billig, ihr auch im äußeren Ansehn aufzuhelfen. Dem Wesen nach ist zwar dieser Punkt sehr bedeutungslos, aber ich halte dafür . . . ., daß wir doch verlangen müssen, daß der Staat in der Akademie die Wissenschaft ehre.

Wer dieses Gutachten des damals 33jährigen Böckh aufmerksam liest und das, was er fordert, mit dem Zustande vergleicht, in welchem sich die Akademie heute befindet, der wird erkennen, daß sich fast Alles, was der junge Gelehrte verlangt, als zweckmäßig erwiesen hat und durchgeführt worden ist. Nur eine seiner Forderungen hat sich noch nicht voll verwirklicht, die Anstellung von Adjuncten.

Aus Savigny's Gutachten (25. Juni) seien folgende Abschnitte hervorgehoben:

Die regelmäßige Thätigkeit der Akademie besteht darin, daß Abhandlungen geschrieben, vorgelesen und gedruckt werden. Wer an der Reihe ist, muß eine Abhandlung schreiben, auch wenn ihn diese Ausarbeitung eines abgeschlossenen Gegenstandes noch so sehr in anderen zusammenhängenden Untersuchungen stört. Ob die gerade anwesenden Mitglieder bedeutenden Antheil an der Vorlesung nehmen, ist etwas höchst zufälliges; gewiß aber ist es, daß sich kein Verleger zum Druck entschließen kann, wenn man ihm nicht ein ansehnliches, umgekehrtes Honorar giebt. Am Ende dieser langen Kette von Unfreiwilligkeit erwartet man natürlich einen freudigen Genuß des Publicums, das den Abdruck mit Sehnsucht erwartet hat? Keineswegs; denn Niemand will die Memoiren kaufen. Am seltsamsten erscheint dieser Proceß, wenn der Abdruck gerade solche Abhandlungen trifft, die außerdem wohl auf andere Weise herausgegeben und wirklich in die Hände des Publicums gebracht worden wären. Diese kommen auf dem hier beschriebenen Wege nur dahin, so gut als ungedruckt zu bleiben, die wenigen Exemplare abgerechnet, die der Verfasser an seine Freunde vertheilt.

Vergleiche ich diesen Charakter unserer Akademie als einer erzwungenen Abhandlungsfabrik mit den natürlichen Zwecken einer solchen Anstalt, so fühle ich mich sehr unbefriedigt. Diese natürlichen Zwecke können nämlich nur bestehen in: 1. der Förderung der Wissenschaft selbst, 2. der Rückwirkung auf das wissenschaftliche Leben der Mitglieder.

[Savigny zeigt nun, daß diese Zwecke durch die Abhandlungen nicht zu ihrem Rechte kommen — höchstens das wird erreicht, sagt er ironisch, daß Mitglieder, die sonst vielleicht nichts gethan hätten, eine Abhandlung verfassen —, und fährt dann fort]:

Ich sehe die einzig würdige Thätigkeit der Akademie in der Unternehmung solcher gemeinsamen Arbeiten, die zu groß und umfassend sind für die Kräfte des Einzelnen. Daß durch solche Unternehmungen der Wissenschaft selbst die wichtigsten Dienste geleistet werden, ist unleugbar; aber auch die wohlthätigste Rückwirkung auf die Theilhaber einer solchen Gemeinschaft kann kaum fehlen, in Deutschland besonders, wo die wissenschaftliche Thätigkeit verhältnißmäßig mehr als in anderen Ländern versplittert und seltener für große Werke zusammen gehalten wird.

Solche gemeinsame Arbeiten nun lassen sich freilich nicht befehlen; sie können nur aus freiem Entschluß hervorgehen, und es ist ein höchst glückliches Zusammentreffen der Umstände nöthig, damit es zu einem solchen Entschluß komme. Allein die Verfassung der Akademie kann nicht nur so bestimmt werden, daß sie fähig sei, solche Unternehmungen, sobald dazu ein Trieb entsteht, augenblicklich in sich aufzunehmen und zu unterstützen, sondern ich glaube, daß dieses sogar als die Hauptsache ausdrücklich anzuerkennen ist, ja daß die Akademie, solange keine Unternehmung dieser Art in ihr im Gange ist, als mangelhaft und auf ihren wahren Beruf wartend betrachtet werden muß. Soll nun dieses in Ausführung gebracht werden, so ist das erste Bedürfniß eine richtige Bestimmung der Klassen. Über die Unzweckmäßigkeit

der philosophischen Klasse scheint die Meinung schon jetzt so ungetheilt zu sein, daß ich mich aller Ausführung hierüber enthalte.

Savigny weist nach, daß es mit der Aufhebung dieser Klasse nicht gethan sei, daß vielmehr die Geschichte verstärkt werden müsse; denn in der Akademie sei kein Vertreter der mittleren und neueren Geschichte. Die neu zu bildende historische Klasse sei eng an die philologische zu rücken, ebenso wie die physikalische an die mathematische, so daß es im Grunde nur zwei in je zwei Familien zerfallende Klassen gebe. Was die großen gemeinsamen Unternehmungen betrifft, so sei das Inscriptionen-Werk, dem die philologische Klasse die Bearbeitung des Aristoteles hinzufügen werde, ein Muster. Die historische Klasse aber würde in den „Monumenta Germaniae“, in einem Cyklus großer Vorarbeiten zur Begründung der vaterländischen Geschichte eine würdige Aufgabe finden. Ein dahin gehender Vorschlag sei schon vor mehreren Jahren gemacht und dem Minister übergeben worden. „Da es aber an Männern zur Ausführung fehlte, und da besonders bald darauf erst Niebuhr wegging, dann Eichhorn, auf welchen in der Ausführung ganz vorzüglich gerechnet war, so ist seitdem nichts mehr in der Sache geschehen.“ Jetzt müsse sie um so mehr wieder angeregt werden, als der Minister von Altenstein den trefflichen Plan gefaßt habe, auf eine zweckmäßige Anordnung der Landesarchive anzutragen. Zur Bearbeitung solcher großen Aufgaben können sich in den einzelnen Klassen kleinere Zirkel bilden. An der Berathung und Leitung nimmt die ganze Klasse Theil, die Ausführung besorgen nur Einzelne. Jedes wirklich in dieser Weise arbeitende Mitglied soll ein Normalgehalt beziehen.

Was nun ferner die äußere Form der akademischen Geschäfte betrifft, so würde ich Klassen- und Plenarsitzungen vorschlagen. 1. Die Klassensitzungen könnten regelmäßig alle acht Tage gehalten werden. In ihnen wäre: a) die Hauptsache die fortwährende Leitung der größeren Arbeiten, und besonders die Sorge, alle Stockung zu verhüten, b) daneben aber könnten, wenn dazu die Zeit hinreichte, Abhandlungen gelesen werden. . . So oft es eine Klasse nöthig findet, träte sie mit der ihr näher verwandten Klasse zu einer gemeinschaftlichen Berathung zusammen. 2. In den Plenarsitzungen müßte jede Klasse vollständigen Bericht abstatten von allem, was durch sie in ihren Sitzungen und außer denselben geschehen. Vielleicht würden jährlich vier Sitzungen dieser Art hinreichen . . . Der Abdruck gelesener Abhandlungen soll nur erfolgen, wenn die Verfasser es wünschen.

„Was die Bedingungen der Ausführung des Plans anlangt, so bestehen sie theils in Menschen, theils in Geld.“ Neue Mitglieder, vor allem für die neue historische Klasse, müssen gewonnen werden. Savigny verweist auf Rühs, Wilken und besonders auf Eichhorn. Ein noch strengerer Wahlmodus als der jetzt geltende sei einzuführen; der Vorschlag Böckh's, feste Nominalstellen zu schaffen, sei sehr bedenklich, da hierin sehr viel von der Individualität der Personen abhänge, die man in jedem Augenblick haben kann; nur als Ausnahme könne man wenige Disciplinen zulassen. „Streben kann man nach einer solchen Vollständigkeit ja doch, auch ohne durch die buchstäbliche Vorschrift gebunden zu sein. Adjuncten, wie sie Hr. Böckh vorschlägt, halte auch ich für höchst wünschenswerth.“

„Geld: Der eigentliche Bedarf läßt sich unter Voraussetzung meiner Vorschläge noch nicht übersehen. Auf jeden Fall aber würde es nöthig sein,

die Summen für wissenschaftliche Unternehmungen bedeutend hoch zu setzen. . . Daß nach diesem Plane auch ganz neue Statuten entworfen werden müßten, scheint mir unvermeidlich. Allein sobald nur die Hauptgrundsätze angenommen wären, könnte durch eine vorläufige Organisation viel Zeit erspart werden."

Vier Tage später folgte Schleiermacher's Gutachten:

Indem ich von dem Auftrage des Ministers . . . ausgehe und den Zweck der Akademie mir im wesentlichen ebenso denke, wie er in dem Votum des Hrn. von Savigny aufgefaßt ist, scheint mir, daß

1. Was die Mitglieder betrifft, gemeinschaftliche Arbeiten und Mitglieder einander gegenseitig bestimmen müssen. Wird die Wahl eines Mitgliedes nicht durch ein wahres und bestimmt gefühltes Bedürfniß geleitet, so wird man immer nur daran denken, vacante Gehalte an (den) Mann zu bringen, und der erste beste Vorschlag wird nur gar zu leicht durchgehn. Man sagt zwar häufig auch, es gehöre zum Zweck der Akademie, daß durch ihre Ausstattung ausgezeichnete Gelehrte in den Stand gesetzt würden, ganz den Wissenschaften zu leben. Allein dazu gehört nur, daß die Regierung solchen Geld gebe, und daß die Akademie diese Pensionäre wähle, nicht aber, daß sie Mitglieder derselben werden und genöthigt, in Berlin zu leben. Diese Rücksicht allein würde also mehr auf die Idee von besoldeten auswärtigen Mitgliedern führen.

Gehülfen aber, wie sie auch Hr. Böckh vorgeschlagen, erscheinen aus dem Gesichtspunkt gemeinschaftlicher Arbeit unentbehrlich. Nur müßten dies nur Durchgangsstellen sein, in die Akademie nicht unmittelbar hineinführen und immer nur auf eine bestimmte Zeit vergeben werden. Feste Stellen für einzelne Fächer scheinen mir mit Ausnahme der auf Sammlungen und Institute sich beziehenden aus diesem Grundgedanken nicht hervorzugehen und auch an sich nicht wünschenswerth zu sein.

2. Was die Fonds betrifft, so weiß ich nur die Formel aufzustellen, daß die Akademie nie sollte in der Verlegenheit sein, etwas für die Wissenschaften Wichtiges aus Mangel an Fonds zu unterlassen. Hierzu gehört mehr eine richtige Vertheilung als eine bedeutende Erhöhung, zumal wenn man Summen, welche der Staat einzelnen Gelehrten giebt, um ihnen Muße zu verschaffen, nicht unter die eigentlichen Fonds der Akademie bringt. Nur wenn die Akademie nach zweckloser Vergrößerung ihres Personals strebt, kann sie in Verlegenheit mit den Gehalten kommen. . . . Über das fortlaufende wissenschaftliche Unternehmen der Akademie denke ich wie Hr. von Savigny.

3. Was die Verfassung betrifft, so ist sie jetzt in allen Stücken äußerst schlecht, weil ihr gar kein bestimmter Gedanke zu Grunde liegt. Aus dem, welchen ich aufgestellt habe, folgt natürlich, daß die Akademie eigentlich in den Klassen besteht und das Plenum nur ein allgemeines loses Band sein darf. Die mathematische und physikalische Klasse müßten in nähere Verbindung gesetzt, und die historisch-philologische ebenfalls in zwei näher verbundene verwandelt werden. Ein Recht müßte allerdings bleiben, Abhandlungen vorzulesen in den Klassen, eine Pflicht dürfte es nur für diejenigen sein, die nicht eben in einer gemeinschaftlichen Arbeit mit verflochten wären. . . . Die Einheit der Akademie wünsche ich gehoben durch ein kräftiges, in Einer Person ruhendes Praesidium, wozu ich aber lieber einen Gelehrten wünsche als einen

vornehmen Mann. Die Klassen-Secretare (nur daß mir der Name übel gewählt scheint) müßten bleiben. . . .

Nach diesen Äußerungen der Gesinnungsgenossen hatte Buttmann wenig mehr zu sagen. Er beschränkte sich darauf, die Punkte hervorzuheben, die ihm besonders wichtig erschienen:

Da eine Akademie zum Zweck hat, das rein Wissenschaftliche zu befördern und dem Gelehrten, der sich diesem Zweck weiht, Erleichterung zu gewähren, so muß bei Revidirung der Einrichtung eines solchen Instituts ein Hauptgesichtspunkt dieser negative sein, alles Gezwungene und Geschäftsmäßige möglichst zu entfernen und nur soviel zu lassen als nöthig ist, 1. um Organisation in die Unternehmungen und in den Verein selbst zu bringen, 2. um zu verhindern, daß nicht die Geldverwendungen in reine Sinecuren (d. h. auch im litterarischen Sinn Sinecuren) zersplittern.

Der wahre Eifer und ersprießliche Fleiß muß sich in den Unternehmungen zeigen, welche, wie Hr. von Savigny sagt, durch einen freien Entschluß entstehn müssen. Diesen zu wecken und zu befördern, muß das stete Trachten des Ganzen und der Einzelnen sein.

Alle Berichte hingegen, die im allgemeinen Sinn und periodisch dem Publicum und dem Pleno vorzulegen seien, erscheinen mir als etwas Gezwungenes, Geschäftsmäßiges und Unerfreuliches, was daher nie mit der zu einer gedeihlichen wissenschaftlichen Arbeit erforderlichen Freudigkeit unternommen werden kann.

Berichte hingegen über die wirklich im Gange seienden Unternehmungen sind etwas, was sich mit Liebe leisten läßt, und was zu ähnlichen Unternehmungen, die noch nicht im Gange sind, erweckt. . . . Die Preisaufgaben als etwas Festes und periodisch Erforderliches werfe ich in die Negative, wovon ich ausging. Es muß sein können, daß eine Klasse eine Zeitlang sich nicht veranlaßt fühlt, Preisfragen aufzugeben; es muß sein können, daß sie deren zwei und drei aufgebe.

Bevor wir zusammenfassend überschauen und beurtheilen, was die Freunde verlangten, haben wir noch Buch zu hören, der alle diese Vorschläge grundsätzlich verwarf:

Der Zweck der Akademie ist, die Würde und Achtung für die Wissenschaften aufrecht zu erhalten. Die Gesellschaften in den beiden größten wissenschaftlichen Ländern unseres Continents, in Paris und London, welche in Form und Art der Thätigkeit sich sonst durchaus so unähnlich sind, erweisen, wie sehr und mit welchem wohlthätigen Einfluß ein solcher Zweck erreicht werden kann. Er ist in unseren Gegenden um so nothwendiger, da eine Neigung den Wissenschaften Achtung zu bezeugen nicht vorherrschend ist, vielmehr häufig das Gegentheil möchte geglaubt werden.

Diesen Zweck zu erreichen, kommt es auf die Art der Thätigkeit der Mitglieder wenig an, sobald die Mitglieder sich selbst als solche achten wollen. Daß ihre gewohnte Thätigkeit, ihre regelmäßigen Versammlungen hierinnen schon sehr viel zu bewirken vermochten, ist eine Erfahrung.

Das Ersprießliche, ja das Nothwendige einer bestimmten Form in der äußeren Thätigkeit, welche wie ein Naturgesetz gleichmäßig fortwirkend erhalten

wird, geht aus dem Beispiel aller Societäten hervor. Nur solche haben sich Ruhm und innere Freiheit erhalten, in denen die Regeln der Thätigkeit streng befolgt wurden.

Die wöchentlichen Versammlungen scheinen mir deshalb höchst nützlich und nicht zu verwerfen. Die Gründe, daß eine Abhandlung auszuarbeiten, um welche ein Mitglied nach seiner Reihe ersucht wird, ihn störe, fallen auf das Mitglied zurück, nicht auf die Akademie.

Wenn die Achtung für den Verein, wenn die Hinsicht, durch diesen Verein auf das ganze Land zu wirken, klar ist, so wird man im Laufe des Jahres, ja vielleicht wöchentlich wichtige Nachrichten zurücklegen können, welche man durch die Säle der Akademie gehen zu lassen für Pflicht halten wird. Daß solche Arbeiten nicht gehört werden, ist eine ungerechte Behauptung; daß sie auf eine Art bekannt gemacht werden, wie sie fast gar nicht verbreitet wird, ist schmerzend genug, allein, eben weil die Einrichtung, durch die dies hervorgeht, so widersinnig ist, auch gar leicht zu heben.

Ich bin daher sehr fern zu glauben, daß gemeinsame Arbeiten etwas Wesentliches der Akademie sind. Es giebt der Gründe und auch der Erfahrungen genug, welche beweisen, daß solche gemeinsamen Arbeiten nicht gelingen und daß, wenn ihr Plan vorher dem Publicum bekannt gemacht wird, welches keinen Erfolg davon sieht, sie nur dienen, dem Zweck der Akademie empfindlich zu schaden.

Was sollen daher Adjuncten? In einem barbarischen Staat, wie einst Rußland war, mögen sie nützlich sein; hier nicht. Möge die Akademie sich die Freiheit erhalten, junge Leute zu unterstützen, wo sie sie findet, und wenn eine besondere Gelegenheit, sie zu brauchen, sich darbietet. Es ist ein edler und wohlthätiger Zweck. Aber Adjuncten mit 600 Thaler Besoldung sind Sinecuren und bilden keine Gelehrten.

Gott bewahre uns für einen Präsidenten! Soll es ein Organ sein, mit der Regierung näher zusammenzutreten und Kränkungen zu verhindern, wie die, welche die Akademie sich hat müssen gefallen lassen, so muß es ein vornehmer Mann sein, der von Privatverhältnissen unabhängig ist, ungefähr wie einst Heynitz war. Darauf ist nicht zu rechnen. Soll es ein Gelehrter sein, daher ein Mitglied der Akademie selbst, so hieße dies sogleich Vertrauen und Freiheit in der Akademie zerstören. Welches Mitglied der Akademie würde wohl soviel Mangel an feinem Gefühl öffentlich zeigen, eine solche Stelle anzunehmen?

In 10 Punkten lassen sich die Wünsche der Freunde zusammenfassen; sie stehen fast sämmtlich in einem organischen Zusammenhang mit einander, denn sie sind von dem einen Gedanken beherrscht: die Akademie soll nicht zur Parade da sein, sondern sie soll sich große Aufgaben stellen und, in kleinere Gruppen getheilt, sie gemeinsam bearbeiten; nur dann hat sie ein Existenzrecht. Hieraus ergeben sich folgende Forderungen:

1. Die Aufhebung der philosophischen Klasse; denn in dieser läßt sich nicht gemeinsam arbeiten.

2. Die Verlegung des Schwerpunkts der Akademie in die Klassen, die wöchentliche Sitzungen zu halten haben. Das Plenum soll nur „ein loses Band um sie schlingen“. Vier Gesammtsitzungen im Jahre sollen genügen, um das Plenum von dem Stande der Arbeiten der Klassen in Kenntniß zu setzen.

3. Die Einrichtung einer historischen Klasse, nachdem eine Anzahl bedeutender Geschichtsforscher aufgenommen worden sind; sodann die nahe Verbindung dieser historischen mit der philologischen, der mathematischen mit der physikalischen Klasse, so daß die Akademie in Wahrheit in zwei Hauptklassen zerfällt mit je zwei Abtheilungen. Nach Bedürfniß sollen die Abtheilungen allein oder zusammen tagen; auch sollen sich innerhalb jeder Abtheilung kleinere Gruppen zu besonderen Arbeiten zusammenschließen.

4. Die Aufhebung des Abhandlungszwangs; nur diejenigen Mitglieder sollen zur Abfassung von Abhandlungen verpflichtet sein, die sich an den gemeinsamen Arbeiten nicht betheiligen.

5. Die Aufhebung des Zwangs, Preisaufgaben zu stellen.

6. Die Einführung eines strengeren Wahlmodus; nach Böckh soll eine Anzahl von Fachstellen gegründet werden; Savigny und Schleiermacher verwarfen diesen Vorschlag, aber der letztere wünschte auch, daß bei der Wahl neuer Mitglieder nicht darauf gesehen werde, berühmten Gelehrten eine Sinecure zu schaffen, sondern bestimmte Arbeiten der Akademie zu fördern; das wirkliche wissenschaftliche Bedürfniß soll ausschlaggebend sein. Schleiermacher verlangte sogar, daß aus dem Etat der Akademie alle Summen verschwänden, die gezahlt werden, um bedeutenden Gelehrten Muße für ihre Arbeit zu gewähren, ohne sie für bestimmte Aufgaben zu verpflichten. Die Regierung möge solche Gehälter auch ferner auszahlen, aber mit der Akademie nicht verknüpfen, denn diese sei ein Institut für gemeinsame große Unternehmungen.

7. Die Anstellung von Adjuncten (Gehülfen) für diese Unternehmungen.

8. Die Anweisung größerer Summen für die wissenschaftlichen Arbeiten; aus Geldmangel darf auf kein nothwendiges wissenschaftliches Unternehmen verzichtet werden.

9. Die Verpflichtung der Akademie, auf Aufforderung des Ministeriums Gutachten in wissenschaftlichen Fragen abzugeben; die Rechte und Pflichten, die ihr daraus erwachsen, sollen sie in eine nähere Beziehung zum Staat bringen.

10. Die Einsetzung eines thatkräftigen Präsidiums (so Schleiermacher); aber nicht ein vornehmer Mann, sondern ein Gelehrter soll an die Spitze treten.

Deutlich tritt in diesen Forderungen ein ausgezeichneter Fortschritt in der Bestimmung der Aufgabe der Akademie hervor, und es ist heute nicht mehr nöthig, das zu erweisen. Allein andererseits läßt sich nicht verkennen, daß viel zu radical mit dem älteren Begriff der Akademie aufgeräumt wird. Indem der Schwerpunkt in die Klassen verlegt und das Plenum abgedankt wird, ist verkannt, daß dieses ein heilsames Gegengewicht gegen die Zersplitterung abgiebt, und daß sich in der Spannung zwischen Plenum und Klasse das gesunde Leben der Akademie bewegen muß. Die Differenzirung kann ja auch bei der Klasse nicht Halt machen, sobald es sich um wirkliches Arbeiten handelt; sie geht — das ahnten die Stürmer übrigens selbst schon und erfuhren es an ihrem Corpus Inscriptionum — nothwendig viel weiter: die wissenschaftlichen Unternehmungen können zwar von der Klasse geleitet, aber sie können von ihr nicht durchgeführt werden; dazu bedarf es kleiner, durch speciellste Sachkenntniß verbundener Commissionen von Fachgelehrten. Sollen diese aber nicht verkümmern, sollen sie einen festen Rückhalt haben, soll endlich der Staat, das Publicum, ja die Wissenschaft selbst die Gewähr erhalten, daß nichts Überflüssiges gearbeitet, keine Kraft vergeudet und gegenüber Einseitigkeiten und Liebhabereien das Gleichmaaß in jeder Richtung festgehalten wird, so ist ein System concentrischer Kreise nöthig, die nur in dem Plenum einer Akademie ihren Abschluß finden können. Die Gefahr, daß sich eine Disciplin, eine Unternehmung auf Kosten anderer durchsetze, wird nur abgewehrt, wenn letztlich Alles der Controle der Gesammt-Akademie unterliegt. Wie nach unten, so nach oben hat der akademische Betrieb der Wissenschaften alle Stufen der Verbindung und Vereinigung nöthig.

Aber auch vom idealen Gesichtspunkte muß man die Vorschläge der Freunde für überstürzt erklären. Indem sie lediglich die concrete Förderung der einzelnen Wissenschaften in's Auge fassen, unterschätzen sie den Segen, der in der Verbindung und Fühlung der wissenschaftlichen Disciplinen unter einander liegt und der nie entschwinden darf. Savigny's und seiner Freunde Haltung ist ein Protest gegen die Polyhistorie des 18. Jahrhunderts; die Alleswisser wollen sie verbannt sehen; an die Stelle des seichten extensiven Universalismus soll die Kraft treten, das einzelne Object so

zu fassen, daß sich das Universale in ihm darstellt. Vortrefflich gedacht, aber zu fein: die wirkliche Verbindung aller Wissenschaften, die objectiv unzweifelhaft besteht, muß daneben doch auch durch entsprechende Mittel gepflegt werden, und das vornehmste Organ dafür ist eine Akademie. Mag sich auch hundertmal der Fachgelehrte vergeblich bemühen, Interesse für sein Fach in der Gesammt-Akademie zu entzünden — gelingt es ihm einmal, so ist die Institution, die ihm dazu verholfen hat, noch nicht veraltet. Von hier aus muß auch der „Abhandlungszwang“, die festbestimmte Leseordnung, welche die Freunde so scharf angriffen, vertheidigt werden. Unschwer läßt sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus zeigen, daß sie durch nichts Besseres ersetzt werden kann und daher unersetzlich ist; aber das vornehmste Argument für sie wird immer sein, daß sie den Zusammenhang der Wissenschaften aufrecht erhält. Es verhält sich mit dieser alten Einrichtung wie mit so vielen gleichartigen, die jeden Wechsel der Erkenntnisse und Meinungen überdauert haben und noch heute fortbestehen: dem oberflächlichen Blick erscheinen sie hohl und überlebt, der unmittelbare Erfolg der einzelnen Anwendung ist in der That sehr gering; als stetig wirkende Institutionen sind sie unentbehrliche, Form und Gehalt versichernde Kräfte.

Endlich aber ist in den Forderungen der Freunde auch die Bedeutung unterschätzt, die der einsam arbeitende Gelehrte für eine Akademie besitzt. Auffallend, daß diese Romantiker das verkannt haben! Wenn die Wissenschaft in erster Linie durch die Arbeit Einzelner lebt, warum sollen diese Einzelnen von der Akademie ausgeschlossen sein? Vermag nicht schon ihre Persönlichkeit, ihr bloßes Dasein, mehr zu wirken, als alle wissenschaftlichen Commissionen zusammen? Ist nicht schon ihr Beispiel eine Kraft? Ist der Vorzug, an ihren Arbeiten als bescheidene Hörer den ersten Antheil nehmen zu dürfen, für ihre akademischen Collegen nicht schon ein Gewinn? Ist es daher nicht angemessen, daß die Akademie solchen Gelehrten die Muße gewährt, das zu arbeiten, wozu der Geist sie treibt? Schon der bloße Schein, als sei die Akademie ein Zwangsarbeitshaus, profanirt die Wissenschaft, weil er ihr mit der Freiheit die Würde nimmt.

Diese Gedanken waren es, die die Majorität bestimmten und denen Buch in seinem Gutachten Worte verliehen hat. In scharfer Einseitigkeit traten sich die beiden möglichen Auffassungen von dem Begriff und der Aufgabe der Akademie gegenüber. Leibniz würde

gesagt haben, daß beide im Rechte sind in dem, was sie bejahen, im Unrecht in dem, was sie verneinen. So war es wirklich[1]). Ein Ausgleich war sehr wohl möglich und mußte sich finden lassen; aber noch war das conservative Princip zu wenig elastisch, das fortschrittliche zu ungestüm.

Am 2. Juli 1818 trat der Ausschuß auf's Neue zu einer Sitzung zusammen. Die Gutachten lagen vor, nachdem sie zur Kenntniß aller Mitglieder gebracht worden waren. Savigny stellte den Antrag, drei Hauptfragen auszugliedern, die Ansichten des Ausschusses über sie zu formuliren und die Entscheidung des Ministeriums über sie herbeizuführen:

1. Ob das bisherige Verhältniß der Klassen zum Plenum beizubehalten sei.

2. Ob die philosophische Klasse weiter bestehen soll, eventualiter ob die historisch-philologische Klasse in zwei Klassen zu trennen sei.

3. Ob ein Präsident zu wählen sei oder ob, wie bisher, die vier Klassen-Secretare vierteljährlich im Präsidium abwechseln sollen.

Die erste Frage wurde mit fünf gegen drei Stimmen verneint (Savigny, Böckh, Buttmann, Link, Schleiermacher gegen Erman, Tralles und Buch; Fischer stimmte nicht mit). Die Majorität verlangte Vermehrung der Klassensitzungen, Reducirung der Zahl der Gesammtsitzungen (nur vier im Jahre), Einschränkung der Abhandlungen zu Gunsten gemeinsamer Unternehmungen.

Die Aufhebung der philosophischen Klasse wurde mit allen Stimmen gegen die Buch's genehmigt (aber Link und Fischer enthielten sich der Stimme). Tralles wünschte nur drei Klassen, die übrigen verlangten eine besondere historische Klasse, die in ein nahes Verhältniß zu der philologischen treten solle. Erman schlug vor, daß der Name der philosophischen Klasse in einer der anderen fortleben möge.

In Bezug auf die Frage der Leitung (besonderer Präsident) standen vier gegen vier Stimmen. Auch in der Eventualfrage, ob, falls die Klassensecretare das Präsidium behalten, der Wechsel

[1]) Bei Schleiermacher und Savigny mag die Unkenntniß der modernen rechnenden und wägenden Naturwissenschaft und das Unvermögen der Romantiker, sich in sie zu finden, dazu mitgewirkt haben, daß sie den Schwerpunkt ausschließlich in die Klassen verlegen und das Plenum nahezu auflösen wollten. Umgekehrt muß das Interesse, das man ihren Arbeiten seitens der naturwissenschaftlichen Klassen entgegenbrachte, ein sehr geringes gewesen sein, sonst wären sie schwerlich zu so radicalen Vorschlägen gekommen.

vierteljährlich oder jährlich eintreten solle, ergab sich Stimmengleichheit. Mit sieben gegen eine Stimme beschloß man, daß, falls ein besonderer Präsident die Leitung übernehmen werde, er immer nur ein Jahr lang fungiren solle.

In der Sitzung vom 9. Juli 1818 erklärten die Secretare der beiden naturwissenschaftlichen Klassen, Erman und Tralles, auf die Frage Savigny's, ob sie den jetzigen Zustand unbedingt für befriedigend hielten, daß sie nur Verbesserungen im Rahmen des Statuts wünschten. Erman fügte hinzu, daß sich die Besetzung mehrerer Fächer, die unzureichend oder gar nicht vertreten seien, empfehle; auch Tralles hielt eine Erweiterung der mathematischen Klasse für nothwendig, bemerkte aber ausdrücklich, er sehe die Hauptthätigkeit der Akademie in der Abfassung von Abhandlungen für die Gesammtsitzungen. Nun verlas Savigny den Bericht über die Ergebnisse der Sitzung vom 2. Juli, der an das Ministerium zur Entscheidung gehen sollte; das Ergebniß der Verhandlungen über die dritte Frage wurde dem Ministerium nicht vorgelegt, da sich hier keine Majorität ergeben hatte. Buch wurde beauftragt, die Ansicht der Minorität des Ausschusses in einem beizulegenden Schreiben auszuführen. Man wünschte eine rasche Entscheidung über die beiden Präliminarfragen seitens des Ministeriums, da von ihnen das ganze weitere Revisionswerk abhing. Unterdessen vertheilte man die Bearbeitung der übrigen Fragen, die angeregt worden waren, unter die Mitglieder des Ausschusses. Über „die Begrenzung der Klassen“ sollten die vier Secretare paarweise ausführliche Gutachten ausarbeiten; „die verschiedenen Arten der Mitglieder“ sollte Böckh bestimmen; Schleiermacher wurde beauftragt, ein Pro Memoria über die Arbeiten der Akademie, ferner über die Sitzungen, die Rechte und Pflichten der Mitglieder (arbeitende und nicht arbeitende), Druck der Abhandlungen u. s. w. abzufassen. Buttmann übernahm es, mit Zuziehung eines von ihm zu bestimmenden Collegen über das akademische Geldwesen zu berichten; Link wurde mit einem Gutachten über die Institute betraut.

Am 18. Juli ging der vorläufige Bericht über die beiden Präliminarfragen (Verhältniß der Klassen zum Plenum, Aufhebung der philosophischen bez. Einrichtung einer historischen Klasse) nebst zwei Begleitschreiben (der Majorität und der Minorität) an das Ministerium ab. Buch's Minoritätsvotum erschien Böckh verletzend zu sein, so daß er auf dem Umlauf bemerkte: „Ich wünschte, daß

die Minorität die Beilage unterschrieben hätte; denn sie ist so invidiös abgefaßt, daß sich Niemand, der nicht der Meinung ist, gerne in dem Scheine sehen mag, er möchte etwa auch zur Minorität gehören." In der Begründung des Majoritätsvotums wird gezeigt, daß „Gesammtsitzungen" und „Abhandlungen" zusammengehören, daß diese nach dem geltenden Statut die Hauptthätigkeit der Akademie bilden (da die Art der Beschäftigung der Klassen ganz unbestimmt gelassen sei), daß sie aber abzuschaffen seien; denn „1. die Abhandlungen sind nur eine Form wissenschaftlicher Bethätigung, die nicht für jedes Object, nicht für jede Person paßt, ja eine etwas untergeordnete Form, 2. für diese bedarf es ebenso wenig wie für die Unterstützung würdiger Gelehrten einer Akademie; sagt man aber, daß durch die Discussion, die sie hervorrufen, etwas genützt wird, so lehrt die Erfahrung, daß eine solche nicht stattfindet, 3. die Herausgabe dieser Abhandlungen durch den Druck ist ganz unerfreulich, Unzusammengehöriges kommt zusammen und macht den Antheil des Publicums unmöglich". „Dagegen müssen große wissenschaftliche Arbeiten die eigentliche Aufgabe bilden, soweit sich solche finden (freilich muß anerkannt werden, daß in manchen Wissenschaften sie sich selten oder nie finden), ferner Unterstützungen von Arbeiten einzelner Gelehrten (Mitglieder oder Nichtmitglieder); zu Gunsten solcher sind die Preisaufgaben einzuschränken; die bisher allein beliebten Abhandlungen werden endlich in freier Form auch hier ihre Stelle finden können, sofern einer seine Privatarbeiten in ihrem allmählichen Entstehen der Klasse vorträgt und Rath und Urtheil derselben einholt. Einige Wissenschaften können nur in dieser Form gefördert werden. Aber die Mittheilung in der Klasse ist der Mittheilung in der Gesammt-Akademie auch bei diesen letzteren vorzuziehen; bei den Gesammtaufgaben und Unterstützungen kann nur die Klasse in Frage kommen." „Der Wunsch der Mehrheit geht demnach darauf, daß künftig nur noch die Klassen häufige Sitzungen halten möchten, die Gesammtsitzungen aber auf eine kleine Zahl beschränkt würden."

Buch geht in der Motivirung seines Standpunktes davon aus, daß die bisherige Einrichtung, die er in jeder Richtung aufrecht erhalten will, seit achtzig Jahren der Akademie Ruhm und Ehre gebracht habe und von der Majorität der Gesammt-Akademie gebilligt werde. Die Grundgedanken, die ihn leiten, sind folgende: die Akademie soll aus Gelehrten ersten Ranges bestehen, aus großen, selb-

ständigen Forschern, und ihre Einrichtungen sollen auf diese zugeschnitten sein. Solche aber haben an sich keinen Trieb, ihre genialen Ansichten und neuen Entdeckungen zu entwickeln, sondern sie arbeiten rastlos für sich weiter. Darum müssen sie, der Stolz des Zeitalters, in Akademieen vereinigt werden. Hier finden sie den Antrieb zur Mittheilung; sie gehen mit Eifer und Liebe an das Werk, aus dem großen Magazine ihrer Forschungen Gegenstände, der besonderen Aufmerksamkeit werth, hervorzuheben, sie klar zu entwickeln und in der Gesellschaft vorzutragen, die ihnen zu solcher Arbeit den Reiz giebt. Sie sehen dann selbst mit Vergnügen, wie so Vieles sich bei der Entwickelung noch klarer hervorhebt u. s. w. „Dieser Nöthigung verdankt man z. B. die schönsten Arbeiten von Lagrange, Lambert und Euler; ja, man kann sagen, daß viele scharfsinnige, glückliche Ideen dem Wiederverschwinden so sind entrissen worden.“ „Wir sehen in unserer Mitte einen Mann, der erst seit seiner Verbindung mit der Akademie als einer der Ersten seiner Zeit wirksam geworden ist und dies lediglich durch den Antrieb dieser Akademie und die Bestimmung der festgesetzten Tage der Lesung.“

Buch zeigt dann, daß die Abhandlungen ihrer Form nach die größte Mannigfaltigkeit zulassen, nach Umfang, Anlage u. s. w., so daß Jeder eine solche Arbeit leisten kann, ohne sich beengt zu fühlen. „Daß es zu einem solchen Zusammenwirken gelehrter Männer einer Akademie nicht bedürfe, ist eine sehr irrige Meinung. Eine gute Arbeit eines Historikers oder Philosophen wird auch den Physiker zu edlem Eifer anregen, sich auch von seiner Seite der Nähe und der Verbindung mit einem Manne würdig zu zeigen, der mit so viel Glanz auftritt. Dies innere Leben und diese Aufregung kann eine Correspondenz nie hervorbringen. Wäre sie je möglich gewesen, so wären längst correspondirende Akademieen überall in der Welt, statt daß im Gegentheil, Correspondent einer Akademie zu sein, überall und immer ein eitler Titel geblieben ist.“

„Die unangemessene Art der Herausgabe der Abhandlungen trifft die Sache nicht und kann durch eine einzige Sitzung verbessert werden. Die Abhandlungsbände aber aller Akademieen von Ruf sind die Documente der Geschichte der Fortschritte des menschlichen Geistes; sie sind, wie große Museen, ein Depositorium vieler Kenntnisse, welche der Welt nicht mehr entrückt werden können. Wieviel daher von diesen Schriften verkauft werden, ist eine Betrachtung zu kleinlich von dem hohen Standpunkt aus, auf welchen

die Akademie gestellt ist. Sie werden gelesen, das ist der Akademie hinlänglich. Jedermann weiß, wo sie in ganz Europa anzutreffen sind, und nach solchen Orten geht man, wenn man sich mit den Schriften der Akademie beschäftigen will. Eben weil die Akademie hoch steht, kann sie nie ein zahlreiches Publicum erwarten, auch sogar nicht wünschen."

Buch polemisirt nun scharf gegen die „neuen Zwecke"; „sie sind bisher nur nebelhaft ausgesprochen worden, und, durchgeführt, würden sie die Folge haben, daß einige Mitglieder als ausgezeichnete Männer in ihrer Wissenschaft auftreten würden, andere hingegen ganz zurücktreten könnten".

„Die Idee zu großen wissenschaftlichen Arbeiten war reinen Wissenschaftsmännern nie fremd. In jedem Zweige der Wissenschaft hat die Akademie solche Unternehmungen zu unterstützen gesucht (Astronomische Tafeln; Ephemeriden; Gajus in Verona). Solche gemeinschaftlichen Arbeiten jedoch zum Zweck der Akademie und sogar zum Hauptzweck zu erheben, hat die Gesammtheit der mathematischen und physikalischen Klasse als höchst schädlich und als eine eingeschränkte Ansicht erkannt, weil sie nur dann ausgeführt werden, wenn Umstände, Neigung, besonderer Bedarf der Wissenschaft dahin leiten. Kein reiner Gelehrter wird sich entschließen, aus dem Gange und der Richtung seiner Forschungen sich gewaltsam herausreißen zu lassen, und keiner hat sich je dazu entschlossen. Die Londoner Königliche Gesellschaft z. B. hat wenige gemeinsame Arbeiten aufzuweisen. Solche Arbeiten im Voraus zu bestimmen, heißt der Akademie wesentlichen und empfindlichen Schaden bereiten; denn da sie selten ausgeführt werden, doch aber beträchtliche Unterstützungen des Staates erfordern, so macht man den Staat mißmuthig und mißtrauisch und untergräbt die Achtung für die Akademie. Soll man Beispiele nennen?"

„Mit größtem Ernst und größter Überlegung wünscht, empfiehlt und erwartet daher die Minorität [des Ausschusses] die Beibehaltung der bisherigen Form der Gesammtsitzungen und der bestimmten Lesung. Sie ist sehr fern zu glauben, daß die häufigen Klassensitzungen den Zweck besser erreichen würden. . . . Es wäre zu wünschen, die Bande noch fester zu knüpfen, welche die verschiedenartigen Theile der Akademie vereinigen, nicht sie zu lösen." Er schließt mit den ernsten Worten:

„Gott schütze die Freiheit der Akademie, welche zum regen Leben reiner Wissenschaftsmänner nothwendig ist und welche die

Wohlthat der Regierung ihr seit Friedrich's II. Zeit so ausdrücklich gegeben und erhalten hat. Möge sie nie leichtsinnig und durch die Schuld der Mitglieder aus ihrer Mitte verschwinden! Möge doch nicht durch vereinzelte seltene Gesammtsitzungen die Akademie ihres Zwecks entrückt, Unbekanntschaft und Mißtrauen unter den Mitgliedern erzeugt, sie dadurch der Willkür einiger wenigen Leitenden preisgegeben und dadurch endlich die furchtbare Idee realisirt werden. daß ein stetiger Präsident die Mitglieder als seine Räthe betrachtet, die Akademie als ein Collegium, in dem er die Arbeiten austheilt und Berichte verlangt." — Buch hat sich in diesem Pro Memoria selbst übertroffen. Überzeugender konnte er seine Sache nicht führen. Er hatte in der That Recht, aber, wie schon bemerkt, auch Schleiermacher und seine Freunde hatten Recht: die beiden Standpunkte ließen sich in einer complicirteren und dabei keineswegs schwerfälligen Organisation vereinigen.

Der Minister hat die Eingabe fast vierzehn Monate unbeantwortet gelassen. Inzwischen arbeiteten die Mitglieder des Ausschusses die von ihnen übernommenen ausführlichen Gutachten aus. Schleiermacher beendigte das seinige zuerst (28. December 1818); es umfaßte 14 Folioseiten. Noch einmal ist hier Alles zusammengestellt, was für gemeinsame große Unternehmungen als Hauptzweck der Akademie angeführt werden kann. „Eine Gesellschaft leistet nur etwas, wenn sie etwas leistet, was die Gesammtheit ihrer Mitglieder vereinzelt nicht leisten könnte." Sehr scharf, zum Theil sophistisch, wird das „Abhandlungswesen" kritisirt und verurtheilt; noch schlimmer geht es den Preisaufgaben: „Die Preisaufgaben, an und für sich auf Einfällen beruhend, die einigen Beifall gefunden haben, sind etwas noch weit mehr in der Luft Schwebendes, und in ihnen wird wohl Niemand den Zweck der Akademie suchen wollen." Werthvoll war es, daß Schleiermacher das Mißverständniß beseitigte, als seien gemeinschaftliche Arbeiten nur solche, die zu gewissen Theilen unter die Mitglieder vertheilt seien. Nein, auch die Herausgabe regelmäßiger astronomischer und meteorologischer Beobachtungen z. B. sind „gemeinschaftliche Arbeiten" der betreffenden Klasse, denn gemeinschaftlich sind die Instrumente, und unter der Autorität der Klasse erscheinen die Beobachtungen; der Einzelne arbeitet hier als Organ eines großen Ganzen. Unter den sorgfältig durchdachten neuen Vorschlägen zur Organisation der Klassen und der Arbeit interessirt vor allem folgende Bestimmung: „Jedes Mitglied einer Klasse hat das Recht vorzuschlagen, daß die

Klasse irgend ein in ihr Gebiet schlagendes Unternehmen, wozu die Kräfte oder die Mittel des Einzelnen nicht hinreichen, zu dem ihrigen mache". Über die Annahme soll die Klasse mit drei Vierteln der Stimmen entscheiden; dann soll das geplante Unternehmen einem Geldverwendungsausschuß vorgelegt werden. Befürwortet, bez. genehmigt er es, so bleibt es dem freien Ermessen der Klasse überlassen, die Ausführung selbst zu übernehmen oder einer Commission zu überlassen, einem Einzelnen zu übertragen oder unter mehrere zu vertheilen.

Böckh's Gutachten vom 2. Januar 1819 (über die Mitglieder), fünf Folioseiten stark, schließt sich in den Grundzügen eng an das Schleiermacher'sche an, aber es enthält das Eigenthümliche, daß es neben den bisher bestehenden vier Klassen von Mitgliedern (ordentliche, auswärtige, Ehrenmitglieder und Correspondenten) zwei neue Kategorien schaffen will, nämlich außerordentliche Mitglieder und Adjuncten. Die Rücksicht auf die großen gemeinsamen Unternehmungen hat Böckh zu dieser Forderung geführt. „Zu außerordentlichen Mitgliedern können nur Anwesende ernannt werden, welche an den wissenschaftlichen Gesammtarbeiten der Akademie Theil nehmen, doch hört diese Eigenschaft mit der Veränderung des Wohnorts nicht auf. Den außerordentlichen Mitgliedern steht der Zutritt zu den wissenschaftlichen Verhandlungen der Akademie frei, aber sie haben keinen Antheil an den übrigen Verhandlungen. Sie haben keine bestimmte Anwartschaft auf eine ordentliche Stelle noch auf einen Gehalt. Vorträge können sie nur in den Klassensitzungen mit Bewilligung der Klasse halten. Für ihre Arbeiten können sie remunerirt werden." „Zu Adjuncten werden in der Regel junge Männer erwählt, deren Hauptbeziehung zu der Akademie darin besteht, daß sie im Auftrage derselben unter Aufsicht der ordentlichen Mitglieder die gemeinschaftlichen litterarischen Unternehmungen der Akademie fördern." Nicht mehr wie sechs (drei für jede Hälfte der Akademie) sollen ernannt werden, und zwar auf vier Jahre, doch kann die Zeit verlängert werden. Sie sollen den philosophischen Doctorhut besitzen; ein Gehalt von 400 Thlr. soll ihnen gewährt werden. Bei wissenschaftlichen Vorträgen in den Klassen können sie als Zuhörer zugezogen werden; den Plenarsitzungen sollen sie fern bleiben. Ansprüche auf Beförderungen innerhalb der Akademie haben sie nicht. — Bemerkenswerth ist noch, daß Böckh in seinem Gutachten den Antrag stellt, einen ständigen Geldverwendungsausschuß einzusetzen und Be-

stimmungen über ihn in die Statuten aufzunehmen. Endlich schlägt er vor, die Akademie solle sich einen alle zwei Jahre wechselnden General-Secretar erwählen.

Buttmann's Gutachten vom 9. März 1819 über die Geldverhältnisse der Akademie, sechs Folioseiten stark, stellt die Forderung auf, daß die Akademie alle ihr etatsmäßig zustehenden Summen wirklich selbständig verwalte. Er schlägt auch vor, daß die Klassen fünf Jahre lang ihre Überschüsse behalten sollen; sind sie dann nicht verwendet, so sollen sie der Gesammt-Akademie zufallen.

Besonders lehrreich ist das Gutachten von Link vom 16. Juni 1819, sechs Folioseiten stark, weil es über die damalige Lage der akademischen Institute trefflich orientirt. In der Einleitung constatirt er, daß die physikalische Klasse solche Veränderungen für sich nicht wünscht, wie sie Schleiermacher und seine Freunde vorgeschlagen haben; „denn das Bestreben dieser Klasse geht auf das Einzelne“. Auch bedürften die Abhandlungen um ihrer oft kostspieligen Tafeln willen des Zuschusses seitens der Akademie, so daß darüber hinaus große Summen für gemeinschaftliche Unternehmungen nicht übrig bleiben. Daß die philosophische Klasse aussterben werde, sieht er mit Schmerz voraus; für eine engere Verbindung bez. Verschmelzung der physikalischen mit der mathematischen, der philologischen mit der historischen Klasse tritt auch er ein; aber jede Veränderung des inneren „republikanischen Zustandes“ der Akademie lehnt er entschieden ab; die Verbindung mit der Universität hält er für nutzbringend und heilsam.

„Die Directoren der akademischen naturwissenschaftlichen Institute müssen selbständig stehen; es würde Alles verdorben werden, wenn Viele, namentlich die anderen Mitglieder der Akademie, mit einreden dürften.“ „Die Sternwarte gehört bereits zur Akademie und kann von ihr nicht getrennt werden. Es scheint mir, als ob unsre Sternwarte noch großer außerordentlicher Ausgaben bedürfe, um ähnlichen Anstalten gleich zu kommen oder sie, was man doch von einer Anstalt zu Berlin verlangen könnte, zu übertreffen. Die obere Behörde ist bei dieser Gelegenheit, wo ein Verzeichniß der Bedürfnisse der Akademie verlangt wird, an diesen Zustand der Sternwarte zu erinnern. Eine Sammlung von physikalischen Instrumenten gehört nicht zu den Bedürfnissen der Akademie, wohl aber zu den dringenden Bedürfnissen der Universität. Für die Akademie gehören nur Apparate und Instrumente von ausgezeich-

neter Größe, wie sie erfordert werden, um Versuche im Großen zu machen, überhaupt solche Apparate und Instrumente, wie sie zu einzelnen wichtigen Versuchen erfordert werden. Die Bewilligung zu solchen außerordentlichen Bedürfnissen muß der Akademie bleiben und sie muß, wie jetzt, dazu eine Summe haben. Die oberste Behörde sorgt für das Ordentliche, Bestehende; das Außerordentliche hängt von dem zufälligen Bedürfnisse der Wissenschaft ab und erfordert eine nur gelehrte Bestimmung. Die Akademie besitzt eine Menge größtentheils schlechter physikalischer Instrumente; es ist zu rathen, daß sie derselben sich entledige."

Link zeigt dann, daß ein Apparat zu meteorologischen Untersuchungen und ein Local für sie wesentlich zu den Anstalten der Akademie gehöre; die werdende Wissenschaft der Meteorologie sei mehr eine akademische als universitäre; es sei auf eine vollständige Anstalt hierfür anzutragen.

„Die Akademie besitzt das Klaproth'sche Laboratorium, aber über die in ihm befindlichen, für die hiesigen wissenschaftlichen Anstalten überhaupt gekauften Instrumente und Apparate ist meines Wissens noch nicht verfügt worden; doch ist nicht zu zweifeln, daß solche dem Laboratorium verbleiben werden. Dasselbe bedarf vieler Verbesserungen und Ergänzungen; der künftige Nachfolger Klaproth's wird darüber bestimmen. Es muß der Akademie bleiben, und die Benutzung zu Lehrzwecken kann nur Nebensache sein. Der Chemiker der Akademie, wenn er auch nicht selbst neue Entdeckungen macht, muß doch alle Entdeckungen prüfen können; das erwartet man von ihm. Neue Bemerkungen und Entdeckungen sind in der Chemie häufig, in der Physik seltener; daher ist für jene ein ordentlicher, bestehender Apparat nothwendig, für diese hingegen nur ein außerordentlicher."

„Die von Walter gekaufte anatomische Sammlung ist mit der Akademie nicht verbunden, aber sie ist hier und untersteht der Aufsicht eines Akademikers. Es fehlt doch noch an einer jährlichen Summe zu einer Sammlung für die vergleichende Anatomie. Eine solche Sammlung ist ohne Grenzen und daher mehr für eine Akademie als für eine Universität, deren Sammlungen zum Unterricht allein dienen. Also ist anzutragen, daß für eine solche Sammlung jährlich eine Summe ausgesetzt wird. Was von dem Walter'schen Museum gesagt worden ist, gilt auch von dem zoologischen. Die Akademie hat Ursache, sich über den guten Zustand und die Vermehrung desselben zu freuen. Dasselbe gilt von der mineralogischen Sammlung."

„Der botanische Garten gehört zur Akademie der Wissenschaften. Er wird sehr gerühmt, aber sein Etat, seit er sich so vermehrt hat, ist zu klein. Ein Entwurf zu einem neuen Etat ist bereits eingereicht. Die Anwendung für den Universitätsunterricht war bisher eine Nebensache; da sie aber zum Schaden der Anstalt leicht Hauptsache werden könnte, so ist beschlossen worden, den angekauften danebenliegenden Garten zu diesen Zwecken anzuwenden. Das Willdenow'sche Herbarium ist dem Contract nach für die hiesigen wissenschaftlichen Anstalten überhaupt angekauft; in einem Ministerialrescript ist es als zur Universität gehörig bezeichnet. Aber mir scheint es nach seinem Wesen zur Akademie gehörig. Man muß darüber dem Minister Vorstellungen machen."

Link kommt zu dem Ergebniß, die Akademie müsse für die außerordentlichen Unternehmungen einen vermehrten Etat haben. „Wenngleich in solchen Untersuchungen nicht die ganze Wirksamkeit der Akademie bestehen kann, so können sie doch von größtem Nutzen für die Wissenschaft sein. Die historisch-philologische Klasse hat viele dergleichen mit Glück unternommen, z. B. das Inscriptionen-Werk, die Reisen des Hrn. Bekker u. s. w. Die mathematische hat einen Beobachter der Sonnenfinsterniß von 1816 ausgesendet; die physikalische hat dergleichen nicht unternommen, weil sie nicht weiß, wo sie anfangen und wo sie aufhören soll, und weil ihre Unternehmungen so kostbar sein werden, daß bald das Geld dazu ermangeln müßte. Das Ministerium hat die Erwerbungen für das zoologische und anatomische Museum, für den botanischen Garten und für die Mineraliensammlung vom Kap und aus Brasilien aus anderen Mitteln bezahlt, und die Thätigkeit einzelner Mitglieder ist dadurch ganz beschäftigt. Daher konnte die physikalische Klasse nicht für eine Ansicht gewonnen werden, welche auf Unternehmungen der Art einen größeren Werth als Unternehmungen der Akademie setzte. Die Mitglieder der physikalischen Klasse sind zum Theil täglich damit beschäftigt, Verbindungen in fernen Gegenden sich zu verschaffen und zu erhalten und müssen oft genug das Ministerium um Unterstützung bitten, welche ein wohlwollender Minister gern gewährt, wenn es möglich ist. Auch sind die meisten dieser Mitglieder mit Adjuncten unter mannigfaltigen Titeln umgeben, daß sie auf anzustellende Adjuncten der Akademie nicht rechnen. Der akademische Fonds wird nie hinreichen für diese Bedürfnisse der Klasse, die aber nicht als solche allein, sondern auch als Bedürfnisse der Universität anzusehen sind. Die Lage der

Sachen ist von der Art, daß ich die Akademie nur für eine Unternehmung gewinnen möchte, welche zwischen der physikalischen und philologischen Klasse in der Mitte liegt, nicht, weil ich sonst keine, sondern weil ich zu viele weiß, und der Sinn für Untersuchungen jener Art erst wieder geweckt werden muß, welches Sache der Akademie ist."

Überblickt man diese Gutachten, so bewundert man den klaren Blick der Gelehrten, die vor achtzig Jahren bis in's Einzelne die concreten Bedürfnisse des zukünftigen Betriebs der Wissenschaften in der Akademie erkannt haben; man bewundert aber auch die Umsicht, mit welcher sie die Aufgabe, die nöthigen Voraussetzungen für die wissenschaftliche Arbeit zu ermitteln, gelöst haben. Die Differenzen, die nach dem Link'schen Gutachten zwischen dem Standpunkt der Historiker und der Naturforscher noch bestehen bleiben, können überhaupt nicht vollkommen beseitigt werden; denn sie wurzeln in den verschiedenen Bedürfnissen ihrer Wissenschaften. Sie sind daher immer wieder hervorgebrochen und auch heute nicht gehoben. Concessionen müssen von beiden Seiten gemacht werden, wenn die Einheit der Akademie gewahrt werden soll; aber es ist nicht nothwendig, daß die Organisation der Klassen genau die gleiche ist.

Endlich, am 3. September 1819, beantwortete Altenstein die Präliminarfragen des Ausschusses (vom 15. Juli 1818). Er stellte sich in seinem Rescripte über die Gegensätze und suchte sie zu vereinigen. Das Schreiben ist ein leuchtendes Beispiel seiner Sachkunde und Einsicht. Im Ganzen giebt er der Minorität des Ausschusses, d. h. den Conservativen, mehr Recht: die Gesammtsitzungen und die regelmäßige Abfassung und Lesung von Abhandlungen sind beizubehalten. Nicht ohne Grund erklärt er, die Meinung der Majorität laufe auf eine Mehrzahl von Akademieen heraus. Er gesteht aber zu, daß neben und in dem Rahmen der bisherigen Verfassung einige Erweiterungen in Bezug auf die Klassenthätigkeit anzubringen gut wäre. Die Minorität habe darin Unrecht, daß sie alles Gewicht auf die vereinzelte Thätigkeit der Mitglieder lege und von den Klassensitzungen sogar Gefahren befürchte; in vielen Wissenschaften sei Gesammtthätigkeit nothwendig. Eines schicke sich nicht für Alle; die Akademie müsse daher die mannigfachsten Formen wissenschaftlicher Arbeit in sich ausbilden, aber das Gesammtinteresse und die Gemeinschaft dürften nicht verloren gehen. Die philosophische Klasse will er, der Schüler Fichte's, der Bewunderer

Hegel's, nicht missen. „Gerade das philosophische Wissen, die eigentliche philosophische Speculation müssen in der Akademie ihre Stelle finden. Sie eignen sich nicht für die Universitäten. Sie gedeihen nur, wenn Männer sich ihnen ganz und ausschließlich, bloß um der Sache willen, hingeben können. Eine solche Stellung kann bloß eine Akademie gewähren. In derselben kann zur Sprache gebracht und erörtert werden, was außerdem aus Besorgniß des Mißverständnisses von gemeinem und beschränktem Standpunkt aus nirgends zur Sprache kommen kann. Wie soll man die philosophische Klasse aufheben, da doch Leibniz der erste Präsident der Akademie war?" Endlich geht der Minister auf die Thatsache ein, daß für die Gesammtsitzungen wenig Sinn und Betheiligung in der Akademie zu finden war. Er sieht den Grund darin, daß zu wenige Mitglieder ausschließlich für die akademische Thätigkeit leben, daß viele Mitglieder durch andere Aufgaben an dem regelmäßigen Besuch der Sitzungen gehindert sind, und daß die Vorträge nicht hinreichend interessant sind und die Themata nicht genug Abwechselung gewähren. Demgemäß faßt er seine Vorschläge zur Verbesserung der Organisation in vier Punkte zusammen: 1. Berufung einer Anzahl neuer Mitglieder, die sich ganz der Akademie widmen sollen, 2. Beschränkung der Gesammtsitzungen insoweit, daß es nie an wichtigen Vorlesungen fehle, 3. Einschärfung des Besuchs der Sitzungen, 4. größere Abwechselung in den Gegenständen, die zum Vortrag kommen.

Schon bevor Altenstein dieses Schreiben an den Ausschuß erlassen hatte, hatte er mit dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg seit dem 10. Juli 1819 Verhandlungen über Reformen in der Akademie geführt. Es galt namentlich Mittel flüssig zu machen, um hervorragende Gelehrte ausschließlich für die akademische Thätigkeit besolden zu können. Ein Schreiben Hardenberg's vom 22. Juli in dieser Angelegenheit beantwortete Altenstein, nachdem er dem Ausschuß seine Ansichten eröffnet hatte, am 1. October. Man ersieht aus dem Actenstück, daß er sachlich auf Seiten der historisch-philologischen Klasse gestanden hat; nur von ihr rühmt er, daß sie in lebendiger Thätigkeit begriffen sei, während die anderen Klassen zurückgeblieben seien; die gemeinschaftlichen Unternehmungen jener haben seinen vollen Beifall, und er wünscht, daß die anderen Klassen sie nachahmen. Um so größere Anerkennung verdient die Weisheit des Ministers, die ihn davon abgehalten hat, auf die Vorschläge der Majorität des Ausschusses einzugehen und damit

die Akademie in Wahrheit zu sprengen. Aber ihren gegenwärtigen Zustand beurtheilt er so ungünstig, „daß es mit ihr unmöglich so bleiben kann, daß es aber bei ihrer Reform nicht sowohl auf Pläne und Statuten, als auf die Menschen ankommt, welche den Buchstaben der Vorschrift in Geist und That zu verwandeln und die Form zu beleben wissen. Es bedarf deren nicht viele, aber um so gewichtigere und durch andere Geschäfte nicht zerstreute, um durch die Überlegenheit ihres rein wissenschaftlichen Triebes, ihrer Einsicht und der Kraft ihres Geistes in den Fächern, wo es am meisten Noth thut, die Zerstreuten sammeln, die Lässigen antreiben, überhaupt das entgegenwirkende Princip überwältigen zu können". Er theilt dem Staatskanzler mit, daß er einen Ausschuß eingesetzt, ihm jüngst vermittelnde Directiven gegeben habe und nun die ausführlichen Vorschläge desselben erwarte, dann werde er seinerseits die nöthigen Anträge stellen. „Ich bin überzeugt, daß, wenn irgend die Akademie noch ein des Preußischen Staates würdiges, für die Wissenschaft und durch diese für ihn selbst fruchtbares Institut werden kann, es nur auf diesem Wege (Anstellung von großen Gelehrten, die sich ganz der akademischen Aufgabe widmen) möglich ist. . . . Um ihn kräftig und mit Erfolg betreten zu können, muß ich jedoch angelegentlichst wünschen, daß Ew. Durchlaucht den von mir vorgelegten Plan zur Anwendung des noch disponiblen Restes von dem, dem gesammten Unterrichtswesen Allerhöchst bewilligten neuen Zuschusse baldigst zu genehmigen geruhen mögen." Einstweilen sei die physikalische Klasse durch Anstellung Seebeck's verstärkt worden und auch Erman solle von seinen anderen Pflichten entbunden werden, um ausschließlich für die Akademie und die Universität arbeiten zu können.

Die Majorität des Ausschusses war durch das Altenstein'sche Rescript vom 3. September entmuthigt; sie las aus ihm nur die Zurückweisung ihrer Vorschläge heraus. Am 14. Februar 1820 erstattete Savigny dem Ausschuß einen Bericht über die gegenwärtige Lage der Arbeiten. Der Standpunkt der Majorität wird in der Form einer scharfen Kritik des Ministerialschreibens auf's Neue dargelegt. Glaube der Minister auf Leibniz verweisen zu müssen, so sei diese Berufung hinfällig, da Leibniz keine philosophische Klasse eingerichtet und die alte Leibnizische Akademie nur Klassensitzungen gekannt habe; die Gesammtsitzungen seien erst von Maupertuis eingeführt worden. Das war richtig. In der That hatte bis 1744 der Schwerpunkt der Akademie ganz in den Klassen ge-

legen; nur die feierlichen Jahressitzungen waren gemeinsam. Diese geschichtliche Erinnerung wurde von Schleiermacher in seinem ausführlichen Bericht an das Ministerium vom 23. Juni 1820 benutzt: die Leibnizische Akademie kannte nur Klassen-, die fridericianische nur Gesammtsitzungen; erst durch das neue Statut seien Klassensitzungen zu den Gesammtsitzungen hinzugekommen; damit sei ein Zuviel geschaffen, unter dem diese wie jene leiden, da die Mehrzahl der Mitglieder zu beschäftigt sei, um so viele Sitzungen besuchen zu können; eine Reduction sei nothwendig, diese könne aber nur bei den Gesammtsitzungen eintreten, statt, wie die Minorität wolle, bei den Klassensitzungen, die vielmehr zu verstärken seien; die philosophische Klasse sei ein Product der fridericianischen Zeit; an die Stelle der Kirchengeschichte und Mission, die Leibniz berücksichtigt habe, sei die speculative Philosophie gesetzt worden. Dieses Argument mag um das Jahr 1820 bereits recht wirksam gewesen sein. Aber auf Altenstein machte es doch keinen Eindruck. Am 18. October 1820 verfügte er:

Da der Revisionsausschuß der Königlichen Akademie, dessen Berichte vom 23. Juni zufolge, zu keiner Einigung über die beiden, das Verhältniß der Klassensitzungen zu den Gesammtsitzungen und das fernere Bestehn der philosophischen Klasse betreffenden . . . Präliminarfragen gelangen kann, so bleibt, um das Revisionsgeschäft . . . nicht länger aufzuhalten, nichts anderes übrig, als daß eine vorläufige Entscheidung des Ministeriums über dieselben eintritt.

. . . Der Ausschuß wird dahin instruirt, einen Entwurf der künftigen Einrichtung der Akademie so anzulegen, daß

1. die Fortdauer der Gesammtsitzungen neben den Klassensitzungen angenommen und in Ansehung der erstern alles, wodurch ihnen nur Leben und Interesse gegeben und die Theilnahme aller hier anwesenden Mitglieder der Akademie an ihnen gefördert werden kann, aufgestellt, in Ansehung der letztern aber jeder Klasse Freiheit genug gelassen wird, sie nach ihrem allgemeinen Bedürfniß oder besonderen Umständen halten oder einrichten zu können, und

2. das Fortbestehen der philosophischen Klasse ebenfalls angenommen wird. Dem Ausschusse wird jedoch überlassen, auch eine besondere historische Klasse oder die Theilung der philologisch-historischen Klasse in eine historische und eine philologische Abtheilung in Vorschlag zu bringen. . . .

Das Ministerium bemerkt indeß ausdrücklich, daß durch diese Bestimmungen der künftigen definitiven Reform der Akademie nicht vorgegriffen werden soll, sondern behält sich das Weitere vor, bis es die Vorschläge des Ausschusses im Zusammenhange übersehen kann. . . .

Obschon dieses Rescript bei ruhiger Erwägung den Wünschen der Majorität des Ausschusses Raum ließ, so verzichtete sie doch auf weitere Verhandlungen; denn die Beibehaltung der philosophischen

Klasse war anbefohlen; ihre Aufhebung erschien aber der Majorität die Prämisse für jede gesunde Reform zu sein. Beachtet man, daß die philosophische Klasse nur aus Schleiermacher, Ancillon und Savigny bestand — nominell rechneten sich auch ein paar Mitglieder anderer Klassen zu ihr — und daß sie niemals Sitzungen halten konnte, weil die Mitglieder nicht erschienen, so begreift man Schleiermacher's und Savigny's Widerstand: sie wollten nicht länger Komödie spielen. Der letztere, als Vorsitzender des Ausschusses, erklärte daher in der Sitzung vom 2. November 1820, man solle dem Minister antworten, der Ausschuß wisse weitere Vorschläge nicht zu machen und sehe folglich seinen Auftrag als beendet an. Dies wurde angenommen. Zwar gab noch Fischer zu erwägen, ob nicht doch durch die Zurückführung der Akademie auf zwei Klassen eine Auskunft gefunden werden könne, und übernahm es, einen hierauf zu gründenden Plan schriftlich dem Vorsitzenden mitzutheilen und dabei besonders auch auf das Verhältniß der Plenarsitzungen zu den Arbeiten der Klassen Rücksicht zu nehmen; aber er scheint diesen verständigen Plan nicht ausgeführt zu haben. Die Angelegenheit ruhte längere Zeit, bis sie Schleiermacher im Jahre 1826 durch ein sehr gewaltsames Mittel auf's Neue in Fluß brachte und in seinem Sinne entschied. — Wir werden sie dort wieder aufzunehmen haben.

Haben sich Schleiermacher und Savigny in dieser Angelegenheit zu keinem Compromiß dem Ministerium gegenüber herbeilassen wollen und lieber auf Alles verzichtet, als sich mit einem halben Erfolge begnügt, so darf der Grund wohl auch in der Stimmung gesucht werden, die sie gegen die Regierung damals hegen mußten. War es doch die Zeit, in der sie als Demagogen und Revolutionäre bezeichnet und mit Spionen umgeben wurden. „Prinz Carl soll neulich gesagt haben, es gebe vier Hauptumtrieber, Gneisenau, Grollmann, Schleiermacher und Savigny; Schleiermacher aber sei der ärgste. In seine Predigten werden Polizeihörer geschickt." Mußte doch Wilhelm von Humboldt das eben erst übernommene Ministerium wieder aufgeben (31. December 1819), das er durch seine Denkschrift vom 4. Februar so glänzend inaugurirt hatte! Mag man ihm mit Recht vorwerfen, daß er zu stolz gewesen sei, um Anhänger um sich zu sammeln und sich eine Partei zu bilden, zu stolz, um wie Altenstein sich zeitweilig zu schicken und zu beugen — daß er einer Regierung nicht dienen wollte, deren Weisheit in den Karlsbader Beschlüssen bestand, gereicht ihm zur Ehre. Von

diesen Beschlüssen bez. ihren nächsten Wirkungen wurde auch die Akademie empfindlich betroffen. Am 19. October 1819 erschien das Censur-Edict und stürzte alle litterarische Production in Unsicherheit. Der Minister Schuckmann hatte schon seit Jahren an der Censurfreiheit der Akademie und der Universität gerüttelt, jetzt wurde sie aufgehoben, d. h. auf fünf Jahre suspendirt; zugleich wurde ein Ober-Censur-Collegium geschaffen, das bis zum 1. Juli 1843 bestanden hat und „den schlechten Geist" bannen sollte. Für die höchste wissenschaftliche Körperschaft im Staat war es eine Schmach, daß sie ihre Publicationen der Censur unterwerfen sollte. Zunächst ging sie ernstlich mit dem Gedanken um, sie auf fünf Jahre ganz einzustellen, und das öffentlich bekannt zu machen. Allein das ging nicht durch. Ein etwas milderes Verfahren schlug Niebuhr von Rom aus vor; er schrieb am Weihnachtstage 1819, indem er eine Abhandlung übersandte, an Buttmann:

„Wenn es möglich ist, so wünschte ich, daß die Akademie mir dies Stück zurückgäbe und nicht drucken ließe. Ich wünsche, so lange wir unter die Censur gestellt sind, gar nicht drucken zu lassen, und es möchte wohl der Überlegung der Akademie werth sein, ob man sich nicht, so lange unsre Rechte aufgehoben sind, darauf beschränken sollte, mathematische und physische Abhandlungen herauszugeben. Das Recht, zum Druck auszuwählen, giebt ein Mittel, ohne alle Anstößigkeit alle vorgelesenen Abhandlungen der beiden andern Klassen zu beseitigen, deren Verfasser den Druck nicht bestimmt fordern. Trotz ist das nicht, und kein Mensch sollte es so nennen — die Akademie kann vorstellen, daß z. B. die französischen, vor der Revolution und unter Bonaparte, ihre Censur selbst gehabt haben. Damit müssen wir uns, nach den obwaltenden Umständen, beruhigen; aber wenn wissenschaftliche Werke unter die Willkühr von Gott weiß wem gestellt werden, so müssen wir schweigen, im Ausland drucken lassen, aber auch so besonnen schreiben, daß wir das Unrecht, uns so gekränkt zu haben, recht fühlbar machen.

Auch F. A. Wolf erklärte, nichts mehr drucken lassen zu wollen — ein Entschluß, der ihm nicht schwer fallen konnte — und wünschte, alle Gelehrten sollten öffentlich verkündigen, daß sie binnen 5 Jahren nichts publiciren würden. Die Akademie handelte besonnen, indem sie sich entschloß, zunächst eine Anfrage und Bitte an den Minister zu richten (3. Februar 1820):

Die Königliche Akademie ist im Begriff, einen neuen Band ihrer Abhandlungen herauszugeben, bei welcher Gelegenheit ihr ein drückender Zweifel entsteht, welchen sie vertrauensvoll einem hohen Ministerium vorlegt.

In dem Königlichen Censur-Edict ist nehmlich die bisher bestandene Censur-Freiheit der Akademie der Wissenschaften dergestalt aufgehoben worden, daß den Worten nach nicht nur die Schriften einzelner Akademiker, sondern auch die von der Gesammt-Akademie herauszugebenden Bände ihrer Abhand-

lungen einer äußeren Censur von nun an unterworfen sein würden. Da indessen die Akademie glaubt, daß die Gründe, welche jene allerhöchste Verfügung veranlaßt haben, auf die unter Autorität und Verantwortlichkeit des ersten litterarischen Vereins herauszugebenden Werke in den Königlichen Staaten nicht anwendbar seien, da ferner die Abhandlungen nur durch die von einer aus der Gesammt-Akademie niedergesetzten Commission getroffene Wahl in die Sammlung der Werke der Akademie aufgenommen werden, so wendet sich die Akademie an Ein hohes Ministerium mit der ehrerbietigsten Bitte, bei der Behörde darauf geneigtest anzutragen, daß der Akademie in Beziehung auf diese Wahl-Commission, welche als eine in der Akademie selbst bestehende, nach den Gesetzen verfahrende Censurbehörde angesehen werden kann, fernerhin die alleinige Verantwortlichkeit über den Inhalt der unter ihrer Gesammt-Autorität ehrauszugebenden Bände überlassen werde.

So schlimm stand es, daß Altenstein der Akademie erwiderte (14. Februar 1820): „Das Ministerium erwartet keinen Erfolg von solchem Antrag!“ Er war zu vorsichtig, ihn dem Staatskanzler auch nur vorzulegen! Aber die Akademie gab sich nicht zufrieden; sie wandte sich an diesen oder vielmehr sie reichte eine Immediat-Vorstellung bei dem Könige ein und bat den Staatskanzler, sie an die Majestät gelangen zu lassen (3. März 1820). Der König gewährte, obgleich die Censur-Verordnungen seinem persönlichen Willen entsprachen, das Gesuch. Er verfügte (13. März 1820), daß sich die Suspension der Preßfreiheit auf die von der Akademie herauszugebenden Schriften nicht beziehen, vielmehr hier ihre eigene Commission allein zuständig sein solle unter Verantwortung der Gesammt-Akademie. „Se. Majestät wollen durch diese Erklärung allerhöchst Ihrer Akademie einen Beweis Ihres Zutrauens in die Einsichten und guten Gesinnungen derselben geben.“ Ausdrücklich aber wurde bemerkt, daß diese Exemption sich nicht auf die Werke der einzelnen Mitglieder der Akademie beziehe.

Die Akademie war von der drückendsten Controle glücklich befreit; aber ihre Mitglieder bedurften des höchsten Idealismus, um sich unter den traurigen politischen Verhältnissen die Freudigkeit und den Muth zur Arbeit zu erhalten. Andererseits vergesse man nicht, daß die innere Lage von Gegensätzen beherrscht war, daß sich das geistige Leben in Deutschland zwischen 1815 und 1840 erstaunlich rasch entwickelt hat, und daß kein Staat der Welt ein solches höheres Beamtenthum besaß wie Preußen unter Friedrich Wilhelm III. „Es vereinigte alle Elemente der neuen litterarischen und politischen Bildung mit dem Eifer und der Pflichttreue der Beamten aus der Schule Friedrich Wilhelm's I.“ (Schmoller). Ferner, eben jene traurige Reactionsepoche ist die „hohe Zeit der

Pädagogik" gewesen: die preußischen Universitäten wurden nach dem Muster der Berliner damals geschaffen, das preußische Gymnasialwesen begründet, der Volksschulunterricht zu einer methodischen Disciplin erhoben. Mag man über die Bedeutung des Neu-Klassicismus und seine Einführung in die Schulen wie immer denken — damals erst wurden höhere Schulen für die ganze Monarchie geschaffen, die dieses Namens werth waren, und nicht an dem Cultusministerium lag es, daß der Geist einer edlen Freiheit sich mühsam emporringen, immer neue Widerstände niederzwingen und oft genug von der Hoffnung und der Geduld leben mußte. Entmuthigen ließ man sich nicht; im Gegentheil, man arbeitete rastlos auf den Grundlagen weiter, die man für die richtigen hielt.

2.

Die physikalische Klasse, die bisher auf größere Unternehmungen verzichtet hatte, ließ sich doch im Jahre 1820 dazu bestimmen, solche in's Werk zu setzen. Erstlich wurde Tralles mit der Anstellung fortlaufender meteorologischer Beobachtungen betraut, sodann entschloß man sich, eine wissenschaftliche Expedition auszurüsten. Der jugendliche Naturforscher Ehrenberg, ein Schüler Link's, Lichtenstein's und Rudolphi's, hatte sich die kleinsten Organismen zu seinem Studium gewählt und im Jahre 1818 durch seine Dissertation „Silvae mycologicae Berolinenses“ Aufsehen erregt. Das Motto der Abhandlung:

„Der Welten Kleines auch ist wunderbar und groß,
Und aus dem Kleinen bauen sich die Welten"

enthielt das Programm seiner bahnbrechenden Forschungen. Bereits war es ihm geglückt, nicht nur eine ganze Reihe neuer kleiner Pilzarten zu entdecken, sondern auch die durch Zellpaarung sich vollziehende Samenzeugung zu beobachten und damit zum ersten Mal die directe Wahrnehmung einer kryptogamischen Zeugung zu machen. Als nun im Jahre 1820 der General von Minutoli seine Reise nach Aegypten antrat, rüstete die Akademie Ehrenberg und seinen Freund Hemprich mit ansehnlichen Mitteln zur Theilnahme an dieser Reise aus. „Sie haben", heißt es in den „Abhandlungen" 1822/23 S. XII ff., „mit unermüdeter Thätigkeit in den verflossenen vier Jahren auf ihren Reisen durch die libysche Wüste, durch Unter- und Ober-Aegypten bis tief in Nubien hinein, auf ferneren Reisen an den Küsten des Rothen Meeres, durch das

steinige Arabien und neuerlich durch Syrien die Absicht der Akademie zu erfüllen sich bestrebt und in der That durch die Genauigkeit und Gründlichkeit der Beobachtungen, durch die Reichhaltigkeit ihrer mit bewunderungswürdigem Fleiße zusammengetragenen Sammlungen naturhistorischer Gegenstände und durch ihre aufmerksame Beachtung aller Rücksichten, in welchen die von ihnen bereisten Länder dem herrschenden Geist tieferer Forschung nur irgend noch belangreiche Thatsachen darbieten können, die nicht geringen Erwartungen der Akademie noch um Vieles übertroffen. Diese unverkennbare Thätigkeit hat nicht nur die Akademie veranlaßt, im Jahre 1823 noch eine Summe zur Fortsetzung ihres Unternehmens herzugeben, sondern auch den Erfolg gehabt, daß Se. Maj. der König noch ansehnlichere Summen zu dessen Vollendung zu bewilligen geruht haben. Sie werden das Jahr 1825 in Abessinien zubringen und in dem folgenden hoffentlich mit einem sehr reichen Schatz wichtiger Wahrnehmungen und Erfahrungen zu uns zurückkehren. Es sind bis jetzt 85 große Kisten in neun Sendungen von diesen fleißigen Sammlern nach Berlin befördert worden und sämmtlich wohlbehalten hier angekommen. Sie enthielten dem größten Theil nach zoologische Gegenstände und zwar aus allen Klassen des Thierreichs in gleichmäßigem Reichthum, ohne daß eine mit besonderer Vorliebe behandelt oder vernachlässigt wäre. Zwar an Volumen geringer, aber nicht weniger bedeutend sind die Sammlungen von getrockneten Pflanzen, Hölzern, Früchten und Sämereien. Was sich von merkwürdigen Fossilien und Gebirgsarten gefunden hat, ist ebenfalls sorgfältig gesammelt und übersandt worden; auch fehlt es nicht an Proben von den Waffen, Kleidern und Werkzeugen der nordafrikanischen Völker. Außerdem hatten sie Gelegenheit gefunden, einige seltene arabische Handschriften zu erkaufen, und es war Hoffnung vorhanden, gegen die Zeit der Rückkehr deren noch mehrere zu erwerben."

Diese Ehrenberg'sche Reise war durch ihre Ergebnisse von hoher Bedeutung für die Akademie. Zwar besaß sie in ihrem Mitgliede Alexander von Humboldt den berühmtesten Reisenden des Zeitalters, aber er weilte noch immer in Paris. Auch der Zoologe Lichtenstein hatte einst Südafrika bereist, aber die Ausbeute, die Ehrenberg mitbrachte, übertraf das, was Jener erarbeitet hatte, weit. Über 4000 Arten Thiere in 34 000 Individuen — denn Ehrenberg war stets darauf bedacht gewesen,

jedes Thier in mehreren Formen zur Darstellung zu bringen — und 2900 Arten Pflanzen in über 46 000 Exemplaren hatte er gesammelt. Dazu kamen noch viele mineralogische Stücke, und auch die Archäologie und die Völkerkunde waren nicht vergessen.

Aber noch werthvoller als die Bereicherung, welche die Akademie durch diese von ihr veranlaßte Expedition erfuhr, war der Zuwachs, den sie im Jahre 1822 durch die Aufnahme von vier neuen Mitgliedern empfing. Die physikalische Klasse verstärkte sich durch Mitscherlich und Karsten, die historisch-philologische durch Karl Ritter und Bopp. Die Chemie, die Geographie und die Sprachwissenschaft waren nun glänzend in der Akademie vertreten. Die Verdienste dieser Gelehrten sind in einem späteren Capitel zu würdigen.

Durch die Neuwahlen erhielten die beiden genannten Klassen ein noch größeres Übergewicht über die mathematische und philosophische. Da Schleiermacher und Savigny auf die Verstärkung ihrer Klasse verzichteten und sich in der philologischen heimisch machten, so war sie nur ein Schatten; aber auch in der mathematischen kam es zu keiner Neuwahl, obgleich der Secretar Tralles am 18. November 1822 gestorben war. Nicht einmal ein neuer Secretar wurde gewählt; die Klasse verödete immer mehr. Fischer und Eytelwein vermochten ihr kein Leben zu geben. Die Astronomie lag ganz darnieder; denn Bode war ihrer neuesten Entwicklung nicht mehr gefolgt. Die Apparate der Akademie waren veraltet, und Bessel ließ sich trotz eines glänzenden Rufs nicht bewegen, Königsberg mit Berlin zu vertauschen. Da man Gauß auch nicht nach Berlin zu ziehen vermochte und sich vergeblich nach einem anderen Mathematiker ersten Ranges umsah, so lag auch die Mathematik brach. Endlich im Jahre 1825 unter dem Druck der anderen Klassen raffte sich die mathematische auf und wählte vier neue Mitglieder, nämlich die Astronomen Oltmanns und Encke und die Mathematiker E. H. Dirksen und Poselger. Dirksen (auch Professor an der Universität) hat die Hoffnungen nicht erfüllt, die seine im Jahre 1823 erschienene „Analytische Darstellung der Variationsrechnung“ erregt hatte, und Poselger (Professor an der Kriegsakademie) erwies sich als ein nicht bedeutender Gelehrter. Noch war die große Zeit der Mathematik für die Akademie nicht wieder angebrochen! Auch Oltmanns' Wahl bedeutete keine wirkliche Bereicherung der Akademie; doch war er als Rechner geschätzt und hat sich auch durch scharfe Be-

stimmung der Schallgeschwindigkeit und durch die Ermittelung des genauen Datums gewisser Sonnen- und Mondverfinsterungen, welche in der historischen Chronologie eine Rolle spielen, verdient gemacht. Der eigentliche Gewinn bei diesen Wahlen lag in Encke's Berufung. Da man auf Bessel verzichten mußte, so war der Astronom vom Seeberge, der sich durch seine Bestimmung des Kometen von 1805 bereits einen europäischen Ruf erworben hatte, die glücklichste Wahl. Vierzig Jahre hat Encke der Akademie angehört und die Astronomie in Berlin wieder zur Blüthe gebracht. Er wurde noch im Jahre 1825 zum Secretar der mathematischen Klasse erwählt und hat in dieser Stellung bis zum Ende des Jahres 1863 auch der Gesammt-Akademie die ersprießlichsten Dienste geleistet.

Eine große astronomische Aufgabe wartete Encke's in Berlin bereits. In den „Abhandlungen“ 1824 S. III f. liest man: „Das auswärtige Mitglied Hr. Bessel in Königsberg brachte bei der Akademie die Herausgabe neuer, möglichst vollständiger Himmelskarten in Vorschlag, die, während sie das treueste Bild des Himmels bis zu der Grenze, die unsere jetzigen Fernröhre erlauben, darstellten, zugleich die Grundlage zur möglichst genauen Beobachtung der etwa noch fehlenden Sterne abgeben würden. Die Akademie ist auf dies Unternehmen eingegangen und wird den Erfolg in den künftigen Bänden der Abhandlungen darlegen“. Auf sechs Jahre wurden je 500 Thlr. bewilligt (Genehmigung des Ministeriums vom 19. Mai 1825). In 24 Blättern sollte eine Zone aufgenommen werden, die etwa den vierten Theil der ganzen Himmelskugel und den dritten der bei uns sichtbaren umfaßt. Die für das Unternehmen eingesetzte Commission bestand aus Bessel, Dirksen, Encke, Ideler und Oltmanns. Sie hatte die Aufgabe, die Arbeiten zu vertheilen und künftig zu revidiren. Zur Bekanntmachung wurde ein Prospect von Bessel mit einer Probekarte ausgegeben und an die Haupt-Sternwarten des In- und Auslandes versandt. Bis zum Ende des Jahres 1828 sollten alle Blätter vorliegen. Im Jahre 1826 konnten die 24 Abschnitte, in die man die Arbeit zerlegt hatte, vertheilt werden; denn zahlreiche Astronomen hatten ihre Mitwirkung zugesagt. Mit einem Schlage sah sich die Berliner Akademie an der Spitze eines großen astronomischen Unternehmens.

Aber die Erfahrung, die man mit dem Corpus Inscriptionum gemacht hatte, wiederholte sich: die Commission mußte bald ein-

sehen, daß sie den Umfang der Arbeit und die Schwierigkeiten unterschätzt hatte. Sie hat dieser Einsicht bereits in ihrem Bericht vom Jahre 1828 (Abhandlungen S. XIII f.) Ausdruck gegeben: „die Hoffnung würde allzu kühn gewesen sein, zu glauben, alle Theilnehmer würden ihre Zusage erfüllen“ — doch das war nur eine der Schwierigkeiten. Indem die Commission die Akademie ersuchte, die einmal ausgesetzte Summe, aller Verzögerungen ungeachtet, noch einige Jahre zu reserviren, sprach sie die Erwartung aus, „daß ein Theil des Unternehmens glücklich ausgeführt werden wird“. Erst im Jahre 1859 wurde es abgeschlossen, aber vollendet war es auch dann nicht. Eine Würdigung desselben wird hier am Platze sein.[1])

Die Berliner Karten bilden den ersten Versuch, die Sterne der helleren teleskopischen Größenklassen vollzählig zu ermitteln und in einem getreuen Himmelsbilde mit den helleren zusammen darzustellen. Indem die Forderung aufgestellt wurde, daß die Karten alle in einem Fraunhofer'schen Kometensucher bei schwacher Vergrößerung unter gewöhnlichen Umständen noch gut sichtbare Sterne enthalten sollten, erstrebte man Vollständigkeit für die ersten neun Größenklassen und schloß von der nächstfolgenden wenigstens noch alle helleren Sterne als eine in den ärmeren Himmelsgegenden für praktische Anwendungen erwünschte Ausfüllung ein.

Die Bedeutung eines derart ausgeführten Unternehmens war eine dreifache. Erstens lehrte dasselbe die Gesammtzahl der Sterne der verschiedenen Helligkeiten bis zur 9.—10. Größe und ihre Vertheilung an der Himmelsfläche kennen und ergab damit eine Grundlage für Untersuchung der Anordnung des Fixsternsystems. Zweitens gewährte die Aufnahme eines vollständigen und in den Einzelheiten getreuen Bildes des Himmels für eine bestimmte Epoche die Möglichkeit, zu einer späteren Epoche Veränderungen der relativen Sternhelligkeiten zu erkennen. Drittens ergab die Arbeit Hülfsmittel für andere astronomische Arbeiten, welche durch die Karten wesentlich erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht wurden: Orientirungsmittel für das Aufsuchen bestimmter Objecte, Grundlagen für eine systematische Anlage der auf genaue Bestimmung der Örter und Eigenbewegungen gerichteten Arbeiten, Erleichterungen für zweckmäßige Auswahl der zu Ortsbestimmungen außerhalb des Meridians anzuwendenden Vergleichssterne, endlich die Möglich-

[1]) Hr. Auwers hat die Güte gehabt, sie für diese „Geschichte“ niederzuschreiben.

keit einer Vervollständigung der Kenntniß des Planetensystems durch Nachsuchen nach weiter etwa demselben bis zur Helligkeitsgrenze der Karten angehörigen teleskopischen Körpern.

Die Bedeutung der Karten als eines Hülfsmittels für Ortsbestimmungen wurde wesentlich dadurch erhöht, daß sämmtliche bereits im Meridian beobachtete Sterne nicht allein auf den Karten selbst kenntlich gemacht, sondern daneben auch in besonderen Verzeichnissen für das Aequinoctium 1800 mit den Hülfsmitteln zur Übertragung auf andere Epochen und Nachweis des Vorkommens in den einzelnen Quellen zusammengestellt wurden. Die Zugabe dieser Kataloge war besonders werthvoll zu einer Zeit, wo die allgemeine Katalogisirung der Lalande'schen und Bessel'schen Zonen noch nicht ausgeführt war.

Von dem Ideal, welches seinen Urhebern vorschwebte, ist nun freilich das ausgeführte Unternehmen weit entfernt geblieben. Zunächst weil es ein Torso geblieben ist. Als Fixirung des Himmelsbildes und als Beobachtungshülfsmittel konnte die auf den 30° breiten Aequatorialgürtel beschränkte Karte innerhalb ihres ein Viertel der gesammten Himmelsfläche umfassenden Bereichs immerhin dienen; für ihre vornehmste Aufgabe, die Erforschung des Fixsternsystems, blieb sie von geringem Werth, solange die anderen drei Viertel fehlten. Das Unternehmen ist aber unvollendet geblieben, weil man die Schwierigkeiten desselben weit unterschätzt hatte und auch das ausgeführte Stück keineswegs das wurde, was es sein sollte. Die Sammlung der von 18 verschiedenen Bearbeitern herrührenden Karten enthält eine Anzahl vortrefflich gelungener, daneben aber auch weit hinter den gestellten und nothwendigen Anforderungen zurückgebliebene Blätter. Es wäre ungerecht, den Bearbeitern dieser letzteren die ganze Schuld oder auch nur ihren wesentlichsten Theil zuzuschreiben: das Unternehmen wurde geplant und begonnen, als die Hülfsmittel für seine Fundirung noch zu unvollständig, die Methoden für seine Ausführung noch zu wenig entwickelt waren, und die Summe von Geschick, Kenntnissen und Urtheil, welche die Ausführung thatsächlich erforderte, konnte unmöglich Gemeingut der weiten Kreise sein, auf deren Cooperation die Akademie das für viel zu leicht gehaltene Unternehmen stellen zu dürfen glaubte. Erst die vieljährige Hingabe eines Beobachters ersten Ranges und von unvergleichlicher Erfahrung auf dem Gebiete der Fixsternkunde, der mit Gehülfen von seltener Begabung und Leistungsfähigkeit zu-

sammen an dem Werk arbeiten konnte, hat die Aufgabe, zuerst für die ganze nördliche Himmelshälfte, thatsächlich gelöst, welche sich die Akademie mit ihrem Kartenunternehmen gestellt hatte. Aber eben die „Bonner Durchmusterung“, deren erste Section die nördliche Hälfte der Berliner Karten gerade im Augenblick des Abschlusses des akademischen Unternehmens bereits antiquirte, hat, indem kaum jemals der astronomischen Arbeit ein wirksameres und ausgiebiger benutztes Hülfsmittel zu Theil geworden ist als mit dieser thatsächlichen Ausführung des akademischen Programms, gezeigt, wie richtig die Akademie die Bedeutung eines derartigen Unternehmens frühzeitig erkannt und wie richtig sie das Ziel der Arbeit gesteckt hatte; und es ist nicht der kleinste Theil des Verdienstes, welches ihrem wenngleich so fern von diesem Ziel gebliebenen Versuch der Ausführung zuzuerkennen ist, daß dieser Versuch, nachdem er einmal einen glänzenden Erfolg mit der sofortigen Auffindung des Neptun nach Leverrier's Ortsangabe erzielt hatte, unmittelbar den Anstoß zu den weiteren Arbeiten gegeben hat, durch welche seitdem die Berliner akademischen Karten überholt worden sind.

Während die mathematische Klasse sich mit diesem Unternehmen beschäftigte, arbeitete Böckh an dem Corpus Inscriptionum, Bekker am Aristoteles weiter fort. Am 10. December 1821 hatte Jener der Commission mitgetheilt, er habe ungefähr 5342 Inschriften zusammengebracht — im Ganzen würden es etwa 6000 werden —, und die Anstellung eines Hülfsarbeiters vorgeschlagen. Im Jahre 1823/24 wurde die Drucklegung eingeleitet und am 8. Juni 1825 der Contract mit der Reimer'schen Buchhandlung abgeschlossen, nachdem eine lateinische Ankündigung das Publicum von dem Unternehmen in Kenntniß gesetzt hatte (15. Juli 1822, von Böckh verfaßt). Der erste Fascikel erschien noch im Jahre 1825, Ende 1827 war der erste Band vollendet und konnte 1828 ausgegeben werden. Aber schon im Frühjahr 1826 hatte Böckh der Akademie erklärt, es seien noch wenigstens 450 Bogen auszuarbeiten und zu drucken; vier, vielleicht auch sechs Jahre seien noch erforderlich. Von den zuerst bewilligten 6000 Thlr. waren bereits am Schluß des Jahres 1824 nur noch 564 Thlr. disponibel; seitdem bewilligte die Akademie Jahr um Jahr neue Summen nach dem Antrag der Commission. — Als Bekker's Gehülfe arbeitete Brandis mit einem Gehalt von 300 Thlr. am Aristoteles; er sollte vornehmlich die alten Commentare herausgeben. Auch der

Verlag dieses Werkes wurde Reimer übertragen. Schleiermacher, der die Seele des Unternehmens blieb, versuchte noch einmal (1826) die Beigabe einer Übersetzung zu verhindern, aber die Klasse hielt ihren Beschluß aufrecht, eine alte Version zu verbessern und abzudrucken. Die Akademie wünschte ihren neuen Aristoteles-Text durch ein Königliches Privileg geschützt zu sehen, Altenstein schlug jedoch das Gesuch ab (14. Januar 1828): die größte Verbreitung des sicheren Textes sei wünschenswerth, übrigens könne ja die Akademie selbst sofort Handausgaben veranstalten. Langsam wurde seit dem Jahre 1827 gedruckt; über den Index verhandelte man bereits im Jahre 1829/30, und Bekker wurde ermächtigt, junge Gelehrte heranzuziehen, um ihn möglichst schnell herzustellen.

Aber diese Unternehmungen und andere, welche die Akademie unterstützte, sowie die spärlichen Gutachten, zu denen sie aufgefordert wurde, füllten ihr Interesse nicht aus. Dieses war vor Allem durch große wissenschaftliche Gegensätze und Streitfragen in Anspruch genommen. Neben die romantische Naturphilosophie, die außerhalb der Akademie noch herrschte und deren sie sich erwehren mußte, hatte sich Hegel's Panlogismus gestellt und begann mit jener theils zu cooperiren, theils sie zu verdrängen. Seit der große Philosoph seine Wirksamkeit in Berlin aufgenommen hatte, ging die Jugend, und nicht nur die Jugend, in Schaaren zu ihm über. Sein Wirken hatte etwas Imperatorisches; an Energie und Consequenz kam ihm Niemand auf dem Lehrstuhle gleich. Aber auch die Weltanschauung selbst, die er vertrat, war imperatorisch. „An die Stelle der kritischen Philosophie mit ihrer Mahnung zur Selbstbescheidung, mit ihrer Anerkennung der Selbständigkeit wie der Wissenschaft so andererseits des Glaubens, war die logische Autokratie getreten, mit der Hegel die Unterwerfung der Wissenschaft und der Religion unter die dialektische Formel forderte. Niemals hatte die Philosophie eine so selbstherrliche Sprache geführt, niemals schien ihr königliches Ansehen so vollkommen anerkannt und gesichert." Der Staat, den Hegel auf dem ganzen Gebiete des öffentlichen Lebens, der Realitäten, für omnipotent erklärte, konnte eben deshalb seine Philosophie freudig begrüßen und das ideale Reich des Gedankens ihrer Herrschaft überlassen. Ein Exempel der Verbindung beider Großmächte wurde bereits im Jahre 1822 statuirt: dem empiristischen Philosophen Beneke wurde die Venia legendi an der Berliner Universität entzogen. Fichte hatte einst Ähnliches in flammenden Worten verlangt, und wenn

es nach ihm gegangen wäre, hätte der Preußische Staat seine Wissenschaftslehre für kanonisch erklären und alle Gegner mit kurzem Proceß beseitigen müssen. Aber der ungestüme Mann konnte, wo er praktische Vorschläge machte, nicht ganz ernst genommen werden; auch lagen in seinen Worten immer Autokratie und schrankenlose Freiheit, Autorität und Umsturz, dicht bei einander. Das mußte die Staatsmänner abschrecken. In Hegel dagegen war ein philosophischer Staatsmann aufgetreten, der allen Fortschritt, den er verhieß, an das Gegebene und an den Staat anknüpfte, der in jeglichem Umsturz nur die Negation sah und dessen Lehre den Traum Plato's von der Königsherrschaft der Philosophen mit den Ansprüchen des wirklichen Staats auszugleichen schien.

Was die Geschichtswissenschaft Hegel verdankt, kann wohl geleugnet, aber aus den Annalen dieser Wissenschaft nicht gelöscht werden: ohne ihn wäre der Aufschwung, den diese Disciplin durch Herder und die Romantiker genommen hat, der Wissenschaft schließlich verloren gegangen: sie hätte sich in Poesie, und in immer ungenießbarere, aufgelöst. Was die gesammte geistige Cultur unseres Vaterlandes dadurch empfangen hat, daß ihr innerer Gehalt auf eine Einheit zurückgeführt wurde, läßt sich nicht aussagen. Man mag die durch eine künstliche Abstraction erzwungene Einförmigkeit dieser Einheit beklagen und noch so scharf kritisiren — aber die Energie, die es zur Einheit bringt, ist eine That, die durch unermeßliche Wirkung belohnt wird. Goethe und Wilhelm von Humboldt haben nicht vermocht, ihre reicheren, zarteren und tieferen Welterkenntnisse so eindrucksvoll zusammenzufassen, daß sie die Bedeutung für das Gesammtleben der Nation gewannen, die Hegel zwischen 1825 und 1840 errungen hat. Woran lag das? Doch nicht nur an der sublimen Höhe ihrer Weltanschauung! Sie drangen nicht durch, weil sie das historische und bedingte Element übersahen, welches doch Herder schon beachtet hatte, und weil sie demgemäß auch den geschichtlichen Mächten, vor allem der öffentlichen Religion, eine sichere Stellung in ihrer Weltanschauung nicht zu geben wußten. Sie blieben in dieser Hinsicht dem 18. Jahrhundert treu, und eben deshalb mußten sie die Herrschaft den Romantikern und Hegel abtreten. Hegel würdigte die Geschichte, er würdigte die Religion als Lehre, Confession und Kirche. Diesem Fürsten einer autokratischen Philosophie war es naturgemäß, seine Gedanken in sorgfältigstem Anschluß an das Gewordene, Gewach-

sene und Gegebene zu entwickeln. Wohl hat sich Goethe in der Epoche seiner Vollendung der einseitig ästhetisch-aristokratischen Weltbetrachtung endlich entzogen und seine Weltanschauung in engere Fühlung mit der Geschichte und mit den großen Mächten, die sie bestimmen, gesetzt; aber durch geheimnißvolle Aphorismen und Reflexionen hindurch zum Verständniß und zur Einheit seiner Gedanken durchzudringen, war nur Wenigen gegeben. Hegel gewann und behauptete das Feld! Zwar stellte sich ihm in Berlin Schleiermacher entgegen — wir werden sehen, wie diese Spannung auch die Geschichte der Akademie beeinflußt hat —, aber mehr abwehrend als aggressiv.

Haben die sogenannten Geisteswissenschaften aus der Epoche des Hegel'schen Principats bleibende Früchte gezogen, so erfuhr der eben erst begonnene Aufschwung der exacten Naturwissenschaften in Deutschland durch die neue Lehre eine schwere Hemmung. Noch glichen diese Disciplinen in unserem Vaterland zarten Pflanzen, die sich Luft und Licht der herrschenden Naturphilosophie gegenüber erkämpfen mußten, und schon erwuchs ihnen in der Hegel'schen Philosophie ein neuer Feind. Sie war zwar im Einzelnen nicht ganz so anmaaßend wie die Schelling'sche Naturphilosophie, aber dafür um so schädlicher in der Gesammtwirkung; denn sie erzeugte eine abschätzige Stimmung gegen die Naturwissenschaften und gegen die empirische Methode. Nicht als ob Hegel die Bedeutung derselben völlig verkannt hätte; aber er beurtheilte sie als etwas Untergeordnetes und nährte damit das ohnehin schon vorhandene Vorurtheil, daß gegenüber den Geisteswissenschaften Disciplinen wie Chemie oder Zoologie Wissenschaften zweiten Ranges seien. Dazu, von der Souveränetät der Beobachtung, der Erfahrung und des Experiments auf den Gebieten der Naturwissenschaften hatten die Jünger der neuesten Philosophie keine Vorstellung, daher auch nicht von den Mitteln, welche diese Disciplinen eben damals bedurften und die ihnen in anderen Ländern, vor Allem in Frankreich, bereits gespendet wurden. Sie glaubten schon viel gethan zu haben, wenn sie sie gewähren ließen, um, wo es ihnen passend schien, großmüthig Anleihen bei ihnen für ihre Speculationen zu machen. Auch die Vorbildung für das Studium der Naturwissenschaften ließ darum Alles zu wünschen übrig. Sah doch die Hegel'sche Schule — in vollem Gegensatz zu den Überzeugungen des 18. Jahrhunderts — die eigentliche Entwicklung des Geistes lediglich in der Geschichte der griechischen Philosophie und der christlichen Religion,

nicht aber in den Fortschritten der mathematischen Physik und der Naturerkenntniß. Eben deshalb war sie mit dem Neuklassicismus, der damals seinen Einzug in die Gymnasien hielt, ganz einverstanden und bestärkte die Unterrichtsverwaltung in der Protection desselben.

Jede Wissenschaft, wenn sie in einer Nation gedeihen und ihr Segen spenden soll, muß von der unbedingten Anerkennung ihres Werthes getragen sein. Diese Anerkennung genoß die exacte Naturwissenschaft in Preußen um 1825 noch nicht. Auch der Akademie machte sich das fühlbar. Es lag nicht nur an der Superiorität von Männern wie Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher und Niebuhr, daß die Geisteswissenschaften den Principat behaupteten: absichtlich wurden die exacten Studien von jenem Idealismus niedergehalten, der die zergliedernde, rechnende und wägende Naturforschung für ein untergeordnetes, ja widerliches Geschäft erklärte. Und mit ihm machte damals ein großer Theil der „Naturforscher“ selbst gemeinsame Sache, fiel der eigenen Wissenschaft in den Rücken oder versuchte sie zu überfliegen. Um so furchtbarer und verhängnißvoller wurde der Gegenschlag, als sich endlich die exacte Naturforschung die Anerkennung erkämpft hatte. „Auf das Zeitalter der absoluten Philosophie im ersten Drittel des Jahrhunderts folgte im zweiten Drittel ein Zeitalter der absoluten Unphilosophie. Dem Überschwang des Glaubens an das „Denken“ folgte ein Überschwang des Mißtrauens und der Abneigung. Die beiden Mächte, die sich durch die absolute Philosophie gedrückt fühlten, die Wissenschaft und die Religion, erhoben sich gegen sie und brachten ihre Herrschaft zu Falle. Die Religion [obgleich von Hegel scheinbar hoch gewerthet] mochte die mitleidige Schonung nicht ertragen, womit der absolute Rationalismus ihr einräumte, zwar die Wahrheit, aber freilich nicht in der vollkommenen Form des Begriffs, sondern nur in der niederen Form der Vorstellung zu besitzen. Der Glaube empörte sich gegen den Hochmuth der logischen Formel, die behauptete, die Sache selbst zu sein.“ Die exacte Naturwissenschaft aber warf mit den dialektischen Attrappen Hegel's und den Phantasieen der Naturphilosophie die Philosophie selbst über Bord und schickte sich an, eine Weltanschauung lediglich mit Hülfe der Wage und der Retorte zu bilden.

Man kann fast den Tag angeben, von welchem an der Umschwung in Preußen erfolgt ist, durch den die Naturwissenschaften in die ihnen gebührenden Rechte eingesetzt worden sind. Es ist

der 12. Mai 1827, jener Tag, an welchem Alexander von Humboldt nach fast zwanzigjähriger Abwesenheit in Paris nach Berlin zurückgekehrt ist, um fortan dauernd daselbst zu bleiben. Er war in jenen langen Jahren seinem Vaterlande und der vaterländischen Wissenschaft nicht untreu geworden; ja er vermochte ihnen damals vielleicht nirgends in der Welt größere Dienste zu leisten als in Paris. Dorthin zogen in jenen Jahren die jungen deutschen Chemiker, Physiker, Sprachforscher und Historiker. Wie einst im Mittelalter die Universität Paris, so waren jetzt die Pariser Akademieen die vornehmsten Stätten der Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaften. Die deutschen Gelehrten, empfohlen oder nicht empfohlen, Meister oder Gesellen, wurden von Humboldt mit dem gleichen Wohlwollen aufgenommen, in die wissenschaftlichen Kreise eingeführt und auf jede Weise gefördert. Kehrten sie in die Heimath zurück, so sorgte er auch dort für sie und bereitete ihnen durch Empfehlungsschreiben an Fürsten und Minister eine Stätte. Die unauslöschliche Dankbarkeit, die ein Liebig Humboldt lebenslang bewahrt hat, ist von zahlreichen deutschen Gelehrten, die nachmals Führer in ihren Wissenschaften geworden sind, getheilt worden. Sie haben in Humboldt, der in Paris freiwillig ein wissenschaftliches Consulat versah, ihren Gönner und Wohlthäter verehrt.

Nun kehrte er, nicht ganz freiwillig, nach Berlin zurück. Schwer riß er sich von seinen Pariser Freunden Arago, Gay-Lussac, Bonpland, Valenciennes und so vielen Anderen los. „Dieser hochcultivirte, allseitig erregte Verkehr der Talente, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Esprit, in der Conversation, ja in der Medisance, das war die Luft, in der seine Seele, begierig und fähig unendliche Mittheilung zu spenden und zu empfangen, am liebsten und bequemsten athmete." Das Alles mußte er in Berlin vermissen. Neben dem geliebten Bruder, der sonst Alles, aber nur nicht die naturwissenschaftlichen Interessen mit ihm zu theilen vermochte, fand er dort nur hochgebildete Philologen. Die ausgezeichneten Naturforscher, wie Buch und Mitscherlich, besaßen nicht die Elasticität und Vielseitigkeit der Pariser Gelehrten. Aber seiner wartete eine hohe Aufgabe, eine höhere noch als sie ihm in Paris gestellt war: den exacten Naturwissenschaften eine Stätte zu bereiten, sie in das geistige Leben der Nation einzuführen, ja sie als Geisteswissenschaften zu entwickeln und darzustellen. In ganz Europa gab es keinen Mann, der für eine solche Aufgabe gründlicher vorbereitet und durch Anlage und Erfahrung geschickter ge-

wesen wäre als er. Er hat sie durchgeführt mit allen Kräften als Gelehrter, als Wissenschaftspolitiker, als Hofmann und als Mäcenas. Er hat auch die kleinen Mittel nicht verschmäht, aber es wäre undankbar, sie ihm nachzurechnen. Wären sie nicht nöthig gewesen, so hätte er sie nicht gebraucht, und seine Schwächen, der ganze Apparat des Höfischen und Ceremoniösen, waren doch auch Kräfte und Waffen: der Glanz der Sterne, die er trug und Anderen vermittelte, fiel auf die Wissenschaften, für die er lebte. Wie einst Leibniz, dann Maupertuis die höhere Bildung nach Berlin getragen haben, so brachte nun Humboldt einer Gesellschaft, die in Poesie und romantischer Wissenschaft lebte, die Naturkunde. Fand er auch nicht eine Königin wie Sophie Charlotte, einen König wie Friedrich den Großen, so fand er doch Gehör und Respect. Eben die Art, wie er die Naturwissenschaften aufzufassen, darzustellen und in Verbindung mit der Sprachwissenschaft, der Philologie und der Geschichte zu halten verstand, war im höchsten Maaße geeignet, die Nation für sie zu erziehen. Er hatte ein klares und sicheres Bewußtsein von der souveränen Bedeutung des Rechnens, des Wägens und des Experiments, aber seine Stärke war nicht die exacte Forschung, soviel die Wissenschaft auch hier ihm zu verdanken hat. Natur-Anschauung und -Beschreibung, Zusammenfassung des Beobachteten zu großen Gruppen, Verwerthung der durch exacte Forschung gewonnenen Ergebnisse, um ein Weltbild zu gewinnen, das war seine Aufgabe. Indem er sie löste, zerstörte er die Seifenblasen der Naturphilosophie und zwang die Nation, sich von dem trügerischen Glanze dieser vergänglichen Gebilde abzuwenden und ihr Interesse der wirklichen Wissenschaft zu schenken. Diese wuchs allmählich über ihn selbst hinaus — der „Kosmos“ mußte, noch unvollendet, neuen Welten Platz machen —, aber was er ihr geleistet, indem er ihr das Haus gebaut, Luft und Sonne gegeben, die Mittel besorgt und die Arbeiter geschützt hat, das ist unvergänglich.

Bereits im ersten Winter, den er in Berlin verlebte, schuf er sich die ihm gebührende Stellung. Er machte von seinem Rechte, an der Universität Vorlesungen zu halten, Gebrauch und hielt einen Cursus von 61 Vorträgen über den Kosmos vom Standpunkt des Naturforschers. Noch in demselben Winter hielt er ferner in der Singakademie 16 Vorlesungen ebenfalls über die Weltphysik; „ganz Berlin hörte sie vom König bis zum Maurermeister“. Diese Vorlesungen haben Epoche gemacht; nicht als ob mit einem Schlage

die Naturwissenschaften in den Mittelpunkt des Interesses gerückt worden wären, aber sie waren nun in den Kreis der höheren Bildung eingeführt.

Aber noch ein Unternehmen wurde damals von Humboldt in's Werk gesetzt, das auch der Einbürgerung der Naturwissenschaften in Berlin dienen sollte. Es gelang ihm, die Naturforscher-Versammlung, die sechs Jahre vorher von Oken gestiftet worden war, für den Herbst 1828 nach Berlin zu berufen. Seinen und Lichtenstein's Bemühungen hatte sie es zu verdanken, daß die Tagung eine glänzende wurde. Humboldt eröffnete die Versammlung durch eine nach Form und Inhalt meisterhafte Rede, in der er dem Auslande zeigte, daß Deutschland doch auch auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften etwas bedeute. Ampère und Berzelius waren schon im Jahre 1827 in Berlin gewesen; der Letztere aber war zur Versammlung wieder erschienen. Die fremden Gäste wurden hochgeehrt. Humboldt selbst, der allgemein als der Hausherr betrachtet wurde, gab ihnen ein Fest, und der alte Beyme lud die Koryphäen der Versammlung, Gauß, Berzelius, Buch und Humboldt, zu sich nach Steglitz. Seit dieser Tagung erblühte den deutschen Naturforschern ein frischeres Leben, und ein höheres Selbstbewußtsein war in ihnen erweckt.

Mit den Mitgliedern der historisch-philologischen Klasse, besonders mit Schleiermacher und Böckh, stand Alexander von Humboldt in freundlichem Verkehr. Sein Bruder Wilhelm bildete die Brücke zu ihnen; aber eine solche war kaum nöthig. Der Freund Goethe's suchte selbst den Umgang mit diesen Männern, und bald bedurfte er ihrer Mithülfe dringend, um den „Kosmos“ in dem großen Stile durchzuführen, in dem er ihn entworfen hatte. Dazu, es war ihm naturgemäß, jedem Gelehrten entgegenzukommen, in ihm den Collegen im vollen Sinne des Wortes zu sehen, von ihm zu lernen und ihn zu fördern. Nur mit Ancillon, der seine neidische Feindschaft gegen Wilhelm auch auf den Bruder übertrug, ließ sich ein Verhältniß nicht herstellen, und Hegel verharrte auch Humboldt gegenüber in olympischer Selbstherrlichkeit, überzeugt, daß keine Macht der Erde seine Lehre vom Throne zu stürzen vermöge; neben sich ließ er nur Goethe wirklich gelten.

Da die Akademie dem Philosophen ihre Pforten verschloß, so versuchte er selbst eine Akademie zu begründen; denn so darf man das Unternehmen der „Societät für wissenschaftliche Kritik“ be-

zeichnen, das er im Jahre 1826 in Verbindung mit seinem Schüler Gans in's Leben rief. Schon vor Jahren hatte er — die Verwandtschaft mit einem ähnlichen Plane des jugendlichen Leibniz ist bemerkenswerth — eine kritische Staatsanstalt zur Leitung und Regulirung der wissenschaftlichen Production beantragt. Es sollte eine Musteranstalt für Kritik geschaffen werden, geleitet von einem Collegium, dem die Würde einer Behörde zu verleihen sei. Der Minister erhob doch Einwendungen, und Gans hat das Verdienst, das Unternehmen in freiere Bahnen gelenkt zu haben. Es sollte ursprünglich nicht im Zwange der Schule stehen und der Partei dienen, sondern allen tüchtigen Gelehrten zugänglich sein. Am 18. Juli 1826 erließ Hegel die Einladungen an zahlreiche Berliner und auswärtige Collegen: eine Societät für wissenschaftliche Kritik sollte begründet werden in drei Abtheilungen (philosophisch, philologisch-historisch, naturwissenschaftlich); sie sollte regelmäßig Sitzungen halten und „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" herausgeben. Der Ministerialrath Johannes Schulze interessirte sich lebhaft für diese Societät. Als sie wirklich in's Leben gerufen wurde, trat er ihr bei, besuchte ihre Sitzungen und gewann ihr eine Reihe namhafter Mitglieder (Welcker, Schlegel, Passow u. s. w.). Auch Wilhelm von Humboldt und Goethe folgten der Einladung und haben mitgearbeitet, ferner Rückert, Boisserée, Thibaut, Bopp, Böckh, Varnhagen und Andere. Die starke Betheiligung der ausgezeichnetsten Männer ist ein Beweis von dem Ansehen, das Hegel genoß, aber manche von ihnen sind nur beigetreten, um das Unternehmen vor der Einseitigkeit der Schule zu schützen. Das war doch vergeblich. Schleiermacher zur Mitarbeit aufzufordern, hatte Hegel von Anfang an unbedingt verweigert und ließ sich durch keine Vorstellungen dazu bewegen. Alles Philosophische in den „Jahrbüchern" mußte sich der Hegel'schen Lehre beugen. Der Meister setzte es z. B. durch, daß eine von Trendelenburg eingeschickte Besprechung einer Schrift Michelet's zurückgewiesen wurde, obgleich Trendelenburg Mitglied der Societät war. Michelet aber wurde es gestattet, den Grundgedanken der Schleiermacher'schen Glaubenslehre in den Jahrbüchern einen „unglücklichen Einfall" zu nennen, und Hinrichs durfte Herbart's Psychologie kurzweg als ein langweiliges Buch bezeichnen. Brandis', Niebuhr's, Twesten's und Anderer Klagen über die Einseitigkeit der Jahrbücher, die als Generalsecretär erst Gans, dann Hegel's treuster Schüler von Henning leitete, waren daher wohl berechtigt.

Hegel selbst hat nicht verhehlt, daß er Schleiermacher's Mitarbeit an den Jahrbüchern auch deshalb nicht wünsche, weil ihm dieser die Pforten der Akademie verschlossen halte. So war es wirklich. Schleiermacher fürchtete die Despotie der Hegel'schen Philosophie: wenigstens die Akademie sollte frei von ihr bleiben. In denselben Tagen, da Hegel die Jahrbücher gründete, entschloß sich Schleiermacher, seinen alten Plan, die philosophische Klasse der Akademie aufzuheben, wieder aufzunehmen. Diesmal hat er ihn durchgeführt.

Am 11. Juli 1826 zeigte Buttmann an, daß er das Secretariat der historisch-philologischen Klasse seines hohen Alters wegen niederlege; am nächsten Tage erklärte Schleiermacher, daß er vom Secretariat der philosophischen Klasse zurücktreten und sich ausschließlich zur historisch-philologischen Klasse halten werde. Als Gründe gab er an, daß er schon vor Jahren den Antrag auf Aufhebung der philosophischen Klasse gestellt habe, daß die wenigen Mitglieder der Klasse (außer ihm Savigny, Ancillon, Erman und Link) ausnahmslos auch in anderen Geschäftskreisen thätig und zugleich Mitglieder anderer Klassen seien, endlich daß bereits seit einem Jahre keine Klassensitzung zu Stande gekommen sei. „Man könnte wohl sagen, hierdurch spräche sich zunächst das Bedürfniß aus, die Klasse durch neue Mitglieder zu ergänzen, und allerdings giebt es ein paar Männer von so entschiedenem philosophischen Werth und Ruf in Berlin, daß gegen ihre Wahl keine Ausstellung zu machen wäre." „Wenn trotzdem kein Antrag je gestellt worden, so hat das darin seinen Grund, weil zwei Mitglieder mehr dem Übel nicht abgeholfen hätten und weil man ja überhaupt eine Aufhebung der Klasse wünschte." Er erklärte am Schluß seines Schreibens, er werde die Klasse auffordern, sich über einen neuen Secretar schlüssig zu machen; sollte sie aber seinem Beispiele folgen wollen, so sei er bereit, die Geschäfte bis zur definitiven Aufhebung der Klasse fortzuführen.

Zunächst hatte sich also die Klasse zu äußern. Savigny, der Akademie bereits entfremdet, schrieb, er verlasse Berlin und sei daher verhindert, in dieser Sache auf irgend eine Weise mitzuwirken. Link sprach den Wunsch aus, Schleiermacher möge das Amt behalten; freilich seien in den letzten Jahren, sofern überhaupt einmal eine Sitzung zu Stande gekommen sei, nur Schleiermacher und er anwesend gewesen. „Es hatte seine Sonderbarkeit, wenn wir uns einander vorlesen wollten; man weiß nicht, was man für

ein Gesicht dazu machen soll.“ Dennoch wünsche er, daß die Klasse fortbestehe; es finden sich vielleicht aus den anderen Klassen Mitglieder, die beitreten wollen; außer Schleiermacher könne aber Niemand das Secretariat übernehmen, da Savigny und Ancillon durch andere Geschäfte verhindert seien und Erman selten komme. „Eigentliche Speculation ist allerdings nicht Gegenstand solcher Gemeinschaften; sonst hätte ich längst den Speculanten, Hrn. Hegel, vorgeschlagen; aber außer Speculation giebt es noch Gegenstände der Philosophie, und also bitte ich den Hrn. Secretar, noch einige Zeit der Sache ruhig zuzusehen.“

Ancillon schloß sich Link an, aber Erman, verletzt durch dessen Äußerung, er komme selten in die Sitzungen, erklärte bereits am 13. Juli seinen Austritt aus der Klasse. Zehn Tage darauf zeigte Schleiermacher der Klasse diesen Austritt an, bemerkte, daß auch Savigny ihm mündlich erklärt habe, er wolle ebenfalls lediglich der historisch-philologischen Klasse angehören, unter deren Arbeiten die seinigen schon immer gestanden hätten, und freue sich, von einer Klasse loszukommen, deren Hauptrichtung ihm niemals habe akademisch erscheinen wollen; da er, Schleiermacher, bei seinem Beschlusse bleibe, die Klasse zu verlassen, so bestände sie somit nur noch aus Ancillon und Link; er könne ihnen daher nur rathen, seinem Beispiele zu folgen, und bäte um eine runde Erklärung; seien sie entschlossen, die Klasse doch aufrecht zu erhalten, so wolle er die Geschäfte bis zur Neuwahl eines Secretars fortführen.

Die Entwicklung der Dinge erhielt durch diese Wendung einen tragikomischen Anstrich. Während in Berlin und Norddeutschland die Philosophie unter Hegel's Führung den mächtigsten Aufschwung nahm und alle übrigen Interessen zu verschlingen drohte, wurde die Entscheidung, ob die Akademie ihre bereits dem Marasmus verfallene philosophische Klasse aufrecht erhalten solle oder nicht, einem Diplomaten und einem Botaniker zugeschoben! Doch in Wahrheit hatte Schleiermacher's Austritt die Frage bereits entschieden. Ancillon schrieb (25. Juli): „Ich hätte geglaubt, daß zur Ehre des unsterblichen Stifters der Akademie und des deutschen Geistes, der ganz besondere und eigenthümliche Wahlverwandtschaften mit den philosophischen Gegenständen hat, die Klasse beibehalten werden könnte. Zu Gesammtarbeiten eignet sie sich nicht, aber zur Belohnung und Aufmunterung der philosophischen Virtuosität hätte sie immer noch ferner dienen können. Da ich aber nicht ein Lebensprincip für dieselbe sein kann, und die Lieb-

linge der Philosophie sich zum Tode der Klasse verschworen haben, so will ich nicht das Endurtheil abwehren. Ungern und gewissermaaßen gezwungen biete auch ich die Hand zu unserem Selbstmord". Link bemerkte: „Ich glaube nicht, daß wir die Klasse aufheben können, ohne an das Plenum zu gehen. Vorläufig wird aber keine Wahl von neuen Mitgliedern möglich sein, da Ancillon und Savigny verreist sind".

Am 26. Juli sandte Schleiermacher diese Schriftstücke an das Secretariat, dabei bemerkend, daß Ancillon und Link den Stand der Sache nicht ganz rein aufgefaßt hätten. „Jede philosophische Virtuosität kann durch die Akademie belohnt und aufgemuntert werden, je nachdem der Mann sich mehr zur geschichtlichen oder naturwissenschaftlichen Seite neigt, durch eine der beiden Klassen; die Klasse aber aufheben zu wollen, ohne an das Plenum zu gehen, ist mir nie eingefallen."

Ein paar Monate ruhte nun die Angelegenheit, complicirte sich aber; denn im November 1826 wählte die historisch-philologische Klasse Schleiermacher zu ihrem Secretar an Buttmann's Stelle, während er doch die Geschäfte der philosophischen Klasse noch fortführte. Das Verfahren war nicht correct — die Akademie betrachtete die philosophische Klasse als nicht mehr vorhanden — und erklärt sich nur aus der Absicht, Buttmann das Secretariatsgehalt zu belassen, bis der Minister entschieden haben würde, daß es ihm dauernd als Ruhegehalt zu gewähren sei. Im Januar 1827 traf diese Entscheidung ein, zugleich aber wurde die Akademie zum Bericht darüber aufgefordert, wie die Secretariatsgeschäfte in der historisch-philologischen Klasse interimistisch verwaltet würden. Diese Aufforderung war wohlverständlich; denn die Akademie hatte bisher dem Ministerium keine Kenntniß von den inneren Veränderungen gegeben, die sich factisch bereits vollzogen hatten; auch Schleiermacher's Wahl zum Secretar der historisch-philologischen Klasse war noch nicht angezeigt worden, da sie bis zur Regelung der Buttmann'schen Sache als provisorische galt. Aber auch jetzt zögerte die Akademie noch, einen Bericht einzusenden; sie wollte einen so wichtigen Entschluß — die Aufhebung der philosophischen Klasse —, der viele Veränderungen in ihrer Organisation zur Folge haben mußte, nur nach reiflicher Überlegung thun, und wünschte vor allem, daß Savigny, dessen Rückkehr aus Italien man im Frühling erwartete, sich an den Berathungen betheilige.

Ende April erinnerte Altenstein an den geforderten Bericht. Mündliche Mittheilungen hatten ihn orientirt; er sah ein, daß es sich um eine die Verfassung der Akademie betreffende hochwichtige Angelegenheit handle. Daher griff er auf den Revisions-Ausschuß zurück. Dieser habe auf seine Verfügung vom 18. October 1820 bis jetzt noch keine Vorschläge über zweckmäßige Veränderungen gemacht; er bringe daher (nach sieben Jahren) diese Angelegenheit in Erinnerung. Zugleich übersandte er die Statuten der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften vom 21. März 1827 und machte dabei auf die dort vorliegende Verbindung der Philosophie mit der philologischen Klasse aufmerksam; er sei nicht abgeneigt, eine ähnliche Verbindung in der hiesigen Akademie zu befürworten, falls die Besetzung einer besonderen philosophischen Klasse schwierig sei. Am Schluß seines Schreibens bemerkt der Minister, daß an Stelle des verstorbenen Tralles und einiger zur Zeit abwesender Mitglieder Encke und Alexander von Humboldt in den Revisions-Ausschuß aufgenommen werden könnten. „Alexander von Humboldt's Ankunft steht dem Vernehmen nach bevor, und seine Einsicht und Bekanntschaft mit den Einrichtungen anderer gelehrter Gesellschaften benutzen zu können, wird dem Ausschuß willkommen sein“. Altenstein hatte somit erkannt, daß die philosophische Klasse als selbständige nicht mehr zu halten sei. Diese Einsicht mag dem Verehrer Hegel's schwer genug gefallen sein; aber sie zeigt auch, wie bereit dieser Minister gewesen ist, den freien Entschließungen der Akademie Raum zu geben.

Der Minister betrachtete den Revisions-Ausschuß als noch bestehend, die Akademie war anderer Meinung. Sie berichtete (28. Juni), der Ausschuß habe im Jahre 1820 seine Thätigkeit eingestellt, weil der Minister damals wesentliche Veränderungen der Verfassung der Akademie nicht zugelassen hätte; damit habe er sich als aufgelöst betrachtet. Die Akademie glaube ihn jetzt um so weniger wiederherstellen zu sollen, als die erste damalige Frage (General- oder Klassensitzungen; Gesammt-Arbeiten oder Abhandlungen) „ganz außer den jetzigen Bedürfnissen zu liegen scheine“; was aber die zweite Frage anlange (Vertheilung der Klassen und Vereinigung der philosophischen mit einer der übrigen), so habe sich die Akademie an die philosophische Klasse gewendet und erwarte ihr Sentiment.

Diesem Schreiben folgte am 12. Juli 1827 ein zweites, in welchem endlich das Ministerium von den Vorgängen des letzten

Jahres in Kenntniß gesetzt wird. „Die Akademie würde der in der Verfügung vom 22. Januar ihr gemachten [sic] Aufgabe, über die Art, wie die Secretariatsgeschäfte der historisch-philologischen Klasse interimistisch verwaltet werden, zu berichten, schon längst genügt haben, wenn nicht die damit in Verbindung stehende eigenthümliche Lage der philosophischen Klasse eine längere Verzögerung sehr natürlich herbeigeführt hätte." Nun wird mitgetheilt, daß sich Schleiermacher bereits vor einem Jahr bewogen gefunden, der Akademie anzuzeigen, daß die philosophische Klasse ein ganzes Jahr keine Sitzung gehalten, und daß er daher seine Stelle niederlege und aus der Klasse austrete. „Da er jedoch sich zugleich bereit erklärte, bis die philosophische Klasse eine andere Wahl vollzogen oder einen anderweitigen Entschluß gefaßt habe, die Geschäfte derselben fortzuführen, die Klasse aber wegen der damals eintretenden Abreise des Professors von Savigny zu keiner definitiven Entscheidung kam, so fand auch die Akademie nicht angemessen, da vorläufig noch Alles beim Alten blieb, schon damals an Ein hohes Ministerium wegen dieser Veränderung zu berichten. Inzwischen gab dieses Veranlassung, daß die historisch-philologische Klasse im November des vergangenen Jahres den bisherigen Director der philosophischen Klasse zu dem ihrigen wählte. Als dieses der Akademie angezeigt wurde, beschloß sie, daß nunmehr, sobald nur die höhere Entscheidung über die rücksichtlich des Prof. Buttmann gemachten Anträge eingegangen sein würde, auch über diese Angelegenheit an Ein hohes Ministerium gehorsamst berichtet und die Erwirkung der Königlichen Bestätigung nachgesucht werden sollte. Als aber jene Entscheidung im Januar d. J. einging, glaubten wir noch, daß von Savigny mit eintretendem Frühjahr zurückkehren würde. Er ist noch nicht gekommen. Jetzt beehren wir uns also anzuzeigen, daß Schleiermacher das Secretariat der philosophischen Klasse aufgegeben habe, es aber noch bis auf Weiteres verwalte, ferner daß er zum Secretar der philologisch-historischen Klasse erwählt sei. Wir stellen dabei lediglich anheim, ob Ein hohes Ministerium jetzt gleich für beide Veränderungen die allerhöchste Genehmigung nachsuchen oder wegen der concurrirenden Verhältnisse der philosophischen Klasse deren definitive Entscheidung abwarten wolle, welche aber wohl auf die Wiederkunft des Hrn. von Savigny ausgesetzt bleiben muß."

Altenstein erwiderte (15. August), die Frage nach dem Fortbestehen der philosophischen Klasse solle möglichst bald definitiv

erledigt werden, damit dem Könige über die Secretar-Wahlen berichtet werden könne; inzwischen solle Schleiermacher in beiden Klassen die Geschäfte führen; man möge aber auch andere Fragen, die Organisation der Akademie betreffend, in Erwägung ziehen und Vorschläge zur Änderung der Statuten machen, besonders sei die Stellung der Ehrenmitglieder einer Revision bedürftig; ihre Verhältnisse schienen viel zu unbestimmt zu sein, um den hiesigen Ehrenmitgliedern ein lebhaftes Interesse für die Akademie einflößen zu können.

Die Akademie forderte nun die philosophische Klasse, d. h. Ancillon und Link, zu einer definitiven Entscheidung auf, ob die Klasse eingehen solle oder nicht. Die „Sitzungen" dieser beiden „Philosophen" leitete Schleiermacher, enthielt sich aber der Abstimmung, da er sich nicht mehr zu der Klasse rechnete. Savigny, der zurückgekehrt war, blieb fern. In der ersten Sitzung, am 12. November, beschloß die Klasse, d. h. Ancillon und Link, nicht zu sterben, sondern sich durch die Aufnahme von Hegel und Heinrich Ritter zu ergänzen. „Nachdem sich jedoch Hr. Ancillon entfernt hatte, erklärte Hr. Link, daß er sich durch mancherlei Betrachtungen gedrungen finde, seinen Beitritt zu jenem Vorschlage neuer Mitglieder wieder zurückzunehmen. Der unterzeichnete Geschäftsführer [Schleiermacher] wollte das zwar nicht für ganz zulässig erklären, Hr. Link aber machte sich anheischig, sich hierüber schriftlich mit Hrn. Ancillon zu verständigen."

Link that das wirklich, und auch Ancillon verzichtete nun auf Hegel und Ritter; aber da sie Beide die Auflösung der Klasse um jeden Preis vermeiden wollten, so kamen sie auf einen wunderlichen Vorschlag (18. November, Concept von Link): die Klasse solle bestehen bleiben, aber keine regelmäßigen Sitzungen mehr halten, auch zur Zeit keine neuen Mitglieder aufnehmen, „da sie Zwistigkeiten und Spaltungen fürchtet, welche einem Verein von Gelehrten nur schädlich sein können; auch zweifelt sie sogar, daß ihre Vorschläge angenommen werden; einen Secretar könne die Klasse nach Schleiermacher's Weigerung nicht finden, weil Ancillon durch Geschäfte, Savigny durch seine Gesundheit abgehalten sei; sie bittet daher das Plenum, zu gestatten, daß die übrigen Secretare die Geschäfte dieser Klasse mit übernehmen, „bis die Umstände sich geändert haben". „Sollte eine außerordentliche Versammlung der Klasse nöthig sein, so erbietet sich Hr. Ancillon ad hunc actum die Geschäfte eines Secretars zu übernehmen."

Also eine Klasse aus zwei Mitgliedern, ohne Klassensitzungen, ohne Secretar und dabei auf die Aufnahme neuer Mitglieder verzichtend! Dieser „philosophische“ Vorschlag, der dem berühmten Lichtenberg'schen Messer gleicht, ging wirklich an das Plenum; aber er bezeichnet auch die letzte Lebensäußerung der Klasse. Das Plenum verneinte in der Sitzung vom 29. November 1827 mit allen Stimmen gegen die Link's die weitere Existenz der philosophischen Klasse in der vorgeschlagenen interimistischen Form. Noch wollten sich die beiden Philosophen nicht beruhigen. In der Gesammtsitzung vom 6. December schlugen sie nun doch Hegel und Heinrich Ritter vor, um die Klasse am Leben zu erhalten, zogen aber, während die Akademie bereits über die Vereinigung der philosophischen mit der historisch-philologischen Klasse berieth, ihren Antrag wieder zurück. Die Vereinigung unter dem Namen „historisch-philosophische Klasse“ und mit zwei Secretaren wurde noch in derselben Sitzung beschlossen. Hierauf schlug Alexander von Humboldt vor, daß sich auch die beiden anderen Klassen verschmelzen sollten. Man beschloß, darüber erst die Klassen selbst zu hören. Diese wählten eine Commission, bestehend aus Dirksen, Poselger, Alexander von Humboldt, Lichtenstein und den Secretaren. Schon am 19. December trat sie zusammen, sprach sich für die Vereinigung aus und erörterte bereits die nothwendigen Veränderungen im Einzelnen.

Damit war man, wie auch der Minister gewünscht hatte, in die Verhandlungen über eine Revision der Statuten überhaupt eingetreten. Diese Verhandlungen dauerten bis zum December 1828 und haben zu einem neuen Statuten-Entwurf geführt. Man darf diesen Entwurf kurzweg den Schleiermacher's nennen, denn nicht nur war er die bewegende Seele des Unternehmens, sondern auch der wirkliche Director. Die meisten Actenstücke sind von ihm concipirt, und fast durchweg wurden seine Vorschläge und Formulirungen von der Commission und dem Plenum unverändert angenommen.

Zuerst wurden die beiden naturwissenschaftlichen Klassen mit der Feststellung der Bedingungen ihrer Vereinigung fertig (December 1827). Das von ihnen mit Schleiermacher's Hülfe entworfene Reglement diente den Verhandlungen der beiden anderen Klassen als Unterlage und wurde schließlich acceptirt. Schwierigkeiten machte nur Ancillon. Er verlangte, daß gleich nach der Vereinigung die philosophische Abtheilung durch Neuwahlen verstärkt werde und

daß sie innerhalb der Klasse eine gewisse Selbständigkeit besitzen solle (nur Philosophen sollen neue Mitglieder für das Fach der Philosophie vorschlagen können u. s. w.). Allein neben Schleiermacher trat ihm auch Wilhelm von Humboldt entgegen, und Ancillon fand keine Beistimmung. Im Frühjahr 1828 vollzog sich die Vereinigung der philosophischen und der historisch-philologischen Klasse; schließlich verzichteten Ancillon und Link auf ein Separatvotum, das sie angekündigt hatten. Freudig theilte Schleiermacher diesen Erfolg dem Plenum mit (20. März 1828). Auf Suevern's Vorschlag beschloß die neue Klasse, die Zahl ihrer Stellen für auswärtige Mitglieder zu verdoppeln, d. h. von acht auf sechzehn zu bringen.

In der Revisionscommission wurden unterdeß auch die Fragen über die Stellung und Rechte der Ehrenmitglieder, über eine zweckmäßigere und schnellere Drucklegung der akademischen Abhandlungen (Lichtenstein's Antrag), über Verbesserung des Wahlmodus, über die Modalitäten bei den Secretariatswahlen u. s. w. verhandelt. Die ohne nennenswerthen Widerspruch angenommenen Vorschläge wurden auch vom Plenum gebilligt, und bereits am 25. März 1828 konnte man dem Ministerium Bericht erstatten, um Genehmigung der Vereinigung der Klassen nachsuchen und zugleich (auf 11 Folioseiten) Vorschläge zur Revision des Statuts von 1812 vorlegen.

Bereits am 29. April antwortete Altenstein. Er billigte die Vereinigung der Klassen und die anderen Vorschläge, aber er verlangte ein ganz neues Statut. „Das Ministerium hält es für das Zweckmäßigste, daß ein darnach umgearbeiteter Statuts-Entwurf von der Akademie angefertigt und dem Ministerium eingereicht werde, welches denselben Sr. Majestät dem Könige vorzulegen und die Allerhöchste Genehmigung zu bevorworten geneigt ist.“ Für das auszuarbeitende neue Statut gab Altenstein selbst eine Reihe von Winken bez. Vorschriften. Sie sind ganz wesentlich von dem Interesse bestimmt, die Philosophie in der Akademie nicht untergehen zu lassen; so wünscht er, daß in § 3 der Satz eingeschaltet werde: „Es ist beständig darauf zu sehen und dafür zu sorgen, daß ein jedes der beiden in einer Klasse vereinigten Hauptfächer mit ordentlichen Mitgliedern gehörig besetzt sei und auch bei den Wahlen von auswärtigen und Ehrenmitgliedern und Correspondenten berücksichtigt werde.“ Ferner bemerkte er Folgendes: „Ein besonderes wissenschaftliches Geldinteresse der philosophischen

Wissenschaften kann freilich nicht leicht eintreten, allein wohl ein persönliches. Das Ministerium hält es daher, um jeden Schein von Einseitigkeit zu vermeiden, für nöthig, daß auch die diesen Wissenschaften gewidmete Abtheilung der philosophisch-historischen Klasse in dem Geldverwendungs-Ausschusse repräsentirt werde, welcher übrigens als ein permanenter Ausschuß und bleibendes Verwaltungsorgan der Akademie eine statutarische Begründung erhalten muß".

Die Akademie unternahm sofort die Ausarbeitung des neuen Statuts. Die Commission bestand aus den Secretaren Schleiermacher, Erman, Encke und den gewählten Mitgliedern Rudolphi, Dirksen und Böckh. Bereits im December war die Arbeit, die im Anhang eine Instruction für die Secretare und ein Reglement für den Geldverwendungs-Ausschuß enthielt, beendigt. So glücklich war Schleiermacher in der Ausarbeitung und Formulirung des Entwurfs, daß den anderen Mitgliedern der Commission nichts übrig blieb als zuzustimmen. Ebenso glatt verliefen die Abstimmungen im Plenum. Bereits am 5. Februar 1829 legte die Akademie dem Minister den neuen Entwurf eines Statuts zur Bestätigung vor. Schleiermacher begleitete ihn mit einem ausführlichen Schreiben.

Allein die Entscheidung zog sich lange hin. Altenstein gab zunächst überhaupt keinen Bescheid, dann nach zehn Monaten eröffnete er der Akademie (30. November 1829), „daß vor der Allerhöchsten Genehmigung der neuen entworfenen Statuten keine in denselben bestimmte neue Anordnung, auch wenn solche nur das Innere der Akademie beträfe, als bestehend im Voraus eintreten darf; ich will indessen nachgeben, daß versuchsweise die Königliche Akademie ihren Geschäftsgang vorläufig nach dem neuen Entwurf ordne und einen zweiten Secretar für die zu vereinende philosophische und historisch-philologische Klasse wählen, auch die zwei bisherigen Klassen in ihren Sitzungen combiniren möge."

Ein seltsamer Bescheid! Es ist zwar bekannt, daß sich Altenstein nicht leicht zu entscheiden vermochte und häufig seine Entschließungen verzögert hat, aber hier müssen noch besondere, uns unbekannte Motive oder Einflüsse wirksam gewesen sein. Hatte er doch selbst den neuen Entwurf provocirt, und zu der Annahme, daß ihm die Ausführung mißfallen habe, ist kein Grund vorhanden. Vielleicht darf man annehmen, daß ihm die Philosophie in dem neuen Entwurf doch nicht hinreichend sichergestellt schien, und

daß er überhaupt erst die Wirkung des neuen Statuts in der Praxis abwarten wollte, bevor er es dem Könige zur Bestätigung vorlegte. Aber ein Gesetz zuerst probeweise einzuführen, ist immer ein bedenkliches Verfahren. Vielleicht dachte er auch an eine Modification, durch die es gelingen könnte, Hegel der Akademie doch zuzuführen. Wie dem sein mag, die Akademie erhielt ihr neues Statut nicht; sie wurde zwar ermächtigt, „versuchsweise ihren Geschäftsgang nach dem neuen Entwurf zu ordnen", aber zugleich gewarnt, keine neue Anordnung als bestehend zu betrachten!

Der Zustand, der damit geschaffen war, dauerte bis zum Jahre 1838. Dann (31. März 1838) erhielt die Akademie ein neues Statut, aber nicht das Schleiermacher'sche, sondern, wie wir zeigen werden, ein modificirtes. Das Schleiermacher'sche ist somit niemals bestätigt worden; aber von 1829—1838 hat es factisch gegolten, obgleich rechtlich das Statut von 1812 in Kraft blieb. Daher ist es angezeigt, die wichtigsten neuen Bestimmungen desselben hervorzuheben. Auch gewährt es einen eigenen Reiz, die Arbeit Schleiermacher's mit der Arbeit Niebuhr's — denn das Statut von 1812 ist wesentlich Niebuhr's Arbeit — zu vergleichen.

Zunächst zeichnet sich der Schleiermacher'sche Entwurf durch Kürze aus. Während das Statut von 1812 neunundvierzig Paragraphen enthält, umfaßt jener nur achtunddreißig. Aber in der grundlegenden Definition der Aufgabe der Akademie ist das Statut von 1812 kürzer als der Schleiermacher'sche Entwurf. Dort heißt es einfach: „Der Zweck der Akademie ist auf keine Weise Vortrag des bereits Bekannten und als Wissenschaft Geltenden, sondern Prüfung des Vorhandenen und weitere Forschung im Gebiete der Wissenschaft". Schleiermacher hat die negative Aussage als unnöthig gestrichen, aber die positive erweitert, indem er ein Dreifaches unterscheidet, die Forschung der einzelnen Mitglieder, die gemeinsame Arbeit und die Anregung Anderer. Somit lautet der § 1 nun: „Die Bestimmung der Akademie ist, sowohl das in den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten Vorhandene zu prüfen, als auch weitere Forschungen, theils selbst durch die Beiträge ihrer einzelnen Mitglieder, sowie durch vereinte Bestrebungen zu fördern, theils auch Andere dazu aufzuregen". In einem weiteren Satze werden dann noch ausdrücklich „von der Akademie ausgehende wissenschaftliche Arbeiten und Unternehmungen" in's Auge gefaßt. Diese Bestimmung ist hier zum ersten Mal in die Statuten aufgenommen. Der § 2 lautet: „Die Akademie theilt sich . . . in zwei

Klassen, die eine für die physikalischen und mathematischen und die andere für die philosophischen und historischen Wissenschaften". Damit ist nicht nur die Viertheilung beseitigt, sondern auch, der Schleiermacher'schen Eintheilung der Wissenschaften gemäß, die Philologie in die Historie eingeschmolzen. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder und der Correspondenten ist auch nach dem Schleiermacher'schen Entwurf unbegrenzt (vergl. § 4 mit § 7 des Statuts von 1812), „weil sie lediglich von dem Bedürfniß der Wissenschaften und von äußeren Umständen abhängt", aber die Zahl der auswärtigen Mitglieder ist auf 32 beschränkt (16 + 16; nach dem Statut von 1812 hatten die philosophische und die historische Klasse nur je 4 Stellen). Während in dem Statut von 1812 Näheres über die Ehrenmitglieder nicht bemerkt war, heißt es jetzt: „Zu Ehrenmitgliedern werden solche Männer gewählt, welche bei einem ausgezeichneten Interesse an den Angelegenheiten der Wissenschaft durch ihr Ansehen und ihren Einfluß den Bestrebungen der Akademie förderlich sein können". Die Bestimmung des alten Statuts, daß ein ordentliches Mitglied Mitglied von zwei Klassen zugleich sein könne, ist aufgehoben. Unverändert ist die Ordnung der Sitzungen geblieben, d. h. jeden Donnerstag hat eine Gesammtsitzung stattzufinden, und außerdem hält jede Klasse einmal monatlich eine Klassensitzung ab. Schleiermacher ist also auf seinen früheren Plan, die Gesammtsitzungen zu vermindern, die Zahl der Klassensitzungen aber zu erhöhen, nicht wieder zurückgekommen. Nach dem alten Statut wechseln die Secretare von drei zu drei Monaten beim Vorsitz in den Gesammtsitzungen, nach dem Schleiermacher'schen Entwurf alle vier Monate. In Bezug auf den Verlauf der Gesammt- und Klassensitzungen zeigt der neue Entwurf keine wesentlichen Abweichungen von dem alten Statut. Wichtig aber ist die Änderung in Bezug auf den Verlauf der öffentlichen Sitzungen. Das Statut von 1812 verlangte, daß an den beiden Königstagen „die Secretare abwechselnd, so daß alle zwei Jahre eine der Klassen die Reihe trifft, einen wissenschaftlichen Bericht verlesen sollen von dem, was in ihren Klassen seit Erstattung der letzten Berichte in der Akademie gelesen und sonst geleistet worden ist: damit sollen sie eine Übersicht von dem Zustande und den Fortschritten der den verschiedenen Klassen angehörigen wissenschaftlichen Fächer überhaupt verbinden". „Damit diese Berichte eine möglichst vollständige Übersicht darlegen, so trägt die Klasse jedem einzelnen ihrer Mitglieder einen Zweig der ihr zugehörigen Wissen-

schaften zu besonderer Verarbeitung auf, und diese theilen ihre Resultate zu gehöriger Zeit dem Secretare mit, der sie alsdann zu einem Ganzen verbindet". Diese ideal gedachte, aber undurchführbare Bestimmung ist im Schleiermacher'schen Entwurf gestrichen. Es heißt dafür: „In der Sitzung zur Feier der Geburt des jedesmal regierenden Königs Majestät erstattet abwechselnd ein Secretar der einen oder der anderen Klasse einen Jahresbericht von den eigenen Leistungen der betreffenden Klasse, sowie auch von den durch sie veranlaßten und unterstützten wissenschaftlichen Arbeiten und Unternehmungen". Während das Statut von 1812 nur verlangt, daß jedes ordentliche Mitglied einmal jährlich in seiner Reihe eine Abhandlung lese, verlangt der Schleiermacher'sche Entwurf eine vollständig für den Druck ausgearbeitete Abhandlung. Dennoch bleibt der Akademie — ebenso wie nach dem Statut von 1812 — die Entscheidung darüber, ob die Abhandlung in ihre Publicationen aufgenommen werden soll oder nicht. Dem Verfasser aber steht das Recht nicht zu, seine Abhandlung der Bekanntmachung von Seiten der Akademie zu entziehen. Nur über eine nicht aufgenommene Abhandlung hat er das volle Eigenthumsrecht. Aufgenommen in den Entwurf ist der neue Wahlmodus ($^8/_{15}$ bez. $^9/_{16}$ Majorität, s. oben S. 552), ferner der Anspruch eines jeden ordentlichen Mitglieds auf ein Gehalt von 200 Thlr., „sobald eine solche Summe auf dem Gehaltstitel der Akademie disponibel wird", und das Recht, an allen preußischen Universitäten Vorlesungen zu halten.

Dies sind die wesentlichen neuen Bestimmungen des Schleiermacher'schen Entwurfs; sie sind mit sehr geringen Modificationen (abgerechnet die Bestimmung über die Klassen- und Gesammtsitzungen) heute noch in Kraft, haben sich also als zweckmäßig erwiesen.

In den neun Jahren 1821—30 hat die Akademie nur sieben Mitglieder durch den Tod verloren, unter ihnen die Veteranen C. A. Gerhard, Bode, Walter jun. und Thaer. Schwer traf sie der Verlust von Buttmann und Suevern, die beide im Jahre 1829 (21. Juni, bez. 2. October) starben. Jenem, der den akademischen Verein im Innern zusammengehalten hatte und dessen liebenswürdige Persönlichkeit unersetzlich schien, hat Schleiermacher eine herrliche Denkrede gehalten. An ihrem Schlusse heißt es: „Sollte ich ihn darstellen rein menschlich in seinem ganzen Wesen, in der männlichen Kräftigkeit seines ganzen Lebens, in der nie verletzten

Achtung für die Freiheit Anderer, in seinem lebendigen Eifer für das Gute und Wahre und seiner gänzlichen Abneigung von allem Parteiwesen, in der großartigen Freiheit seiner sittlichen Gesinnung und in seiner fast ängstlichen bürgerlichen Gesetzlichkeit, in der lebendigen, echt christlichen Frömmigkeit seines Herzens und der antiken Ungebundenheit seines Mundes, in dem wahren Ernst seiner Handlungsweise und der unbeschreiblichen Milde seines Urtheils, in der unübertrefflichen Keckheit seines Witzes und seiner Launen und der immer gleichen Weichheit für das Mitgefühl fremden Leidens: ich thäte, was denen doch nicht befriedigend sein könnte und noch weniger anschaulich, die ihn nicht kannten, und was doch überflüssig wäre für uns, die wir ihn kannten — und nicht leicht einer der Unsrigen ist in unserem Kreise so ganz gekannt, so übereinstimmend gewürdigt, so ungetheilt geliebt worden als er".

Den Verlusten steht mehr als eine doppelt so große Anzahl neu Aufgenommener gegenüber. Zu den oben S. 532 bereits Genannten traten im Jahre 1827 Friedrich von Raumer, Ehrenberg und Crelle, im Jahre 1830 Klug, Kunth, Horkel, Lachmann und Meineke hinzu. Ehrenberg erhielt durch seine Aufnahme die verdiente Anerkennung für seine erfolgreichen, im Dienste der Akademie unternommenen Reisen und für seine bahnbrechenden Entdeckungen. Crelle, kein Mathematiker ersten Ranges, hat sich doch durch die Begründung und Leitung des „Journals für reine und angewandte Mathematik" (1826) ein unschätzbares Verdienst erworben. Bisher hatte in Deutschland, da die Leipziger Acta eruditorum längst eingegangen waren, ein eigenes mathematisches Fachorgan gefehlt; die deutschen Mathematiker waren gezwungen, ihre Arbeiten in Paris erscheinen zu lassen oder in ungeeigneten Zeitschriften unterzubringen. Crelle schuf ihnen nun ein Journal und brachte es in wenigen Jahren zu solcher Höhe, daß es unbestritten für die vornehmste mathematische Fachzeitschrift in Europa galt. Klug, bei seiner Aufnahme bereits im 55. Jahre stehend, war einer der hervorragendsten Entomologen. In Kunth und Horkel erhielt die Akademie zwei bedeutende Botaniker, von denen namentlich der erstere durch umfassendes Wissen — er hatte 16 Jahre in Paris gearbeitet — und scharfe Diagnose einen allgemein anerkannten Ruf genoß. Die beiden Philologen, die Buttmann in der Akademie ersetzten, Lachmann und Meineke, hoben ihre Wissenschaft über das bisher Geleistete hoch empor, jener der Meister der philologischen Kritik, dieser der feinste Kenner der griechischen

Poesie. In Friedrich von Raumer endlich wurde der Akademie ein deutscher Historiker zugeführt, der, obgleich bald von einem Größeren überholt, doch in seiner „Geschichte der Hohenstaufen", die auch Goethe mit Antheil und Befriedigung studirt hat, der Nation ein Geschichtswerk schenkte, welches von ihr wirklich gelesen wurde und nicht ohne Einfluß auf ihre politische Bildung geblieben ist.

Werfen wir vom Jahre 1830 aus einen Blick rückwärts! Welch eine Summe von epochemachenden Arbeiten ist seit dem Jahre der Reorganisation (1812) in der Akademie geleistet worden, welche Männer stehen an ihrer Spitze und — wie gering waren noch die aufgewandten äußeren Mittel! Neben den Brüdern Humboldt und Schleiermacher finden wir Buch, Ehrenberg, Mitscherlich, Rudolphi und wiederum Böckh, Bopp, Karl Ritter, Bekker, Lachmann, Meineke, um nur diese zu nennen. Niebuhr und Bekker haben ihre großen Quellen-Entdeckungen und -Forschungen vorgelegt; Bopp's „Sanskrit-Grammatik", Böckh's „Staatshaushaltung der Athener" sind erschienen; Lachmann hat die Nibelungen herausgegeben und die deutsche Metrik begründet; die „Geschichte der Kreuzzüge" (Wilken) und die „Geschichte der Hohenstaufen" werden geschrieben; Schleiermacher veröffentlicht seine ethisch-philosophischen, Wilhelm von Humboldt seine sprachphilosophischen Abhandlungen; Alexander von Humboldt bereitet den „Kosmos" vor; Karl Ritter beginnt seine epochemachende „Erdbeschreibung"; Buch, der märkische Junker, baut die von ihm neugeschaffene Geognosie aus; Mitscherlich entdeckt die Isomorphie, Seebeck die Thermoströme; Erman, unbeirrt durch die trügerische Naturphilosophie, zeigt in seinen erst spät zu voller Anerkennung gekommenen Arbeiten, daß auch in Deutschland die Physik wissenschaftlich betrieben wird. Aber auch gemeinsame bedeutende Unternehmungen sind im Gang, das Corpus Inscriptionum Graecarum, die große Aristoteles-Ausgabe, die Sternkarten; endlich die Ergebnisse der Reisen Alexander von Humboldt's, Buch's, Lichtenstein's und Ehrenberg's beleben den wissenschaftlichen Austausch in der Akademie und bereichern die Sammlungen des Staats. Wer von uns Nachgeborenen wünschte nicht, um siebzig Jahre zurückversetzt zu werden und, sei es auch nur einen Tag, mit den Männern zu leben, die damals die Bäume gepflanzt haben, deren Schatten wir genießen und deren Früchte wir brechen!

3.

Das Jahrzehnt von 1830—1840 hat tief in das Leben der Akademie eingeschnitten; aber sie vermochte die Höhe zu behaupten, die sie bis zum Jahre 1830 gewonnen hatte. Wohl verlor sie durch den Tod Niebuhr (1831), Seebeck (1831), Rudolphi (1832), Schleiermacher (1834), Wilhelm von Humboldt (1835), aber unter den 21 neuen Mitgliedern, die sie gewann, waren Dirichlet (1832), Ranke (1832), Eichhorn (1832), der Statistiker Hoffmann (1832), H. Rose (1832), Graff (1833), Steiner (1834), Johannes Müller (1834), G. Rose (1834), Gerhard (1835), Dove (1837), Poggendorff (1839), Neander (1839) und Magnus (1840). Diese Namen verbürgen es, daß die Akademie damals fast in jeder wissenschaftlichen Disciplin Fortschritte gemacht hat; der Verlust Wilhelm von Humboldt's und Schleiermacher's blieb freilich unersetzlich.

Die Geschichte der Akademie in diesem Zeitraum beginnt mit inneren Streitigkeiten, auf die man nicht gefaßt ist. Die beiden Klassen, wie sie sich eben erst gebildet hatten, traten in eine Spannung, und diese Spannung führte zeitweise zu ernster Entzweiung. Man ist versucht, an principielle Gegensätze zu denken, wie sie sich zwischen den Vertretern der Geistes- und der Naturwissenschaften wohl aufthun können, wenn die trotz der Einheit aller Wissenschaften bestehenden Eigenthümlichkeiten eines jeden Hauptzweiges nicht genügend respectirt werden — allein principielle Gegensätze dieser Art scheinen den Conflict nicht hervorgerufen zu haben. Ein Anlaß für ihn lag in der Thatsache, daß die physikalisch-mathematische Klasse im Lauf der Jahre so gewachsen war, daß sie die philosophisch-historische an Zahl ihrer Mitglieder weit übertraf (24 gegen 15) und sie daher bei den Abstimmungen majorisirte. Ein solcher Zustand, an sich schon bedenklich, wird ganz unerträglich, wenn die Majorisirenden hauptsächlich durch ihre Stimme wirken, während ihre Bedeutung dem Gewicht der Stimme nicht voll entspricht. Dies war damals der Fall. Die physikalisch-mathematische Klasse zählte sieben Mitglieder, die ihren Collegen nicht ganz ebenbürtig waren und in der Akademie wenig hervortraten. Sie gaben den Ausschlag. Allerdings hatte es sich die andere Klasse selbst zuzuschreiben, daß ihre Zahl zurückgeblieben war; hatten doch Schleiermacher und seine Freunde die Aufnahme von Philosophen bisher stets abgelehnt. Jetzt wollten sie das Versäumte auf einen Schlag nachholen; da entstand, zunächst durch einen Zufall, der Conflict. Schleiermacher,

nicht gewohnt in der Akademie zu unterliegen und entschlossen, der Wiederholung einer solchen Niederlage energisch vorzubeugen, gab dem Conflict sofort eine ungewöhnliche Schärfe; eben dadurch aber gelang es ihm, ihn zu beseitigen.

Die philosophisch-historische Klasse entschloß sich im Sommer 1830 endlich zu Hegel's Aufnahme. Nachdem die Verschmelzung der philosophischen Klasse mit der historischen durchgesetzt worden war, gab auch Schleiermacher seinen Widerspruch gegen ihn auf. Nur in einer selbständigen philosophischen Klasse war Hegel's Despotie zu fürchten gewesen; in der neuen Klasse, die alle Zweige der Geisteswissenschaften umfaßte, konnte er nicht so leicht die Herrschaft gewinnen. Aber ihn allein wollte man doch nicht aufnehmen; in Heinrich Ritter sollte ihm ein Gegengewicht gegeben werden. Im Juli 1830 brachte die Klasse die beiden Vorschläge vor das Plenum; zugleich mit Hegel und Ritter schlug sie als auswärtige Mitglieder Cousin, Schelling, Heeren, Jacob Grimm und Letronne vor. Das Plenum hatte somit in der Sitzung vom 16. December — bis zu diesem Tage verzögerte sich die Abstimmung — über sieben Vorschläge der Klasse abzustimmen. Nach den Statuten war eine Majorität von 21 Stimmen nöthig. Die Abstimmung ergab nur für Heeren ein positives Resultat; Hegel erhielt 16 Stimmen, Ritter 12, Cousin 12, Schelling 15, Heeren 23, Grimm 20, Letronne 18. Sechs Vorschläge waren somit abgelehnt. Die Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse waren im höchsten Maaße bestürzt und gekränkt. Sie hatten einen günstigen Ausgang der Wahlhandlung für so selbstverständlich erachtet, daß sie nicht vollzählig in der Sitzung erschienen waren (von ihren fünfzehn Mitgliedern hatten sechs gefehlt). Der Versuch, ihre Klasse zu verstärken, war nun fehlgeschlagen; sie sahen sich dauernd der anderen Klasse gegenüber in der Minorität und außer Stande, sich aus diesem hülflosen Zustande zu befreien.

Am 18. Januar 1831 trat die Klasse zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Da die Majorität bez. die physikalisch-mathematische Klasse nichts gethan hatte, um den Eindruck des Mißerfolges zu verwischen, und da man befürchtete, daß das Ergebniß einer wiederholten Abstimmung kein anderes sein werde, so entschloß man sich zu einem radicalen Schritt: Trennung der beiden Klassen, ja noch mehr — mit Umgehung der Gesammt-Akademie richtete die Klasse sofort an das Ministerium ein aus-

führliches Schreiben, in welchem sie den Sachverhalt darlegte und die Trennung der beiden Klassen beantragte. Zu diesen energischen Maaßregeln hat Schleiermacher gerathen, und er hat auch das Schreiben an den Minister (31. Januar 1831) verfaßt. Es heißt in demselben, die physikalisch-mathematische Klasse habe seit dem Jahre 1812 um 15 Mitglieder zugenommen, die philosophisch-historische nur um 9; die 24 Mitglieder jener Klasse bezögen 8350 Thlr. Gehalt, die 15 Mitglieder der philosophisch-historischen nur 3300 Thlr. „Die Vorschläge jener Klasse sind von uns stets mit herzlicher Zustimmung und ohne Eifersucht aufgenommen worden." „Wir waren überzeugt, daß wenn bei uns einmal das Bedürfniß größer würde, die andere Klasse uns ebenso freundlich entgegenkommen werde." In dieser Zuversicht brachten wir unsere Vorschläge ein; sie waren in der Klasse mit großer, zum Theil vollkommener Einmüthigkeit durchgegangen. Aber im Plenum wurde nur Heeren gewählt, alle anderen fielen durch „mit einem großen Übergewicht verneinender Stimmen". Von politischen oder moralischen Einwendungen könne keine Rede sein, „auch kann es sich nicht um eine bestimmte philosophische Schule, ja auch nicht einmal um eine Abneigung gegen die Speculation überhaupt gehandelt haben; denn auch Grimm und Letronne fielen durch. Es muß entweder ein Argwohn gegen die Vorschläge unserer Abtheilung überhaupt oder wenigstens ein gänzlicher Mangel an Interesse für den Fortgang derselben bei unsern Collegen zu Grunde liegen". „So kann unsre Klasse nicht fortbestehen; sie muß allmählich aussterben. Unter diesen Umständen scheint uns nichts anderes übrig, als auf eine gänzliche, wenn auch nur innere Trennung beider Hauptabtheilungen anzutragen." Dieser Antrag wird nun wirklich und formell von der Klasse in dem Schreiben gestellt. Nur der Name, die Localität und die Druckerei sollen den beiden Abtheilungen der Akademie gemeinsam sein, und die öffentlichen Sitzungen sollen, wie bisher, gemeinsam gehalten werden, in allem Übrigen aber soll eine vollständige Trennung eintreten; der Etat soll auch getheilt werden, so jedoch, daß die andere Klasse ein Praecipuum von 2000 Thlr. für den botanischen Garten, die Sternwarte und das chemische Laboratorium erhalte; ausdrücklich wird auf das Pariser Beispiel (Académie des Sciences, Académie des Inscriptions et Belles-Lettres) hingewiesen. „Wir haben es der Lage der Sache nach angemessen gehalten, hierüber die erste Mittheilung an Ein hohes Ministerium gelangen zu lassen, eben damit, von Hochdemselben

aufgefordert, unsre Collegen von der andern Seite ihre etwaigen Einwendungen desto freier äußern könnten." Die Klasse bittet am Schluß des Schreibens um baldmöglichste Erledigung, „da sowohl unsre Vorschläge bis dahin ruhen, als auch wir uns genöthigt gesehen haben, weitere Wahlvorschläge der physikalisch-mathematischen Klasse vorläufig zu verbitten".

Hat Schleiermacher dieses Schriftstück ab irato verfaßt und der Klasse insinuirt? Schwerlich; er war gewohnt sich zu beherrschen. Aber auch das wird man nicht annehmen dürfen, daß es lediglich eine Waffe sein sollte und sein Verfasser gar nicht ernsthaft an die Trennung gedacht hat. Mit solchen ernsten Entschließungen, wie es die vorliegende ist, hat Schleiermacher niemals gespielt. Wir müssen annehmen, daß er wirklich die Trennung damals für nothwendig und heilsam erachtet hat, und welcher Einsichtige kann verkennen, daß manche schwerwiegende Erwägungen für sie sprechen.

Ernsthaft hat auch Wilhelm von Humboldt den Schleiermacher'schen Vorschlag genommen, aber — er lehnte ihn ab. Am 8. Februar erklärte er schriftlich: „Ich bedaure ungemein, daß ich den von meinen würdigen Herren Collegen gemachten Vorstellungen nicht beizutreten vermag. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes habe ich dies einem Königlichen Hochlöblichen Ministerium ausdrücklich erklären zu müssen geglaubt". Ein ausführliches Separatvotum Wilhelm von Humboldt's begleitete den Antrag der Klasse an das Ministerium. Es heißt in demselben:

„Die Trennung der Akademie in zwei Hälften ist eine so wichtige Sache, daß sie nur durch wirkliche Rücksicht auf das Beste der Wissenschaften vorgenommen werden könnte. Hier aber soll sie für alle künftigen Zeiten wegen einer doch offenbar nur augenblicklichen Spannung zwischen den verschiedenen Klassen begründet werden. Wenn ich meiner Überzeugung folgen soll, so muß die Frage über die Trennung der Akademie ohne alle Rücksicht auf den jetzigen, allerdings sehr beklagenswerthen Vorfall untersucht und entschieden werden. Eine zweite Frage scheint es mir alsdann, wie, wenn die Trennung nicht rathsam gehalten wird, das jetzige Mißverhältniß zu heben ist? Ich halte die Trennung der Wissenschaften für nachtheilig. Wenn, wie es mir nicht zu leugnen scheint, in Deutschland ein allgemeinerer und schönerer wissenschaftlicher Geist herrscht als in Frankreich und England, so dankt man es der näheren und genaueren Verbindung, in welcher durch alle unsre litterarischen Institute hindurch alle Wissenschaften gehalten werden. Ich werde nie für ihre Auflösung sein, am wenigsten bei der Akademie. Durch den gemachten Vorschlag fällt aber eine wahre Wechselwirkung weg.

Ich kann mich in dieser Ansicht irren und fühle dies doppelt lebendig, indem ich dieselbe der meiner verehrten Herren Collegen entgegenstelle. Was mir aber gewiß und unbedenklich erscheint, ist, daß es wohl gerathener sein dürfte, die wichtige Frage der Trennung für jetzt auszusetzen und erst dann wieder aufzunehmen, wenn die neuliche gelegentliche Veranlassung zu derselben keinen Einfluß auf die Entscheidung mehr ausübt. Diese Veranlassung aber, gestehe ich, würde ich gut halten der Vergessenheit zu übergeben und darum das alte Einvernehmen mit der andern Klasse nicht zu stören, auch die Theilnahme an ihren Wahlen nicht auszuschlagen. Niemand kann den neulichen Vorfall lebhafter bedauern als ich. Die Wahlen müssen aber doch einmal frei sein. Nach sehr offenen Erklärungen, die neulich in der Akademie, als ich zugegen war, gemacht wurden, hat bei einigen der Herren Akademiker, so wenig dies auch meinen Grundsätzen entspricht, die Betrachtung mitgewaltet, da einige Vorgeschlagene durchgefallen waren, nun auch den andern die Aufnahme zu verweigern. Es waren also hierbei besondere Umstände, die um so weniger wiederkommen werden, da der Vorfall gewiß auch auf die anderen Klassen (die andere Klasse einen lebhaften Eindruck gemacht hat. Dagegen scheint es mir allerdings) rathsam und beinahe nothwendig, daß eine Gleichheit der Zahl der Mitglieder allmählich unter den Klassen hergestellt werde, und ich würde, wenn die mathematisch-physikalische Klasse jeden Abgang wieder besetzen will, eine Vermehrung der unsrigen vorschlagen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die anderen Klassen (die andere Klasse), bloß um diese zu verhindern, unsern Wahlen ihr Übergewicht entgegensetzen sollten. Auf den neulichen Vorfall wenigstens hat sichtlich keine solche Absicht Einfluß gehabt. Ich bitte meine verehrten Herren Collegen zu verzeihen, daß ich meine Meinung über diesen Gegenstand ausführlich auseinandergesetzt habe. Es ist auf keine Weise in der anmaaßenden Absicht geschehen, dadurch eine Änderung in den Beschlüssen der Klasse zu bewirken, sondern allein in der, meine abweichende Meinung zu rechtfertigen."

Dieses Separatvotum Humboldt's ist nicht nur ein Denkmal seiner superioren Umsicht und Besonnenheit — es soll auch für alle Zeiten der Akademie zur Erinnerung daran dienen, daß die Erwägungen, welche für die Aufrechterhaltung ihrer Einheit sprechen, allen anderen übergeordnet sind.

Die philosophisch-historische Klasse ließ ihr Schreiben an das Ministerium abgehen und stellte es gleichzeitig in Abschrift der anderen Klasse zu. Diese wählte eine Commission, bestehend aus Encke, Seebeck, Link und Weiß. Diese Commission verfaßte eine Gegenschrift, welche sie der Klasse vorlegte, noch bevor dieselbe vom Minister zur Äußerung über den Antrag der philosophisch-historischen Klasse aufgefordert worden war. In diesem von Encke concipirten Schreiben (29. März 1831) wird zuerst der Sachverhalt

klargestellt und aus dem Protokoll der ominösen Sitzung vom 16. December 1830 das Stimmenverhältniß bei jeder einzelnen Wahlhandlung genau dargelegt. Der Ausdruck in dem Bericht der philosophisch-historischen Klasse: „es habe ein großes Übergewicht verneinender Stimmen bei allen stattgefunden, ist actenmäßig irrig"; denn, abgesehen von Heeren, der gewählt worden sei, habe Grimm 20 Stimmen von 24, Letronne 18 von 23 erhalten; „der vorschlagenden Klasse hätte es überdieß freigestanden, bei der geringen Anzahl der Anwesenden die Wahl zu vertagen". Die untergeschobenen Motive (Argwohn oder Mangel an Interesse) werden sodann zurückgewiesen. Bei der Art der Ballottirung sei es unmöglich, den Erfolg oder Mißerfolg einzelnen Mitgliedern, geschweige einer ganzen Klasse zuzuschreiben. „Es ist ein indirecter Eingriff in das Recht der freien Abstimmung, das Vorhandensein etwaiger Beweggründe bei den Wählenden mit so entschiedenem Ausspruch über ihre Statthaftigkeit zu discutiren. Die Klasse protestirt dagegen." Die Besorgniß, daß die andere Klasse zum Aussterben gebracht werde, wird in würdigen Worten zurückgewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß gleich bei Hegel (über ihn war zuerst abgestimmt worden) mindestens sieben Mitglieder der physikalisch-mathematischen Klasse positiv gestimmt haben müssen; also sei es jedenfalls keine Klassensache gewesen, ihn von der Akademie fernzuhalten. Weiter wird dargelegt, daß sich die größere Anzahl der Neuwahlen in der physikalisch-mathematischen Klasse in den letzten achtzehn Jahren (15 gegen 9) aus der factisch und theoretisch begründeten Schwierigkeit ergeben habe, eine rein philosophische Klasse für sich zu ergänzen, sowie aus der ursprünglich kleinen Zahl der mathematischen Klasse. Diese Klasse sei von den anderen Klassen aufgefordert worden, sich zu verstärken, worauf sie sich verdoppelt habe. Beachte man, daß die philosophische Abtheilung der philosophisch-historischen Klasse nur drei Mitglieder zähle, so seien die übrigen Abtheilungen der Akademie im Gleichgewicht; denn die beiden Abtheilungen der physikalisch-mathematischen Klasse zählten zusammen 24 Mitglieder, die philologisch-historische Abtheilung der anderen Klasse aber zwölf. Auch aus der Vertheilung der Gelder in der Akademie sei eine Beeinträchtigung der philosophisch-historischen Klasse nicht zu folgern; denn z. B. die Druckerei, die bis zum Jahre 1829 18423 Thlr. gekostet habe, diene fast ausschließlich den Bedürfnissen dieser Klasse, werde aber in einsichtsvoller und aufopfernder Weise von einem Mitgliede der

physikalisch-mathematischen Klasse geleitet; zur Eifersucht sei also gar kein Anlaß. „Wenn das statutarische Recht der freien Abstimmung nach einer Reihe von fast 20 Jahren sich in der Gesammt-Akademie zum ersten Mal durch eine Verwerfung ausspricht, so haben gewiß alle Mitglieder der Akademie diesen Vorfall schmerzlich empfunden, schmerzhafter noch muß es für die Vorschlagenden gewesen sein. Allein ein Recht, dessen verpflichtende Bürde gerade bei einem solchen Vorfall erst sich fühlbar macht, würde factisch aufgehoben sein, wenn nie die Ausübung eintreten könnte." Am Schlusse heißt es: „Das Institut, dessen gemeinschaftliche Mitglieder wir sind, gehört nicht bloß Berlin, nicht einmal Deutschland ausschließlich, es gehört dem ganzen gebildeten Europa an. Um so weniger sollten temporäre Mißverständnisse und örtliche Einflüsse hemmende Wirkungen darauf äußern oder die Triebfedern zu gänzlichen Umformungen sein. Die bisherigen Einrichtungen haben es in Blüthe erhalten; die unterzeichnete Klasse sieht die unbedingte Nothwendigkeit einer Änderung durchaus nicht ein; vielmehr hat sowohl sie im Ganzen, als ihre einzelnen Mitglieder die bisherige Verbindung als höchst wohlthätig und anregend für sich, als sehr befördernd und vortheilhaft für die Wissenschaft gehalten, und wir sind fest überzeugt, daß viele Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse diese Ansicht theilen. Hiernach kann die Klasse in dem Schlußsatze des Schreibens [daß die philosophisch-historische Klasse weitere Wahlvorschläge von der anderen Klasse verbitte] nur einen durch keine begründete Veranlassung hervorgerufenen Gewaltschritt sehen. Kein vermeintes Unrecht kann zu einer solchen offenbar feindseligen und gesetzwidrigen Stellung berechtigen, wodurch die philosophisch-historische Klasse, indem sie unsre Wahlen hemmt, gerade die Absicht bethätigt, welche sie bei uns grundlos argwohnt".

Die Haltung dieses Schreibens der physikalisch-mathematischen Klasse ist nicht nur formell unantastbar, sondern auch würdig; dennoch ist die Hauptsache in ihm verschwiegen; sie durfte freilich auch nicht gesagt werden, da die Abstimmungen geheim sind und Niemand das Recht zusteht, ihre Motive zu erforschen: die Mehrzahl der Klasse wünschte überhaupt keinen Philosophen, sei es als einheimisches, sei es als auswärtiges Mitglied, aufzunehmen oder genauer, sie wünschte Hegel fernzuhalten, weil sie die „Naturphilosophie" fürchtete. Wies man aber den einheimischen Hegel zurück, so wollte man ihm doch die noch bitterere Kränkung er-

sparen, andere Philosophen aufzunehmen, ganz abgesehen davon, daß Schelling als Naturphilosoph noch schlimmer war als sein Rivale. Diese Erwägungen gehen auch aus dem Stimmenverhältniß mit großer Wahrscheinlichkeit hervor: Heeren wurde aufgenommen; Grimm und Letronne sind lediglich deshalb durchgefallen, weil die Zahl der Abstimmenden sich verringert hatte; aber Hegel und Schelling haben wahrscheinlich nur 7 bez. 6 Stimmen aus der physikalisch-mathematischen Klasse erhalten, Ritter und Cousin nur je drei. Was aber die Stimmung gegen Hegel betrifft, so darf man nicht vergessen, daß ihn Schleiermacher selbst und andere Mitglieder seiner Klasse bisher von der Akademie ferngehalten hatten, und daß es den Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Klasse wie eine Pflicht der Selbsterhaltung erscheinen konnte, den Mann auszuschließen, dessen Philosophie den naturwissenschaftlichen Disciplinen verderblich war. Hatte sich die philosophisch-historische Klasse selbst erst spät überzeugt, daß die Akademie einen Mann wie Hegel nicht bei Seite lassen dürfe, so erntete sie jetzt die Früchte ihres Zauderns. Es liegt aber eine eigenthümliche Ironie darin, daß sich Schleiermacher jetzt gezwungen sah, nicht nur für Hegel einzutreten, sondern die Existenz der Akademie als einheitlicher Körperschaft auf's Spiel zu setzen, weil — Hegel zurückgewiesen worden war! Eine glänzendere Satisfaction konnte dem Philosophen nicht zu Theil werden!

Noch bevor der Commissionsbericht in der physikalisch-mathematischen Klasse angenommen worden war, forderte sie der Minister (21. März 1831) zur Äußerung über den Antrag der anderen Klasse auf: „Bei der Wichtigkeit der Sache, die nur durch Allerhöchste Genehmigung entschieden werden kann, wünscht das Ministerium überdem durch ein schriftliches Votum eines jeden Mitglieds der Königlichen Akademie zu einer vollständigen Übersicht und Beurtheilung des Vorschlages in Stand gesetzt zu werden“.

Die physikalisch-mathematische Klasse sandte nun das bereits fertiggestellte Schreiben ihrer Commission dem Ministerium ein (25. April 1831), indem sie sich in dieser Sache für solidarisch erklärte. Die philosophisch-historische Klasse beharrte in ihrer Majorität auf ihrem Antrage, und Schleiermacher legte ein zweites Schreiben vor, welches auf die Replik der anderen Klasse bereits Rücksicht nimmt. Nur darin änderte er seine Taktik, daß er nun erklärte, es könne dahingestellt bleiben, aus welchen Motiven von der anderen Klasse gehandelt worden sei, aber das Mißverhältniß

in der Größe der Klassen bleibe und könne nur durch Trennung beseitigt werden; denn jetzt sei die philosophisch-historische Klasse ganz vom guten Willen der anderen abhängig, ein „einflußloser Anhang“ drohe sie zu werden. Lediglich um dem vorzubeugen, hätte sie den Antrag gestellt, nicht in einer üblen Laune über den jüngsten Vorgang, allerdings in Folge dessen, aber rein im Interesse der Wissenschaft und der Akademie. Diese Vorschläge seien wie eine Probe gewesen; „wenn wir selbst nicht mit so ausgezeichneten Vorschlägen durchdringen, dann — mögen die Motive wie immer sein — haben wir keine Aussicht überhaupt noch je durchzudringen.“ „Wenn Hr. Cousin nicht ausgezeichnet genug ist durch den Geist, mit welchem er sowohl in die alte als in die deutsche Philosophie eingedrungen ist, und durch das speculative Talent, welches er selbst entwickelt hat, so müssen wir verzagen, irgend einen Gelehrten aus einer anderen Nation uns der philosophischen Wissenschaften wegen aneignen zu können, und ebenso keinen Deutschen aus diesem Gebiet, wenn uns Hr. von Schelling verweigert wird. Wenn wir für die Geschichte der Philosophie auf ein Mitglied warten sollen, welches über Heinrich Ritter weit hervorragt, so bietet uns die lebende Generation keine Hoffnung dar, dies wichtige Fach besetzt zu behalten. Und wenn wir keinen wissenschaftlichen Bearbeiter der deutschen Sprachkunde erhalten können, bis Hr. Jacob Grimm weit übertroffen ist, so werden wir wohl schwerlich jemals Verdiensten auf diesem Gebiet unsre Achtung bezeugen können.“ „Wir müßten die Mitglieder der anderen Klasse, da sie doch die Mehrheit in ihrer Gewalt hat, bitten, selbst Mitglieder für uns in Vorschlag zu bringen. Wir für uns müßten uns allerdings entschließen, entweder auszusterben oder es mit den Männern der zweiten Ordnung zu versuchen, ob diese etwa mehr Gunst finden möchten.“

Hierauf geht Schleiermacher auf den Satz in der Replik der physikalisch-mathematischen Klasse ein, in welchem die Möglichkeit zugestanden war, daß einige Mitglieder bei ihrem negativen Votum Rücksicht genommen hätten auf die künftigen, in das Gebiet der physikalischen und mathematischen Wissenschaften einschlagenden Arbeiten der Vorgeschlagenen. Mit Recht bemerkt er, dies könne sich nur auf Hegel beziehen; denn auf Ritter träfe die Bemerkung nicht zu und Auswärtige kämen überhaupt dabei nicht in Betracht. Man erwartet nun, daß Schleiermacher auf Hegel eingehen und sich zu jener Befürchtung äußern werde; aber er geht schweigend

über sie hinweg, giebt also Hegel indirect Preis und begnügt sich fortzufahren: „In Beziehung auf alle Anderen bleiben wir [ihre Ablehnung betreffend], wenn wir nach Motiven suchen, darauf angewiesen anzunehmen, daß wirklich die Mehrzahl der Klasse der Maxime folgt, die andern durchfallen zu lassen, weil Einer durchgefallen war, wie ja auch Mitglieder sich geäußert und Wilhelm von Humboldt es in seinem Separatvotum mitgetheilt hat. Ist dem so, dann ist die Ordnung der Vorschläge etwas sehr Wichtiges, das Plenum aber hat eigenmächtig die Ordnung geändert, indem es über Hegel zuerst abstimmen ließ. Damit ist die ganze Wahlhandlung der Nullität zu zeihen; die Reihenfolge war: Cousin, Schelling, Hegel, Ritter." „Wir dürften also in Zukunft im günstigsten Fall immer nur mit einem Wahlvorschlag kommen, während die andere Klasse das nicht nöthig hat, wie sie ja schon jetzt wieder mit dreien für ein Hauptfach kommt." Da wird es bald so weit kommen, daß sie in Besitz aller Gehalte ist.

Wilhelm von Humboldt hatte beiläufig geäußert, Jacob Grimm sei zurückgewiesen worden, weil man ihn nicht gekannt habe. Das veranlaßte Schleiermacher zu bitteren Äußerungen; eben hierin zeige sich das mangelnde Vertrauen gegenüber der Klasse. Diejenigen Mitglieder der anderen Klasse, welche sich in der Zeit vom Juli bis zum December (1830) nicht selbständig hätten instruiren wollen, wären verpflichtet gewesen, der philosophisch-historischen Klasse ihr Vertrauen zu schenken und dem Vorschlag zuzustimmen. Das Schreiben gipfelt in dem Satze: „Da wir die Freiheit der Abstimmungen nicht anfechten wollen, auch unsre Collegen nicht um Rechenschaft über ihre Abstimmung angehen können, so müssen wir uns trennen."

Die Klasse nahm dieses Schreiben mit Majorität (9 Stimmen) an; aber vier Mitglieder waren anderer Meinung (Hirt und Meineke haben überhaupt nicht gestimmt; warum ist nicht ersichtlich). Savigny erklärte, daß er der ganzen Sache zu fremd geblieben sei, um mit wahrer Sachkenntniß unterzeichnen zu können; Wilhelm von Humboldt verwies auf sein Separatvotum; Uhden und Karl Ritter kündigten solche an. Von den Übrigen stimmten Bekker, Ideler, Bopp und Lachmann dem Schreiben rund zu. Wilken wünschte an einigen Stellen Milderung des Ausdrucks; „auch möchte ich rathen, etwas zu Gunsten des Hrn. Hegel zu sagen, der mir als Erfinder in der speculativen Philosophie viel höher zu stehen scheint als die HH. Cousin und Ritter." Ihm

stimmten, auch in Bezug auf Hegel, Ancillon und Raumer bei, während umgekehrt Böckh das Schreiben fast zu milde fand und „nicht gegen eine Verschärfung sein würde". Zu Gunsten Hegel's wollte auch er etwas gesagt wissen.

Schleiermacher redigirte nach diesen Bemerkungen die Eingabe auf's Neue (13. Juli 1831). Bedeutend milder heißt es jetzt: „Wäre es möglich, die Gleichheit zwischen beiden Klassen, welche auch Hr. Wilhelm von Humboldt nicht nur für wünschenswerth, sondern fast für nothwendig hält, auf einem anderen Wege herzustellen, so wollten wir gern unsern Antrag zurücknehmen". In Bezug auf Hegel hat sich Schleiermacher nur zu folgendem Satze bequemt, der aus seiner Feder frappirt: „Hegel, dessen speculatives Talent so hervorragend ist und der als Gründer eines neuen Systems so allgemein anerkannt ist, daß wir ihn nicht erst durch unser Lob können geltend machen wollen. Mit welchem Recht nun ihm ein Platz in der Akademie um jener Besorgniß willen [daß er in die naturwissenschaftlichen Disciplinen ungünstig eingreifen werde] versagt werden kann, da doch die Akademie selbst immer erst über die Aufnahme der einzelnen Arbeiten entscheidet, lassen wir ganz dahingestellt sein". In der Forderung der Trennung gipfelt das Schreiben noch immer: „Unser Antrag ist kein unbegründeter Gewaltschritt, sondern das einzige Mittel, um ein der andern Hälfte gleicher Theil der Akademie zu bleiben; aber — so wird hinzugefügt —, wir würden uns freuen, ein anderes und leichteres angegeben zu sehen".

Das Schreiben ging wirklich an den Minister ab. Von den beigegebenen Separatvoten ist das Uhden's unerheblich; es sagt eigentlich nur, der Vorschlag greife so tief in die Organisation der ganzen Akademie ein, daß es das Beste sei, den im Jahre 1829 eingereichten neuen Statuten-Entwurf sich zurück zu erbitten und die Revision der Statuten noch einmal vorzunehmen. Dagegen ist das Votum Karl Ritter's beifallswerth und sehr versöhnlich. Er bemerkt, durch die Erklärung der anderen Klasse sei in Worten Alles gut gemacht; man dürfe hoffen, daß Thaten nachfolgen werden; man solle es auf neue Wahlversuche ankommen lassen; eine Änderung von außen sei nicht rathsam; die Akademie solle von innen heraus die Störung beseitigen.

Der Minister zögerte mit einer Antwort, und in diesem Fall war Zögern gewiß das Beste. Am 14. November 1831 wurde Hegel durch einen plötzlichen Tod der Wissenschaft und dem Vater-

lande entrissen. Damit war dem Conflict der Klassen die Wurzel abgeschnitten; aber den Einsichtigen mußte es schmerzlich sein, daß es zu Hegel's Aufnahme in die Akademie nicht mehr gekommen war. Die Spannung der Klassen löste sich übrigens nicht sofort. Als die physikalisch-mathematische Klasse am 17. November 1831 ihren seit dem Januar zurückgestellten Wahlvorschlag wieder aufnahm, erklärte die andere Klasse unter Schleiermacher's Führung schriftlich: „1. daß sie darauf beharren müsse, es sei unangemessen, in der gegenwärtigen Lage der Dinge ordentliche Mitglieder zu wählen, daß sie 2. vielmehr darauf antrage, die Akademie möge den Hrn. Minister auf's dringendste bitten, sich über die Vorschläge der Klasse betreffend eine Trennung beider Klassen in Beziehung auf die Wahlen und die Fonds definitiv zu erklären, 3. daß aber, wenn statt dessen die Wahlversammlung dennoch, wie beschlossen, ausgeschrieben werde, die Klasse sich gemüßigt finde, bei dem Hrn. Minister die dringendste Protestation gegen jeden Erfolg dieses Acts einzulegen“.

Die Akademie beschloß auf dieses Schreiben hin (24. November 1831), die angesetzte Wahlversammlung einstweilen noch zu verschieben, dagegen den Klassen aufzutragen, bis zur nächsten Plenarsitzung eine Commission aus sechs Mitgliedern (die 4 Secretare und 2 gewählte Mitglieder) zu ernennen, welche von den Klassen so weit als bevollmächtigt angesehen werden solle, daß ihre Beschlüsse nicht mehr an diese zurückgingen, sondern sofort dem Plenum vorgelegt würden; die Commission soll allein zum Zweck haben, die bestehenden Differenzen, wenn möglich, auszugleichen.

Diese aus Erman, Encke, Schleiermacher, Wilken und den gewählten Mitgliedern Buch und Böckh bestehende Commission trat am 12. December zusammen. Im Namen ihrer Klasse erklärten Schleiermacher, Wilken und Böckh, die Klasse fühle das Bedürfniß, sich zu verstärken und habe sich bereits über sechs neue Mitglieder (unter ihnen H. Ritter) geeinigt. „Der Ausfall der letzten Wahlversammlung indessen habe die Besorgniß bei der Klasse geweckt, als liege in der bisherigen geringeren Anzahl der Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse im Vergleich mit der physikalisch-mathematischen ein Hinderniß, welches jeder Vermehrung der philosophisch-historischen Klasse für die Zukunft sich in den Weg stellen würde, und diese Besorgniß habe den Wunsch einer theilweisen Trennung hervorgerufen; die Klasse wünsche deshalb,

bevor sie die neuen Vorschläge zu einer definitiven Wahl vorlege — wodurch, falls die Vorgeschlagenen erwählt würden, eine solche Besorgniß für die Zukunft gänzlich gehoben sei — irgend eine Art von Garantie, daß kein solches allgemeines Hinderniß der Vermehrung der Klasse obwalte, ohne jedoch der Wahlfreiheit eines jeden Akademikers im mindesten Eintrag thun zu wollen. Ohne solche Garantie könne sie nicht umhin, ihre Existenz in der Vereinigung mit der physikalisch-mathematischen Klasse für gefährdet zu halten."

Hiermit hatte die Klasse den Rückzug angetreten; aber wie sollte ihre Forderung einer Garantie erfüllt werden, ohne die Freiheit der Wahlen zu gefährden? Die Vertreter der anderen Klasse erklärten, es sei kein Grund zu einer Besorgniß vorhanden; sie sei ihnen unerklärlich. Schließlich einigte man sich, dem Plenum folgenden Vorschlag zu machen: die philosophisch-historische Klasse solle aufgefordert werden, ihre sechs Vorschläge dem Plenum einzureichen und über sie zusammen mit den zwei Vorschlägen der anderen Klasse abstimmen zu lassen, so jedoch, daß zuerst über jene abgestimmt werde, obgleich die Vorschläge der physikalisch-mathematischen Klasse dem Plenum bereits vorlagen. Durch diese Concession erklärten sich die Vertreter der philosophisch-historischen Klasse für befriedigt, und auch im Plenum ging der Antrag fast einstimmig durch (15. December 1831). Damit war der Conflict beseitigt. H. Ritter, Ranke, Eichhorn, Hoffmann, Levezow, Dirichlet und H. Rose wurden am 13. Februar 1832 glatt gewählt, ein Jahr später auch der Germanist Graff. Die philosophisch-historische Klasse zählte somit am Anfang des Jahres 1833 einundzwanzig Mitglieder, die physikalisch-mathematische dreiundzwanzig. Das Gleichgewicht war hergestellt.

Am 12. Februar 1834 erlitt die Akademie den schmerzlichsten Verlust: Schleiermacher, völlig ausgesöhnt mit den Mitgliedern der anderen Klasse, wurde ihr entrissen, und ein Jahr später folgte ihm Wilhelm von Humboldt. Jenem ist in der Akademie keine Gedächtnißrede gehalten worden, auch den beiden nicht lange vorher verschiedenen auswärtigen Mitgliedern Niebuhr und Goethe nicht. Die Größe der Aufgabe mochte die Akademiker schrecken; aber Savigny oder Böckh oder Alexander von Humboldt wären wohl im Stande gewesen, würdige Worte zu sprechen. Die Aufforderung der Akademie, seinem Bruder Wilhelm den Nachruf zu halten, hat Alexander von Humboldt abgelehnt: „Es würde mir

unmöglich sein, über den so innigst geliebten Bruder zu sprechen oder zu schreiben. Ich würde mich immer durch meine Lage als Bruder und die Pflichten der Mäßigung, welche aus dieser Lage entstehen, dergestalt befangen fühlen, daß ich das betrübende Gefühl haben würde, auch mit dem besten Willen und von der Größe des Gegenstandes durchdrungen, eine solche Aufgabe schlecht zu lösen. Befangenheit nimmt die Freiheit, und ohne freie Zuversicht bringt man nichts Befriedigendes hervor. . . . Mein Bruder war ein warmer Freund hergebrachter akademischer Formen, und wir müssen also nach den Grundsätzen der Öffentlichkeit und Gleichheit, denen meine Familie anhängt, wünschen, daß die Erwähnung des Hingeschiedenen von dem Herrn Secretar der Klasse geschehe, zu der er gehört. Sie wissen, wie lebhaft sich mein Bruder für die Ernennung unsers Freundes, des Geheimen Raths Böckh, interessirt hat, wie hoch mein Bruder die philosophische Ansicht des gesammten Alterthums in diesem schätzte. Die Sache ist also in guter Hand".

Böckh hielt den Nachruf „mit gewohnter Würde" am Leibniz-Tage 1835. Ein ausführlicherer, der folgen sollte, ist aber nicht gehalten worden; in jenem Nachruf fand Böckh das bezeichnendste Wort, indem er Wilhelm von Humboldt „einen Staatsmann von perikleischer Hoheit des Sinnes" nannte. Treffliches Material zur Charakteristik des großen Todten hatte Alexander von Humboldt ihm geboten in eben jenem Briefe an Lichtenstein (den wir oben citirt haben) und der auch für Böckh bestimmt war:

Ich glaube, daß nichts mehr den Verewigten charakterisirte, als die Tiefe, mit der er in Geist, Anmuth der Sitten, Heiterkeit des Gemüths, Stärke und Würde des Charakters, Freiheit des Sinnes, Unabhängigkeit von den einseitigen Bedrückungen der Gegenwart, von dem Geiste des Alterthums als Staatsmann, als Gelehrter, als Freund und Verwandter durchdrungen war. Er erschien mir immer als der Reflex von dem, was in der höchsten Blüthe der Menschheit uns aus vergangenen Jahrhunderten entgegenstrahlt. Soll ich an Einzelnes erinnern, was er geleistet hat, so stelle ich obenan: Fundation der Berliner Universität und der damit zusammenhängenden Institute; Erbauung der Sternwarte in Königsberg, die so wichtig geworden ist; Errichtung des Museums, die ihm der König übertrug. Unter den litterarischen Werken die poetischen: „Agamemnon", „Pindarische Oden", Chöre und sein Gedicht „Roma"; unter den prosaischen: „Über Hermann und Dorothea", eigentlich über das Epos im Allgemeinen, die Untersuchungen über die iberischen Völkerschaften, die Basken schildernd als einen großen Theil des Mittelmeeres umwohnend; viele ästhetische und Kunstaufsätze in den „Horen", über Philosophie der Grammatik in den Schriften der Akademie der Wissenschaften, und die geistreiche „Lettre

à Mr. Abel Rémusat“ über den Sprachbau des Chinesischen. Diese Arbeiten von so geringem Umfang tragen alle den gemeinsamen Charakter, daß sie von dem festen Grunde des einzeln Ergründeten zu höhern, allgemeinen philosophischen Ansichten übergehen. Diese Fähigkeit, der Masse des Durchforschten und Gesammelten nicht zu erliegen, das heterogen Scheinende zu concentriren und nach großartigen Ansichten in Einklang zu bringen, bei steter Klarheit der Schreibart und Beibehaltung solcher Formen, welche langes Studium und lange Vorliebe metaphysischen Ideengangs verrathen, dem Stile nie den belebenden Hauch der Einbildungskraft zu entziehen, charakterisirt recht eigentlich die Arbeiten des Hingeschiedenen. Er hat neben sich entstehen sehen und mächtig gefördert eine neue allgemeine Sprachwissenschaft, ein Zurückführen des Mannigfaltigen im Sprachbau auf Typen, die in geistigen Anlagen der Menschheit gegründet sind. Den ganzen Erdkreis in dieser Mannigfaltigkeit umfassend, jede Sprache in ihrer Structur ergründend, als wäre sie der einzige Gegenstand seiner Forschungen gewesen, als verdiene sie die Aufmerksamkeit, welche ehemals nur Idiomen gegönnt wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Litteratur zurückstrahlt, war der Verewigte nicht bloß unter seinen Zeitgenossen derjenige, welcher die meisten Sprachen grammatikalisch studirt hatte, er war auch der, welcher den Zusammenhang aller Sprachformen und ihren Einfluß auf die geistige Bildung der Menschheit am tiefsten und innigsten ergründete. Das Werk, welches wir jetzt drucken lassen, wird die Nachwelt lehren, wie, nach einem langen, allein geistigen Bestrebungen gewidmeten Leben, eine mächtige Intelligenz die einzelnen Strahlen der Erkenntniß concentriren, das Mannigfaltigste beherrschen, den organischen Bau der Rede den ewigen Gesetzen dieser Intelligenz unterwerfen kann. Wie Sie, mein theurer Freund, wünsche ich, daß in der nächsten Sitzung ein Fragment aus der Einleitung gelesen werde. Es wird gewiß von großem Effect sein, wenn wir die Auswahl so treffen, daß die Sprache lebendig und der Inhalt allgemein interessant, also in Beziehung auf Geselligkeit und Civilisation ist. Mögen wir auch einen Leser finden, der nicht, wie in unserer Akademie leider so oft der Fall ist, in sich hineinspricht.

Das Werk, um das es sich hier handelt, ist das berühmte über die Kawisprache. Alexander von Humboldt wählte aus der Einleitung geeignete Stellen zur Vorlesung in der öffentlichen Sitzung aus.

Wilhelm von Humboldt war unersetzlich; aber auch Schleiermacher's und Hegel's Lehrstühle sind nicht so besetzt worden, daß die Akademie die Nachfolger in ihre Mitte aufnehmen konnte.

An Schleiermacher's Stelle wollten Altenstein und Johannes Schulze Baur aus Tübingen nach Berlin ziehen (neben Klaus Harms aus Kiel); allein sie vermochten es nicht; denn bereits hatte der König in Bezug auf das Cultus- und Unterrichtsdepar-

tement dem Kronprinzen freie Hand gelassen, und dieser war ein heftiger Gegner nicht nur der Hegel'schen Philosophie, die ihm „Selbstvergötterung“ war, sondern auch der freien Theologie, wie sie Schleiermacher vertreten hatte. Daher ist auch der Mann nicht Ordinarius in Berlin und Mitglied der Akademie geworden, der im Jahre 1835 sein epochemachendes Werk „Die Religion des Alten Testaments“ hatte erscheinen lassen, Vatke. Seine Wahl hätte um so willkommener sein müssen, als er mit der gründlichsten philosophischen Bildung ausgezeichnete Kenntnisse des semitischen Alterthums verband und die semitischen Sprachen in der Akademie überhaupt nicht vertreten waren. Aber die volle Bedeutung Vatke's hat vor Wellhausen Niemand erkannt; der Akademie war er als Hegelianer verdächtig, und er selbst war zu bescheiden, um sich vorzudrängen. — Die Besetzung des Lehrstuhls Hegel's zog sich lange hin. Zunächst war, nachdem Heinrich Ritter bereits im Frühjahr 1832 Berlin verlassen hatte und nach Kiel gegangen war, auf Wunsch des Kronprinzen Steffens aus Breslau berufen worden. Die Akademie nahm ihn im März 1835 auf, freilich unter starkem Widerspruch der Naturforscher, namentlich Buch's, der diesen Dilettanten mit Recht für gefährlich hielt. Dann setzten es Altenstein und Schulze nach langen Kämpfen gegen den Kronprinzen durch, daß ein treuer Schüler Hegel's den Lehrstuhl des Meisters erhielt. Aber der Berufene, Gabler, war leider unbedeutend, und auch die weitere Verstärkung, welche die Hegel'sche Philosophie in Berlin durch die Ernennung Henning's zum Ordinarius erhielt, war nur eine scheinbare. Der Kronprinz brauchte diese „Drachensaat des Hegel'schen Pantheismus“ nicht zu fürchten; die Akademie hat keinen von beiden aufgenommen. Aber auch Trendelenburg, den Gegner Hegel's, der 1832 Extraordinarius, 1837 Ordinarius geworden war, hat sie neun Jahre warten lassen, wohl um jene nicht zu kränken.

Das wissenschaftliche Leben in der Akademie wurde in dem Jahrzehnt 1831—40 intensiver und breitete sich zugleich immer weiter aus. Zusammengehalten wurde es durch Alexander von Humboldt, der allen Wissenschaften ein gleich lebendiges Interesse widmete, bei Böckh griechische Alterthümer (1833/34), bei Mitscherlich Chemie hörte, auf die Berufung und Anerkennung hervorragender Gelehrter einen stets wachsenden Einfluß ausübte und, indem er nach Goethe's Tod allmählich in dessen Stelle nationalen Ruhms rückte, auf die Akademie einen Abglanz dieses Ruhms zurückstrahlte.

Eine Übersicht über den Fortgang der gemeinsamen Unternehmungen der Akademie, die Inangriffnahme neuer und die größeren Geldbewilligungen wird von dem erhöhten wissenschaftlichen Leben Zeugniß ablegen. Zuvor sei noch bemerkt, daß sich die Akademie seit dem 1. Januar 1836 ein neues Organ für Publicationen neben ihren „Abhandlungen“ geschaffen hat. Sie entschloß sich, „Monatsberichte über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen“ herauszugeben, „sowohl um kürzere Mittheilungen überhaupt und schneller als in den Abhandlungen veröffentlichen zu können, als auch um in einen lebendigeren Verkehr mit dem gelehrten Publicum zu treten und dasselbe für die Arbeiten der Akademie zu interessiren“. Die Einrichtung erwies sich als sehr praktisch und erreichte wirklich ihren Zweck, soweit eine Akademie überhaupt das Interesse weiterer Kreise in Anspruch zu nehmen vermag.

Das „Corpus Inscriptionum Graecarum“ schritt unter Böckh's Leitung langsam fort; im Jahre 1834 vertheidigte er sich in einer ausführlichen Denkschrift gegen den Vorwurf der Verzögerung; denn der Geldverwendungs-Ausschuß wurde immer spröder und bewilligte die verlangten Mittel nur ungern. Den Abschluß des zweiten Bandes vermochte er bis zum Jahre 1840 nicht zu erreichen, obgleich im Jahre 1838 auf Bunsen's Empfehlung der Hellenist Franz in die Redaction des Corpus als Hülfsarbeiter eingetreten war. Die Schwierigkeiten des Werks wuchsen bei seinem Fortgange, und zugleich wuchsen die kritischen Anforderungen, denen man genügen sollte.

In die Aristoteles-Commission traten im Jahre 1832 Lachmann, Meineke und Wilken ein; der Druck der gewaltigen Bände schritt langsam, aber stetig vor. Conflicte mit der Reimer'schen Buchhandlung, die nicht selten entstanden, wurden doch immer wieder beigelegt. Endlich war Ende 1836 das große, vier Quartbände füllende Werk vollendet: „Aristoteles ex recensione I. Bekkeri edidit Academia Regia Borussica“. Die beiden ersten Bände enthielten den Text mit kritischem Apparat, der dritte die lateinische Übersetzung, der vierte, besonders umfangreiche, dessen Herstellung unendliche Verhandlungen verursacht hatte, Auszüge aus den Commentatoren. Im August 1836 hatte man für den Index 100 Thlr. (!) ausgeworfen, und der Candidat der Philologie Vater wurde mit der Ausarbeitung betraut. Er versprach (April 1837), den Index binnen drei Jahren für ein Gesammthonorar

von 600 Thlr. zu liefern. Diese Versechsfachung des Honorars war noch ebenso ungenügend wie die in Aussicht genommene Frist. Dazu kam, daß Vater erst durch ein Augenübel, dann durch seine Berufung an die Universität Kasan (1840) an der Ausführung gehindert wurde. Er bot der Akademie die Zurückzahlung der 600 Thlr. in Raten an, andernfalls versprach er, binnen zwei Jahren in Kasan den Index herzustellen. Die Akademie entschied sich für Letzteres mit der Erklärung, sie erwarte am Schluß des Jahres 1842 den Index druckfertig hergestellt zu sehen, widrigenfalls sie die Zurückzahlung der 600 Thlr. sofort verlangen werde. Es sollte noch ein Menschenalter dauern, bis das Werk vollendet wurde, nicht von Vater, sondern von einem sehr viel bedeutenderen Gelehrten, der sich ein unvergängliches Denkmal in ihm gestiftet hat.

Ein anderes Unternehmen, welches erst in unseren Tagen beendigt worden ist, hat die Akademie nach Niebuhr's Tode in den Kreis ihrer Arbeiten hineingezogen — man möchte wünschen, es wäre nie geschehen! Niebuhr hatte einige Jahre vor seinem Tode (1826/27) die Herausgabe eines „Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae“ unternommen. Beabsichtigt war nur ein möglichst schnell herzustellender Abdruck der vorhandenen, zum Theil schwer zugänglichen und theuren Ausgaben und die Ausarbeitung von Indices. Eine solche Ausgabe war einer Akademie nicht würdig, und Niebuhr selbst hatte sie daher auch aus dem Spiel gelassen. Ihm kam es lediglich darauf an, die Quellenwerke den Historikern in kürzester Frist zugänglich zu machen. Bis zum Ende des Jahres 1830 waren bereits 11 Bände gedruckt, der 12. war der Vollendung nahe. Nach Niebuhr's Tode (2. Januar 1831) wandte sich der Verleger, Weber in Bonn, an die Akademie, und diese beschloß aus Pietät gegen den großen Geschichtsschreiber, „sich der allgemeinen Leitung des Unternehmens zu unterziehen“, wenn der Verleger wie bisher alle Kosten trage (25. Januar bez. 31. März 1831). Dieses Abkommen wurde perfect. Die Akademie setzte eine Commission für das Unternehmen nieder (Böckh, Bekker, Meineke und Lachmann, später Pinder, Pertz und Andere) und leitete es fortan, ohne es auf die Höhe einer akademischen Publication zu heben. Zwar wurden nun auch einige neue Collationen besorgt, aber dem Verleger, der große Opfer brachte, konnte nicht zugemuthet werden, sich an dem Unternehmen bankerott zu arbeiten. In den fünfundzwanzig Jahren von 1832—1856 hat die Akademie allerdings 1600 Thlr. für Collationen u. s. w. aus ihren Mitteln be-

willigt, aber diese Summe bedeutete wenig. Die Ausgabe wurde so gefördert, daß bis zum Anfang des Jahres 1837 zweiunddreißig Bände von sehr ungleichem Werthe erschienen; dann stockte sie und zog sich von da ab langsam hin, im Jahre 1851 nahm sie wieder einen Aufschwung, aber der Abschluß, d. h. die Lieferung der letzten vier Bände, verzögerte sich, obgleich die Akademie etwas reichlichere Mittel gewährte. Endlich, im Jahre 1897 erschien der 50. und letzte Band (Zonaras, von Büttner-Wobst), nicht unrühmlich die Ausgabe abschließend. Die meisten Bände müssen noch einmal edirt werden, und bereits ist damit begonnen worden.

In unser Jahrzehnt fallen auch die Anfänge des „Corpus Inscriptionum Latinarum“. Dem dänischen Philologen Kellermann gebührt das Verdienst, diese Unternehmung nicht nur angeregt, sondern auch einen Plan vorgelegt zu haben, der auf wirklicher Sachkunde beruhte, weil er sich auf Erfahrungen gründete, die an Ort und Stelle gewonnen waren.

Im Juni 1836 legte Kellermann der päpstlichen Regierung, sowie den Akademieen von Kopenhagen, Berlin und München eine sehr ausführliche Denkschrift vor, in der er den Plan eines Corpus Inscriptionum Latinarum genau entwickelte. Er schilderte im Eingang den trostlosen, verworrenen Zustand der bisherigen Publicationen, die Masse der Fälschungen u. s. w. Die 50—60 000 edirten Inschriften würden sich, so führte er aus, durch die Kritik fast auf die Hälfte reduciren lassen; dazu kämen circa 25 000 ungedruckte. In Gemeinschaft mit Sarti in Rom und Borghesi in San Marino, der seine Papiere sämmtlich dem Unternehmen zur Verfügung stelle, wolle er das Corpus sammeln; der Plan sei bereits unter Theilnahme Bunsen's in Rom entworfen. „Es soll für die Herausgeber dieses Werkes eine unerläßliche Pflicht sein, so viele Inschriften als möglich mit eigenen Augen zu sehen und mit eigener Hand zu copiren“. Das sei schon in großem Umfang bei den römischen Inschriften von ihm und Sarti geschehen; „auf dieselbe Weise verpflichten wir uns, ganz Italien zu durchsuchen und, soweit es möglich ist, alle diejenigen Länder, wo lateinische Inschriften sich finden“; zuverlässige Abschreiber würden sie in Gegenden schicken, in die sie nicht selber kommen könnten; Abdrücke in Papier oder genaue Zeichnungen sollten überall besorgt werden. Kellermann verlangte eine jährliche Summe von 1800 Scudi auf 6—7 Jahre; sie solle von der päpstlichen Regierung und den genannten Akademieen gemeinsam aufgebracht werden; die dänische

Gesellschaft der Wissenschaften habe bereits einen einmaligen Beitrag von 300 Scudi, einen jährlichen von 150 versprochen; 150 Scudi wolle auch die dänische Akademie der Künste jährlich beisteuern.

Kellermann's „ernsthaftes und eifriges Beginnen“ ist nachmals von Mommsen anerkannt worden; zum ersten Mal war der Akademie der Plan eines großen philologischen Unternehmens vorgelegt worden, bei welchem der Antragsteller die eigenthümliche Natur seiner Aufgabe im ganzen Umfange würdigte und deshalb auch die Zeit und die Kosten einigermaaßen richtig — freilich noch lange nicht ausreichend — zu überschlagen verstand. Aber die Akademie blieb hinter dem Antrag zurück. Sie konnte es noch nicht fassen, daß man Inschriften, die man ediren wolle, sehen müsse, und sie schreckte vor den gewaltigen Kosten und dem langen Zeitraum der Ausführung zurück. Der Geldverwendungs-Ausschuß bewilligte einmalig 200 Thlr. mit dem Bemerken, „daß es nicht Sache der Akademie sein könne, sich auf Unterstützung von Untersuchungen einzulassen, von denen das Ende gar nicht abzusehen sei“; man bewillige die 200 Thlr. „ohne im mindesten die Verbindlichkeit zu einer weiteren Unterstützung zu übernehmen“. In der Klasse gelang es aber doch, für Kellermann die Summe von je 200 Thlr. auf drei Jahre zu erwirken. Aber bald darauf starb der hoffnungsvolle Gelehrte in Rom an der Cholera (1. September 1838), und mit ihm schien der große Plan begraben. Allein die Akademie hatte seit dem März 1835 einen Mann in ihrer Mitte, der, wie Kellermann, in Rom und Italien Jahre lang gelebt hatte und daher im Unterschied von Böckh, dem buchgelehrten Philologen, den Werth der Autopsie und die Tüchtigkeit der Kellermann'schen Arbeiten zu schätzen wußte — das war der Archäologe Eduard Gerhard. Er nahm im März 1839 den Plan Kellermann's auf, empfahl der Akademie an dem Corpus festzuhalten und bezeichnete Otto Jahn in Rom als den Gelehrten, den man mit der Ausführung betrauen solle. Doch meinte Gerhard, man solle das Unternehmen zunächst in bescheideneren Grenzen halten und epigraphische Vorstudien machen lassen. Sein erster Antrag lautete: „Die früher dem Dr. Kellermann auf drei Jahre bewilligten, durch dessen Ableben aber für die beiden letzten Jahre vacant gebliebene Unterstützung römisch-epigraphischer Arbeiten mit 200 Thlr. jährlich für gedachte zwei Jahre Dr. Otto Jahn in Rom zu weiterer Förderung desselben Zwecks zu übertragen“. Dieser Antrag wurde

genehmigt und Jahn für das Jahr 1839/40 200 Thlr. bewilligt. Er erwarb selbst den Kellermann'schen Nachlaß für eine beträchtliche Summe und verfügte damit über einen werthvollen Apparat. Im Jahre 1841 reichte er sein „Specimen epigraphicum in memoriam Olai Kellermanni“ der Akademie ein und bat um neue Unterstützung. Sie wurde verschoben, weil Zumpt — er war mit Gerhard zusammen in die Akademie aufgenommen worden, gehörte aber dem alten Philologengeschlecht an — mit der vorgelegten Arbeit nicht zufrieden war. Die weitere Entwicklung des großen Unternehmens wird später erzählt werden.

Außer den regelmäßigen Unterstützungen, die für die Sternkarten, das griechische Corpus Inscriptionum, die Aristoteles-Ausgabe und für einige Collationen zum Corpus Script. Hist. Byzant., sowie für physikalische, astronomische, meteorologische u. s. w. Instrumente bewilligt wurden, sind in dem Zeitraum von 1831 bis 1840 noch folgende Ausgaben für wissenschaftliche Zwecke gemacht worden: im Jahre 1831 für das von Prof. Schmidt berechnete System elliptischer Bogen und eine Potenzentafel 100 Friedrichsd'or, Hrn. Graff zur Bearbeitung des althochdeutschen Sprachschatzes 400 Thlr., im Jahre 1832 für die Übersetzung aus chinesischen Werken durch Hrn. Schott zum Behuf der geographischen Forschungen des Hrn. Karl Ritter 200 Thlr., im Jahre 1833 Hrn. Crelle für die Berechnung der Primzahlen von der vierten Million an 300 Thlr., Hrn. Gloger zur Herausgabe seines Werks über die Vogelarten nach dem Klima 100 Thlr., Hrn. Kämtz in Halle für eine meteorologische Reise in die Schweiz 300 Thlr., Hrn. Corda in Prag zu phytotomischen Arbeiten 400 Thlr., Hrn. Bessel eine Unterstützung zur Bestimmung der Länge des einfachen Secundenpendels für Berlin, im Jahre 1834 zum Ankauf einer Mahabharata-Handschrift ein Zuschuß von 350 Thlr., Hrn. Kützing in Eilenburg zu Algen-Forschungen 200 Thlr., im Jahre 1835 Hrn. Gerhard zur Herausgabe etruskischer Kunstdenkmäler 400 Thlr., zur Herstellung eines Katalogs der arabischen Handschriften der Königlichen Bibliothek 300 Thlr., Hrn. Lepsius zur Erforschung aegyptischer Denkmäler in italienischen Sammlungen 500 Thlr., zur Anschaffung koptischer Typen für die akademische Druckerei 300 Thlr., im Jahre 1836 eine nicht näher bezeichnete Summe zum Ankauf einer Petrefactensammlung, zur Anschaffung russischer Typen und zur Vervollständigung der Sanskrittypen 100 Thlr., im Jahre 1837 Hrn. Ideler zur Herausgabe des kop-

tischen Psalters 200 Thlr., Hrn. Quenstedt zur Katalogisirung der Petrefactensammlung 150 Thlr., Hrn. Roß für Abschrift einer großen attischen Inschrift 170 Thlr., für Vervollständigung der koptischen Typen 100 Thlr., im Jahre 1838 für chinesische Typen-Matrizen 1300 Thlr., Hrn. Bekker zu einer Reise nach Venedig 600 Thlr., Hrn. Bremiker für Berechnungen von Kometen-Störungen 200 Thlr., im Jahre 1839 zum Druck von Forster's Descriptiones animalium 300 Thlr., Hrn. Dönniges zum Druck Turiner Geschichtsquellen 200 Thlr., Hrn. Schmoelders zu arabischen Publicationen 300 Thlr., Hrn. Böckh zur Publication der Urkunde über das attische Seewesen 200 Thlr., Hrn. Jacobi in Königsberg zum „Canon arithmeticus“ 600 Thlr., für chinesische Typen 646 Thlr., Hrn. Rammelsberg zu mineralogisch-chemischen Untersuchungen 100 Thlr., im Jahre 1840 Hrn. Wilhelm Weber zu einer Kette übersponnenen Kupferdrahts zur Messung der Geschwindigkeit galvanischer Ströme 300 Thlr., Hrn. Ideler zur Herausgabe der Sammlung kleinerer physischer und medicinischer Schriften des griechischen Alterthums 300 Thlr., Hrn. Jacobi für die durch Hrn. Claußen auszuführenden numerischen Rechnungen seiner neuen Methode für die planetarischen Störungen 200 Thlr.

Nicht nur als Übersicht über die Erweiterung der Aufgaben der Akademie sind diese dürftigen Zahlen von Werth — die orientalischen Studien begannen sich auch in Deutschland zu regen, Gerhard nahm Winckelmann's Arbeiten wieder auf u. s. w. —, sondern einzelne von ihnen bieten noch ein besonderes Interesse. Bereits im Jahre 1839 ist Hr. Rammelsberg in Beziehungen zur Akademie getreten, und bis zum Jahre 1899 weilte er unter uns! Wilhelm Weber hat aus den Mitteln der Akademie eine Kette übersponnenen Kupferdrahts im Jahre 1840 erhalten; diese Ketten umspannen heute die ganze Erde und befreien den Austausch der Gedanken von den Bedingungen des Raumes und der Zeit.

Aber der Name Wilhelm Weber's erweckt noch andere Erinnerungen. Um jenen Kupferdraht hat er auf Dirichlet's Rath in Berlin gebeten, weil er im Jahre 1837 als einer der „Göttinger Sieben“ seine Professur verloren hatte und als Privatmann seine Studien fortzusetzen gezwungen war. Die Absetzung jener sieben Professoren hatte wie überall in Deutschland so auch in Berlin in den Kreisen der Akademie und der Universität die Gemüther lebhaft erregt. Conservativere Staatsbürger als die Akademiker, den einen, Friedrich von Raumer, ausgenommen, gab es

nicht; die treuen Schüler Hegel's wetteiferten mit ihnen in dieser Haltung, und Ranke's „Historisch-politische" Zeitschrift, die im Gegensatz zu den Ideen der Juli-Revolution gegründet war, suchte den antirevolutionären deutschen Geist geschichtlich zu vertiefen und zu befestigen. Aber durch die Revolution von oben wurden auch die treuesten Conservativen unter den Gelehrten erschüttert. Gans, Encke, Lachmann, Männer von erprobtem Preußensinn, fühlten sich von dem Rechtsbruch gleichsam mitbetroffen, und Alexander von Humboldt bemühte sich lebhaft, den Abgesetzten Professuren zu verschaffen. Die allgemeine Entrüstung und die Sammlungen zu Gunsten der Sieben zeigten es, daß sich die deutschen Akademiker und Universitätsprofessoren als eine Einheit fühlten und entschlossen waren, ihre Rechte zu vertheidigen. Man kann von dem Jahre 1837 den Umschwung zum Liberalismus in weiten Kreisen der deutschen Gelehrten datiren. In der Akademie zeigte er sich natürlich viel schwächer als an den Universitäten, denn sie ist dem öffentlichen und politischen Leben durch ihre Aufgaben entrückt. Daß die Akademie das Glück haben werde, Jakob und Wilhelm Grimm durch einen hochherzigen Entschluß Friedrich Wilhelm's IV. sich zugeführt zu sehen, und daß ihr der Göttinger Rechtsbruch somit einen ungeahnten Gewinn bringen sollte, wagte im Jahre 1837 Niemand zu denken. —

Noch immer lag der von Schleiermacher redigirte, von der Akademie angenommene Statutenentwurf im Ministerium. Endlich entschloß sich Altenstein, nach sieben Jahren, dem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen, daß formell zwar noch immer das Statut von 1812 in Kraft war, in Wirklichkeit aber die Verhältnisse nach dem Entwurf von 1829 geregelt wurden. Aber eine einfache Bestätigung dieses Entwurfs war nicht mehr möglich. Im Verlaufe der letzten sieben Jahre hatten sich manche Neuerungen nöthig oder wünschenswerth gemacht, die in ihm noch nicht vorgesehen waren. So sandte der Minister im August 1836 den Entwurf zurück und forderte die Akademie auf, eine neue Redaction der Statuten vorzunehmen. „Das Ministerium will mit Bezugnahme auf die früheren Verhandlungen, welche in dieser Angelegenheit stattgefunden haben, die näheren Anträge der Königlichen Akademie der Wissenschaften über diejenigen Bestimmungen, in Betreff welcher früher eine vielleicht jetzt nicht mehr vorhandene Verschiedenheit der Ansichten sich geltend zu machen suchte, erwarten."

Die Akademie setzte eine Commission nieder, die aus den vier Secretaren (Erman, Encke, Wilken, Böckh) und den gewählten Mitgliedern Lichtenstein, Poselger, Lachmann und Ranke bestand (November 1836). Die Seele der Commission war Böckh; neben ihm hat sich Encke die größten Verdienste um die Redaction der neuen Statuten erworben. Die Commission band sich nicht an den Schleiermacher'schen Entwurf, sondern hielt es für zweckmäßig, auf Grund einer genauen Durcharbeitung aller seit dem Jahre 1818 gemachten Vorschläge die Statuten neu zu formuliren. Böckh, der in geschäftlichen Dingen eine ausgezeichnete Umsicht und Präcision besaß, war in formeller Hinsicht weder mit dem Statut von 1812 noch mit dem Schleiermacher'schen Entwurf zufrieden und befürwortete daher eine durchgreifende Umformung. Die Commission tagte bis zum Hochsommer 1837; erhebliche Gegensätze zeigten sich nicht, und die Verhandlungen nahmen den friedlichsten Verlauf. Am 10. Juli wurde Böckh mit der Schlußredaction betraut; zehn Tage später konnte dem Plenum die Fertigstellung der Statuten mitgetheilt werden; im August wurden sie den Mitgliedern vorgelegt. Die Berathungen im Plenum begannen im October.

Die wichtigsten Neuerungen der Vorlage gegenüber dem Entwurf von 1829 bestanden in der Beschränkung der Anzahl der ordentlichen Mitglieder auf eine bestimmte Zahl, in der Anordnung, daß die beiden Klassen gleich viele Stellen haben sollten, und in der Fixirung der Anzahl der Stellen auf fünfzig (25 + 25). Durch diese Bestimmung war allen Conflicten, die aus der verschiedenen Anzahl der Mitglieder in den Klassen entstehen konnten und früher wirklich entstanden waren, in Zukunft vorgebeugt; es war zugleich durch die Feststellung einer Grenze das Ansehen der Akademie erhöht, weil die Aufnahme erschwert. Die Vorschläge waren von Böckh gemacht und in der Commission nicht ohne Widerspruch angenommen worden. Im Plenum wurde die Beschränkung der Anzahl der Mitglieder mit 19 gegen 10 Stimmen, die Gleichheit der Klassen mit 26 gegen 2 Stimmen, die Zahl fünfzig mit 25 gegen 2 Stimmen durchgesetzt. In der Sitzung vom 2. November 1837 machte Alexander von Humboldt noch einen wichtigen Vorschlag, der einstimmig angenommen wurde: es sollen in jeder Klasse mehrere Hauptfächer bestimmt werden, welche nothwendig durch Mitglieder der Klassen zu vertreten seien („Fachstellen"); die Klassen werden beauftragt festzustellen, welche und wie viele solcher Stellen einzurichten seien. Damit war zum ersten

Mal eine innere, sachliche Organisation in die Akademie eingeführt. In einer folgenden Sitzung wurde auch die Zahl der Correspondenten beschränkt, und zwar auf 100 für jede Klasse.

Am 19. December ging der Statuten-Entwurf an das Ministerium, begleitet von einem ausführlichen, aufklärenden Schreiben Encke's. Er konnte dem Ministerium anzeigen, daß alle wesentlichen Bestimmungen des Entwurfs mit einer Majorität von zwei Dritteln der Stimmen angenommen worden seien. Da die Statuten von 1812 noch immer in Kraft waren, so beleuchtet Encke alle wichtigen Abweichungen des neuen Statuts von ihnen und sucht sie zu rechtfertigen, die Zusammenziehung der vier Klassen in zwei, die größere Strenge bei den Wahlen (nach dem alten Statut waren erfolgreiche Wahlen möglich, bei denen der Erwählte nur eine Stimme über ein Drittel der Stimmen erlangt hatte), die Beschränkung der Anzahl der Stellen, die Neuerungen in der Regelung der Geldverhältnisse u. s. w. Sehr wichtig ist Encke's Erklärung bei jenem Paragraphen des Entwurfs, der die Akademie ermächtigt, auch Nicht-Akademikern fortlaufende Remunerationen bis zu 200 Thlr. zu gewähren: „Die Akademie dachte hiedurch bei größeren akademischen Arbeiten einzelner Mitglieder sich die Stütze von geschickten Hülfsarbeitern verschaffen zu können, ähnlich wie bei einigen fremden Akademieen Adjunctenstellen eingeführt sind, und wie in der That schon jetzt die Stellung des Hrn. Prof. Poggendorff zur Akademie ist.“ Überhaupt tritt in den neuen Statuten die Hinweisung auf größere gemeinschaftliche wissenschaftliche Untersuchungen deutlicher hervor als in den früheren.

Der Minister fand den neuen Entwurf vortrefflich und legte ihn dem Könige vor, der ihn am 31. März 1838 genehmigte. Am 19. Juni desselben Jahres erhielt die Akademie das bestätigte Statut zurück. Unterdessen hatte die physikalisch-mathematische Klasse die Fachstellen fixirt: je zwei Stellen für Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Anatomie, Mineralogie (und Geognosie) und sechs Stellen für die Wissenschaften, welche früher zum Gebiete der mathematischen Wissenschaften gerechnet wurden; es blieben also sieben freie Stellen übrig. Das Plenum bestätigte diese Ordnung am 12. December 1838. Im Mai 1839 stellte auch die philosophisch-historische Klasse ihre Fachstellen fest (es lagen zwei Vorschläge vor, einer von Alexander von Humboldt und einer von Böckh): je 3 für Philosophie (nebst Geschichte der Philosophie) und Geschichte, je 2 für Kunstarchäologie (nebst Mythologie) und

orientalische Litteratur, 4 für altclassische Litteratur und je 1 für deutsche Philologie und Politik (nebst Statistik); es blieben also noch neun freie Stellen. Für allgemeine Sprachwissenschaft, neuere Sprachen, Rechts- und Kirchengeschichte hatte man Fachstellen einzurichten nicht für nothwendig erachtet. Auch dieser Beschluß wurde vom Plenum genehmigt.

Vergleicht man das neue Statut mit dem Statut von 1812 und dem Schleiermacher'schen Entwurf, so treten zunächst die formellen Vorzüge deutlich hervor. Es gliedert sich in fünf Hauptabschnitte: 1. Von der Akademie überhaupt, 2. Von den Mitgliedern der Akademie, 3. Von den Secretaren und Officianten der Akademie, 4. Von den wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie, insbesondere den Sitzungen und von dem Geschäftsgange, 5. Von dem Vermögen und Einkommen der Akademie und von der Geldverwendung. Jedes überflüssige Wort ist vermieden und deshalb auch der erste Paragraph sehr nüchtern so gefaßt: „Unsere Akademie der Wissenschaften ist eine Gesellschaft von Gelehrten, welche zur Förderung und Erweiterung der allgemeinen Wissenschaften ohne einen bestimmten Lehrzweck eingesetzt ist.“ Daß der Schwerpunkt der Akademie mehr und mehr aus dem Plenum in die Klassen gerückt ist, bringt der wichtige 5. Paragraph zum Ausdruck: „Jede der beiden Klassen beschließt über diejenigen Dinge, welche sie allein betreffen, in den Klassensitzungen . . ., soweit es die nachfolgenden Bestimmungen gestatten, unabhängig von der Gesammt-Akademie, hat aber von ihren Beschlüssen die Gesammt-Akademie jederzeit in Kenntniß zu setzen.“ Dennoch ist es noch bei der alten unzweckmäßigen Ordnung verblieben, daß die Gesammtsitzungen wöchentlich, die Klassensitzungen nur einmal monatlich stattfinden (§§ 45 und 46). Der § 6 bestimmt, daß kein Mitglied den beiden Klassen angehören kann; der § 9 setzt die Zahl der ordentlichen Mitglieder auf fünfzig (25 + 25) fest; aber „es ist nicht erforderlich, daß jede Klasse jederzeit bis zu der höchsten Anzahl ergänzt werde.“ Der § 10 bestimmt, daß die Wahlen zu ordentlichen Mitgliedern nur auf Antrag der Klassen erfolgen können; nach § 12 ist in den Klassen zu einer gültigen Wahl die absolute Mehrheit aller activen ordentlichen Mitglieder erforderlich sowie die Anwesenheit von vier Fünftel der ordentlichen Mitglieder in der Sitzung. Ist diese Zahl nicht anwesend, aber mehr als die Hälfte, so kann eine Wahl unter Vorbehalt stattfinden, d. h. wenn der Vorgeschlagene die zu einer Wahl nöthige absolute

Mehrheit der Stimmen doch erhält, so ist die Wahl gültig, erhält er sie nicht, so bleibt der Vorschlag bestehen und kann unter günstigeren Umständen wieder vorgenommen werden. Für die Wahl im Plenum gelten dieselben Bestimmungen; doch genügt es, daß drei Viertel der ordentlichen Mitglieder anwesend sind (§ 14). In § 19 wird das Recht der Akademiker, an der Universität Vorlesungen zu halten, auf alle preußischen Universitäten ausgedehnt. In § 20 wird allen ordentlichen Mitgliedern ein Gehalt von 200 Thlr. zugesichert; der § 21 ordnet die größeren Gehalte: für einen Botaniker, einen Chemiker und einen Astronomen werden solche ausgeworfen sowie für zwei Philologen oder Historiker. Die Zahl der auswärtigen Mitglieder wird auf 32 (16 + 16) fixirt; „nimmt ein auswärtiges Mitglied seinen Wohnsitz in Berlin, so tritt es sofort in alle Pflichten und Rechte der activen ordentlichen Mitglieder ein (§ 24). Der § 26 über die Ehrenmitglieder lautet wie § 4 des Schleiermacher'schen Entwurfs, enthält aber noch den Zusatz: „Zu Ehrenmitgliedern können auch solche anwesende und auswärtige Personen gewählt werden, welche bei anerkanntem wissenschaftlichen Verdienst deswegen nicht füglich zu ordentlichen Mitgliedern erwählt werden können, weil ihre Verhältnisse nicht die Erwartung erlauben, daß sie die Pflichten eines ordentlichen Mitgliedes werden erfüllen können." Der § 28 stellt die Zahl der Correspondenten auf 200 fest. Nach § 30 ist die Akademie berechtigt, ein Mitglied zu suspendiren oder gänzlich auszuschließen. Sie hat das Ministerium lediglich davon in Kenntniß zu setzen.

Bei den Bestimmungen über die Secretare (§ 31ff.) ist auf die frühere Eintheilung der Akademie in vier Klassen keine Rücksicht mehr genommen. Sie sollen alle vier Monate im Vorsitz der Gesammt-Akademie, alle Monate im Vorsitz der Klasse wechseln (§§ 33. 38). Für die Sitzungen wird noch immer die Bestimmung aufrecht erhalten, daß der Vortragende in der vorhergehenden Sitzung das Thema anzukündigen hat, über welches er sprechen wird (§ 45). Öffentliche Sitzungen haben noch immer dreimal im Jahre stattzufinden (§ 54), am Friedrich's-, am Leibniz-Tage und am Geburtstage Sr. Majestät. Für den ersteren ist ein Bericht über die äußere Geschichte der Akademie im verflossenen Jahre, für den Leibniz-Tag ein Bericht „über die Leistungen der Akademie überhaupt, namentlich in Rücksicht ihrer eigenen Abhandlungen und ihrer eigenen und der von ihr unterstützten wissenschaftlichen Unternehmungen" angeordnet. Der § 58 bestimmt, daß über die

zur Aufnahme in die „Abhandlungen" bestimmten Vorträge verdeckt abgestimmt wird. In § 62 heißt es: „Die Akademie unternimmt zur Ausfüllung wissenschaftlicher Bedürfnisse und je nach den zu Gebote stehenden Mitteln auch solche Arbeiten, welche entweder das gemeinsame Zusammenwirken mehrerer Gelehrter erfordern, oder durch Umfang und Kostenaufwand die Kräfte Einzelner übersteigen, oder einer so lange fortgesetzten Anstrengung bedürfen, daß sie nur von einem dauernden Verein ausgeführt werden können." Damit sind große Unternehmungen dauernd in den Kreis der Bethätigung der Akademie eingeführt. Dementsprechend heißt es in § 84:

> Es ist in Rücksicht auf dauernde wissenschaftliche Zwecke und Unternehmungen der Akademie (§ 62) verstattet, ordentlichen Mitgliedern der Akademie oder in Berlin ansässigen Personen, welche der Akademie fremd sind, für bestimmte fortdauernde und ununterbrochene wissenschaftliche Leistungen, namentlich physikalische Beobachtungen und historisch-philologische Sammlungen, deren fortdauernde Bekanntmachung von der Akademie beschlossen worden, fortdauernde fixirte Remunerationen bis zur Höhe von jährlich 200 Thlr. zu geben, wovon jedoch nicht, wie bei den Gehalten, ein Gnadenjahr stattfindet. . . . Für jede der beiden Klassen sind höchstens zwei solcher remunerirter Stellen zuläßig.

Damit ist, wenn auch noch in bescheidenen Grenzen und unsicher, die Stellung von Akademie-Adjuncten geschaffen, doch ist der Name vermieden.

In § 74 wird festgestellt, daß das Einkommen der Akademie außer dem Ertrage ihres Vermögens, aus dem Dotations-Fonds von 20743 Thlr. besteht, „welcher ihr gegen Einziehung ihrer früheren Einkünfte aus den von Uns mittelst Cabinetsordre vom 16. August 1809 ausgesetzten Fonds für die wissenschaftlichen Anstalten zu Berlin verliehen worden ist". Das Einkommen der Akademie war seit dem Jahre 1809 nicht erhöht worden; trotzdem machte sie „Ersparnisse". Genaue Bestimmungen über die Geldverwendung und den Geldverwendungs-Ausschuß schließen die Statuten ab. —

Die Akademie besaß nun eine Verfassungs- und Geschäftsordnung, die aus langer Erfahrung hervorgegangen war, an deren Begründung und Verbesserung successive die beiden Humboldt, Niebuhr, Uhden, Schleiermacher, Böckh und Encke gearbeitet hatten. Aber Wilhelm von Humboldt, Uhden und Schleiermacher haben sie nicht mehr erlebt, und auch die beiden Veteranen

Hufeland (gest. 25. August 1836) und Hirt (gest. 29. Juni 1837) starben, bevor das neue Statut in Kraft getreten war.

Die dreizehn neuen Mitglieder, die in den sechs letzten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm's III. gewählt worden sind, haben die Akademie durch die Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Interessen, die sie vertraten, in besonderem Maaße bereichert. Das gilt besonders von der physikalisch-mathematischen Klasse. In Steiner (1834) erhielt sie den größten Geometer des Zeitalters; durch die Aufnahme der drei Physiker Dove (1837), Poggendorff (1839) und Magnus (1840) wurde das Fach der Physik, das bisher nur der alternde Erman vertreten hatte, vielseitig und glänzend besetzt. In Johannes Müller (1834) wurde ihr der Biologe zugeführt, dessen Arbeiten eine neue Epoche der Anatomie und Physiologie begründen und der von den ausgezeichnetsten Naturforschern und Medicinern unseres Zeitalters als der große Lehrer verehrt wird; in H. Rose (1834) erhielt sie einen Chemiker und Mineralogen ersten Ranges. Aber sie hat sich in jenen Jahren noch durch zwei Gelehrte verstärkt, die auch der anderen Klasse erwünscht sein mußten — Chamisso (1835) und Olfers (1837). Chamisso, der Dichter, Botaniker und Sprachforscher, hat der Akademie leider nur drei Jahre († 1838) angehört; ein früher Tod raffte den von Allen geliebten Mann hinweg. Die Akademie besitzt in ihren Abhandlungen nur eine Studie von ihm „Über die Hawaiische Sprache" (1837, S. 1ff.). Olfers, ursprünglich Diplomat und Naturforscher zugleich — er war als Legationssecretär und Gesandter zweimal in Brasilien gewesen (1816, 1826/28) und hatte dort auch zoologische Studien getrieben; an den Höfen von Lissabon und Neapel war er wohlbekannt und 1831/35 in der Schweiz als Geschäftsträger thätig — war nach seiner Rückkehr von der Akademie als Zoologe aufgenommen worden. Aber bald darauf übertrug ihm der König die Stelle eines Generaldirectors der Königlichen Museen als Nachfolger des Grafen Brühl. „Vermöge seiner vielseitigen Bildung und praktischen Geschäftsführung gelang es ihm, in der dreißigjährigen Zeit seiner Amtsführung in allen Kunstangelegenheiten das volle Vertrauen seines königlichen Herrn sich zu erwerben und die Entwicklung der Museen und ihrer Sammlungen wesentlich zu fördern". Die Bebauung der „Museumsinsel" ist vornehmlich sein Werk, und außerdem verdankt ihm namentlich die Kupferstichsammlung und die große Sammlung von Gipsabgüssen (besonders

in Hinsicht auf die mittelalterliche und die Renaissance-Kunst) sehr viel. Obgleich ihn sein Amt fast ausschließlich in Verbindung mit der philosophisch-historischen Klasse brachte, so blieb er doch bis zu seinem Tode Mitglied der anderen Klasse. Die Archäologie und Kunstgeschichte wurde in dieser von Gerhard (1835) und Panofka (1836) vertreten. Was der Erstere der Wissenschaft geleistet hat, wird später darzustellen sein. Der Mineraloge, Theolog und Philosoph Steffens (1835) hat in der Akademie keine Rolle gespielt; er hatte den Gipfel seines Ruhms bereits längst hinter sich, als er aufgenommen wurde. In den Schriften der Akademie findet sich nur eine Abhandlung von ihm (Über Pascal 1837, S. 177ff.). Dagegen bedeutete die Wahl Neander's (1839) eine wirkliche Bereicherung. Zwar vermochte er Schleiermacher nicht zu ersetzen, aber in seinen gehaltvollen kirchenhistorischen Abhandlungen förderte er jenen Zweig der Geschichte, der einst bei der Stiftung der Akademie ihr zur Pflege besonders empfohlen war.

Am 14. Mai 1840 starb der Minister Altenstein, wenige Wochen darauf (am 7. Juni) der König. Kurz vorher, am 1. Juni, hatte die feierliche Grundsteinlegung des Friedrich's-Monuments stattgefunden. Die Akademie hatte den Tag durch ein Festmahl gefeiert und Alexander von Humboldt bei dieser Gelegenheit folgende Ansprache gehalten:

Die stille, einfache Feier, zu der wir uns hier versammelt haben, würde ihren eigenthümlichen Charakter verlieren, wenn ich es wagte, durch den Schmuck der Rede Gefühle zu beleben, die an diesem weltgeschichtlichen Tage sich dem Inneren des Gemüths von selbst aufdrängen.

Mir ist die Ehre zu Theil geworden, einige Worte an diese Versammlung zu richten. Diesen Vorzug verdanke ich der Zufälligkeit allein, dem alten Geschlechte anzugehören, welchem noch aus eigener jugendlicher Anschauung das Bild des großen Monarchen vor die Seele tritt. Seiner geistigen Kraft und aller Kraft des Geistes kühn vertrauend, hat er gleich mächtig, soweit Gesittung und Weltverkehr die Menschheit empfänglich machten, auf die Herrscher wie auf die Völker gewirkt. Er hat — um mich eines Ausdrucks des römischen Geschichtsschreibers zu bedienen, der mit tief verhaltener Wehmuth alle Regungen des Staats- und Völkerlebens durchspähte —, er hat die schroffen Gegensätze, „die widerstrebenden Elemente der Herrschaft und Freiheit“ mit einander zu versöhnen gewußt.

Den köstlichsten Schatz dieser Freiheit, das ungehinderte Streben nach Wahrheit und Licht, hat er früh und vorzugsweise dem wissenschaftlichen Vereine anvertraut, dessen Glanz er, ein Weiser auf dem Throne, durch eigene Arbeiten und schützende Theilnahme erhöhte. Die Akademie, von Leibniz gestiftet, von Friedrich dem Großen erneuert,

blickt mit gleicher Rührung auf jene schon vom milderen Lichte der Ferne umflossene Zeit, wie auf das 19. Jahrhundert, wo die Huld eines theuren Monarchen, in allen Theilen des vergrößerten Reiches, für Begründung wissenschaftlicher Anstalten und die edlen Blüthen des Kunstlebens großartigst gesorgt hat. Daher ist es uns eine süße Pflicht, ein Bedürfniß des Gefühls, nicht der Sitte, an diesem festlichen Tage zweien erhabenen Wohlthätern den Ausdruck der Bewunderung und des ehrfurchtsvollen Dankes darzubringen.

Der Redner ahnte nicht, daß es die letzten Worte waren, welche die Akademie an den König richten durfte. Daß der entschlafene Monarch, indem er der Entwicklung der Akademie Freiheit gelassen und ihr in Männern wie Altenstein und Johannes Schulze ausgezeichnete Curatoren gegeben, auf's Beste für ihr Wohl gesorgt hat, erkannte auch Böckh dankbar an in der Ansprache, die er im Namen der Akademie bei der ersten Audienz an den neuen König gehalten hat (21. Juni 1840): „Des Hochseligen Königs Majestät haben der Wissenschaft und Kunst eine Pflege angedeihen lassen, um welche Preußen von ganz Europa beneidet wird". Ein Monarch kann der Wissenschaft durch lebendiges Interesse und thatkräftige Förderung große Dienste leisten, noch größere, wenn er selbst die hervorragenden Geister zu schätzen und anzufeuern weiß. Aber das höchste Verdienst erwirbt er sich um sie, wenn er über ihrer Unabhängigkeit wacht und ihre Pflege einsichtigen Räthen anvertraut. Dieses Verdienst gebührt Friedrich Wilhelm III. in Bezug auf die Akademie.

Zweites Capitel.

Die Akademiker (1812—1840).

1.

Daß die deutsche Wissenschaft und deshalb auch die Wissenschaft, wie sie an der Berliner Akademie gepflegt wurde, in den Jahren 1812—40 sowohl in ihrem Vaterlande als in ganz Europa zu Anerkennung und Ansehen gelangte, verdankt sie in erster Linie ihrer eigenen Tüchtigkeit. Die Arbeit, welche sie leistete, zwang die Franzosen und Engländer, sie zu beachten, und bald mußten sie einsehen, daß die Deutschen ihnen ebenbürtig geworden waren, ja in manchen Disciplinen ihre Lehrer sein konnten. In Deutschland selbst aber und speciell in Preußen erwarb sich die Wissenschaft die ihr gebührende Stellung in der Nation nicht nur durch die glänzenden Fortschritte, die sie machte, sondern auch durch

die Anziehungskraft und die Würde der Persönlichkeiten, die an der Spitze der wissenschaftlichen Bestrebungen standen. An und für sich waren die allgemeinen Bedingungen der inneren Lage nach Beendigung des Freiheitskrieges der Anerkennung der reinen Wissenschaft in Preußen und speciell in Berlin nicht günstig. Politische Interessen und wiederum romantisch-ästhetische beherrschten die maaßgebenden Kreise. Der Bund, der auf der Höhe unserer klassischen Litteraturbewegung zwischen der Kunst, der Litteratur und der Wissenschaft geschlossen war und in Goethe und Wilhelm von Humboldt sich verkörpert hatte, gewann nur geringen Einfluß auf die Nation. Überraschend schnell ging sie vielmehr aus dem rationalistischen Zeitalter in das der Romantik über, jener Romantik, die, an der Peripherie der Klassik entstanden, durch Lebhaftigkeit und Stärke des Gefühls, Fülle der Phantasie und reizvolle Mannigfaltigkeit der Stoffe für die lange Zeit der Nüchternheit gleichsam entschädigen wollte. Eine weichliche, unmännliche Stimmung drohte sich zu verbreiten und ein Haschen nach litterarischem Genuß; sie contrastirten seltsam mit dem strengen Zuschnitt des öffentlichen Lebens, das noch ganz in altväterlichen und in bureaukratisch-militärischen Formen steckte. Zwischen diesen Gegensätzen mußte die Wissenschaft in Preußen aufwachsen, sich behaupten und Anerkennung finden. Daß sie das vermocht hat, verdankt sie Männern wie Wilhelm von Humboldt, Alexander von Humboldt, Schleiermacher, Hegel, Savigny, Niebuhr, Philologen wie Grimm und Böckh, Naturforschern wie Buch und Mitscherlich — um nur diese Namen zu nennen —, von denen ein Jeder über die Disciplinen, die er pflegte, hinaus die besondere und persönliche Mission gehabt hat, die Gesammtwissenschaft zu Ansehen zu bringen, Verständniß und Verehrung für sie zu erwecken und sie in der Nation einzubürgern. Wilhelm von Humboldt war die Aufgabe zugefallen, in dem Organismus des staatlichen Lebens der Wissenschaft die Stätte zu bereiten, sie stets als ganze zu pflegen und zur Anerkennung ihrer Würde zu zwingen; in Erfüllung dieser Aufgabe wetteiferte sein Bruder mit ihm, aber er hatte noch den besonderen Beruf, die Naturwissenschaften zu Ehren zu bringen und sie als ebenbürtige Disciplinen zu erweisen. Schleiermacher vermittelte zwischen Philosophie, Theologie und Kunst; zu zeigen, daß in der höchsten Betrachtung das innerlich zusammengehörte, was sich vor dem oberflächlichen Blick abzustoßen und zu fliehen schien, war seine Aufgabe. Niebuhr brachte die Geschichte als Lehrmeisterin der

Politik und Volkskunde zu Ehren. Andersartig, aber noch glänzender interpretirte Hegel die Geschichte als das Werden des Geistes und gab dem Historiker die Würde des Philosophen, dem Philosophen den Reichthum des Historikers. Savigny fügte die Rechtswissenschaft in den Organismus der Geschichte ein; Jacob Grimm verwandelte die Liebe des Deutschen zu Haus und Herd, Sprache und Volksthum in bewußte Erkenntniß. Alle diese Männer, mit Ausnahme der Brüder Humboldt, standen in einer weiteren oder engeren Beziehung zu der romantischen Bewegung und bezeugen damit, daß diese neben allem Echauffirten und Vergänglichen einen festen, edlen Kern besaß, ein reines, sicheres Streben, welches auch der Wissenschaft zu Gute kommen mußte. Man kann diesen Kern in Worte fassen: es war der Drang, sich des Lebens, und zwar des bewegtesten wie des höchsten, in allen seinen Formen zu bemächtigen, es in sich aufzunehmen und dann wieder auszustrahlen und gleichsam noch einmal zu erzeugen. Nach einer Periode, in der der Begriff geherrscht und eine eigenthümliche Scholastik erzeugt hatte, forderte das Anschauliche und Genießbare wieder seine Rechte — auch der absolute Rationalismus des Hegel'schen Systems gründete sich auf einer reichen Anschauung der Dinge —; für die Wissenschaft hatte das die epochemachende Folge, daß sie geschichtlich wurde. Geschichte — auch in Bezug auf die Natur — ist das Zauberwort, welches die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts von der des 18. trennt und über sie erhebt. Das Streben, das Thatsächliche und Geschehene zu erkennen, wurde mit dem Staunen und dem Entzücken belohnt, und wie dieses zu weiterem rastlosen Fortschritt anfeuerte, erweckte es in den ernster Gesinnten eine ehrfürchtige Betrachtung, die gleich weit von dem anmaaßenden Raisonnement der alten Schule wie von jener genußsüchtigen Phantastik war, die an dem Wirklichen noch nicht genug hatte und sich deshalb eine Traumwelt schuf. Alle hervorragenden wissenschaftlichen Abhandlungen aus den ersten beiden Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen — auch die akademischen — haben etwas Gemeinsames: sie verbinden eine neue Betrachtung des Stoffs mit einer Methode, die deshalb „exact" ist, weil sie sich des Ganzen wie des Einzelnen mit Liebe zu bemächtigen sucht, und weil sie gewiß ist, daß sich auch in kleinen Zügen etwas Werthvolles offenbaren werde. Dazu liegt ein Hauch von Frische und eine Farbe des Lebens auf diesen Abhandlungen, die ihnen einen unvergänglichen Reiz verleihen. Im 18. Jahrhundert schrieb man mit

Esprit, jene aber sind mit Geist geschrieben; denn sie sind aus der Begeisterung für die Sache geboren. Der weltmännische Ton, der sich vornehm über die Dinge erheben zu dürfen meinte, aber eben deshalb an der Oberfläche haften blieb, ist jener ehrfürchtigen Betrachtung gewichen, die den Forschenden in eine innere Beziehung zu seiner Aufgabe bringt: er meistert sie nun nicht mehr, indem er sie bemeistert.

In der „Geschichte" aber, sobald sie aus den Händen der Dichter und Mythologen in den Bereich der Wissenschaft überging, mußte ein Richtwort maaßgebend werden, daß in nuce alle höheren Aufgaben der Wissenschaft enthält — Entwicklung. In der That ist das, was dieses Wort besagt, seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, wenn auch nicht mit einem Schlage, bestimmend geworden für die Bearbeitung aller wissenschaftlichen Disciplinen, auf die es überhaupt Anwendung finden kann. Mögen wir Alexander von Humboldt's „Kosmos", mögen wir die Untersuchungen der Geologen, Wilhelm von Humboldt's und Bopp's Sprachwissenschaft, Niebuhr's Geschichte, Savigny's Jurisprudenz, mögen wir Schelling's und Oken's Naturphilosophie oder Hegel's Geschichtslogik betrachten — überall begegnet uns das Streben, die Reihenfolge der Erscheinungen als Entwicklung verständlich zu machen und das Spätere aus dem Vorhergehenden abzuleiten. Gewaltsam und stürmisch tritt diese Methode auf, so daß feinere Geister wie Schleiermacher sich verletzt fühlten, und gerade die strengeren Naturforscher bald skeptisch wurden, weil man Reihenfolgen von Entwicklungen construirte, ohne die Thatsachen selbst noch genau zu kennen, ja häufig genug im Widerspruch zu ihnen. Noch war für die Naturwissenschaften die Combination des Entwicklungsprincips mit den festen Gesetzen der Mechanik und der Erhaltung der Kraft nicht gefunden, welche allein der sonst leicht in phantastische Speculationen sich verlierenden Entwicklungsidee Maaß und Grenzen zu geben vermochte. Für die Geisteswissenschaften allerdings glaubte Hegel in seiner Logik ein maaßgebendes, begrenzendes Princip entdeckt zu haben, an das er die Entwicklung der Erscheinungen band. Allein dieses Princip, anwendbar auf viele Thatsachen, vergewaltigte in unzähligen Fällen das Wirkliche, ihm die Eigenthümlichkeit und Kraft raubend, und auch dort, wo es sich anwenden ließ, erklärte es im Grunde wenig, weil es zu allgemein und abstract war.

Aber auch abgesehen von dem Phantastischen, welches der Entwicklungsidee noch anhaftete, waltete zwischen ihrer Anwen-

dung damals und heute ein fundamentaler Unterschied. Damals faßte die Wissenschaft noch mit Vorliebe in allen Disciplinen das Ungemeine und Hervorragende in's Auge, gleichsam die Blüthe der Erscheinungen. Der Forscher wollte unmittelbar durch seinen Gegenstand erhoben sein und diese Erhebung Anderen mittheilen, darum wählte er sich das Größte. Entschloß er sich, zu niederen oder minder complicirten Formen herabzusteigen, so geschah es nur, um das Erhabene in ein helleres Licht zu setzen, und wenn er eine Entwicklungsreihe aus einem dunkeln Urgrunde, aus dumpfem „Ansich-Sein" oder von untergeordneten Wesen bis zur Höhe der entzückenden Erscheinungen oder des Geistes construirte, so interessirte ihn eigentlich doch immer nur das Gewordene, nicht aber das Werdende oder gar das Ursprüngliche. Dann freilich, wenn er dieses Ursprüngliche geheimnißvoll mit all den Eigenschaften ausgestattet zu sehen vermochte, welche erst die Blüthe zur Schau trägt, gehörte sein Interesse auch den Anfängen der Dinge. Dann umfaßte er sie mit einer wahrhaft religiösen Bewunderung und Liebe und wurde ein Prophet der Geheimnisse seiner Wissenschaft.

Glückseliges Zeitalter! Die Wissenschaft hat damals Unendliches gewonnen, denn auch auf diesem Wege läßt sich Großes erkennen —, und stand zugleich mit den Bedürfnissen des Gemüths in engstem Bunde. Sie machte Fehler, aber sie bildete ihre Jünger wahrhaft und gab ihnen eine Begeisterung, die alles Handwerksmäßige verschwinden ließ, alle Mühen ersetzte und das Gemeine in die Tiefen verbannte, in die es gehört. Aristokraten im höchsten Sinne des Wortes waren diese Gelehrten und sie trachteten darnach, den vornehmen Geburtsort der vornehmen Erscheinungen aufzudecken, deren Studium sie sich widmeten.

Wie anders ist die Stimmung heute! Zwar „Entwicklungsgeschichte" ist auch unser Zauberwort, aber eben darum beherrscht das Studium der einfachsten Erscheinungen und Vorgänge die Wissenschaften. Nicht nur der Biologe studirt vor allem die niedersten Organismen und ihre Functionen; auch der Psychologe ist zum Psychophysiker, der Sprachphilosoph zum Lautphysiologen, der Historiker zum Wirthschaftsstatistiker, der Religionsphilosoph zum Erforscher des Fetischismus geworden. Überall verdrängt das Studium primitiver Zustände das der complicirteren, und an die Stelle der Beschäftigung mit den erhebenden Epochen der Geschichte ist die Forschung in den Niederungen getreten. Welche Fülle von

Erkenntnissen und Entdeckungen haben sich dieser Arbeitsweise erschlossen! Welches Licht hat sich über Probleme ergossen, die noch im Anfange des Jahrhunderts in völligem Dunkel lagen! In welchem Umfange werden die Kräfte der Natur beherrscht und benutzt! Wer darf daher gebieten, daß die Wissenschaft umkehre und es anders mache? Aber der Einsicht soll man doch Ausdruck geben, daß der unmittelbare Bildungswerth der Wissenschaft ein geringerer geworden ist, daß die Beziehungen, die sie zu dem ganzen Menschen und zu seinem inneren höheren Leben hat, lockere geworden sind, und daß die strenge Methode zum Handwerksmäßigen zu führen droht und, als bloß eingelernte, verflacht. Zwar der Meister wird aus seiner Arbeit noch immer volle Erhebung zu schöpfen vermögen, aber auch die Gesellen? Nur das Große, Eigenthümliche, selbstthätig Erforschte und Angeeignete vermag den inneren Sinn zu beleben, und nicht ungestraft schiebt eine ganze Generation die alten Probleme der Menschheit und ihrer Heroen bei Seite, weil sie nicht oder noch nicht im Stande ist, sie „entwicklungsgeschichtlich" zu beleuchten. Als ob nur das für die Erkenntniß einen Werth hat, was in diesem Schema bezwungen werden kann, als ob nicht auch die lebhafte, reine und geordnete Betrachtung des entwicklungsgeschichtlich nicht Aufzulösenden, mag man ihr den Namen „Wissenschaft" gönnen oder nicht, ein Wissen wird und wahrhaft bildet! Wenn heute ein Wilhelm von Humboldt oder Schleiermacher oder Alexander von Humboldt wiederkäme, er würde staunen über den Umfang unserer Forschungen und die Sicherheit der Methoden; aber würden ihm auch die Forscher ganz willkommen sein, und würde er jene harmonische Bildung bei ihnen finden, die er als die herrlichste Frucht der Wissenschaft geschätzt hat?

Kein Referat vermag ein Bild von der Begeisterung und dem regen Eifer zu geben, die die Männer der Wissenschaft damals verbanden und die ihre Abhandlungen durchwalten; am wenigsten darf es diese Darstellung versuchen. Sie muß sich damit begnügen, der pietätsvollen Erinnerung an die Akademiker, denen wir zu besonderem Dank verpflichtet sind, Ausdruck zu verleihen und den Antheil an den Fortschritten der Wissenschaften in Kürze anzugeben, welcher der Akademie gebührt. Soweit gemeinsame Unternehmungen in Betracht kommen, ist dies im vorhergehenden Capitel bereits geschehen, an dieser Stelle handelt es sich um die Verdienste der einzelnen Akademiker.

2.

Die älteren Vertreter der Mathematik in der Akademie waren Gruson, Eytelwein und der schon am 18. December 1822 entschlafene Tralles. Von den Arbeiten des Letzteren sagt Encke: „Ohne dem Werth seiner Arbeiten im mindesten zu nahe zu treten, kann man aussprechen, daß die ihm eigenthümliche Behandlungsart der höheren Analysis die Darstellung erschwerte. Sein Genie führte ihn in diesem Theile der Wissenschaften mehr zu einer neuen Ansicht und Entwicklung der Begriffe hin, so daß nicht der Gegenstand der meisten derselben den eigentlichen hohen Werth ausmacht, als vielmehr der durch das Ganze durchgeführte Gang, und man sich sehr irren würde, wenn man aus dem angegebenen Inhalte ihre Wichtigkeit beurtheilen wollte". Tralles' Stärke lag aber mehr auf dem Gebiete der angewandten Mathematik, zu der ihn neben gründlicher Kenntniß der Theorie auch eine hohe Geschicklichkeit befähigte. Außer aräometrischen Untersuchungen — Encke rühmt, daß seine „Besondere Methode, die Ausdehnung der Körper durch die Wärme zu messen" den echten Stempel des Genies trage — waren es besonders geodätische Messungen, die er „mit einer durch das ganze Leben durchgehenden Anhänglichkeit umfaßte". Allen Problemen, die diese Aufgabe einschloß, ging er nach, und so gehören auch seine „Thermometrischen Bestimmungen über die mittlere Wärme und Erwärmung der Erde von der Sonne" hierher. In Bezug auf größere trigonometrische Messungen hat er zuerst auf den theoretischen, wenn auch in der Praxis nicht sehr merklichen Fehler aufmerksam gemacht, den man durch den Umweg der Meridian- und Perpendikelabstände begeht.

Eytelwein, der am 18. August 1849 in dem hohen Alter von 84 Jahren gestorben ist, ist ursprünglich Praktiker des Wasserbaues gewesen. Als Autodidakt hat er „unter unsäglichen Anstrengungen", wie er einst Encke erzählte, den mühsamen Weg zur Theorie finden müssen. Später hat er als Geheimer Oberbaurath das ganze Bauwesen des Preußischen Staats geleitet. Die Statik und Dynamik fester und flüssiger Körper in Rücksicht auf die Bautechnik blieb das Feld, auf welchem er arbeitete. Die theoretische Speculation tritt in den zahlreichen Lehrbüchern, die er geschrieben hat, hinter der Ermittelung der praktischen Regeln zurück. Aber „mit seltenem glücklichen Tacte hat er auch die theoretischen Formen abgeleitet, soweit die unvollkommene Theorie es gestattete, und ihnen die

Gestalt gegeben, welche mit der für die Anwendung nöthigen Bequemlichkeit und Genauigkeit den wirklichen Gebrauch derselben sicherten. Hierin liegt der Grund, warum ein sehr großer Theil der von Eytelwein aufgestellten Normen noch jetzt [1849] nach länger als fünfzig Jahren gilt und das unschätzbare Hülfsmittel für die auf wirkliche Ausführung angewandte Theorie bildet, welches bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft das einzig Erreichbare ist".

Unter den drei Mathematikern, welche der Akademie 1825/27 zugeführt wurden, E. H. Dirksen (1792—1850), Poselger (1771—1838) und Crelle (1780—1855) ist der letztere ebenfalls aus dem Bauwesen hervorgegangen, und er sowohl wie Poselger waren Autodidakten in der Mathematik. Crelle hat die Berlin-Potsdamer Eisenbahn gebaut und u. A. bereits im Jahre 1838 in der Akademie eine Abhandlung gelesen „Über die Ausführbarkeit von Eisenbahnen in bergigen Gegenden". Daß sein Hauptverdienst in der Gründung und Leitung des „Journals für reine und angewandte Mathematik" bestanden hat, ist bereits oben S. 557 f. erwähnt worden. Von seinen zahlreichen Lehrbüchern und Schriften rühmt Cantor, daß sie, ohne bahnbrechende eigene Entdeckungen zu enthalten, nicht nur fleißig gearbeitet seien, sondern auch durchgehends nicht uninteressante neue Resultate bringen, den Stoff in großer Reichhaltigkeit vorführen und sich durch eine Strenge der Beweisführung auszeichnen, die damals noch seltener war. Aber der Mangel an schriftstellerischer Eleganz ließ sie nicht Anerkennung in weiteren Kreisen finden. Die rein mathematischen Arbeiten von E. H. Dirksen und Poselger scheinen nicht hervorragend gewesen zu sein; aber der letztere — er war ursprünglich Theolog, dann Jurist, dann auf Grund seiner mathematischen Studien Professor und Mitdirector an der Kriegsschule — hat durch seine Abhandlung „Über Aristoteles' Mechanische Probleme" eine Untersuchung von bleibendem Werthe zur Geschichte der Mathematik geliefert.

Erst mit der Aufnahme von Dirichlet (1805—1859) und Steiner (1796—1863) im Jahre 1832 bez. 1834 beginnt das zweite große Zeitalter der Mathematik in der Akademie, das ununterbrochen bis zur Gegenwart gedauert hat; denn auf Dirichlet und Steiner, denen sich bald Jacobi zugesellen sollte, folgten Kummer, Weierstraß und Kronecker.

Zu Düren in Westfalen am 13. Februar 1805 geboren, zeigte Gustav Peter Lejeune-Dirichlet schon als Knabe eine ausgesprochene

Vorliebe für die Mathematik. Noch nicht zwölf Jahre alt, verwendete er sein Taschengeld zum Ankauf mathematischer Bücher. Auf dem Kölner Gymnasium war der nachmals durch die Entdeckung des nach ihm benannten Gesetzes des elektrischen Leitungswiderstandes berühmt gewordene G. S. Ohm sein Lehrer in der Mathematik. Zum Studium derselben ging Dirichlet nach Paris (1822); denn an deutschen Universitäten konnte man, außer bei Gauß, nur Elementar-Mathematik hören; in Paris aber wirkten damals Laplace, Legendre, Fourier, Poisson und Cauchy, und am Collège de France hielten Lacroix, Biot, Hachette und Francoeur Vorträge. Dirichlet war ihr fleißiger Zuhörer; aber daneben studirte er Gauß' „Disquisitiones arithmeticae". Diese haben auf seine ganze mathematische Bildung und Richtung einen viel bedeutenderen Einfluß ausgeübt als alle seine Pariser Lehrer. Sein ganzes Leben hindurch hat er nicht aufgehört, die Fülle der tiefen mathematischen Gedanken, die sie enthalten, durch wiederholtes Lesen sich immer wieder zu vergegenwärtigen. Dirichlet war der Erste, der dieses Werk nicht allein vollständig verstanden, sondern auch Anderen erschlossen hat; hatte es doch nach mehr als zwanzig Jahren seit seinem Erscheinen noch keiner der damals lebenden Mathematiker wirklich durchstudirt und sich zu eigen gemacht, und mußte doch selbst Legendre in der zweiten Auflage seiner Zahlentheorie gestehen, daß er nicht im Stande sei, die Gauß'schen Resultate wiederzugeben, ohne zum bloßen Übersetzer zu werden. Dirichlet hat die starren Methoden von Gauß, hinter denen die tiefen Gedanken verborgen lagen, flüssig und durchsichtig gemacht, ohne der vollkommenen Strenge der Beweise das Geringste zu vergeben. Er war auch der Erste, der über Gauß hinausgehend einen reichen Schatz noch tieferer Geheimnisse der Zahlentheorie zu heben verstanden hat. Schon im Jahre 1825 nahm die Pariser Akademie sein „Mémoire sur l'impossibilité de quelques équations indéterminées du 5e degré" in ihre Abhandlungen auf, und seitdem war sein Ruf als ausgezeichneter Mathematiker begründet. Besonders nahe trat er Fourier und wurde von ihm auch für die mathematische Physik interessirt. Noch von Paris aus wandte er sich an Altenstein, um eine Anstellung in Preußen zu erhalten, und im Herbst 1826 kehrte er in die Heimath zurück. Er hatte sich in Paris die Anerkennung Alexander von Humboldt's erworben, und durch dessen Verwendung erhielt er ein Privatdocenten-Stipendium und habilitirte sich 1827 in Breslau. Hier verfaßte er die

Abhandlung über die biquadratischen Reste und fand so erstaunlich einfache Beweise, daß Bessel an Humboldt schrieb: „Wer hätte gedacht, daß es dem Genie gelingen werde, etwas so schwer Scheinendes auf so einfache Betrachtungen zurückzuführen; es könnte der Name Lagrange über der Abhandlung stehen und Niemand würde die Unrichtigkeit bemerken". Bereits im Jahre 1828 zog ihn Humboldt, der selbst unterdeß nach Berlin übergesiedelt war, an die Berliner Kriegsschule, 1831 wurde er Professor an der Universität, 1832 Akademiker. Seine gleichzeitige Vermählung mit Rebecca Mendelssohn-Bartholdy führte ihn in das durch Geist und Kunstsinn berühmte Haus seiner Schwiegereltern, und bald wurde sein eigenes Haus ein Mittelpunkt des geistigen Lebens in Berlin.

Die Fortschritte, welche die mathematische Wissenschaft der Arbeit Dirichlet's im Laufe von 27 Jahren verdankt, hat Kummer in seiner Gedächtnißrede zusammengestellt (S. 15—26): in der Theorie der Reihen, vom Studium der mathematischen Physik und namentlich der Fourier'schen Wärmetheorie ausgehend, hat er zuerst die Convergenz der nach Sinus und Cosinus der Vielfachen eines Bogens fortschreitenden Reihen durch Betrachtungen bewiesen, welche seitdem zu den Grundlagen der Theorie der bestimmten Integrale gerechnet werden. Nach derselben Methode und mit denselben Mitteln hat er auch die allgemeinere und complicirtere Untersuchung der Convergenz der nach Kugelfunctionen geordneten Entwicklung einer willkürlichen Function zweier unabhängiger Variablen durchgeführt. Nicht nur die specielle Theorie dieser beiden Arten von Reihenentwicklungen, sondern auch die allgemeine Theorie der unendlichen Reihen fand Dirichlet in vielen wesentlichen Punkten noch unbegründet vor. Er wies zuerst nach, daß gewisse convergente Reihen mit positiven und negativen Gliedern andere Werthe erhalten und selbst divergent werden können, wenn nur die Reihenfolge ihrer Glieder geändert wird. Die allgemeine Theorie der bestimmten Integrale hat er mit besonderer Vorliebe in seinen Vorlesungen behandelt, in welchen er die früher als Einzelheiten zerstreuten Resultate durch sachgemäße Anordnung und Methode, unter Ausschließung aller nicht in dieser Theorie selbst liegenden äußeren Hülfsmittel, zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden hat. Unter den scharfsinnigen Methoden, mit deren Erfindung er diese Disciplin bereichert hat, verdient die Anwendung eines discontinuirlichen Factors eine besondere Erwägung. Seine Lieblingsdisciplin blieb aber die Zahlentheorie, die er auch

aus seinen analytischen Arbeiten zu befruchten verstand. Seine Anwendungen der Analysis auf die Zahlentheorie unterscheiden sich von allen früheren derartigen Versuchen wesentlich dadurch, daß in ihnen jene dieser in der Art dienstbar gemacht ist, daß sie nicht mehr nur zufällig manche vereinzelte Resultate für sie abwirft, sondern daß sie die Lösungen gewisser allgemeiner Gattungen auf anderen Wegen noch ganz unzugänglicher Probleme der Arithmetik mit Nothwendigkeit ergeben muß. Diese Dirichlet'schen Methoden sind für die Zahlentheorie in ähnlicher Weise Epoche machend wie die Descartes'schen Anwendungen der Analysis für die Geometrie; sie würden auch, ebenso wie die analytische Geometrie, als Schöpfung einer neuen mathematischen Disciplin anerkannt werden müssen, wenn sie sich nicht bloß auf gewisse Gattungen, sondern auf alle Probleme der Zahlentheorie gleichmäßig erstreckten. Unter den Sätzen, die er gefunden hat, ist namentlich seine Bestimmung des Grenzwerthes einer allgemeinen Reihe von Potenzen positiver, abnehmender Größen, deren gemeinschaftlicher Exponent sich der Grenze Eins nähert, ferner die Bestimmung der Klassenzahl der quadratischen Formen für eine jede gegebene Determinante hervorzuheben. Außerdem hat er nach ähnlichen Principien wie für die arithmetische Reihe auch für die quadratischen Formen den Satz bewiesen, daß durch jede Form, deren drei Coefficienten keinen gemeinschaftlichen Factor haben, unendlich viele Primzahlen dargestellt werden. Endlich sind hier noch die neuen Resultate zu erwähnen, welche Dirichlet aus der Anwendung seiner Methode auf die Bestimmung der mittleren Werthe oder asymptotischen Gesetze für die in der Zahlentheorie überall auftretenden, scheinbar ganz regellos fortschreitenden ganzzahligen Functionen gewonnen hat. Die Vorlesungen über Zahlentheorie, welche er auf den deutschen Universitäten zuerst eingeführt hat, veranlaßten ihn auch, auf die mehr elementaren Theile dieser Disciplin und namentlich auf die Vereinfachung der Gaußischen Methoden und Beweise einen besonderen Fleiß zu verwenden. Bei seinen Untersuchungen über die Theorie der nach den umgekehrten Quadraten der Entfernung wirkenden Kräfte, über welche er auch besondere Vorlesungen an der Universität hielt, führte er eine neue Art der Definition analytischer Functionen mittelst Continuitäts-Bedingungen durch, die später durch seinen Nachfolger Riemann in Göttingen zu einem eigenen Principe der Analysis erhoben wurde. In seinen Untersuchungen endlich über die Bewegung der Flüssigkeiten hat er das

erste Beispiel einer wirklich ausgeführten Integration der allgemeinen Differentialgleichungen der Hydrodynamik gegeben.

Merkwürdig ist, daß Dirichlet in seinen Arbeiten die Wege seines mit ihm eng verbundenen Collegen und Freundes Jacobi, unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, niemals gekreuzt hat, obgleich ihre Schriften vielfach dieselben besonderen Fächer betreffen. Die speciellen Gegenstände ihrer Forschungen waren durchaus verschieden, und selbst davon, daß der Eine die Resultate des Anderen benutzt hätte, sind kaum einige Beispiele aufzufinden. Dieser Mangel an Beziehungen in ihren Schriften, bemerkt Kummer, ist aus der Verschiedenheit der Ausgangspunkte und Richtungen ihrer mathematischen Studien und Arbeiten allein nicht genügend zu erklären und hat seinen Grund vielmehr darin, daß Beide es geflissentlich vermieden, in diejenigen Gebiete hinüberzugreifen, in denen Jeder die Überlegenheit des Anderen anerkannte, und daß sie selbst den Schein einer Rivalität zu meiden suchten. Ihre Freundschaft bietet ein leuchtendes Bild in der Gelehrtengeschichte; Jacobi, der einen weit ausgebreiteteren Ruhm als Dirichlet genoß, war stets besorgt, seinem Freunde die verdiente Anerkennung zu verschaffen.

Dirichlet's hoher Wahrheitssinn ließ ihn seine volle Befriedigung nur da finden, wo er zu genauer und vollkommen sicherer Erkenntniß gelangen konnte. Die Wahrheit in sinnbildlicher Form entsprach seinem Wesen weniger; Wahrheiten aber, welche als Resultate philosophischer Speculation sich ankündigten, erschienen ihm im Allgemeinen verdächtig. Er pflegte von der Philosophie zu sagen, es sei ein wesentlicher Mangel derselben, daß sie keine ungelösten Probleme habe, wie die Mathematik, daß sie sich also keiner bestimmten Grenze bewußt sei, innerhalb deren sie die Wahrheit wirklich erforscht habe und über welche hinaus sie sich vorläufig bescheiden müsse nichts zu wissen. Seinem Wahrheitssinn entsprach auch die Reinheit und Präcision seiner Darstellung, in welcher er unübertroffen ist. Eine Schule wie Jacobi hat er nicht gegründet; seine zahlreichen Schüler haben individuell verschiedene Richtungen verfolgt.

Nach Anlage, Erziehung und Geschick konnte es kaum größere Gegensätze geben als Dirichlet und Steiner. Eines Berner Bauern Sohn, wuchs Steiner in einer ganz ungebildeten Umgebung auf und lernte erst mit vierzehn Jahren schreiben. In Yverdon Schüler, dann Hülfslehrer, lernte er bei Pestalozzi Zahlenbegriffe mit Raum=

anschauungen zu verbinden, studirte seit 1818 in Heidelberg bei Schwein Geometrie, wandte sich aber, unbefriedigt von seinem Lehrer, 1821 nach Berlin, wo er, wie in Heidelberg, durch Lectionen sein Brot verdiente. Wilhelm von Humboldt gewann ihn als Privatlehrer für seinen Sohn, und damit trat eine Wendung in seinem Geschick ein. Von 1825 bis zu seinem Eintritt in die Akademie war er Lehrer der Mathematik an der städtischen Gewerbeschule. In jenem Jahre begann er auch seine schriftstellerische Thätigkeit, und bald war er neben Abel der fruchtbarste Mitarbeiter an Crelle's Journal. Der synthetischen Geometrie, und ihr allein, gehörte seine Liebe. Auch hier waren es nach den Vorarbeiten der älteren Lehrer die Franzosen, Gergonne und Poncelet, die im 19. Jahrhundert diese Disciplin bisher fast allein gepflegt hatten. In Steiner und Möbius traten nun aber zwei ihnen ebenbürtige Deutsche in die Arbeit ein, um mit dem dritten Franzosen, Chasles, fortan zu wetteifern. Bereits im Jahre 1832 ließ Steiner, als ersten Theil eines auf fünf Bände berechneten Werks, seine „Systematische Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander, mit Berücksichtigung der Arbeiten alter und neuer Geometer u. s. w." erscheinen. Weitere Bände sind nicht mehr veröffentlicht worden; aber zahlreiche bahnbrechende Abhandlungen über Curven und Flächen höherer Ordnung folgten. Durch zahlreiche Aufgaben und unbewiesene Lehrsätze, die er besonders in seinen letzten Jahren zu stellen liebte, hat er der geometrischen Forschung eine mächtige Anregung gegeben. In seinem Testament bestimmte er eine Summe von 8000 Thlr. zu Preisen, die alle zwei Jahre von der Akademie ertheilt werden sollten für die von ihr gestellten Aufgaben aus dem Bereiche der synthetischen Geometrie, hauptsächlich mit Berücksichtigung der von ihm angewendeten Methoden und Principien.

Steiner war so ausschließlich Synthetiker, daß er die Analysis als eine untergeordnete Methode, ja als „Schlafkappe" gering zu schätzen schien. „Bei uns heißt es: Augen aufsperren, dann sieht man die Sachen auch". Aber mit Jacobi und Abel befreundet, hatte er doch Anerkennung für die jüngere, mächtigere Schwester der Synthese; auch freute er sich, wenn er von Eigenschaften der Raumgebilde berichten konnte: „Ich sehe, daß es so ist, und Jacobi sagt, man könne es auch beweisen". Sein Vermögen der Raumvorstellung war ein ungeheures; vor seinen Augen standen Beziehungen, die vor ihm und nach ihm Niemand zu sehen

vermocht hat. Als Mensch war er durch seine groben Formen im Umgang und seine herben Urtheile schwer erträglich und wurde in späteren Jahren immer rücksichtsloser, so daß er sich mit seinen Collegen überwarf und schließlich ganz vereinsamt war. Aber, daß er in seiner Disciplin, die allerdings nur spärliche Jünger gewann, das Größte geleistet hat, ist allgemein anerkannt. Nach seinem Tode gab die Akademie seine Schriften in zwei Bänden heraus, und zwei seiner hervorragendsten Schüler, Geiser und Schröter, edirten seine Vorlesungen.

3.

„Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts ist eine der wichtigsten Epochen für die Astronomie gewesen", sagt Encke in seiner Gedächtnißrede auf Bessel und feiert den entschlafenen Gelehrten als ihren leuchtendsten Stern. Die Akademie hat Bessel nur als ihr auswärtiges Mitglied sich zueignen können; aber in Encke, der vierzig Jahre ihr Mitglied, achtunddreißig Jahre ihr Secretar gewesen ist, erhielt sie den besten Ersatz. Mit Bessel viele Jahre lang eng verbunden, hat Encke nicht nur das akademische Sternkarten-Unternehmen (s. oben S. 533 ff.) geleitet und durch seine jährlichen Publicationen der Berliner Sternwarte eine führende Stellung in Europa gegeben: er hat auch durch seine Abhandlungen „Über den Kometen von Pons" — die Fachgenossen nannten ihn den Encke'schen Kometen — seinen Namen unsterblich gemacht.

Encke, zu Hamburg am 23. September 1791 geboren, wandte sich schon früh der Astronomie zu, studirte in Göttingen unter Gauß, focht im Freiheitskriege, wurde dann Adjunct an der Seeberger Sternwarte und empfahl sich in dieser Stellung dem um sieben Jahre älteren Bessel so sehr, daß dieser schrieb: „Hr. Encke nimmt die zweite Stelle auf der Seeberger Sternwarte ein, würde aber überall eine Zierde der ersten sein". Seine Arbeit über den Kometen von 1812 begründete sein Ansehen und zeigte ihn als hervorragenden Rechner und bewunderungswürdig sicheren Forscher bei Auswahl und Gruppirung der Beobachtungen. Nach seiner Berufung nach Berlin ist außer den epochemachenden Kometen-Untersuchungen seine Abhandlung über den Venus-Durchgang von 1769 (Bestimmung der Sonnen-Parallaxe) von besonderer Bedeutung geworden (Abhandlungen 1835 S. 295 ff.). Als der Bau der neuen Sternwarte durch Alexander von Humboldt's Bemühungen zu Stande kam, bedauerte es Bessel, daß Encke durch diese seinen

höheren Aufgaben entzogen werden würde, ja er rieth geradezu vom Bau ab. „Erwägen Sie, ob die Befriedigung im Besitze einer Sternwarte oder die Behinderung an denjenigen Arbeiten, denen Sie Ihren Ruhm verdanken, größer sein wird." „Ich betrachte Sie als denjenigen Astronomen, dem die Superintendenz der Rechnungen obliegt; Andere haben andere Ämter." „Ich glaube, daß weder Ihre Wirksamkeit, noch Ihre Zufriedenheit gewinnen werden, wenn Sie sich zu einem Sternwarten-Astronomen machen. Nach meiner Meinung darf Ihnen die Sternwarte nie die Hauptsache sein. Ein Gehülfe, Adjunct, oder wie Sie ihn nennen wollen, muß darin die Arbeit übernehmen." Die Sternwarte, das Jahrbuch und viele Ämter und Geschäfte nahmen in der That fortan Encke's Zeit sehr in Anspruch; aber er hat doch noch zahlreiche Abhandlungen, die Ausführung von Rechnungen, die Methode der kleinsten Quadrate, die Interpolation, die mechanische Quadratur betreffend, auszuarbeiten vermocht. Einen ersten Schlaganfall im November 1859 überwand er noch; aber die frühere Rüstigkeit kehrte nicht zurück; den Folgen eines zweiten Schlaganfalles erlag er am 26. August 1865.

Seine Geschicklichkeit und Humanität in Führung der Geschäfte wird in der Gedächtnißrede, die Hagen auf ihn gehalten, gerühmt; aber sein streng conservativer Sinn und eine gewisse Starrheit des Urtheils brachten ihn doch in manche Spannung zu seinen Collegen.

4.

Die Physiker der Akademie bis gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelm's III. waren Paul Erman und Seebeck; Dove, Poggendorff und Magnus sind erst in den Jahren 1837—40 aufgenommen worden. Erman (geboren zu Berlin den 29. Februar 1764 als Sohn des Predigers und Akademikers Johann Peter Erman, gestorben den 11. October 1851, Mitglied der Akademie seit 1806, Secretar von 1810 bis 1841) hat die ganze ungeheure Entwicklung der physikalischen Wissenschaften während mehr als sechzig Jahre als Zeitgenosse an sich vorübergehen sehen. „Eine jede der großen Entdeckungen, wodurch die einzelnen Abschnitte dieser Entwicklung bestimmt wurden, riß ihn zu fast leidenschaftlicher Theilnahme hin und regte ihn zu eigenen emsigen Forschungen auf. Zwar sollte es ihm nicht beschieden sein, selber, wie er es nannte, eines jener großen Loose zu ziehen, die den Volta, den

Davy, den Oersted vorbehalten waren; doch sind unter seinen Arbeiten mehrere, die ihm einen dauernden Platz in der Geschichte der Wissenschaft sichern, und mit dem Andenken an eine beklagenswerthe Verirrung des deutschen Geistes, an jene falsche Naturphilosophie, wird stets dasjenige Erman's in rühmlicher Weise verknüpft bleiben, als eines der Wenigen, die, wo ringsum Alles sich hinreißen ließ, ohne Wanken zur Fahne der wahren Physik gestanden haben." In diesen Worten hat du Bois-Reymond das Gedächtniß Erman's gefeiert, und mit ihm hat die ganze Generation jener Berliner Naturforscher, als deren letzter du Bois dahingegangen ist, bekannt, daß Erman es gewesen sei, der in einer dunklen Zeit die wahre Wissenschaft hat strahlen lassen und Physikern, wie Magnus, Physiologen, wie Johannes Müller, vorgearbeitet hat.

Erman's Jugend fällt noch in die Zeit Friedrich's des Großen und war mit philosophischen und theologischen Studien ausgefüllt; denn er sollte Prediger werden; aber er gab diese Beschäftigungen auf, und schon im Jahre 1791 wurde er, noch ohne sich Verdienste erworben zu haben, zum Professor der Physik an der Kriegsschule ernannt. Unter „Physik" verstand man damals dort ein Mittelding zwischen einer Encyklopädie der Philosophie und einer Darlegung der naturwissenschaftlichen Grundthatsachen und -begriffe. So trug sie zunächst auch Erman vor, aber nicht nur die Begeisterung für seinen Gegenstand, sondern auch die Methode, statt eine Summe feststehender Sätze zu lehren, auf die Unendlichkeit des noch zu Leistenden aufmerksam zu machen, gab seinen Vorlesungen schon damals einen eigenen Reiz. Im Jahre 1809 wurde er ordentlicher Professor der Physik an der Universität Berlin. Erst wenige Jahre vorher, in einem Alter, in dem Viele zu experimentiren aufhören, begann er damit und veröffentlichte seine Untersuchungen theils in Gilbert's Annalen, theils in den akademischen Schriften. „Die Frische und Naivetät der Forschung, die die englischen Physiker so groß machen", konnte er nicht mehr gewinnen, aber dafür zeichnete ihn ein sicheres kritisches Vermögen aus; es war in ihm so ausgebildet, daß man von seiner „skeptischen Idiosynkrasie" sprach. In Wahrheit wollte er nur auf dem festen Boden erprobter Thatsachen bauen, zögerte aus Gewissenhaftigkeit mit dem Abschluß seiner Arbeiten und hatte, im Gefühl der Kleinheit seiner Leistungen gegenüber dem zu Leistenden, wie er selbst scherzte, „Tintenscheu" und „Furcht vor einer unauslöschlichen Befleckung mit Druckerschwärze". Dazu kam,

daß ihm seine Vielseitigkeit — er arbeitete sich allmählich in zahlreiche Zweige der Naturwissenschaften ein und ordnete, wenn es nöthig war, auch eine Fischsammlung — sehr verschiedene Aufgaben nahe legte und ihn hinderte, sich einem Gebiet von Erscheinungen ausschließlich zu widmen. Jetzt weiß man, wie nahe er in seinen physikalischen Forschungen vielen Erkenntnissen gekommen ist, die seinen Namen deshalb nicht tragen, weil er sie zurückhielt oder den letzten Schritt verzögerte. Am hervorragendsten sind seine elektroskopischen Untersuchungen an der Volta'schen Säule, in denen er Ohm vorgearbeitet hat, seine Beobachtungen über Luftelektricität, seine Versuche über den Durchgang des galvanischen Stromes durch Wasser und andere galvanische Beobachtungen (Entdeckung der unipolaren Leitung der Flamme und der Seife), die ihm den Pariser Preis von 3000 Francs eintrugen. Vor Döbereiner hat er einen dünnen Platindraht Knallgas entzünden sehen, und in Bezug auf die elektrochemischen Bewegungen der Flüssigkeiten wird seine Bedeutung als Entdecker erst in unseren Tagen voll anerkannt. Auch die Optik, namentlich aber die Wärmelehre und die Physik der Erde (Temperaturzunahme mit wachsender Tiefe; Beobachtungsreihen über die Temperatur der Quellen), sind ihm verpflichtet. Endlich aber hat er auch in der Physiologie, der er sich mit besonderer Vorliebe widmete, Beobachtungen begonnen, die später zu hoher Bedeutung gelangt sind, über durch „Wimperbewegung" erzeugte Strömungen, über Volumenveränderung des Muskels bei Zusammenziehungen, über die Schwimmblasen der Fische und das Schwimmblasengas u. s. w. „Durch Kühnheit in der Erfindung, wie durch Umsicht, Geschicklichkeit und Ausdauer beim Anstellen seiner Versuche hat er sich als ein Experimentator ersten Ranges gezeigt."

Sein College Thomas Seebeck (geb. 9. April 1770 zu Reval, gest. 10. December 1831) hat der Akademie nur dreizehn Jahre angehört. Als Arzt ausgebildet, nahm er im Jahre 1802 seinen Wohnsitz in Jena, um sich als Privatmann ganz der Wissenschaft zu widmen, und trat in den Kreis der ausgezeichneten Männer jener ruhmvollen Stadt. Häufig war er Tage und Wochen lang Goethe's Gast in Weimar und nahm an dessen „Farbenlehre" lebhaften Antheil. Zuerst beschäftigte auch er sich mit der Volta'schen Säule; dann aber fesselte ihn mehrere Jahre hindurch fast ausschließlich die Optik. Um Goethe's Arbeiten zu fördern, suchte er die Wirkungen farbiger Beleuchtung zu ergründen und studirte

eingehend die physikalischen und chemischen Wirkungen des Lichts. Nachdem Malus die Polarisation des Lichts entdeckt hatte, begann Seebeck das Verhalten des Glases im polarisirten Licht zu untersuchen. Am 21. Februar 1813 war er so glücklich, zum ersten Mal jene zierlichen Gestalten, denen er später den Namen entoptische Figuren beilegte, in ihrer ganzen Vollkommenheit und Farbenpracht zu erblicken. Im October des folgenden Jahres gelang es ihm, den Spannungszustand, in welchen das Glas durch starkes Glühen und rasches Abkühlen versetzt wird, als eine der nothwendigen Bedingungen zum Entstehen dieser Figuren nachzuweisen. Mit dieser Entdeckung war noch eine andere, die der Polarisation des blauen Himmels, verknüpft; für jene erhielt er einen Pariser Preis, und bald darauf vertauschte er Jena mit Berlin.

Mehr als einmal hat Seebeck das Mißgeschick gehabt, daß eine von ihm aufgefundene Thatsache entweder zu gleicher Zeit oder kurz vorher auch im Auslande entdeckt wurde. Wenn er später das Zusammentreffen erfuhr, machte er seine Ansprüche nicht geltend. So weiß man nur aus der beiläufigen Äußerung Biot's, daß Seebeck zuerst die optischen Eigenthümlichkeiten des Turmalins gesehen hat (1815/16), „eine Entdeckung, die an Wichtigkeit die der entoptischen Figuren leicht noch übertreffen möchte".

Das Jahr 1820 ist das Entdeckungsjahr des Elektro-Magnetismus. Der Enthusiasmus, den Oersted's Entdeckung erregte, läßt sich nur mit der Begeisterung vergleichen, die zwanzig Jahre vorher die Volta'sche Säule erweckt hatte. Seebeck widmete sich sofort der Erforschung des neuen Gebiets. In vier Vorlesungen (16. August; 18. und 20. October 1821; 11. Februar 1822) theilte er der Akademie eine Reihe von Beobachtungen mit. Sie gipfelten in der Erkenntniß, daß „heterogene Metalle, namentlich Wismuth und Antimon, für sich, ohne alle Feuchtigkeit, zum Kreise geschlossen, bloß vermöge Temperatur-Differenz an den Berührungsstellen magnetische Eigenschaften erlangen". Das war die Entdeckung des „Thermo-Magnetismus", „der größte Fortschritt der Elektricitätslehre, ein wahrhaft neues Element in derselben, seit sie durch Oersted einen so gewaltigen Aufschwung bekommen". Der „Thermo-Magnetismus", der heute Thermo-Elektricität genannt wird, ist somit wie zufällig, im Zusammenhang mit dem Studium über ein ganz anderes Gebiet, entdeckt worden. „Er erweiterte zuerst die engen Begriffe von den Bedingnissen zur Entstehung eines elektrischen Stromes, und während er selbst sich als ein weites Feld der Untersuchungen er-

wies, wurde er zugleich die Quelle der wichtigsten Entdeckungen in anderen Gebieten der Physik".

In physikalischen Grundanschauungen folgte Seebeck noch manchen Theorieen, die später, theilweise schon damals, als unrichtig erkannt worden sind; aber so wie er sie geltend machte, wirkten sie nicht hemmend „und verleiteten niemals, den Weg der Erfahrung zu verlassen". „Ein feuriger Sinn für die Wissenschaft, der auch fremdes Verdienst bereitwillig anerkannte, ein entschieden männlicher Charakter und ein würdevolles Äußere, das in Gestalt und Haltung an den ihm wenige Monate später nachfolgenden Dichtergreis erinnerte, waren die seltenen Gaben, mit welchen die Natur einen Mann ausgerüstet hatte, der zwar von Freunden und Gelehrten hoch geschätzt worden ist, im weiten Publicum aber nie jene Berühmtheit genossen hat, zu welcher Lehramt und Schriftstellerei, zwei von ihm nicht betretene Wege, bisweilen nur allzu wohlfeil verhelfen."

Bei aller Verschiedenheit haben die beiden Physiker der Akademie, Erman und Seebeck, doch etwas Gemeinsames: die späteren Generationen haben ihrem Ruhm nichts abgezogen, sondern ihn erhöht.

Durch den Eintritt von Dove (geb. 6. October 1803 zu Liegnitz, gest. 4. April 1879), Poggendorff (geb. 29. December 1796 zu Hamburg, gest. 24. Januar 1877) und Magnus (geb. 2. Mai 1802 zu Berlin, gest. 4. April 1870), die dreißig Jahre lang zusammen in der Akademie gewirkt haben, ist die moderne Physik in Berlin begründet und befestigt worden.

Gustav Magnus, in den Laboratorien von Berzelius und Gay-Lussac gebildet, habilitirte sich in Berlin zunächst für Technologie, ging aber bald zur Physik über, ohne das Interesse für jenes Fach und die Beschäftigung mit chemischen Fragen aufzugeben. Seine Hauptbedeutung hat er als experimentirender Lehrer gewonnen. Ein Feind aller Speculation, jenes „Wissens", das immer nur sich selbst spiegelt, suchte er die Physik mit strenger Ausschließlichkeit an das Experiment zu binden. Er ging darin so weit, daß er selbst gegen die mathematische Physik mißtrauisch war, mindestens in ihr eine Disciplin sah, die man von der experimentirenden ganz getrennt halten müsse. „Dieses Mißtrauen gegen die mathematische Physik (wie sie um 1840 noch vielfach getrieben wurde) war nicht unbegründet. Auch in ihr war noch nicht rein geschieden, was erfahrungsmäßige Thatsache, was bloße Wortdefinition und was nur

Hypothese war. Das unklare Gemisch aus diesen Elementen, welches die Grundlagen der Rechnung bildete, suchte man für Axiome von physischer Nothwendigkeit auszugeben und nahm eine ähnliche Art der Nothwendigkeit auch für die Folgerungen in Anspruch." Indem Magnus aber seine Wissenschaft auf das Experiment beschränkte, suchte er dieses in der vollkommensten Form auszubilden. Seine reichen Mittel, die er in den Dienst seines Privatkabinets stellte, erlaubten ihm, stets die besten Instrumente und Apparate anzuschaffen. Er wußte sie im Unterricht auf's Trefflichste zu gebrauchen, gestattete seinen Schülern — sie bearbeiteten unter seiner Aegide selbstgewählte Themata — in liberaler Weise die Benutzung und schuf so in Preußen, dessen Staat noch keine Mittel besaß, um den Naturwissenschaften ausreichend zu Hülfe zu kommen, das erste große physikalische Kabinet und die erste physikalische Arbeitsstätte. Die zahlreichen Schüler, die er gebildet hat und die nun die physikalischen Lehrstellen in Deutschland besetzten, trugen die sicherste Einsicht mit fort, daß moderne Physik nicht ohne Experimente getrieben und gelehrt werden könne. Ihre energischen Forderungen ausreichender Mittel zur Begründung physikalischer Kabinette blieben nicht ohne Erfolg: somit verdankt man diese ganz wesentlich der von Magnus ausgegangenen Anregung und Schulung.

Hat Magnus den Schwerpunkt seiner Thätigkeit stets in der Ausübung seines akademischen Lehramts gefunden, so hat er doch auch im Laufe von 45 Jahren die Wissenschaft bereichert. Grundlegend in der physiologischen Chemie sind seine Versuche über die Blutgase geworden. In der Physik haftet sein Name vor allem an den Arbeiten über die Ausdehnung der Gase durch Wärme und über die Spannkraft der Dämpfe. Helmholtz hat sie „Meisterstücke mustergültiger Vollendung" genannt. Vielseitig war seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Elektricitätslehre, „und selbst über Aufgaben, die anscheinend überwiegend für eine mathematische Behandlung geeignet waren („Abweichung rotirender Geschosse aus gezogenen Läufen", „Über die Form der Wasserstrahlen und ihren Zerfall in Tropfen"), hat er meist mit Erfolg gearbeitet".

Magnus hat den Schulbetrieb der modernen Physik vorbildlich organisirt; Poggendorff hat in seinen „Annalen" und den aus ihnen hervorgegangenen litterarischen Unternehmungen der physikalischen und chemischen Wissenschaft in Deutschland das Haus ge-

gründet. Einhundertundsechzig Bände „Annalen“ und elf Ergänzungsbände hat er herausgegeben — nicht als mechanisch zusammenstellender Redactor, sondern als kritischer Richter, der prüfte, oft auch berichtigte, was er aufnahm. Aber er war nicht bloß Kritiker, vielmehr einer der fruchtbarsten Mitarbeiter. Barentin zählt mehr als 150 Abhandlungen von ihm selbst auf, zum großen Theil mühsame und umfängliche Experimental-Untersuchungen; denn in der Überzeugung, daß sich Physik und Chemie auf den Versuch stützen müssen, war er mit Magnus einig. „Sind auch“, schreibt Karsten, „seine Beobachtungen, Entdeckungen und Erfindungen mehr oder minder vollständig als Eigenthum der Wissenschaft in die Lehrbücher übergegangen, so mag doch Einzelnes hervorgehoben werden, weil es scheint, daß Poggendorff's Urheberschaft nicht allgemein bekannt ist. Er theilt mit Schweigger die Ehre der Erfindung des Multiplicators, den er in seiner ersten, 1821 in Oken's Isis veröffentlichten Arbeit angegeben hat. Im Jahre 1827 hat er die Methode der Spiegelablesung beschrieben und dasselbe Instrument angegeben, welches einige Jahre später von Gauß unter dem Namen Magnetometer benutzt wurde. Von anderen Arbeiten aus dem Gebiete der Elektricität, welche von nachhaltigem Einflusse geworden sind, wären etwa zu nennen: die Erfindung des Silbervoltameters (1838), die Verbesserung der Sinusboussole (1842), seine Methoden zur Bestimmung der Constanten der Ketten, der Stromstärke, der Polarisation.“ Als er im Jahre 1839 in die Akademie aufgenommen wurde, hatte er bereits sechzehn Jahre für sie gearbeitet, da er in ihrem Auftrage im Jahre 1823 die Fortsetzung der meteorologischen Beobachtungen, die Tralles begonnen, übernommen hatte (s. oben S. 530). Noch im Jahre 1875 hat er in der Akademie eine umfangreiche Abhandlung vorgetragen, so daß sich seine akademische Thätigkeit über einen Zeitraum von zweiundfünfzig Jahren erstreckt. Echt akademisch war auch sein Sinn für die Geschichte und Litteratur seiner Wissenschaft. Sein umfassendes Wissen auf diesem Gebiet hat er nicht zurückgehalten, sondern den Fachgenossen zugänglich gemacht (vergl. besonders das „Biographisch-litterarische Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften“), leider aber eine „Geschichte der Physik“ nicht hinterlassen.

Auch Dove hat auf dem Gebiet der Physik im engeren Sinne bearbeitet und sowohl die Optik als besonders die Elektricitätslehre durch scharfsinnige Beobachtungen gefördert; aber seinen Ruhm hat

er durch die Meteorologie begründet. Diese Wissenschaft harrte seit Alexander von Humboldt's mächtigem Eingreifen eines Forschers, der sich ihr ganz hingeben würde. Dove ist es nach Mahlmann's Vorarbeiten gewesen, der sie aus vereinzelten und unsicheren Anfängen und störenden Verbindungen herausgeführt und zu einer exacten, aber zugleich praktisch fruchtbaren Wissenschaft gestaltet hat. Namentlich durch seine umfangreichen Untersuchungen über die Wärmevertheilung auf der Erdoberfläche, die Darstellung der Wärmeerscheinungen durch fünftägige Mittel und durch sein „Drehungsgesetz des Windes", welches jedoch nicht sowohl ein Gesetz als eine für einen Theil der Erdoberfläche gültige Regel ist, hat er sie ausgezeichnet gefördert. Außerdem aber ist er für Preußen und andere deutsche Staaten der Begründer eines Systems und Netzes meteorologischer Beobachtungen geworden; vor ihm waren nur schwache Anfänge vorhanden. In dem im Jahre 1846 eingerichteten meteorologischen Institut, dessen Director Dove seit 1848 gewesen ist, erhielt die Meteorologie in Deutschland ihr Centrum. Er verstand es, durch seine glänzenden, geist- und humorvollen Vorträge Sinn und Verständniß für seine Wissenschaft in den weitesten Kreisen zu erwecken. Bis zur Mitte der fünfziger Jahre war er unbestritten der erste Meteorologe Europas. Dieser Ruhm blieb ihm auch später noch, obgleich er sich gegen die Fortschritte der von ihm begründeten Wissenschaft skeptisch verhielt und die unter seiner Autorität publicirten meteorologischen Rechnungen nach Methode und Ausführung nicht einwurfsfrei waren. Man vergaß es ihm aber weder in Preußen noch im Ausland, daß er der Meteorologie die Bahn gebrochen hat, und die Zeitschrift „Nature" widmete ihm nach seinem Tode folgenden Nachruf (10. April 1879): „When we consider the condition in which Dove found man's knowledge of weather and the large accessions and developments it received from his hand, the breadth of his views on all matters connected with the science and the well directed patience, rising into high genius, with which his meteorological researches were pursued, there can be only one opinion, that these give Dove claims, which no other meteorologist can compete with, to be styled „the Father of Meteorology".

Dove, Poggendorff, Magnus und der im Jahre 1842 in die Akademie aufgenommene P. Th. Rieß (geb. 27. Juni 1804 zu Berlin, gest. 22. October 1883) waren nahe befreundet und hielten eng zusammen. So verschieden ihre Studiengebiete waren — sie

alle haben die Lehre von der Elektricität gefördert. Viele Jahre beherrschte die Physik, wie sie sie betrieben, die Arbeit in dieser Disciplin in Berlin überhaupt. Dann kamen neue Bestrebungen auf, denen sie nicht mehr gefolgt sind; die neuen Bestrebungen brachten Erweiterungen, Correcturen, neue Methoden, auch eine neue Organisation der physikalischen Forschungen, auf die sie nicht mehr eingehen wollten. Das ist der Gang der wissenschaftlichen Entwicklung auf allen Gebieten, und kein Verständiger wird den Ruhm verdienter Forscher deshalb verkleinern wollen.

5.

Aus den Pariser Laboratorien und dem Laboratorium von Berzelius ist die neuere Chemie nach Deutschland verpflanzt worden, für die Berliner Schule aber ist der schwedische Meister fast allein maaßgebend gewesen. Mitscherlich, Wöhler, Magnus, Heinrich und Gustav Rose haben zu Berzelius' Füßen gesessen; in die Heimath zurückgekehrt, haben die jungen Männer mit Dove, Poggendorff und Rieß einen Bund der Freundschaft und Forschung geschlossen, der seine Kraft bis in's Greisenalter bewährt hat. Sie Alle, mit Ausnahme Wöhler's, sind Berlin erhalten geblieben, und gleichsam im Namen Aller hat Heinrich Rose in seiner Gedächtnißrede auf Berzelius dem großen Lehrer ein Denkmal der Verehrung und des Danks gesetzt.

Mitscherlich (geb. 7. Januar 1794 zu Neurade bei Jever, gest. 28. August 1863) hatte erst orientalische Sprachen in Paris, dann Medicin in Göttingen studirt. Nach Berlin übergesiedelt, erhielt er von Link die Erlaubniß, in seinem Laboratorium chemisch zu arbeiten, und bald fesselte ihn das Problem der Beziehungen zwischen Zusammensetzung und Krystallform der Körper. Eine fast zufällige Begegnung mit Berzelius in Berlin, bei welcher dieser die Bedeutung des jungen Forschers scharfblickend erkannte, wurde entscheidend. Zwei Jahre hat Mitscherlich unter ihm in Stockholm gearbeitet; nach seiner Rückkehr erhielt er Klaproth's Stelle in Berlin und wurde in die Akademie aufgenommen. Die Grundzüge seiner großen Entdeckung des Isomorphismus hat er dieser schon am 9. December 1819, also vor seiner Abreise nach Schweden, mitgetheilt. Dort empfingen seine Studien die Richtung auf die mineralogische Chemie und auf die chemischen Probleme beim Bergbau. Diese führten ihn auch zu geologischen Forschungen, zu den Fragen über die Entstehung der Vulcane, die Bildung der

Geiser, der Mineralquellen u. s. w. Während seines ganzen Lebens hat er seine Ferienreisen dazu benutzt, diese Räthsel der Geschichte der Erdoberfläche zu lösen. In den letzten Jahrzehnten concentrirte er sich auf die Erforschung des Eifelgebirges. Eine umfassende und vielseitige Bildung kam seinen Fachstudien zu Gute. Durch jene übertraf er den genialsten deutschen Chemiker unseres Jahrhunderts, Liebig. Die beiden großen Gelehrten, deren Arbeitsweise und Arbeitsfeld sehr verschieden waren, haben ein freundschaftliches Verhältniß zu einander nicht zu gewinnen vermocht.

In der Entdeckung des Isomorphismus, gegen den die alten Mineralogen sich sträubten, wie einst die alten Chemiker gegen die Entdeckung Lavoisier's, war die Grundlage für einen ganz neuen Zweig der Chemie gegeben. Mitscherlich selbst hat diese krystallographische Chemie auszubauen begonnen. Durch eine Verbesserung des Wollaston'schen Reflexionsgoniometers gelang es ihm, die Genauigkeit der Winkelmessungen in Bezug auf die Krystalle zu erhöhen. Dadurch wurde er auf die neue Entdeckung geführt, daß sich die Krystalle, mit Ausnahme derer des regulären Systems, mit der Temperatur nach verschiedenen Richtungen ungleich ausdehnen. Hierauf erfolgte die Entdeckung des Dimorphismus, jener Erscheinung, die gewissermaaßen complementär zum Isomorphismus ist; namentlich im Schwefel wies Mitscherlich sie nach. Seine bergmännischen Studien aber trugen ihm nicht nur die wissenschaftliche Ergründung des metallurgischen Processes des Kupfers ein, sondern führten ihn auch zur Auffindung der ersten künstlichen Mineralien; er wies sie in den Schlacken nach, während sie von früheren Beobachtern für secundäre Bildungen der feuerflüssigen Masse gehalten worden waren. Er erkannte diese Krystallbildungen als Formen des Augit, Olivin und Glimmer. Diese Entdeckung hat den Anstoß gegeben zur Herstellung von künstlichen Mineralien. Auch auf dem Gebiete der organischen Chemie ist Mitscherlich's Name mit einer Entdeckung von weittragendster Bedeutung verbunden, die bald der technischen Chemie die größten und mannigfaltigsten Aufgaben stellen sollte. Er hat zuerst die Benzoësäure in Kohlensäure und Benzol zerlegt und ist dann durch Einwirkung der Salpetersäure auf das Benzol zum Nitrobenzol geführt worden. Dieser Körper ist der Typus jener zahlreichen Klasse von Verbindungen geworden, die noch immer vermehrt und alle auf die gleiche Weise („Nitriren") gewonnen werden; er hat zugleich den

Ausgangspunkt für die Darstellung des Anilins gebildet und damit für die zahllosen Farbenderivate, deren Herstellung heute die größten Fabriken beschäftigt. Das Nitrobenzol führte Mitscherlich zum Azobenzol, die erste der sogenannten Azoverbindungen, die ebenfalls der Farbenfabrication zu Gute kamen, ferner zur Benzolsulfosäure. Innerhalb der Reactionserscheinungen hat er zuerst jene Klasse abgegrenzt, die er als durch „Contact“ veranlaßt auffaßt (Zersetzungserscheinungen durch Gegenwart eines Körpers, ohne daß dieser selbst verändert wird, also materiell an der Zersetzung selbst nicht betheiligt erscheint). Diese Studien führten ihn zu den Gährungsvorgängen, in Bezug auf welche er Schwann's Ansicht, daß die Hefe aus vegetabilischen Wesen bestehe, zu stützen versuchte. Endlich hat er auch über Dampfdichten gearbeitet. Sein „Lehrbuch der Chemie“, in erster Auflage 1829 erschienen, ist für die Darstellung dieser Wissenschaft grundlegend geworden, ja das Vorbild der späteren Lehrbücher.

„Die chemischen Arbeiten Heinrich Rose's (geb. 6. August 1795 zu Berlin, gest. 27. Januar 1864), einen Zeitraum von beinahe fünfzig Jahren umfassend, sind größer an Zahl, als die irgend eines anderen Chemikers“: mit diesen Worten beginnt Rammelsberg seine Gedächtnißrede auf Rose, und er fügt hinzu, daß sie sämmtlich analytischen Charakters sind und das Gepräge der Bestimmtheit und der Schärfe tragen, das ihnen für alle Zeiten hohen Werth verleiht und sie den Arbeiten von Berzelius an die Seite stellt. Mit unsäglichem Fleiß hat Rose experimentell gearbeitet, um die Zusammensetzung fast zahlloser Körper und die Gewichtsverhältnisse, nach denen ihre Verbindungen erfolgen, zu bestimmen; aber er hat zugleich, dem Meister folgend, das gewonnene Material speculativ verarbeitet und in das Fachwerk der „Analytischen Chemie“ eingeordnet. Unter den Elementen, denen sich seine Aufmerksamkeit besonders zugewandt hat, ist vor allem der Schwefel, Phosphor, Stickstoff und Kohlenstoff zu nennen. Hat er in diesen Arbeiten wichtige Aufschlüsse über einige der in der Natur am weitesten verbreiteten Elemente gegeben, so hat er auch in Bezug auf die am seltensten vorkommenden Mineralkörper die Erkenntniß bereichert. Hier haben ihn die Studien über die Tantalite und Columbite am dauerndsten beschäftigt und ihn schließlich zu seiner berühmtesten Entdeckung, der des Niobium, geführt. Zahlreiche chemisch-mineralogische Analysen zweigten sich als Nebenarbeiten von dieser Hauptuntersuchung ab und sichern Rose auch ein

bleibendes Andenken in der Mineralogie. In seinen Studien verbesserte er auch die Methoden: „Rose hat mehr vielleicht als irgend ein anderer Chemiker zur Ausbildung der chemischen Analyse beigetragen, und es ist dies wohl einer seiner schönsten Ruhmestitel. Die reichen Erfahrungen dieser Lebensarbeit sind in einem Werke niedergelegt, wie es die Litteratur keiner anderen Nation zu verzeichnen hat. Sein berühmtes Handbuch der analytischen Chemie ist die Quelle, aus welcher alle neueren Werke über Analyse geschöpft haben". „Was wäre die analytische Chemie ohne ihn", ruft Rammelsberg in der Gedächtnißrede aus. Daß er Jahrzehnte hindurch als Lehrer der preußische Chemiker gewesen ist, hat auch Liebig in der herben Abhandlung anerkannt: „Über das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen" (1840): „H. Rose ist der einzige Mann, von dem in Preußen der praktisch-wissenschaftliche Unterricht ausgeht, der Einzige, dem es Freude macht und der Geschick besitzt, junge Männer zu Chemikern zu bilden".

Die Chemie in Berlin stand mit der Mineralogie in engster Verbindung; aber neben den Chemikern hat diese Wissenschaft in Chr. S. Weiß (geb. 26. Februar 1780 zu Leipzig, gest. 1. October 1856), K. J. B. Karsten (geb. 26. November 1782 zu Bützow, gest. 22. August 1853) und Gustav Rose (geb. 18. März 1798 zu Berlin, gest. 15. Juli 1873) Specialvertreter besessen, deren Namen unvergessen bleiben werden. Weiß, der der Akademie mehr als vierzig Jahre angehört hat, „ein Mann von Fichte'scher Gesinnungsart", ist aus Werner's Schule hervorgegangen. Die erste Abhandlung, die er in den Schriften der Akademie veröffentlicht hat (1814/15: „Übersichtliche Darstellung der verschiedenen natürlichen Abtheilungen der Krystallisationssysteme"), ist für seine weiteren Untersuchungen grundlegend geworden. Die mathematische Begründung des Aufbaues der Krystalle, die ein völlig neues und auch jetzt noch in der Hauptsache als richtig anerkanntes und in Geltung stehendes System ergab, bildete seine Lebensaufgabe. Er führte alle krystallographischen Verhältnisse auf bestimmte Richtungslinien oder Achsen zurück, durch welche auch die Bezeichnungen der Krystallflächen gewonnen und die verschiedenen Symmetriegesetze abgeleitet werden konnten.

Karsten, mit Weiß nahe verbunden — in den Jahren 1805 bis 1810 hatten sie zusammen die deutsche Ausgabe von Hauy's großer Mineralogie besorgt —, hatte sich zunächst mit dem Hütten-

wesen eingehend beschäftigt und auf Grund seiner Arbeit „Über den Unterschied des Stabeisens, des Roheisens und des Stahls und über die Erzeugung des Roheisens in den Hochöfen" eine Staatsanstellung im Bergwesen erhalten. Er stieg schnell bis zum Oberhüttenrath und wurde mit wichtigen ministeriellen Aufträgen betraut. Im Jahre 1816 erschien sein als epochemachend bezeichnetes Werk „Handbuch der Eisenhüttenkunde", in welchem zum ersten Mal die praktischen Erfahrungen in diesem Fache auf feste wissenschaftliche Grundlage zurückgeführt wurden. Diesem folgte bereits im nächsten Jahre sein später in ein fünfbändiges Werk verwandelter „Grundriß der Metallurgie und der metallurgischen Hüttenkunde", welcher ebenfalls den wissenschaftlichen Unterbau für die praktischen Bethätigungen enthält. Im Jahre 1818 begründete er das „Archiv für Bergbau und Hüttenkunde", das bereits in den Jahren 1818–1831 von hoher Bedeutung für die Verbindung von Wissenschaft und Industrie wurde, in seiner neuen Folge aber als „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde" (1829—1854) als „eine höchste Zierde der deutschen Litteratur in diesem Fache" gilt. In den Schriften der Akademie, die er durch 21 Abhandlungen bereichert hat, hat er besonders mineralogisch-chemische Probleme behandelt. In seiner im Jahre 1843 erschienenen „Philosophie der Chemie" bekennt er sich als Kantianer und Dynamiker und polemisirt gegen eine realistische Vorstellung der Atome. Nach dem Jahre 1848 wurde der „wahrhaft liberale, ernst-sittliche Mann" der Regierung unbequem; zurückgesetzt, nahm er 1850 seinen Abschied, der ihm „in einer nahe an Ungnade grenzenden Form" ertheilt wurde. Für die Akademie ist er bis zuletzt thätig gewesen. In das Jahr seines Todes fällt die Abhandlung: „Über Feuer-Meteore".

Die Untersuchung der Meteorsteine, die Karsten nur gestreift hat, bildete einen Hauptgegenstand der Forschung von Gustav Rose, dem Bruder Heinrich's. Bereits im Jahre 1825 hat er Studien über die krystallinischen Mineralien der Meteorsteine veröffentlicht, und im Jahre 1863 publicirte er die umfassende Abhandlung: „Beschreibung und Eintheilung der Meteoriten auf Grund der Sammlung im mineralogischen Museum zu Berlin" (Abhandlungen 1863 S. 23 ff.). „Damit wurde die Grundlage für alle späteren Forschungen über diese Körper geschaffen." Mit Mitscherlich eng verbunden, hat er auch zusammen mit ihm gearbeitet und die Kenntniß der Isomorphie der Metalle gefördert. Auf der

Reise in den Ural begleitete er (1829) Alexander von Humboldt und hat über ihre mineralogischen Ergebnisse einen ausführlichen Bericht in zwei Bänden erstattet (1837. 1842). Seine zahlreichen Untersuchungen über die Krystallformen der Metalle (namentlich des Quarzes), die von der Anschauung bestimmt sind, daß zwischen dieser Form und der chemischen Natur eines Minerals ein inniger Zusammenhang bestehe, führten zum „Krystallographischen Mineralsystem" (1852). Auch in petrographischen Untersuchungen und Experimenten war er glücklich und vermochte aus ihnen wichtige Erkenntnisse für die Erklärung der Entstehung vieler Gesteine zu gewinnen. Besonders kommt hier sein gelungener Versuch der Umwandlung von dichtem Kalk in krystallinischen in Betracht, sowie der experimentelle Nachweis, daß die amorphe Kieselsäure ebenso wie der gepulverte Quarz bei hoher Temperatur in kleine Tridymit-Krystalle übergeführt werden.

6.

Alle diese Chemiker und Mineralogen haben auch die Geognosie und Geologie gefördert; aber neben ihnen stand bis zum Jahre 1853 der Meister, den Alexander von Humboldt „den größten Geognosten in unserer Zeit" genannt hat, Leopold von Buch. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch ist er die Kraft und Zierde der Akademie gewesen, und sie erfüllte nur eine Pflicht der Dankbarkeit, als sie seine Büste neben der Alexander von Humboldt's in ihren Sitzungsräumen aufstellen ließ. An dauerndem Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft hat Buch den ihm nah befreundeten, universalen Naturforscher noch übertroffen. Der „Kosmos" gehört bereits der Geschichte an; Buch's Entdeckungen bilden noch heute die Grundlagen der Geologie und Paläontologie.

Bereits in dem vorhergehenden Buche (S. 475 f.) ist Buch's gedacht worden, bis zu jenem Jahre, in welchem er, als Reformator der geognostischen Wissenschaft aus Norwegen und Lappland zurückgekehrt, den Gneiß statt des Granits als das älteste Fundamentgestein nachgewiesen und das Lehrgebäude Werner's damit umgestürzt hatte. In Schweden war er aber auch auf das langsame Emporsteigen dieses Landes aufmerksam geworden, und dieses Problem fesselte ihn fortab. Er wandte sich nun den Alpen zu, studirte ihren Bau, namentlich aber die Verbreitung der großen Geschiebe und Blöcke, und überzeugte sich, ähnliche Erscheinungen im Norden zum Vergleich herbeiziehend, zunächst von der Un-

richtigkeit der Saussure'schen Annahme, daß zurückgestaute Gewässer jene Blöcke über die Ebene und bis in den Jura gewälzt haben sollen. In der akademischen Abhandlung vom Jahre 1811 (Abhandlungen 1804—1811 S. 161 ff.) hat er die ersten Ergebnisse dieser seiner Forschungen dargelegt. Daß ein ungeheurer Stoß die Ursache der Phänomene sein müsse, ist ihm nicht zweifelhaft; „untersucht man aber die Größe dieses Stoßes etwas genauer, so erschrickt die Einbildungskraft". Die Abhandlung schließt mit den bedeutungsvollen Worten: „Wie wenn diese heftigen Veränderungen und Zerstörungen mit denen zusammenfielen, welche die Elephanten auf der Erdfläche begruben? Die großen Ausbrüche aus den Gebirgen haben locale, aufgeschwemmte Gebirgsarten gebildet, und nur in aufgeschwemmten Geröllmassen liegen die Elephantenreste, nie im festen Gestein allgemein verbreiteter Formationen". Schon in dieser Abhandlung also blickte der Forscher auf den Zusammenhang der Geologie mit der Paläontologie aus.

Zunächst aber setzte Buch die rein geognostischen und geologischen Untersuchungen fort und veröffentlichte die beiden Abhandlungen „Von den geognostischen Verhältnissen des Trapp-Porphyrs" und „Bemerkungen über das Berninagebirge in Graubünden" (Abhandlungen 1812/13 S. 129 ff., 1814/15 S. 105 ff.). Ein Hauptergebniß der letzteren faßte er in dem Satze zusammen: „Die Bildung der Thäler scheint überall in den Alpen ein späteres Phänomen als die Erhebung der Gebirgsmassen; allein wahrscheinlich verdanken auch sie ihre Entstehung einer allgemein und vielleicht zu gleicher Zeit wirkenden Ursache". Die Theorie von der Stabilität der Erdrinde war damit durchbrochen. Bereits arbeitete er daran, in das Chaos, welches durch den Sturz der von Werner aufgestellten Reihenfolge der Gebirgsglieder entstanden war, provisorisch Ordnung zu bringen, als die Gelegenheit, die canarischen Inseln zu besuchen (1815), ihn von diesen Arbeiten abrief. In seinem Werke: „Physikalische Beschreibung der canarischen Inseln" (1825) hat er nicht nur die vulcanische Entstehung dieser Inseln glänzend dargelegt, sondern auch die physikalische Erdkunde überhaupt und die Pflanzengeographie mächtig gefördert. Vor allem aber befestigte er jetzt seine Theorie der Gebirgserhebung (im Unterschied von bloßen Aufschüttungen); die Reisen zu den basaltischen Hebriden und wiederum in die Alpen wurden von ihm zu dem Zwecke unternommen, das hebende Princip, die vulcanischen Gesteine, zu entdecken. Er glaubte es in dem Trachit und Augitporphyr gefunden zu haben

und baute auf diese Entdeckung die kühnsten Hypothesen, die in der Annahme gipfelten, der Augitporphyr habe die Umwandlung des Kalks in Dolomit verursacht („Über Dolomit als Gebirgsart", Abhandlungen 1822/23 S. 83 ff.) Nicht diese Theorieen, aber die Lehre von den Gebirgserhebungen ist von bleibendem Werthe geblieben: „Die Hebung der Gebirge durch Kräfte, welche, aus dem Innern der Erde wirkend, gegen die starre Erdrinde kämpfend, sie zersprengend, Theile derselben emportreibend, deren Gestalt eigentlich begründen, erfolgt in ihrer Hauptlängenrichtung nach der Lage von Spalten, aus welchen die hebenden Gesteine hervorbrechen, während der in den Hauptketten dadurch erzeugte Druck seitlich wirkend eine Menge paralleler Nebenspalten erzeugt und den seitlichen Secundärketten ihr Dasein giebt. Diese gewaltige Bewegung kolossaler Gebirgsmassen bei ihrer Erhebung zu Gebirgsketten mußte an den Rändern durch den Seitendruck eine vielfach geänderte Stellung der Schichten bewirken, wodurch in der That Falten, Gewölbe oder vielfach gebogene Nebenketten so häufig hervorgerufen werden. Auch die Richtung in diesen Erhebungen ist eine bestimmte und regelmäßige". Buch unterschied in dieser Beziehung vier sogenannte geognostische Gebirgssysteme in Deutschland. Im Jahre 1826 ließ er eine geognostische Karte von Deutschland in 24 Blättern erscheinen, „welche unbestritten zu den besten geognostisch-kartistischen Leistungen damaliger Zeit gezählt werden muß"; sie erlebte bis 1843 fünf verbesserte Auflagen und schließt die geologisch-geognostischen Studien Buch's ab. Von da an wandte er sich den paläontologischen Studien zu, und auch hier wurden seine Arbeiten epochemachend. Sie sind fast sämmtlich in den Abhandlungen und den Monatsberichten unserer Akademie niedergelegt und beginnen mit der Studie: „Einige Bemerkungen über die Alpen in Bayern" (1828 S. 73ff.). Mit den Abhandlungen „Über die Ammoniten in den älteren Gebirgsschichten" (1830 S. 135ff.) und „Über Goniatiten" (1830 S. 159ff.) schuf er bereits Ordnung und wußte „mit derselben Aufmerksamkeit, mit der er im Großen den Aufbau der Berge beobachtet hatte, auch im Kleinen mit seinem scharfen Blicke und seiner feinen Beobachtungsgabe Wesentliches von Unwesentlichem zu trennen, das Charakteristische aufzufassen, festzuhalten und aus dem scheinbar Chaotischen ein wohlgeordnetes Ganzes herzustellen. Seine erste größere paläontologische Arbeit war bereits eine vollendete und mustergültige, deren Werth bis in die neueste Zeit sich ungeschmälerter Anerken-

nung erfreut". Rastlos arbeitete er weiter. In den drei Abhandlungen „Über Terebrateln", „Über Delthyris und Orthis", „Über Productus" (1833 S. 21ff., 1836 S. 1ff., 1841 S. 1ff.) fuhr er fort, mit Meisterschaft die Arten zu unterscheiden. Schon seit 1837 aber verband er mit diesen Untersuchungen die Erforschung des Jura („Über den Jura in Deutschland", Abhandlungen 1837, S. 49ff.), indem er die gewonnenen paläontologischen Resultate für die Gebirgsforschung zu verwerthen begann. „Auch hier muß seine Thätigkeit als bahnbrechend bezeichnet werden; denn er legte, indem er die verschiedenen Arten des Jura unterschied und bei jeder Abtheilung zugleich auch die Übereinstimmung mit Ablagerungen in außerdeutschen Ländern nachwies, das Fundament für die später mit so großem Erfolge durchgeführte Gliederung der Schichtgesteine und für die sogenannte vergleichende Geologie". Zu den „Abhandlungen" hat er im Jahre 1844 seinen letzten Beitrag gespendet; aber in den Monatsberichten finden sich dann noch dreizehn Beiträge von ihm; der letzte ist aus dem Jahre 1852: „Über die Juraformation auf der Erdoberfläche" (S. 663). Den Wanderstab hat er erst mit dem Tode niedergelegt. Die wissenschaftlichen Reisen machte er in der Regel als „wandernder Einsiedler"; aber die Fachgenossen und die Naturforscher-Versammlungen suchte er gern auf.

Buch war auch ein Meister der Darstellung; „sein Deutsch, schön und anschaulich, hörten wir selbst von kritischen Kennern, wie Lachmann, bewundern." Aber wahrhaft ehrwürdig geworden ist er Allen, die ihn kannten, durch die Hoheit seines Sinns, die Strenge seines Charakters, die edle Aufgeschlossenheit seines Wesens und durch sein lebendiges preußisches Vaterlandsgefühl. Die Akademie gab bei seinem Tode der Empfindung Ausdruck, daß nicht nur die Wissenschaft einen unersetzlichen Verlust erlitten, sondern daß sie einen Collegen verloren habe, zu dem sie aufschaute als „zu dem schaffenden und ordnenden Geiste" in ihrer Mitte und zu einem leuchtenden Vorbilde. Am trefflichsten aber hat von Dechen der Nachwelt das geistige Bild dieses Mannes überliefert; seine Worte mögen hier eine Stelle finden:

> „Auf fortgesetzten Reisen während des größten Theils des Jahres stand Buch mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in ganz Europa in dem lebendigsten persönlichen Verkehr; er kannte ihre Ansichten, er wußte von ihren Arbeiten; in allen Sammlungen von Edinburg bis Neapel hatte er Beobachtungen angestellt. Überall war er zu Hause, die kleinsten Umstände waren ihm gegenwärtig. Das außergewöhnlichste

Gedächtniß unterstützte er noch durch eisernen Fleiß. Sein Tagebuch war eine unversiegbare Quelle von Aufzeichnungen der seltensten Art. So war er überall, wo er hinkam, ein wahres Orakel für die begierigen Jünger der Wissenschaft; wer ihm nahte, mußte lernen. Überall spendete er sein Wissen und verbreitete die Kenntnisse, welche sich auch jetzt noch so oft dem gewöhnlichen Bücherverkehr entziehen. Überall, wo er wahre Liebe zur Wissenschaft fand, die sein Heiligthum war, konnte Niemand heiterer, mittheilender, belehrender sein als er. Sein reicher Geist entwickelte die Ansichten in anziehender, schnellster Folge. Er besaß die feinste, in den höchsten Kreisen des Lebens, in den mannigfachsten Verhältnissen der Reisen, erworbene Bildung, wie sie sich in einem so reinen und freien Gemüthe zur schönsten Blüthe menschlichen Adels entwickelt. Sein Geist beherrschte nicht allein die Kenntnisse seines Fachs und der verwandten Naturwissenschaften; die ausgedehnte Kenntniß der lebenden Sprachen vom Süden bis zum Norden Europas, die Vertrautheit mit der Geschichte, mit der alten und neuen Litteratur verliehen ihm jene Sicherheit, jenen Überblick, der so wohlthuend in allen seinen Gesprächen sich kundgab. Seine Achtung vor der Wahrheit konnte es nicht dulden, wenn er Täuschung irgend einer Art zu erblicken wähnte, darin mochte er aber bisweilen zu weit gehen. Wer die Wissenschaft nur als Mittel zu anderen, selbstischen Zwecken nutzen wollte, den schlug er mit harten, selbst verletzenden Worten. Er war empört. Eitelkeit verfolgte er mit Ironie, wenn es sein mußte mit scharfem Spott. Mittelmäßigkeit, welche sich breit machte und den ersten Platz einnehmen wollte, hielt er in Schranken; so war er denn verehrt, geliebt und gefürchtet, je nach der Eigenthümlichkeit derer, welche sich ihm nahten. Er war aber immer einer und derselbe, in Sprache und Schrift, aus einem Gusse durch und durch. Wie milde, wie zart im Wohlthun, wie unerschöpflich in reichen Gaben er sich bewiesen, das werden gewiß Viele mit innigstem Dank bezeugen, die dies erfahren haben. Die Tiefe seines Gemüthes offenbarte er in dem innigen Verhältnisse zu seinen Geschwistern. Die Lebendigkeit seines Gefühls trat gleich mächtig in der Treue und Anhänglichkeit für das erhabene Herrscherhaus, wie in der Liebe und Begeisterung für die Person des königlichen Herrn hervor, der seinen Verdiensten die gerechtesten und ehrenvollsten Auszeichnungen hatte zu Theil werden lassen. Er fühlte tief und warm für Alles, was dem edlen Menschen theuer zu sein verdient. Er hat seine Geistesfrische bis zu seinem Ende bewahrt, die aus seinen letzten Arbeiten Jeden anspricht, die immer von Neuem jeden überraschte, der ihn erst in den letzten Jahren seines Lebens kennen lernte."

7.

Nach Willdenow's frühem Tode ist der botanische Garten mehrere Jahre provisorisch durch Lichtenstein verwaltet worden; vom Jahre 1815 ab bis zum Jahre 1851 stand er unter Link's Leitung (geb. 2. Februar 1767 zu Hildesheim, gest. 1. Januar 1851).

Bis zu Kunth's und Horkel's Eintritt (1830) ist Link auch der einzige Botaniker der Akademie gewesen. Als er aufgenommen wurde, hatte er sich bereits als naturwissenschaftlicher Polyhistor in Medicin, Mineralogie, Chemie, Physik und Botanik bethätigt, der Lavoisier'schen Theorie in Deutschland zum Siege verholfen, auf einer zweijährigen Reise mit dem Grafen Hoffmannsegg die portugiesische Flora studirt und sich durch eine Arbeit über das Licht und eine Preisschrift über den Gefäßbau der Pflanzen einen Namen gemacht. In Berlin beschränkte er sich in seinen litterarischen Arbeiten zwar mehr auf die Botanik, aber die polyhistorische Neigung nicht aufgebend — er war auch Mitglied der philosophischen Klasse der Akademie, solange sie bestand — und „über Detailfragen bei seiner Forschung mit zu großer Leichtigkeit hinwegschreitend", brachte er es trotz seiner schriftstellerischen Fruchtbarkeit nicht zu Arbeiten von durchschlagender Bedeutung. Aber sein Fachgenosse Martius rühmt seinen viel umfassenden Geist und seinen hellen, beweglichen Kopf; er faßt sein Urtheil in die Worte zusammen: „Das größte Verdienst der so weit ausgreifenden Thätigkeit Link's können wir nicht sowohl darin finden, daß er die botanische Wissenschaft im Ganzen durch Thatsachen und Ideen von universellstem Belange auf ihrer Entwicklungsbahn vorwärts getrieben hat, als vielmehr darin, daß er nach den mannigfaltigsten Seiten hin nachforschend, berichtigend und berichtend, bezweifelnd, belehrend und anregend gewirkt hat". Der Nachweis der Selbständigkeit und Geschlossenheit der Pflanzenzelle ist sein wissenschaftliches Hauptverdienst. Die großen beschreibenden Arbeiten, die er über die Pflanzen des botanischen Gartens veröffentlicht hat, sind unter der Mitwirkung des trefflichen Garten-Inspectors Otto und anderer jüngerer Botaniker entstanden. Namentlich der Erstere unterstützte ihn in ausgezeichneter Weise bei der Leitung des Gartens, der gerade damals durch die zahlreichen deutschen Reisenden aus allen Erdtheilen neue Pflanzen und Samen erhielt. Durch Ankauf des Willdenow'schen Herbariums war der Grund zu einem großen staatlichen General-Herbarium gelegt worden. Link hat es mit besonderer Vorliebe gepflegt, auch eigene Mittel für dasselbe verwendet und darf als der eigentliche Begründer desselben gelten. Nach seinem Tode wurde sein eigenes großes Herbarium, das er auf zahlreichen europäischen Reisen gesammelt hatte, der Sammlung einverleibt. Auch für weitere Kreise hat Link geschrieben, über Entstehung und Wanderung der Gewächse,

Heimath der Culturpflanzen und Hausthiere, Entwicklung des Menschengeschlechts in Sprache, Sitten und Kunst u. s. w. Die akademischen Abhandlungen enthalten pflanzenhistorische Studien von ihm, so „Über die ältere Geschichte der Getreidearten, der Futterkräuter und Gemüsegewächse“ (1816/17 S. 123ff., 1818/19 S. 1ff., 1826 S. 67ff.).

In den beiden Botanikern Horkel (geb. 8. September 1769, gest. 15. November 1846) und Kunth (geb. 18. Juni 1788 zu Leipzig, gest. 22. März 1850) erhielt die Akademie im Jahre 1830 zwei hervorragende Forscher. Jener war ein gelehrter Physiolog, dieser einer der kenntnißreichsten und fleißigsten Systematiker. Seine noch unter Willdenow's Anregung im Jahre 1813 erschienene „Flora Berolinensis“ empfahl ihn Alexander von Humboldt, der ihn nach Paris rief, um die aus Südamerika mitgebrachten Pflanzenschätze zu bearbeiten. Sechzehn Jahre (1813—1829) ist Kunth in rastloser Arbeit und in regem Verkehr mit den Pariser Botanikern daselbst thätig gewesen. In den beiden Prachtwerken: „Mimoses et autres plantes légumineuses du Nouveau Continent, recueillies par MM. de Humboldt et Bonpland“ (1819 – 1824) und „Synopsis plantarum quas in itinere ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt A. de Humboldt et A. Bonpland“ (1822—1825) sind die Früchte seiner Arbeit niedergelegt. In dem letzteren Werk sind über 4500 Pflanzen, darunter 3600 neue, in sieben Foliobänden beschrieben. Kunth selbst hat zu den 700 Kupfertafeln sämmtliche Analysen der Blüthentheile gezeichnet und sofort nach Vollendung des großen Werks eine Synopsis in vier Octavbänden herausgegeben, deren letzter nach der Angabe von 4500 Höhenbestimmungen der beschriebenen Arten die Resultate der Humboldt'schen Geographie der Pflanzen darlegt. Außer diesen Werken hat er in Paris noch eine Monographie über die Malvaceen, Büttneriaceen und Tiliaceen (1822) verfaßt. Nach Berlin an die Universität und Akademie berufen, ließ Kunth ein drittes systematisches Hauptwerk in fünf Abtheilungen erscheinen (1833—1850): „Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum secundum familias naturales disposita, adiectis characteribus, differentiis et synonymis“. „Nur ein eiserner Fleiß, ein Besitz umfassender Kenntnisse konnte ein Werk wie das erwähnte zu Tage fördern, das zwar in manchen Punkten durch die spätere Forschung vertieft, in manchen auch wohl berichtigt worden ist, das aber seiner Zeit durch die große Fülle des gebotenen Materials

eine werthvolle Bereicherung der Systemkunde darstellte." Die Abhandlungen der Akademie hat Kunth durch zahlreiche Monographieen über einzelne Pflanzengattungen bereichert. Nach seinem Tode — er wurde in den letzten Jahren seines Lebens schwermüthig und legte in einer dunkeln Stunde Hand an sich selbst — kaufte der Staat sein Herbarium an, „eine der reichhaltigsten Sammlungen, die je ein Privatmann besessen hat, einen großen Schatz unpublicirten Wissens repräsentirend". Sie umfaßte im Ganzen 55000 Arten und documentirte Kunth's „außergewöhnliches Geschick, unbenannte Pflanzen richtig unterzubringen."

8.

Die Zoologie und Anatomie war in der Akademie durch Lichtenstein, Rudolphi, Ehrenberg, Klug, (Olfers) und Johannes Müller vertreten. Lichtenstein (geb. 10. Januar 1780 zu Hamburg, gest. 3. September 1857) hatte nach Illiger's Tode (1813) das Directorat des Zoologischen Museums übernommen. Er war damals eben aus Südafrika, wo er als Stabsarzt im holländischen Bataillon hottentottischer leichter Infanterie gedient hatte, zurückgekehrt und hatte seine „Reisen im südlichen Afrika" (1810/11) erscheinen lassen. Dem Zoologischen Museum widmete er fortab sein ganzes Interesse; er hat es auf's Eifrigste bereichert, so daß es bei seinem Tode zu den größten des Continents gehörte. Aber auch die Gründung des Zoologischen Gartens verdankt man ihm. Ursprünglich sollte derselbe in eine nähere Beziehung zur Akademie gesetzt werden. Im Protokoll der Sitzung vom 1. April 1841 heißt es: „Hr. Lichtenstein machte die mündliche Mittheilung, daß des Königs Majestät die Einrichtung eines zoologischen Gartens in der Nähe von Berlin genehmigt habe, wobei Hr. Lichtenstein im Begriff sei, eine Oberaufsicht in gewisser Hinsicht von Seiten der Akademie vorzuschlagen. Er werde demnächst der physikalisch-mathematischen Klasse, von deren Begutachtung doch die Einstimmung der Akademie abhänge, specielle Angaben darüber machen". Allein man verzichtete dann auf eine Mitwirkung der Akademie; der Garten aber wurde gegründet. Lichtenstein selbst, mehr Sammler als Forscher, beschäftigte sich vorzugsweise mit den höheren Thieren — die akademischen Abhandlungen weisen eine Reihe von Beiträgen zur Kenntniß derselben aus seiner Feder auf; daher überließ er auch die entomologische Abtheilung Klug (geb. 5. Mai 1775 zu Berlin, gest. 3. Februar 1856), der länger als ein halbes Jahr-

hundert für die Insectenkunde gearbeitet hat. Jene Sammlung war durch eine reiche Schenkung des Grafen Hoffmannsegg, der auch die Studien Link's (s. oben) und Lichtenstein's gefördert hat, sehr erweitert worden. Klug hat sie, obgleich er durch seine Stellung als Ober-Medicinalrath und vortragender Rath in der Medicinalabtheilung des Ministeriums sehr in Anspruch genommen war, in bewunderungswürdiger Weise bereichert und auch in zahlreichen entomologischen Abhandlungen die Wissenschaft gefördert. Die Sammlung umfaßte bei seinem Tode 80000 Arten in 260000 Exemplaren. Übrigens hat sich Klug nicht auf die Insectenkunde beschränkt, sondern seine Studien auch auf die Konchyliologie und die Erforschung der Arachniden ausgedehnt. Rüstig bis zum höchsten Greisenalter, hat er noch kurz vor seinem Tode in der Akademie eine Vorlesung über die Ameisen auf Ceylon gehalten.

Als Entdecker neuer Welten des kleinsten Lebens hat Ehrenberg (geb. 19. April 1795 zu Delitzsch, gest. 27. Juni 1876) seinen Namen unsterblich gemacht. Grundlegend für seine Forschungen wurde die Reise nach Afrika, von der oben S. 530 f. erzählt worden ist. „Wie das Fernrohr seit Galilei den Himmel entdeckte, die dem bloßen Auge unsichtbaren Massen des größten Raumes, so entdeckte das Mikroskop — vornehmlich unter Ehrenberg's Auge — die Welt des kleinsten Lebens auf der Erde, und der betrachtende Mensch steht nun gleichsam zwischen zwei erfüllten unendlichen Räumen; denn nach beiden Seiten hat er keine Grenzen erreicht. Die Akademie sah den Sand aus den Wüsten Afrikas und vom Kreidegebirge des Jura, atmosphärischen Staub des atlantischen Oceans und vulcanische Asche aus Quito, Blutregen bei Lyon und Prodigien des Mittelalters, Proben aus dem Tiefgrund des Golfstroms wie aus dem mittelländischen Meere in Organismen mikroskopischen Lebens sich auflösen und das unsichtbare Leben in die Systematik des Verstandes sich einordnen. Die Akademie sah in den herbarienartigen Mappen Ehrenberg's ein zoologisches Museum des kleinsten Lebens entstehen, das für die Identität der Gegenstände, die Grundlage aller kritischen Forschung, noch spät wissenschaftliche Wichtigkeit haben wird. Sie sah in ihren Schriften eine ganze Wissenschaft werden und wachsen, die Geologie des kleinsten Lebens, die Ehrenberg Mikrogeologie genannt hat."

Trendelenburg hat in diesen beredten Worten angedeutet, daß Ehrenberg in höherem Maaße als irgend ein anderes ihrer Mitglieder die Akademie an seinen Forschungen hat Antheil nehmen lassen.

Begeistert für seine Wissenschaft, überzeugt, daß sie Jeden interessiren müsse, ist er unermüdlich in Mittheilungen gewesen; jeden Baustein hat er der Akademie vorgelegt — füllen doch die Titel seiner Berichte in den Monatsberichten 25 Spalten! Dazu kommen zahlreiche „Abhandlungen", und auch die Reden, die er als Secretar während seiner 25 jährigen Amtsthätigkeit in den öffentlichen Sitzungen gehalten hat, würden einen starken Band ergeben. Sein ungewöhnliches Mittheilungsvermögen blieb nicht unerwidert. Aus allen Erdtheilen wurden ihm Berichte über Beobachtungen eingesandt; an keiner ist er vorübergegangen, alle wußte er zu verwerthen, und so wurde seine Studirstube die Centralstelle für die Erforschung des kleinsten Lebens auf der ganzen Erde, jenes kleinsten Lebens, welches doch zugleich in der Gesammtheit des Organischen das mächtigste ist, weil seine Producte die Gestalt der Erdoberfläche verändert haben.

Im Jahre 1838, nachdem er zusammen mit Alexander von Humboldt die große sibirische Reise unternommen hatte, schloß Ehrenberg seine Forschungen über Verbreitung, Classification, Bau und Fortpflanzung der Infusorien vorläufig ab in dem Werke: „Die Infusorien als vollkommene Organismen". Dieses Werk begründete seinen Ruhm, es räumte mit vielen Superstitionen auf, es erweiterte die Gesammtanschauung von der Thierwelt, es brachte in ein Dunkel Licht, in ein Chaos Ordnung. Daß er als enthusiastischer Forscher zuviel gesehen und in wohl begreiflicher Vorliebe für „seine" Wesen ihnen nicht selten eine größere Complicirtheit des Baues und eine vollkommenere Organisation zugesprochen hat, als die spätere Forschung bestätigen konnte, thut seinem Ruhm keinen Eintrag. Die einfachen anatomischen und physiologischen Bedingungen, unter welchen niedere Wesen leben und sich fortpflanzen, waren noch nicht bekannt; daß sie später entdeckt worden sind, hat die Wissenschaft indirect doch auch ihm mitzuverdanken, denn er hat zuerst zweckmäßige Forschungsmethoden in Bezug auf dies ganze Gebiet aufgefunden.

Das zweite Hauptwerk seines Lebens war „Die Mikrogeologie oder das Erden und Felsen schaffende Leben" (1854). Die wichtigsten Nachweise in demselben, in welchem Umfange und durch welche Thierchen die Kieselflöze, die Kreidelager und viele Kalkgebirge entstanden sind, sind allgemein anerkannt. Die Descendenztheorie schob Ehrenberg als eine unbewiesene Hypothese bei Seite, wie er überhaupt der neuen Phase der Zoologie ablehnend gegen=

überstand; die Überstürzungen ihrer Träger gaben dieser Haltung einen Schein des Rechts.

Anatom und Zootom der Akademie war bis zum Jahre 1832 Rudolphi (geb. 14. Juli 1771 zu Stockholm, gest. 29. November 1832). Sein Schüler und Nachfolger, Johannes Müller, hat ihm die Gedächtnißrede gehalten. „Er war einer jener in der Geschichte der Naturwissenschaften seltener gewordenen Gelehrten, bei denen eine gleich gründliche und erfolgreiche Bildung in mehreren verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften mit einer seltenen Gelehrsamkeit in diesen Fächern zusammentraf. Wäre er auf der Bahn seiner Entwicklung in der Blüthe seiner Kraft abgerufen worden, so würde es uns schwer sein zu sagen, ob er in der äußeren Naturgeschichte der organischen Körper oder in ihrer inneren Naturgeschichte, der Anatomie, größer gewesen, ob er in der Anatomie der Pflanzen oder der Thiere Trefflicheres geleistet habe. Diese ursprüngliche Vielseitigkeit seiner Bildung hat, als eine bei dem Wachsthum der Wissenschaften nothwendige Beschränkung und eine Stellung der ausgedehntesten Wirksamkeit seine Thätigkeit für immer der Naturgeschichte und Anatomie der thierischen Körper zuwandte, auch seine späteren Arbeiten beseelt und ihnen eine Frische gegeben, die man öfter in den Schriften der Anatomen vermißt."

Rudolphi war eine vielseitig und genial veranlagte, poetische Natur, dazu mit einer scharfen Beobachtungsgabe ausgerüstet, die ihn sicher leitete. Als er im Jahre 1810 als Walter's Nachfolger von Greifswald nach Berlin übersiedelte, hatte er bereits einen anerkannten Namen als Thier- und Pflanzen-Anatom. Seine Arbeiten über die Darmzotten, seine Untersuchungen über die Spaltöffnungen und Luftbehälter der Pflanzen, vor allem aber sein dreibändiges Werk über die Eingeweidewürmer (1808—1810), welches die Beschreibung von 603 größtentheils genau bestimmten Arten enthält, hatten seinen Ruf begründet. „Wenn wir uns jetzt leichter in den verwandtschaftlichen Verhältnissen der Entozoen zurecht finden, so verdanken wir das Rudolphi." In Berlin fand er eine ausgezeichnete anatomische Sammlung, aber für vergleichende Anatomie war noch so gut wie nichts geschehen. Rudolphi hat das zootomische Museum von Grund aus geschaffen; außerdem hat er auch dem Studium der pathologischen Anatomie — die großen französischen Anatomen vernachlässigten sie geflissentlich, weil sie es nur mit „Accidentellem" zu thun habe — den Impuls gegeben, wie er überhaupt ein vorzüglicher Lehrer war. „Nie werde ich den Ein-

druck vergessen, den er auf mich gemacht", bekennt Johannes Müller; „er hat meine Neigung zur Anatomie zum Theil begründet und für immer entschieden. . . . In einer unedelen Stimmung würde ich mich scheuen, das Bild des väterlichen Freundes zu betrachten, und erinnere ich mich der edelsten Begegnisse meines Lebens, so fällt mir sogleich Rudolphi ein." „In seinen naturhistorischen Arbeiten verband er die Methode von Linné und von Pallas. Seine Diagnosen sind einfach, kurz und bestimmt wie die des großen Schweden; in seinen ausführlichen Beschreibungen nimmt er überall auf die Anatomie Rücksicht. In allen Arbeiten verknüpft er das naturhistorische mit dem anatomischen Interesse. Was er von den Rassen der Menschen und von den geistigen Eigenschaften der beiden Geschlechter sagt, kann als ein Muster naturhistorischer Behandlung dieser Gegenstände dienen." Unter seinen akademischen Abhandlungen hebt Müller namentlich die neurologischen sowie die über Mißbildungen hervor. Rudolphi war ein Gegner der Naturphilosophie; eine auf Erkenntniß der Bildungsgesetze gerichtete vergleichende Anatomie erkannte er zwar an, legte ihr aber zu wenig Werth bei, weil die Naturphilosophie sie ihm verleidet hatte. „Die Entdeckung, daß alle Embryonen frühzeitig Kiemenbogen am Halse haben, sagte seinen Ideen gar nicht zu; er vermuthete Täuschung und berief sich auf andere Erklärungen." Die Idee, daß der Mensch bei der Entwicklung die übrigen Thierstufen durchlaufe, war ihm zuwider, „und darin hatte er Recht", fügt Müller hinzu. Den Schwindel, der mit dem Magnetismus und der Elektricität damals in der Medicin getrieben wurde, lehnte er ab und deckte ihn auf; aber über elektrische Fische, ein Thema, das die Akademie mehr als zwei Menschenalter hindurch beschäftigen sollte, hat er bereits am Anfang der zwanziger Jahre Studien angestellt. „Seine Richtung in der Physiologie war überwiegend anatomisch und skeptisch; meistens galten seine physiologischen Untersuchungen der Widerlegung herrschender Meinungen. Die physiologischen Erfahrungen sah er in gar keinem Verhältniß mit der Gewißheit der Anatomie."

Indem Johannes Müller über die Stellung seines verewigten Lehrers zur Physiologie referirte, konnte er es nicht vermeiden, den eigenen Standpunkt zum Ausdruck zu bringen und zu rechtfertigen: „Rudolphi sah es nicht gern, daß ich mich mit dem abstracteren Gebiet der Sinnesphysiologie beschäftigte", und „der treffliche Mann, der seine Scheu vor Vivisectionen bei jeder Gelegenheit aussprach,

nahm gegen alle Hypothesen und schlecht begründeten physiologischen Erfahrungen eine feindliche Stellung an. Man mußte seine ganze gerechte Indignation theilen, wenn man sah, wie manche Physiologen ihr Bestreben, die Physiologie zu einer Erfahrungswissenschaft zu machen, durch ein planloses Eröffnen und Quälen von recht vielen Thieren äußerten, wobei die Resultate oft so gering und so unbeständig waren. Rudolphi ging aber wohl zu weit, wenn er glaubte, daß die Experimente an Thieren uns noch wenig gelehrt. Experimente, in wichtigen Fragen angestellt, haben hier wie in der Physik zu den größten Entdeckungen geführt".

Mit welcher Bescheidenheit und Würde hat hier Johannes Müller die beiden Gebiete, in welche der Lehrer seinem größeren Schüler nicht mehr gefolgt ist, bezeichnet — die Sinnesphysiologie und das Feld der Nerven- und Muskelphysiologie, welches durch die Vivisection erschlossen worden ist. Auf beiden ist es Müller gewesen, der Bahn gebrochen und Bahn gewiesen hat.

Johannes Müller (geb. 14. Juli 1801 zu Koblenz, gest. 28. April 1858) hat der Akademie fast 24 Jahre lang angehört. du Bois-Reymond, sein Schüler und Nachfolger, hat ihm die Gedächtnißrede gehalten; ihr Umfang kommt einem Buche gleich, aber man liest sie mit steigendem Antheil, weil das Bild, das er gezeichnet hat, nicht nur mit Sachkunde, sondern auch mit Liebe und Bewunderung ausgeführt ist.

„Müller's Begabung war der Art, daß sie einen irre machen konnte an dem Glauben an specifische Talente. So hervorragend bei ihm die Fähigkeiten waren, die ihm als Organe der Forschung dienten, so erhielt man doch den Eindruck, daß dieser Mann, wenn es ihm anders beliebt hätte, ebenso gut in irgend einem anderen Felde menschlicher Thätigkeit Außerordentliches würde geleistet haben". Aber indem er in einer Zeit, in welcher annähernd ähnlich Begabte in's Ungemessene ausschweiften und sich verloren, seine ganze Kraft und einen heroischen Fleiß ausschließlich den biologischen Wissenschaften — freilich, welch ein Gebiet! — zuwandte, ist er der Physiolog und vergleichende Anatom des 19. Jahrhunderts geworden. „Genie ist Fleiß" — gewiß, aber deshalb, weil nur das von seiner Aufgabe entflammte Genie die höchste Anspannung des Fleißes zu leisten vermag.

Von den von Müller veröffentlichten vergleichend-anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Abhandlungen bilden die in den Schriften der Akademie publicirten einen namhaften Theil. Hier

finden sich die großen Untersuchungen „Über die vergleichende Anatomie der Myxinoiden“ (1834. 1837—1839. 1843), „Über die organischen Nerven der erectilen männlichen Geschlechtsorgane“ (1835), „Über die Lymphherzen der Schildkröten“ (1839), „Über den glatten Hai des Aristoteles“ (1840), „Über das natürliche System der Fische“ (1844), „Über die Echinodermen“ (1848. 1850. 1852—1856) u. s. w. Physiologische Untersuchungen hat Müller selten in der Akademie vorgetragen, und doch ist seine Bedeutung in der Physiologie nicht geringer als in den anderen biologischen Disciplinen: „Die Physiologie verdankt ihm die Sicherung des Bell'schen Gesetzes, die Principien der Lehren von der Reflexbewegung, Mitbewegung, Mitempfindung, das Gesetz von den specifischen Energieen der Sinnessubstanzen, das Gesetz der excentrischen Empfindungen, das Verständniß des Kehlkopfs als einer häutigen Zungenpfeife, eine Fülle von Einsicht in das Sehen und Hören, die gesicherte grundlegende Kenntniß von der Beschaffenheit des Blutes, der Lymphe und des Chylus, den Nachweis der Unabhängigkeit der Qualität der Drüsensecrete vom groben Bau der Drüsen, die Kenntniß des Chondrins, der Lymphherzen der Amphibien, der Mikropylen an Holothurien- und Fischeiern u. A. m. Für die Anatomie und Histologie hat er vor allem den Bau der Drüsen, dann des Knorpel- und Knochengewebes, weiter das erectile Gewebe mit seinen Rankenarterien und organischen Nerven, die Rücken- und Dammmusculatur, das Peritoneum aufgehellt. Die Entwicklungsgeschichte hat er mit der Membrana capsulopupillaris im Auge des Säugethierfötus bereichert und mit den Urnieren bei den nackten Amphibien wie mit dem Faden, der seinen Namen trägt und zur Tuba wird, womit auch für die Wolff'schen Körper und für den Hermaphroditismus das Verständniß eröffnet war. In die pathologische Anatomie hat er die mikroskopische Untersuchung hineingetragen, und bleibende Denkmale seines zeitweiligen Interesses für das Gebiet sind seine Ermittelungen über den Bau der Geschwülste, insbesondere der Knorpel- und Knochengeschwülste, ist sein Nachweis, daß die pathologische Entwicklung mit der embryonalen übereinstimmt. Endlich was er im Bereiche der Zoologie und vergleichenden Anatomie geleistet, spottet jedes Versuchs einer kurzen Zusammenfassung; denn von den Säugethieren bis zu den Infusorien hat er die Thierwelt, die lebende wie die untergegangene, gemustert, neue Thierformen entdeckt, Sein und Werden aufgeklärt, Bau und Entwicklung, Verwandtschaft und

Lebensweise ergründet; und besonders die Fische und die Echinodermen, über welche er die mangelhaftesten Kenntnisse vorfand, hat er den besterforschten Thieren angereiht".

Hr. Munk, der diese Übersicht gegeben hat, fährt fort: „Doch mit der überwältigenden Fülle der Einzelleistungen ist Johannes Müller's Bedeutung für die biologischen Wissenschaften nicht erschöpft. Verwirrt durch den Galvanismus, überwuchert durch eitle philosophische Speculation, war die Physiologie zu Anfang des Jahrhunderts verfallen und zu einem vielfach bloß phrasenhaften Anhängsel der Anatomie geworden, und die trefflichen Arbeiten von Magendie und Flourens, von Tiedemann und E. H. Weber hatten eine allgemeinere Besserung nicht zu erzielen vermocht. Da war es Müller, nachdem er von den Banden der Naturphilosophie, in die er zuerst selber verstrickt war, unter Rudolphi's Einfluß sich befreit hatte, der mit seinem Handbuche der Physiologie durchschlagend wirkte und die Physiologie wieder als eine echte Naturwissenschaft herstellte. An der Hand der Erfahrung, der Beobachtung und des Versuches, die gesammte Überlieferung prüfend und aller Orten mächtig erweiternd, dazu das Erfahrene streng naturwissenschaftlich denkend, führte er die Physiologie von Neuem auf festen Fundamenten und zugleich in überraschendem Umfange auf und sicherte die methodische Weiterführung des stolzen Baues, für welche er öfters, so besonders in der Nervenphysik, geradezu die Linien vorzeichnete. Ähnlich Großes hat er danach für die zoologischen Wissenschaften erstrebt; denn seine überall durch die Thierwelt durchgeführten Vergleichungen der Organe und Functionen, seine steten Betrachtungen des Allgemeinen im Besonderen, des Besonderen im Allgemeinen, seine außerordentlichen Bemühungen gerade um die den systematischen Grenzgebieten angehörigen Thiere lassen keinen Zweifel, daß es ihm nicht bloß um die Mehrung der thatsächlichen Kenntnisse zu thun war, daß er noch den ‚Plan der Schöpfung' suchte. Und wenn ihm auch hier der Wurf nicht gelang, wenn ihm schließlich der Schneckenschlauch in der Holothurie sogar die Grundlage zu erschüttern drohte, auf welcher er so lange gebaut hatte, so hat er doch der vergleichenden Anatomie die physiologische Richtung fest eingepflanzt und wichtigste Vorarbeiten für die dereinstige physiologische Geschichte der Thierwelt geliefert. Mit Recht hat man ihn darum den Haller des 19. Jahrhunderts und zugleich den deutschen Cuvier nennen können. Mag er hinter jedem einzelnen dieser Heroen in gewisser Hinsicht zu-

rückbleiben, er hat vor Beiden doch auch noch voraus, wie er durch seine Lehre fortzeugend gewirkt; Henle und Schwann, Bischoff und Remak, Reichert und Traube, du Bois-Reymond und Brücke, Helmholtz und Virchow, Max Schultze und Häckel, um nur diese zu nennen, sind ein Ruhmeskranz einzig in seiner Art für Johannes Müller". — Die Gelehrten, mit deren Namen eine Entdeckung ersten Ranges verknüpft ist, sind keineswegs immer diejenigen, denen die Wissenschaft am meisten verpflichtet ist. Hat der Kleinsinn bemerken zu müssen gemeint, daß eine solche Entdeckung in Johannes Müller's Arbeiten fehlt, so wiegt die reinigende, befruchtende und organisirende Kraft und die Fülle dieser Arbeiten die größten Entdeckungen auf. Ein Forscher, dessen Denkmal jedes physiologische Institut Deutschlands, Europas, Amerikas ist und den bereits die zweite Generation der Biologen als den großen Lehrer verehrt, steht hinter keinem Entdecker zurück. Die moderne Physiologie kennt nur drei Namen ersten Ranges: Haller, Müller und Ludwig.

9.

Die Akademie hat in dem Zeitalter Friedrich Wilhelm's III. drei Mitglieder besessen, die, nach den Statuten einer Klasse zugeschrieben, doch zwischen Disciplinen vermittelt haben, die zu verschiedenen Klassen gehören — Alexander von Humboldt, Karl Ritter und Ideler.

Was Alexander von Humboldt als universaler Naturforscher, als Vermittler zwischen den verschiedenen Wissenschaften, als Reorganisator der Akademie, als ihr Vertreter beim Könige und bei der Staatsregierung und als Freund und Patron jedes tüchtigen Forschers gewesen ist und geleistet hat, das zu umspannen, ist eine Aufgabe, der diese Darstellung nicht gewachsen ist. Sie ist übrigens in Bruhns-Dove's Biographie annähernd gelöst, soweit dieses beispiellose Leben mit seinen fast unübersehbaren wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen eine solche Lösung zuläßt. Die wichtigsten Momente, in denen er für die Akademie thätig gewesen ist, sind in den früheren Capiteln unserer Geschichte hervorgehoben worden, Einiges wird in den nächsten noch folgen; aber ebenso wichtig ist der stetige Austausch, in welchem er nicht nur mit den Collegen in der Akademie, sondern mit der Mehrzahl der bedeutendsten europäischen Gelehrten gestanden hat. Seine Anlage, seine Bildung und sein Lebensgang brachten es mit sich, daß er

nach einem Goethe'schen Ausspruch „ein Brunnen wurde mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten brauche"; aber indem er seinen „Kosmos" ausarbeitete, wurde er auch zum Strome, der viele Flüsse in sich aufnahm. In steigendem Maaße hat er Astronomen, Geologen, Biologen, Philologen u. s. w. für sich in Contribution gesetzt, und in dem wissenschaftlichen Briefwechsel, den er führte, ist er in viel höherem Grade der Empfangende als der Gebende. Sein Werk sollte ein Kosmos des Kosmos werden; je höhere Anforderungen er an dasselbe stellte. um so mehr sah er die Unmöglichkeit ein, es ohne Mithülfe auszuführen. Gewissenhaft bis in's Kleinste und überall die Geschichte naturwissenschaftlicher Erkenntnisse bis zu ihren Ursprüngen zurückführend, ließ er sich in philologische und historische Aufgaben verstricken, zu deren Lösung er die Autorität sachkundiger Freunde, Hülfe fordernd und flehend, anrief. Aber auch zur Ausführung der streng naturwissenschaftlichen Abschnitte reichten die eigenen Kräfte nicht mehr aus. Der „Kosmos" ist in seiner Conception, so paradox das klingen mag, mit Recht von Dove ein Werk des 18. Jahrhunderts genannt worden. Die Idee gehört in Wahrheit einem Zeitalter an, in welchem Genie und Fleiß noch die ganze Fülle der bekannten naturwissenschaftlichen Thatsachen zu umspannen, zur Einheit zusammenzuschließen, künstlerisch darzustellen und zum Naturgenuß darzubieten wagen durften. In diesem Sinne hat Alexander von Humboldt die Idee ergriffen. Aber schon in jenen Jahren, als die Ausführung begann, ein Menschenalter nach dem intellectuellen Ursprung des Werks, war die Fülle neuer naturwissenschaftlicher Thatsachen, wie sie die Zeit von 1812—1830 gebracht hatte, so überwältigend und die Differenzirung der wissenschaftlichen Disciplinen so weit vorgeschritten, daß kein Einzelner sie mehr zu bemeistern vermochte. Vollends aber den Fortschritten sämmtlich zu folgen, welche die Wissenschaften in den drei Jahrzehnten von 1830—1859 machten, und sie in die Einheit eines Gemäldes aufzunehmen, war eine Unmöglichkeit. Dazu kam noch ein Anderes: die ursprüngliche Idee des „Kosmos" steht unter dem Zeichen der Natur-Aesthetik, doch dieser Begriff in dem hohen Sinn gefaßt, der auch für Goethe das letzte Ziel seiner naturwissenschaftlichen Arbeit gewesen ist. Wohl sollten die Thatsachen wahr, rein und in ihrer Verknüpfung ermittelt werden, aber aus ihnen sollte ein Ganzes entstehen, das Liebe, Ehrfurcht, innere Erhebung und Enthusiasmus weckt. Die Zergliederung der Phänomene, ihre Be-

rechnung mit der Zahl und der Wage, ihre Zurückführung auf mechanische Processe war höchstens als ein Vorläufiges, wieder Aufzuhebendes geduldet; denn die Fülle, Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit der Erscheinungen, wie sie sich den entzückten Sinnen darstellten, durfte nicht verletzt werden. Aber die Stimmung änderte sich allmählich bei den Naturforschern, änderte sich bei Alexander von Humboldt selbst, wenn auch nicht so durchgreifend wie bei dem jüngeren Geschlecht. Streng und keine anderen Zwecke neben sich duldend trat die Forderung der Naturerkenntniß hervor, nicht um die Natur zu genießen, sondern um sie zu beherrschen; darum wurden die angewandte Mathematik, die Wage und das Experiment die Führer. Trotz dieser Wandlungen und obgleich er selbst als experimentirender Naturforscher auf der Stufe stehen geblieben war, auf der die Wissenschaft am Anfang des Jahrhunderts gestanden hatte, hielt Alexander von Humboldt an dem Plane des „Kosmos“ fest. Darum aber konnten auch nur die beiden ersten Bände, die er selbst als „Prolegomena“ betrachtete, wirklich gelingen. Hier kommt die ursprüngliche Idee auf einem ihr adäquaten Gebiete zu ihrem Rechte. Solange man neben Naturforschung für Naturbetrachtung einen Sinn haben wird, für eine Naturbetrachtung, die doch nicht oberflächlich daherfährt, sondern von den Naturerkenntnissen wirklich Gebrauch macht, werden jene beiden Bände in hohen Ehren gehalten werden, und wer für den Zauber einer künstlerischen Composition und eines hohen Stils empfänglich ist, wird noch immer mit Genuß den „Kosmos“ lesen, auf dem ein Abglanz der großen französischen Schriftsteller und Goethe's liegt. „Aus einem Guß, in sich abgerundet, im besten Sinn ein Werk der schönen Litteratur, von edelster Volksthümlichkeit, erregten sie die Begeisterung der Nation; durch den duftigen Hauch vom Ende des 18. Jahrhunderts, der aus ihnen hervorweht, fühlte sich die Mitte des 19. über die eigene Wirklichkeit erhoben.“ Die folgenden Bände, in denen sich Humboldt abgemüht hat, der exacten Forschung überall zu folgen und doch seinen ursprünglichen Plan zu retten und durchzuführen, mußten hinter den früheren zurückbleiben. Mit der immer geringeren Selbständigkeit des Verfassers nimmt auch die Eigenthümlichkeit der Sprache und Darstellung ab, und das Ziel, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Gegenwart wirklich zusammenzufassen, konnte doch nicht befriedigend erreicht werden. Aber indem Humboldt jene Bände ausarbeitete, schloß er die Gelehrten, die ihm beistanden, unter sich zusammen, und die Aufgabe,

die er ihnen stellte, die Wissenschaft als eine Einheit zu betrachten, nie über dem Einzelnen das Allgemeine zu vergessen und der Wahrheit nicht als Kärrner, sondern als begeisterte Jünger zu dienen, sind unvergänglich. Über das Alles aber: einen sicheren Blick für die Bahnen, auf denen sich der Fortschritt der Wissenschaften bewegt, hat er sich bis zum höchsten Greisenalter unbeengt erhalten und dabei eine neidlose, ja bewundernde Anerkennung jedes noch so geringen wirklichen Verdienstes; wichtige und höchste Probleme der Wissenschaft, die zwischen den Grenzen der Facultäten und zwischen den Feldern der Einzeldisciplinen liegen, hat er entdeckt und bearbeitet, zur Entdeckung anderer die jüngeren Fachgenossen angeregt und ermuntert. Die amerikanische Reise aber war die Grundlage seiner Herrscherstellung in der Wissenschaft, und so darf man ihn jenen Conquistadoren vergleichen, die auszogen, um Beute zu machen, und als Könige zurückkehrten.

Wie die Akademie sein Wirken empfunden hat, das zeigen am besten die vier Nachrufe, die ihm Böckh, Ehrenberg, Encke und Trendelenburg gewidmet haben. Mag uns heute Manches übertrieben erscheinen in der Anerkennung, die Alexander von Humboldt bei Lebzeiten und unmittelbar nach seinem Tode erwiesen worden ist, so vermögen wir eben nicht mehr die Größe der Dienste vollkommen nachzuempfinden, die er den Wissenschaften in Preußen geleistet hat. Die Zeitgenossen wußten, was sie ihm zu verdanken hatten.

Carl Ritter (geb. 7. August 1779 zu Quedlinburg, gest. 28. September 1859) ist wie Alexander von Humboldt, mit dem er oft verglichen worden ist, vom Streben nach Universalität bestimmt gewesen, und indem er dieses Streben einer großen Aufgabe zuwandte, ist er der Begründer der modernen geographischen Wissenschaft geworden. Dieser Ruhm ist zwar nicht ganz unbestritten — man weist heute darauf hin, daß er kein einziges geographisches Problem wirklich gelöst, daß ihm die pünktliche Analyse der Erscheinungen ferner gelegen und daß er durch vordringliche teleologische Betrachtungen die Erkenntniß verletzt habe —, aber auch die Gegner gestehen zu, daß Niemand vor ihm Geographie, Naturgeschichte und Geschichte so innig verbunden und die „Erdkunde“ so umfassend ausgestaltet hat wie er. Daher gehört er zu jener nicht zahlreichen Gruppe von Männern, die die Wissenschaft dadurch unendlich gefördert haben, daß sie die Zäune niederwarfen, die die verschiedenen Disciplinen von einander trennten.

Die Kraft zu solchem Wirken floß ihm letztlich aus der geschmähten teleologischen Betrachtung der Welt- und Menschheitsentwicklung. Daneben war es die pädagogische Virtuosität, die ihm die Fähigkeit verlieh, das Zusammengehörige der Erscheinungen zu erkennen und sie anschaulich zu schildern. Bevor er nach Berlin berufen wurde (1820), ist er zwanzig Jahre lang Lehrer und Erzieher gewesen. Bereits in dieser Zeit war es ihm aufgegangen, daß Naturkunde und Geschichte in der „Geographie" zusammenzufassen seien. Er erhob sie aus einem wüsten Haufen von Kenntnissen zur Wissenschaft. „Die Akademie sah ihn während 37 Jahre an der Erneuerung und Vertiefung der geographischen Anschauung arbeiten, und neben seinem großen Werke sprechen gerade einige seiner akademischen Abhandlungen den Geist seiner geographischen Betrachtungsweise bezeichnend aus. In allen Culturländern der Erde als der Geograph des Jahrhunderts anerkannt, vereinigte er in seiner Hand Nachrichten aus allen Gegenden, durch deren Mittheilung er das wissenschaftliche Leben der Akademie erhöhte. Das Bild von Ritter's harmonisch gestimmter Persönlichkeit lebt in uns fort, und die Akademie wird die Tage nicht vergessen, da die drei Männer Alexander von Humboldt, Leopold von Buch und Carl Ritter in ihr eng verbunden waren". Der hohe Sinn, die warme Begeisterung und die schlichte Frömmigkeit, die ihn auszeichneten, haben seine Persönlichkeit seinen Collegen verehrungswürdig gemacht. Er hat nie einen Feind gehabt und, das allgemeine Vertrauen genießend, in schwierigen Fällen und Conflicten der Akademie große Dienste geleistet.

Der dritte Gelehrte, der Disciplinen der beiden Klassen in seiner Forschung verbunden hat, ist Ideler (geb. 21. September 1766 zu Großbrese bei Perleberg, gest. 10. August 1846). Gleich interessirt wie für alte und neue Sprachen so für Astronomie und Mathematik, wurde Ideler, der begeisterte Schüler F. A. Wolf's, schon im Jahre 1794 als Astronom bei der Akademie für die Kalenderberechnung angestellt. Während er aber dieser Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit oblag, fand er Zeit, vielgelesene Handbücher der englischen, französischen und italienischen Sprache, welche eine reiche Auswahl aus den Werken der besten Prosaisten und Dichter enthielten, in mehreren Auflagen auszuarbeiten. Daneben fesselte ihn auch das Spanische, und er veröffentlichte eine Ausgabe des Don Quixote in sechs Bänden (1804) zusammen mit dem Leben des Cervantes von Antonio Pellicier. Aber das Feld,

dem seine eigentliche Neigung gehörte, war die Geschichte der Astronomie und die Chronologie. Hier hat er Bahnbrechendes geleistet und nach einer Reihe ausgezeichneter Vorarbeiten im Jahre 1825/26 sein „Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie" erscheinen lassen (2. Auflage 1831: „Lehrbuch der Chronologie"), ein trotz aller Fortschritte der Wissenschaften bis heute noch unübertroffenes Werk. Denn noch ist kein Gelehrter wieder erstanden, der das umfassende Wissen besäße, welches sich Ideler als Philolog, Historiker und Astronom erworben hat. Seine sprachlichen Kenntnisse schlossen selbst das Persische, Türkische und Koptische ein, und auch noch nach Herausgabe seines Hauptwerkes ist er in Einzeluntersuchungen zur Geschichte der Chronologie unermüdlich thätig gewesen. Seine Verdienste wurden auch im Auslande gebührend geschätzt: im Jahre 1839 wählte ihn die französische Akademie zu ihrem auswärtigen Mitgliede.

10.

Mit Ritter und Ideler sind wir zu den Geisteswissenschaften übergegangen. An ihrer Spitze steht die Philosophie. Wie sie als eine eine ganze Klasse beschäftigende Wissenschaft in der Akademie ausgestorben oder vielmehr von Schleiermacher planmäßig zum Aussterben geführt worden ist, ist oben S. 545ff. gezeigt worden. Doch sollten philosophische Probleme nach Schleiermacher's Meinung auch in Zukunft in der Akademie behandelt werden, aber in historisch-kritischem Sinne; nur die sectenbildende speculative Philosophie sollte ihr fernbleiben. Aber es gelang der Akademie zunächst überhaupt nicht, sich durch die Aufnahme von Philosophen zu bereichern. Heinrich Ritter gehörte ihr nur vorübergehend an, und Steffens hatte seine Arbeit und seinen Ruhm bereits hinter sich, als er im Jahre 1835 eintrat, und leistete auf dem Felde der Philosophie wenig. Friedrich Ancillon und Schleiermacher waren die Philosophen der Akademie; aber der erstere war Salonphilosoph und hat auf die Akademie viel weniger eingewirkt als leider auf den Staat. Gegenüber den Humboldt's, die er haßte, obgleich er Wilhelm einst zur Aufnahme vorgeschlagen hatte, und Schleiermacher vermochte er nicht aufzukommen.

Wirklicher Vertreter der Philosophie ist also nur Schleiermacher gewesen, aber man darf zugleich von ihm sagen, daß er in den Jahren 1815—1834 der philologischen Klasse der Akademie

den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat. Sein Name müßte genannt werden, wenn man für jene Epoche in der Geschichte jener Klasse einen Heros eponymos erwählen wollte, denn sowohl ihre wissenschaftliche Auffassung als ihre Arbeitsweise ist ganz wesentlich von ihm bestimmt worden. Nicht als der Begründer der modernen Theologie, noch weniger als der Stifter der evangelischen Union kommt er für unsere Geschichte in Betracht, wohl aber als der umsichtigste und feinsinnigste Philosoph nach Kant, als der große Interpret Plato's und als der Meister der Interpretation überhaupt. Es ist nicht zufällig, daß er zuerst Secretar der philosophischen, dann der philologisch-historischen Klasse gewesen ist. Nach Buttmann's Abgang fand diese Klasse keinen würdigeren Führer; hat doch auch Böckh, der maaßgebende Philolog in ihr, nicht verhehlt, wie viel er, neben F. A. Wolf, Schleiermacher verdankt.

In seinen akademischen Abhandlungen hat sich Schleiermacher auf die Geschichte der alten Philosophie und auf die philosophische Ethik beschränkt[1]), alles Theologische bei Seite lassend. Jener gehören die Untersuchungen an „Über Diogenes von Apollonia" (1804—1811), „Über Anaximandros" (a. a. O.), „Über den Werth des Sokrates als Philosophen" (1814/15), „Über die griechischen Scholien zur Nikomachischen Ethik" (1816/17), dieser die Abhandlungen „Über die Begriffe der verschiedenen Staatsformen" (1814/15), „Über die wissenschaftliche Behandlung des Tugendbegriffs" (1818/19), „Versuch über die wissenschaftliche Behandlung des Pflichtbegriffs" (1824), „Über den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz" (1825), „Über den Begriff des Erlaubten" (1826), „Über den Begriff des höchsten Gutes" (1830). Mit der letztgenannten hat er seine Beiträge für die akademischen Schriften geschlossen; keine andere ist für die Neugestaltung der Ethik so wichtig geworden wie sie. Die Abhandlung „Über den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz" steht unmittelbar hinter einer Abhandlung von Ancillon „Über die Extreme in der Philosophie und allen moralischen Wissenschaften". Man vergleiche die trivialen Ausführungen dieses Aufsatzes und ihre Krönung in der ganz hohlen Schlußbetrachtung mit der klassischen Untersuchung Schleier-

[1]) Eine Ausnahme bilden die klassische Abhandlung „Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens" (1812/13) und die Untersuchung „Über die Auswanderungsverbote" (1816/17).

macher's, in der jeder Satz aus tiefstem Nachdenken geboren ist, um den Unterschied zwischen einem unberufenen und einem berufenen Philosophen zu erkennen.[1])

Als Philosophen im antiken Sinne des Worts wird man auch Wilhelm von Humboldt bezeichnen dürfen. Zwar hat er keine philosophischen Abhandlungen verfaßt, aber Alles, was er geschrieben hat, ist philosophisch durchleuchtet. In der Freundschaft mit F. A. Wolf war ihm das Hellenische als die Sonne aufgegangen, und „mit grenzenlosem Enthusiasmus" suchte er alle Offenbarungen des hellenischen Geistes — vor allem die Sprache — zu umfassen, sie zu Ideen verklärend. Nachdem er im December 1819 definitiv aus dem politischen Leben ausgeschieden war, widmete er sich ganz den Studien: „sein Thun ging auf in Wissenschaft, sein Genießen in Beschauen." Erst seit dieser Zeit hat er sich an dem wissenschaftlichen Leben der Akademie zu betheiligen vermocht, nachdem er ihr zehn Jahre früher die neue Organisation gegeben hatte. Die Abhandlungen, die er ihr geschenkt hat, beziehen sich fast ausschließlich auf die Sprachwissenschaft und haben diese Disciplin als eine empirische und doch philosophische neu begründet (s. Abschnitt 12). Aber in der Abhandlung „Über die Aufgabe des Geschichtschreibers" (1820/21 S. 305ff) hat er auch dem Historiker den Standort und

---

[1]) In dieser Abhandlung Schleiermacher's steckt im Grunde seine ganze Philosophie. Hier (S. 27) findet sich der Satz, „daß alle Gattungsbegriffe der verschiedenen Formen des individuellen Lebens wahre Naturgesetze sind", aber auch die Ausführung, daß der intellectuelle Proceß, der nach dem vegetativen und animalischen erschienen ist, sein Charakteristisches darin hat, daß er in einer Mannigfaltigkeit von Einzelwesen einer Gattung erscheint. Wie aber bei jenen Processen die je frühere Stufe hemmend auf die reine Ausbildung der höheren einwirkt, so daß ihr Princip nicht einfach aus ihrem Thatbestande abstrahirt werden kann, so ist auch das für den intellectuellen Proceß geltende Princip nicht rein an dem Processe selbst erkennbar. „Das Gesetz, welches hier neu aufgestellt werden muß, so daß es die ganze Wirksamkeit der Intelligenz vollständig verzeichnet, wird das wohl etwas anderes sein als das Sittengesetz? und die neuen Abweichungen, in welchen die Begeistung unzureichend erscheint gegen die Beseelung, werden sie etwas anderes sein als das, was wir böse nennen und unsittlich? Ist dem so, so ergiebt sich auch hier, daß das Sittengesetz sowohl Seinbestimmend ist, als auch ihm ein Sollen anhängt. Hier aber entwickelt es sich uns durch eine Steigerung als das höchste individuelle Naturgesetz aus den niederen. Die Seinbestimmung in demselben ist also von derselben Art, und das Sollen ist auch von derselben Art, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß erst mit dem Eintreten der Begeistung das Einzelwesen ein freies wird und nur das begeistete Leben ein wollendes ist, also auch nur auf diesem Gebiet das Sollen sich an den Willen richtet."

die Methode der Forschung vorgezeichnet. Ihr eigenthümlicher Reiz liegt wie bei den sprachphilosophischen Abhandlungen in der Verbindung des universell-ideologischen Geistes des 18. Jahrhunderts mit dem feinen Sinn für das Wirkliche und Lebendige:

> Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung festzuhalten getrachtet hat: daß in Allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, daß aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschichtschreiber darf daher nicht, Alles allein in dem materiellen Stoff suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschließen; er muß auf's Mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er muß ferner, weiter gehend, sein Gemüth empfänglich für sie und regsam erhalten, sie zu ahnen und zu erkennen; aber er muß vor allen Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht muß seiner Natur so eigen geworden sein, daß er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt. Denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt ein Theil außer dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit.

11.

Bevor durch Wilhelm von Humboldt und Bopp die allgemeine Sprachwissenschaft in den Kreis der akademischen Arbeiten eingeführt wurde, ist die Akademie durch die Vertreter der klassischen Philologie in ihrer Mitte zu besonderem Ansehen gelangt. Leistete ihr auch F. A. Wolf nichts mehr, so besetzten Niebuhr, Buttmann, Böckh, Bekker und Suevern das Feld; nicht lange währte es, so traten Lachmann und Meineke hinzu, und die von Hirt und Uhden begonnenen archäologischen Studien erhielten durch E. Gerhard einen mächtigen Aufschwung.

Von Niebuhr's Thätigkeit für das Corpus Inscriptionum Graecarum und für die Ermittelung neuer Handschriften zu Gunsten der Akademie ist oben S. 492ff. die Rede gewesen. Solange er in Rom weilte, war er thätiges Mitglied und hat das wissenschaftliche Leben der Akademie bereichert. Seit seiner Übersiedelung nach Bonn sind die Fäden, die ihn mit der akademischen Gemeinschaft verbanden, schwächer geworden, so daß diese kein Recht hat, ihn und seine Leistungen noch für sich in Anspruch zu nehmen,

wenn sie auch ihm zu Liebe sich das Corpus der Byzantiner aufgeladen hat. Immerhin ist in ihren Schriften die Abhandlung erschienen, welche sein universales Wissen und seinen wahrhaft historischen Sinn wohl am imposantesten zeigt, die über den historischen Gewinn aus der armenischen Übersetzung der Chronik des Eusebius (Histor.-philol. Abh. 1820/21, S. 37 ff., abgedruckt in Niebuhr's kleinen Schriften I, 179 ff.). Nur wer das Erhaltene ganz durchgedacht hatte und von dem verlorenen Ganzen der Völkergeschichte ein Bild in der Phantasie trug, konnte das Neuentdeckte in dieser Weise erkennen und einordnen.

Philipp Buttmann (geb. 5. December 1764 zu Frankfurt a. M., gest. 21. Juni 1829), aus südfranzösischer Familie („Boudemont"),[1] hat neben seiner Stellung an der Akademie ein Lehramt an der Universität nie begehrt, sondern widmete seine Kräfte der Bibliothek; aber auch hier wollte er zeitlebens nur Arbeiter, nicht Director sein. „Dem heutigen Geschlechte ist Buttmann freilich kaum anders bekannt denn als Verfasser einer nützlichen, ehedem allgemein gebrauchten Schulgrammatik. Von der geistigen Kraft des Mannes, der, so vielfach seiner Zeit voraneilend, zuerst Licht angezündet hat und auf die hervorragendsten Männer seiner Umgebung, voran A. Böckh, anregenden Einfluß ausgeübt hat, wissen wenige. Er gehörte zu den von der Natur verschwenderisch ausgestatteten Menschen, die es vermögen, allem was ihnen entgegentritt, offenen Sinn und lebhaftes Verständniß entgegenzubringen und doch ihren Mitbewerbern wie spielend um eines Pferdes Länge voranzubleiben. . . . Es liegt eine große Gefahr in jener Art von Begabung. Wenn solche Naturen sich nicht rechtzeitig zusammenfassen, werden sie unrettbar sich zerflattern und zerblättern; über der wechselnden Vielseitigkeit der Interessen vermögen sie nicht einen festen Kern anzusetzen. Aber eines pflegen sie gewiß zu sein und zu bleiben, Herrscher und Meister echter Geselligkeit. Auch Buttmann war das; er übte eine von Niemandem bestrittene, von allen dankbar anerkannte Herrschaft aus in der von ihm gegründeten Gesetzlosen Gesellschaft, welche die hervorragendsten Geister des damaligen Berlin vereinigte. . . . Den festen Kern, dessen er bedurfte, gab ihm die zufällig an ihn herangetretene Aufgabe, eine kurze griechische Grammatik zu verfassen. Es liegt eine eigne Äußerung Buttmanns über diese erste Arbeit vor: „Zeitlebens

[1]) Siehe oben S. 405, 545 f. und sonst.

erinnere ich mich des Winters 1791/92, während welchem ich jene sieben Bogen mühsam aus den Angaben der ganz gewöhnlichen Grammatik und den fragmentarischen Resultaten eignen Nachdenkens über eine, damals besonders noch sehr sparsame Lesung der Alten zusammensetzte. Zeitlebens gedenke ich der kopfbrechenden in meinen Träumen selbst mich verfolgenden Sorgen, die mir die erste Abfassung der dritten Declination machte. Hier ist die Geburtsstunde der heutigen Sprachwissenschaft geschildert".[1])

In der That hat Buttmann ganz aus sich die Aufgabe erfaßt und angegriffen, die verwirrende Fülle der vorliegenden Spracherscheinungen durch die Erforschung der Gesetze, welche die Differenzirung der einfachen Typen hervorgerufen haben, einfach und verständlich zu machen. Aus jenen unscheinbaren Anfängen ist der große Bau seiner griechischen Grammatik hervorgegangen; die etymologischen Studien seines Lexilogus sind dabei abgefallen, und wenn beide Bücher nur noch wenige Leser finden, so geschieht es vornehmlich, weil sie den Grund so sicher gelegt haben, daß man munter auf ihm in die Höhe bauen konnte.

In der Akademie hat Buttmann hauptsächlich über Gegenstände der Sagengeschichte und Mythologie gelesen, oft Bahnen beschreitend, auf denen O. Müller die Führung übernommen hat, diesem aber dadurch überlegen, daß er fast allein zu seiner Zeit das wirklich religiöse Moment in Mythus und Sage in's Auge faßte. Sein ganzes Schaffen aber durchdrang jener hohe sittliche Sinn, in dem er auf dem Todtenbette die Vorrede des zweiten Bandes seines Mythologus geschrieben hat. Er klagt sich an, die gewöhnlichen Verleumdungen Sapphos wiederholt zu haben, „ohne die würdevollen Worte Welckers zu lesen, wodurch er die Dichterin vollkommen gerechtfertigt hat... Meine Schuld gut zu machen, halte ich für eine meiner heiligsten Pflichten, ehe ich aus diesem Kreise der redenden Menschengeschlechter scheide; welche ich hiermit erfülle."

Buttmann hat mit Wolf zusammen (so lange diese so verschiedenen Naturen zusammen gehen konnten) das Museum der Alterthumswissenschaft herausgegeben, die Zeitschrift, in deren erstem Hefte Wolf das Programm der ganzen Wissenschaft aufgestellt und Goethe zu Füßen gelegt hat. Dies Programm auszuführen, fiel dem bedeutendsten Schüler Wolf's zu.

---

[1]) Usener, Rheinisches Museum Bd. 42, S. 628.

August Böckh (geb. 24. November 1785 zu Karlsruhe, gest. 3. August 1867), auf dem Gymnasium in der Philologie und Mathematik trefflich vorgebildet, bezog die Universität Halle als Theolog und verließ sie im Jahre 1805 als begeisterter Philolog. Neben Wolf war es Schleiermacher, dessen Vorlesungen über Hermeneutik und Kritik und dessen platonische Studien den mächtigsten Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Er war einer der Ersten, der dem neuen Plato die Bahn gebrochen hat. Nach kurzer Lehrthätigkeit in Heidelberg folgte Böckh im Jahre 1811 einem Ruf an die Universität Berlin und wurde im Jahre 1814 in die Akademie aufgenommen, der er dreiundfünfzig Jahre angehört hat, siebenundzwanzig Jahre (1834 bis 1861) als Secretar. Die epochemachende Bedeutung Böckh's für die klassische Philologie wurzelte in dem Reichthum seiner Interessen und der ungemeinen Fähigkeit, Anregungen von den verschiedensten Seiten her aufzunehmen und weiterzugeben: sobald er in Berlin zu lehren beginnt, zieht er zwei so verschiedene Schüler wie E. Gerhard und O. Müller. Dieser Fähigkeit entsprach eine ungewöhnliche Productionskraft, die ihn niemals rasten ließ. Zu der grundlegenden Richtung, die seine Studien in Halle empfangen hatten, traten in Heidelberg die romantischen Einflüsse. Creuzer und Daub, Brentano und Arnim, Görres und Windischmann haben vorübergehend auf ihn eingewirkt; aber sein klarer Verstand und der Sinn für das Wirkliche bewahrten ihn vor den Einseitigkeiten dieser Schule. Einen besonderen Schutz ihnen gegenüber besaß er noch in dem ausgeprägten Interesse für alle Probleme seiner Wissenschaft, die durch Maaß, Zahl und Rechnung gelöst werden können. Es hat ihn zur Metrik, zur mathematischen Kosmologie und Astronomie der Alten, vor allem zur politischen Ökonomie geführt. Aber auch Bopp's Forschungen hat er mehr Verständniß entgegengebracht als die meisten zünftigen Philologen jener Zeit. In stetem Verkehr mit den Gelehrten seiner Klasse und wiederum mit Alexander von Humboldt und den Naturforschern, in allen Methoden der Forschung bewandert, gleich aufgeschlossen für die speculative, historische, grammatische und mathematische Betrachtungsweise, geschickt und thätig in allen Zweigen der Verwaltung des Gemeinwesens, ist er nach Schleiermacher's Tode der lebendige Mittelpunkt der Akademie geworden. Dieser Stellung hat er in den zahlreichen akademischen Festreden Ausdruck gegeben. In ihnen, die oftmals ein wahres Tagesereigniß waren, hat er einen Schatz von Weisheit niedergelegt.

Nur selten behandeln sie Specialfragen der philologischen Wissenschaft, vielmehr bevorzugen sie die Probleme des modernen Denkens und der neueren Geschichte; aber sie zeigen in jedem Satze den Weisen, der aus dem Studium des Alterthums Lebenserfahrung, Menschenkenntniß und eine wahrhaft liberale Denk- und Sinnesart gewonnen hat. In der Zeit der Reaction scheute sich Böckh nicht, in diesen Reden auch ein mannhaftes Wort zu sprechen und seine Stimme gegen die drohende kirchliche und theologische Umklammerung der Wissenschaft zu erheben. Die Besonnenheit, mit der er das that, sicherte dem Wort eine tiefgehende Wirkung. Rühmten die jüngeren Collegen Raumer's erfrischendes, freimüthiges Wesen, so fügten sie hinzu, daß Böckh's Persönlichkeit ihnen noch mehr gewesen sei: „er war von allen Docenten doch der Erste, ein Vorbild für Denken und Handeln".[1] Auch der Ministerialrath Johannes Schulze bezeugte nach Böckh's Tode seine hohe Verehrung für ihn und fügte hinzu, nie habe ein Mißlaut ihr gegenseitiges Verhältniß gestört.[2]

Die Hauptbedeutung Böckh's für seine Specialwissenschaft läßt sich kurz zusammenfassen: er hat den von F. A. Wolf aufgestellten Begriff und die Aufgabe der klassischen Alterthumskunde mit eigenthümlichen Modificationen aufgenommen und gegenüber den engeren Grenzen, in welchen G. Hermann und seine Schule die Philologie halten wollten, siegreich durchgesetzt. Dies wäre ihm nicht gelungen — denn durch Programme allein ändert man nichts —, wenn er nicht selbst eine lebendige Vorstellung von dem Zusammenhang der Einzelerscheinungen mit dem Volksganzen, aus dem sie hervorgegangen, besessen hätte, und demgemäß in seinen Arbeiten zeigen konnte, wie der erweiterte Begriff der Philologie in die Wissenschaft einzuführen sei und welche Frucht diese Erweiterung schaffe. Nicht seine Studien über Plato und das platonische Weltbild, über die Tragiker, über Pindar u. s. w. kommen hier in erster Linie in Betracht, obgleich in ihnen eine Fülle neuer Beobachtungen mitgetheilt ist — was es heißt, ein Gedicht Pindar's zu verstehen, hatte vor ihm Niemand auch nur von fern begriffen —, auch nicht seine metrischen Studien, obgleich sie die moderne Richtung der Metrik bestimmt haben, endlich auch nicht das Corpus Inscriptionum Graecarum, obgleich es an Umfang

[1] Siehe Vatke's Leben (dargestellt von Benecke) S. 268.
[2] Varrentrapp, Johannes Schulze, S. 444.

und Werth von keinem Sammelwerk jener Zeit übertroffen wird, — sondern seine „Staatshaushaltung der Athener" (2 Bände 1817, 2. Aufl. 1851) mit der Beilage: „Urkunden über das Seewesen des attischen Staats" (1840). Dieses Werk trägt den Stempel der umfassenden Conception, aus der es stammt. Ursprünglich wollte Böckh ein das ganze Griechenthum umspannendes Werk unter dem Titel „Hellen" schreiben; es sollte die Einheit des griechischen Lebens in seiner realen Erscheinung wie in den Principien seiner Kunst und Wissenschaft zur Darstellung bringen. Er überzeugte sich bald, daß ein solches Werk nicht geschrieben werden könne, bevor nicht einzelne Theile „nach einem nicht zu kleinlichen Maaßstabe" bearbeitet worden seien. Bei Athen war einzusetzen, aber nicht bei der geistigen Entwicklung dieses Staats, sondern bei den noch am wenigsten erforschten materiellen und politischen Zuständen als den Voraussetzungen der intellectuellen Entwicklung. So entstand das epochemachende Werk; es ist Niebuhr gewidmet und gehört in der That neben die „Römische Geschichte"; denn beide sind im Grunde keine „Geschichte", sondern öffnen den Blick für die Grundvoraussetzungen einer solchen. Philologie und Nationalökonomie reichen sich in dieser Darstellung die Hand. Was uns heute selbstverständlich erscheint, daß die Kenntniß der wirthschaftlichen Verhältnisse eines Staats die Voraussetzung ist für das Verständniß seiner politischen Geschichte und seines inneren Lebens, das hat Böckh in diesem großen Werk zur Anerkennung gebracht. Indem er es schuf, bewegte er sich in seinem eigensten Elemente — die Erfassung des Individuellen in der Geschichte lag ihm ferner — und konnte ihm alle die besonderen Gaben seines Geistes und die Früchte seiner Arbeit dienstbar machen. Vor diesem Werke verstummten auch die Angriffe der alten Schule, und als es, durch die ungeahnte Fülle der neu entdeckten Documente bereichert, zum zweiten Male erschien, war der Sieg der Böckh'schen Alterthumswissenschaft entschieden. Niemals wird die klassische Philologie vergessen dürfen, daß ihr die Pflege der Grammatik und der litterarischen Kritik gleichsam für alle Wissenschaften, die sich auf Grammatik und Kritik gründen, anvertraut ist — sie soll in Musterleistungen zeigen, wie und warum man ihrer in vollkommenster Ausbildung bedarf —, aber daneben wird sie daran festhalten, daß ihr auch eine herrliche sachliche Aufgabe gestellt ist: die reiche griechische und römische Welt wieder aufzubauen, die Traditionen aufzudecken, die uns heute noch mit ihr verbinden, und die Kräfte wirksam zu erhalten,

die wir ihr verdanken. Solange diese Aufgabe gilt, wird Böckh's Name unvergessen sein. Es war ihm zwar nicht vergönnt, das griechische Leben in dem ganzen Reichthum seiner Erscheinungen zu erfassen und bis zu den Höhepunkten desselben vorzudringen, aber, seiner Grenzen sich bewußt, hat er das zur Darstellung gebracht, was aller soliden Forschung auf diesem Gebiet Unterlage und Grund sein muß. Auch die nationalökonomische Wissenschaft hat anerkannt, daß hier auf einem bedeutenden Felde etwas geschaffen worden ist, was ihrer historischen Arbeit als Vorbild gedient hat.[1])

In unermüdlicher, fruchtbarer Arbeit hat J. Bekker (geb. 21. Mai 1785 zu Berlin, gest. 7. Juni 1871) neben Böckh gestanden. Er ist der bahnbrechende Meister der Edition gewesen. Mit homerischen Studien hat er begonnen (1806), und sie beschäftigten ihn auch nach der epochemachenden Ausgabe, die er veranstaltet hat, bis in die letzten Monate seines Lebens (Monatsberichte 1871 S. 75 zum 20. Februar). Aber dazwischen liegt eine Bibliothek von kritischen Editionen, wie sie so umfassend kein Philolog seit Heinrich Stephanus veröffentlicht hat. Doch nicht nur auf griechische Autoren erstreckte sich seine Arbeit, auch den Livius und Tacitus hat er herausgegeben, dazu eine große Reihe bisher unedirter provençalischer, altfranzösischer, altitalienischer und neugriechischer Werke. Moriz Haupt hat über ihn in dem Nachruf, den er Bekker zugleich mit Meineke in der Akademie hielt, aus genauer persönlicher Kenntniß geurtheilt: „Diese fruchtbare Thätigkeit ist staunenswerth, staunenswerth auch wenn man bedenkt, daß sich hier ein geübtes Talent auf strengbemessenem Wege knapp und wortkarg bewegt. Wenn Bekker auch nur den Thukydides, den Platon, den Aristoteles und die attischen Redner herausgegeben hätte, müßte man ihn zu den am

[1]) So hoch die Philologie Böckh's über all dem steht, was sich nach Scaliger so genannt hatte, nichts lag ihm doch ferner, als seine Disciplin oder ihre Methode oder auch ihr Object, die Antike, zu überschätzen. Das zeigen seine später gedruckten Vorlesungen über Encyklopädie der Philologie. Und so hat er auch, als seinem historischen Scharfblick die Maaße und Gewichte Zeugniß für die Cultur und ihre Zusammenhänge wurden, die wirklichen Fäden aufgezeigt und verfolgt, welche die griechische Welt mit der älteren Cultur des Orients verbinden, bis zu der Urheimath menschlicher Gesittung, Babylonien, hinüber. Endlich, wer Empfindung hat für den edlen Wettstreit um die Wahrheit, den muß es rühren, wie der Greis, durch die Berührung mit dem frischen Talent Mommsen's verjüngt, rasch und reif sein letztes Werk, über die vierjährigen Sonnenkreise der Alten (1863), hinzuwerfen vermag.

bedeutendsten und nachhaltigsten auf die Wissenschaft einwirkenden Philologen zählen. Faßt man alle seine Leistungen zusammen, so kann man, keinem zu Liebe und keinem zu Leide, behaupten, daß kein Philolog das Studium der griechischen Litteratur so gefördert hat, denn maaßgebend sind auch viele seiner andern Ausgaben und fördernd und handlich, auch die ohne neue Hülfsmittel nur Revisionen geben. . . . Sein Lieblingswerk, das er bis in seine letzten Tage pflegte, war sein Homer. . . . Als er seine Jugendstudien, die er freilich nie ganz aufgegeben hatte, wieder aufnahm, war der Aberglaube verbreitet worden, das einzig anzustrebende und einzig erreichbare Ziel homerischer Kritik sei die Herstellung des aristarchischen Textes. Mit freierem Sinne ging Bekker aus von unbefangener und allseitiger Betrachtung der Analogie der homerischen Sprache. Und dadurch hat er Großes und Glückliches geleistet. . . . Wie Meineke war Bekker nicht bloß ein großer Philologe, sondern ein guter und edler Mensch. Er war ein Mann von festem beständigem Sinne und von feinem und lebendigem Gefühle, von tapferem Muthe und freier vaterländischer Gesinnung; das Gemeine und Unfreie war ihm verhaßt. . . . . Seine Schweigsamkeit hatte nichts Stolzes, Mißtrauisches, Menschenscheues; er war nicht ungesellig, gern im Freundeskreise, liebte heiteren Gesprächen zuzuhören und warf gern ein schlagendes Wort dazwischen. Scheinbare Sprödigkeit barg ein freundliches Gemüth, und vor allem lebte in ihm die Treue, die Treue gegen Todte und Lebende. Auch er verdient, daß wir seiner in Treue gedenken." [1])

Von Bekker die Methode wahrer Kritik gelernt zu haben, hat auch der Gelehrte bekannt, der berufen gewesen ist, der litterarischen Kritik die höchste Vollendung zu verleihen, der sie zu einer Kunst entwickelt hat, individuell im nachempfindenden Verständniß, individuell in der Auffassung des eigenthümlichen Ausdrucks und Stils und in der dem Schriftsteller nachbildenden Wiederherstellung des Schadhaften — Lachmann (geb. 4. März 1793 zu Braunschweig, gest. 13. März 1851)[2]). Als wir uns im Jahre 1893

[1]) Gehalten 6. Juli 1871; erst nach seinem Tode gedruckt in seinen Opuscula III 228. — Die Verdienste des gleichzeitig mit Bekker aufgenommenen Suevern (geb. 3. Januar 1775 zu Lemgo, gest. 2. October 1829) liegen nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern auf dem des Unterrichtswesens.

[2]) Vergl. die Gedächtnißrede Jakob Grimm's auf Lachmann (Abhandlungen 1851): „Er war zum Herausgeber geboren; seines Gleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehen".

der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages erinnerten, hat Hr. Vahlen sein Andenken unter uns in so lebendigen und warmen Worten erneuert und die Bedeutung des großen Philologen so lichtvoll dargestellt[1]), daß es ein kühnes Unterfangen wäre, hier andere Worte zu brauchen als die seinigen. Wir entnehmen ihnen die nachstehende Charakteristik:

Lachmann's Forscherlaufbahn eröffnete 1815 der Properz und die diesem auf den Fuß gefolgten Untersuchungen über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von den Nibelungen, zwei Leistungen, die gleich an der Schwelle die Ziele, die er sich gesteckt, und die Wege, auf denen er sie zu erreichen strebte, in hellen Zügen erkennen lassen. Wir bewundern den 22jährigen, wie er einen der schwierigsten römischen Dichter aus heillosem Gestrüpp, mit dem lange Verwahrlosung ihn überwuchert hatte, herausgehauen und auf breiten Pfaden dem Verständniß zugänglich gemacht hat; wir bewundern ihn, wie er beim ersten Schritt in die altdeutsche Dichtung neue fruchtbringende Blicke in die Natur des volksthümlichen Epos eröffnet hat. Fertig in voller Rüstung wie Minerva aus Jupiter's Haupt entsprungen, steht er in seinen ersten litterarischen Erzeugnissen vor unsern Augen. Wie er gewonnen was er besaß, wer vermäße sich es zu sagen. . .

Als er nach Göttingen kam, entschlossen, philologischen Studien sich hinzugeben, brachte er nicht bloß aus tüchtiger Schulbildung gewonnene, bis zur freien Handhabung gediehene Kenntniß der beiden alten Sprachen mit, sondern befand sich auch, seinen akademischen Genossen darin weit überlegen, im Besitz mehrerer moderner Sprachen, des Englischen, des ihm von Kindes Beinen geläufigen Französischen, des Italienischen und anderer romanischen Sprachen; und sein Lebelang hat er mit spielender Leichtigkeit über alle Formen und Feinheiten der ihm vertrauten Sprachen zu verfügen verstanden. Aber über den genannten Kreis von Sprachen, von denen allen er sich Vortheile für seine litterarischen Pläne versprach, gieng er nicht hinaus. Denn die Sprachwissenschaft als solche, die in Lachmann's Blüthezeit die ersten Schwingen regte, war nicht sein Ziel. . . . Ja auch in den einzelnen Sprachen, die in Lachmann's Sphäre lagen, den germanischen und classischen, obwohl er mit nie versagender Kenntniß alle ihre Bildungen und Fügungen beherrschte, stand doch der systematische Ausbau derselben von den kleinsten Bestandtheilen bis hinauf durch alle Phasen ihres Wachsthums außer dem Bereich seiner Bemühung; so begleitete er zwar mit bewundernder Theilnahme lernend und beisteuernd Jakob Grimm's folgenreiches Unternehmen, die deutsche Grammatik auf frisch erobertem Grund und Boden aufzurichten: aber ihm zu folgen auf dem auch kühnere Combinationen nicht verschmähenden Wege war seiner Neigung, die zumal reinliche Untersuchung mit festem Ergebniß verlangte, entgegen.

Für Lachmann gewann die Sprache Reiz und Leben, wenn sie zur Schale geworden, in welche Dichter und Schriftsteller den Kern ihrer Gedanken und Empfindungen schließen. Den manchfaltigen Tönen, die Dichter anschlagen in verschiedenen Zeiten und verschiedenen Gattungen, mit sinnigem Verständniß

---

[1]) Sitzungsberichte 1893 S. 615 ff.

nachzuempfinden, war das besondere Vermögen, das der ursprünglichen Anlage seiner Natur zu Theil geworden, verschieden von dem Talent, vieler Sprachen Herr zu sein, verschieden auch von der Betrachtungsweise dessen, der die Sprache als ein selbständiges Gebilde zu zergliedern unternimmt. Indem sein Geist dem Einzeldenkmal der Litteratur sich zugewendet, haftete seine Beobachtung an der in der Hand der Dichter und Schriftsteller geformten Sprache, deren Besonderheiten er bis in die entlegensten Winkel verfolgte, mit ihr die Formen des Versbaus, dessen Regeln er aus den Theorien der Alten und dem scharfsinnig erspähten Gebrauch der Dichter abgeleitet, an sich und in ihrer Wechselbeziehung zur Sprache seiner Betrachtung unterzog. So erwuchs aus seiner innersten Natur der Beruf, dem er sein Leben hindurch mit treuer Hingebung gedient, was Dichter schufen und Schriftsteller hinterließen, mit Beseitigung der Schlacken der Zeit und der Willkür der Bearbeiter in seiner ursprünglichen Reinheit herzustellen und Mitlebenden und Mitforschenden zu Genuß und tieferem Verständniß darzureichen. In 35 Jahren seit seiner Erstlingsleistung hat er, um nur das Hervorstechendste zu nennen, die drei mittelhochdeutschen Dichter, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, die Ilias und die Nibelungen, den Catullus und Lucretius, die römischen Feldmesser und den Varro, Gaius und die römischen Juristen, Lessing und das Neue Testament in neuen Bearbeitungen zum Vorschein gebracht. Nicht immer schloß er mit der Herausgabe ab, aber die Untersuchungen, die er führte, lagen immer auf diesem Wege und verfolgten alle das gleiche Ziel. Weniges floß nicht aus eigner Wahl, sondern boten äußere Umstände ihm dar, aber ergriffen hat er nichts, was nicht seiner Neigung und Begabung entsprach, nichts, dem seine Kraft nicht vollauf gewachsen gewesen wäre. Rastloser Fleiß, des Gelehrten höchste Tugend, mit dem er von Jugend an in immer erneuter, immer tiefer dringender Lesung seine Dichter bis in alle Falten ihrer Eigenart sich vertraut gemacht, unermüdlicher Eifer, der ihn nichts zu versäumen, alles zu nützen, alles herbeizuschaffen antrieb, was irgend der ergriffenen Aufgabe dienlich werden konnte, verliehen ihm das Selbstvertrauen, das ihn sicheren Schrittes zu seinen Zielen leitete, seinen Leistungen aber die strenge Folgerichtigkeit und abgeschlossene Vollendung, die sie weit entrückte den tastenden Versuchen und springenden Einfällen, mit denen manche seiner Zeit die große und edle Aufgabe entweihten. . . .

An Denkmälern der verschiedensten Art hat Lachmann sein kritisches Geräth erprobt: an Dichtung und Prosa, an Griechen und Römern, an Deutschen der alten, Deutschen der neuen Zeit, an Schriftstellern von dem manchfaltigsten Stoff und Gehalt. Zwar werden die kritischen Fragen durch die besondere Art des Denkmals und seiner Überlieferung mitbestimmt: dennoch erscheint seine kritische Methode wie eine freie und einheitliche Kunstübung, die, individuell entwickelt und zur höchsten Vollendung gediehen, in der Hand des genialen Künstlers jeglichen Stoff bemeistert und sich dienstbar macht.

Aber alles was er that und schuf, sollte für die Denkmäler sein, denen seine Bemühung galt: sie in ungetrübter Gestalt genußreichem Verständniß zu öffnen oder zu jeglicher Art wissenschaftlicher Verwendung brauchbar zu machen, war es was er erstrebte, und um es zu können, war er auch mit allen sachlichen Kenntnissen ausgerüstet, die eine sichere Handhabung seiner kritischen Kunstregeln ermöglichten. Aber den sachlichen Gehalt seiner Denkmäler

auszuschöpfen, ihnen selbst den Nutzen abzugewinnen, den sie dem Geschichtsforscher, dem Rechts- und Gottesgelehrten darbieten konnten, war nicht auch seines Strebens Ziel, auch da nicht, wo er, wie oftmals, auf Gebieten sich bewegte, die allein oder vornehmlich der Fachgelehrsamkeit vorbehalten schienen: kurz Lachmann gehörte, nach Jakob Grimm's zugespitztem Ausdruck, zu den Philologen, welche die Sachen um der Worte willen, nicht umgekehrt die Worte um der Sachen willen treiben. Und wie er bei diesen weit auseinander gehenden Wegen, deren jeder ohne den andern seine Berechtigung, jeder auch seine besonderen Vorzüge hat, denen gegenüber, die ihm an Sachkenntniß überlegen waren, im Nachtheil sich befand, so war er andererseits in entschiedenem Vortheil gegen sie durch die sichere Kenntniß dessen, was die Sprache vertrug und die Methode der Kritik verlangte, und von hier aus hat er Juristen und Theologen vielfältige und anerkannte Dienste auf ihrem Arbeitsfelde erwiesen.

Wie durch Bekker das Studium der romanischen, so ist durch Lachmann das der germanischen Litteratur in die Akademie eingeführt worden. Klassische Philologen sind es gewesen, welche die germanische Textkritik begründet haben.[1]) Bald trat in der Akademie für Germanistik Graff (geb. 10. März 1780 zu Elbing, gest. 18. October 1841) an die Seite Lachmann's. Sein weitschichtiger „Althochdeutscher Sprachschatz" (6 Bände, 1834—1842) aber, dessen Herausgabe die Akademie ermöglicht hat[2]), leistete nicht, was er leisten sollte, so anerkennenswerth die Sammlung des Materials gewesen ist. Graff fehlte wissenschaftliche Methode, Genauigkeit und Einsicht in die Sprachgeschichte, er sträubte sich gegen die neuen Erkenntnisse, welche Jakob Grimm erschlossen hatte.[3]) Erst mit dem Eintritt dieses Meisters in die Akademie, der unter Friedrich Wilhelm IV. erfolgte, erhielt die germanische Philologie, wie sie Lachmann betrieb, ihre nothwendige Ergänzung und wurde zugleich auf die höchste Stufe gehoben.

Doch kehren wir zur klassischen Philologie zurück. An demselben Tage wie Lachmann (11. Juni 1830) ist A. Meineke (geb. 8. December 1790 zu Soest, gest. 12. December 1870) in die Akademie aufgenommen worden. Einunddreißig Jahre (1826—1857) hat er als Director das Joachimsthalsche Gymnasium geleitet und ist trotz dieser umfangreichen amtlichen Thätigkeit einer der frucht-

[1]) Auch Benecke in Göttingen (1762—1844), der noch vor Lachmann die Nothwendigkeit der kritischen Berichtigung germanischer Texte eingesehen und mit ihr begonnen hat, ist von der klassischen Philologie ausgegangen; er war ein Schüler Heyne's.

[2]) Siehe oben S. 579.

[3]) Vergl. Scherer in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 9 S. 566 ff.

barsten philologischen Schriftsteller gewesen. Bestimmend für ihn, und schon als Studenten, ist das Vorbild Bentley's geworden. Wenn dieser den Plan gefaßt hatte, die Bruchstücke aller Dichter der Griechen zu sammeln und die Fragmente des Kallimachos und Menander als Proben gegeben hatte, so setzt Meineke eben an diese an. Auf dem einen Gebiete hat er den Abschluß erreicht. Als er seiner bewunderungswerthen Sammlung der Fragmenta comicorum graecorum (1839 – 1857) als Greis den Text des Aristophanes nachschickte, hatte er den ganzen Nachlaß der Komödie durch seine Hand gehen lassen. Von den alexandrinischen Dichtern hat er mehr als einem das Gedächtniß durch die erste Fragmentsammlung erneuert; hinzutreten die Bukoliker, die er dreimal herausgab, die Hymnen des Kallimachos und ein paar kleine geographische Gedichte. Fast alle dieser Ausgaben beherrschen noch heute die Vulgata, und noch heute gilt, daß in der nachklassischen griechischen Poesie Niemand so zu Hause gewesen ist wie er. Die Litteraturgeschichte aller Gebiete zeigt die Spuren seines Gedächtnisses und seiner Combinationsgabe. Weil er rastlos thätig war, lag ihm an der Abrundung seiner Arbeiten nichts, von denen ziemlich jede Nachträge zu Nachträgen bekommen hat. Daher scheute er sich auch nicht, einen Text herauszugeben, wie er ihn ohne genügende Grundlage in rascher Arbeit sich zurechtgemacht hatte. Eigne und fremde Fortarbeit sollte ihn ja doch bald umgestalten. Er ist das rechte Gegenbild seines Freundes Bekker, und nicht nur weil der Tod sie ziemlich gleichzeitig abrief, hat man sie gern verglichen. Bekker sucht den festen Grund der Überlieferung; was sie giebt, wird er reinlich vorlegen; was ihm dabei dank seines überaus sicheren Sprachgefühls zu verbessern gelingt, wird er geben, manchmal viel, manchmal so gut wie nichts; dann ist er fertig. Er hätte alle seine Ausgaben stereotypiren lassen können wie den Thukydides, denn nicht einmal zu den Rednern ist er je zurückgekehrt. Meineke greift auf, was bereit liegt, und versucht wieder und wieder, was sein Scharfsinn ihm abgewinnen kann. Bei beiden geht das Interesse ohne Zweifel tiefer; aber was sie thun, kommt doch vorwiegend der Textgestaltung zu gute. Bekkers wahrhaft große Leistungen würden wenig geschmälert, wenn seine eigenen Vermuthungen fehlten; Meineke hätte seine Beiträge zu Athenaeus, Stobaeus, Strabo eben so gut geben können, ohne die ganzen Texte zu drucken. So ergänzten sie einander; aber an demselben Texte zusammen arbeiten haben sie doch nicht gemocht.

Buttmann, Böckh, Bekker und Meineke waren Gräcisten; die Beschäftigung mit der lateinischen Litteratur war für sie nur ein Parergon. Aber Lachmann hat den lateinischen Dichtern sein besonderes Studium gewidmet, und neben ihm stand seit 1835 als Vertreter der lateinischen Grammatik und der römischen Alterthumskunde Karl Gottlieb [Timotheus] Zumpt (geb. 20. März 1792 zu Berlin, gest. 26. [25.?] Juni 1849) in der Akademie. An Bedeutung kann er sich mit jenen Philologen nicht messen; aber seine zuerst im Jahre 1818, dann in mehreren bereicherten Auflagen erschienene „Lateinische Grammatik" hat die weiteste Verbreitung erlangt und vierzig Jahre den Schulbetrieb beherrscht. Eben weil sie sich auf die Darstellung des Sprachgebrauchs der klassischen Prosa beschränkte, eroberte sie sich die Schule und verdrängte die älteren Lehrbücher. Der Akademie hat Zumpt grammatische Untersuchungen nicht vorgelegt, sondern ausschließlich über Themata aus dem Gebiet der Antiquitäten gelesen. Unter seinen Abhandlungen sind zwei hervorzuheben: „Über den Stand der Bevölkerung und die Volksvermehrung im Alterthum" (1840) und „Über den Bestand der philosophischen Schulen in Athen und die Succession der Scholarchen" (1842). Trotz seiner Beschäftigung mit den Alterthümern hat er die Bedeutung einer vollständigen, auf Autopsie zu gründenden Sammlung der lateinischen Inschriften nicht zu schätzen gewußt und die Gelehrten, die sie betrieben, zu hemmen versucht.

Der Mann, dem die wissenschaftliche Welt es verdankt, daß die Akademie den Plan Mommsen's sich zu eigen gemacht und das Corpus Inscriptionum Latinarum unter ihre Auspicien genommen hat, ist der Archäologe Eduard Gerhard gewesen.

Die Kunstarchäologie hat zuerst Hirt (gest. 29. Juni 1837) in den Kreis der akademischen Disciplinen eingeführt. Dann haben Wilhelm Uhden, der Freund Wilhelm von Humboldt's (gest. 21. Januar 1835), und C. Levezow (geb. 3. September 1770 in Stettin, gest. 13. October 1835) diese Studien fortgesetzt. Levezow war im Jahre 1828 bei Gründung des Museums als Vorstand des Antiquariums angestellt worden und hat sich durch sein „Verzeichniß der Denkmäler im Königlichen Antiquarium zu Berlin" (1834), sowie durch eine Reihe von kunstarchäologischen Abhandlungen einen Namen gemacht. „Aber ihm fehlte eine umfassendere Kenntniß der Denkmäler: außer in Berlin und Dresden hat er keine Originale gesehen." Einen wirklichen Fortschritt konnte

deshalb die Archäologie durch ihn nicht erfahren; der Akademie hat er übrigens nur drei Jahre angehört. Aber im Jahre 1835 bez. 1836 nahm sie zwei Gelehrte auf, die durch einen langjährigen Aufenthalt in Italien eine unmittelbare Einsicht in die Denkmäler gewonnen hatten, Eduard Gerhard (geb. 29. November 1795 in Posen, gest. 12. Mai 1867) und Th. S. Panofka (geb. 25. Februar 1800 in Breslau, gest. 20. Juni 1858).

Gerhard hat Panofka zeitlebens eine treue Freundschaft bewahrt, seine früheren Verdienste immer wieder hervorgehoben und ihn auch dann noch gehalten, als das allgemeine Urtheil der Wissenschaft ihn bereits bei Seite geschoben hatte. Der Freund konnte die herrliche Zeit nicht vergessen, da sie in den zwanziger Jahren in Rom zusammen gearbeitet und in der „hyperboreisch-römischen Gesellschaft“ geistig geschwelgt hatten; er konnte es nicht vergessen, daß Panofka in jenen Jahren den ersten wissenschaftlichen Katalog eines großen Museums und mehrere andere von Privatsammlungen herausgegeben, die archäologische Forschung „mächtig angeregt und erweitert“ und an der Gründung des „Archäologischen Instituts“ Antheil genommen hatte. Aber dann hatte sich Panofka als „Hausgelehrter“ dem Herzog von Blacas angeschlossen, Jahre lang mit diesem in Paris gelebt und war Halbfranzose geworden. Bereits in dieser Zeit trat die Methodenlosigkeit des Mannes zu Tage, die ihm schon im Jahre 1830 eine schonungslose Kritik Letronne's zuzog. Als er im Jahre 1835 dauernd nach Berlin übersiedelte, hatte er seinen Ruhm hinter sich. Er verwilderte immer mehr in confusem Wissen, seltsamer Willkür, krausen mythologischen Speculationen und allegoristischen und etymologischen Spielereien, die schlecht gedeckte Disciplin der Kunstarchäologie mit dem Ruin bedrohend. Die siebenundzwanzig, zum Theil sehr umfangreichen Abhandlungen, die er den Akademie-Schriften einverleibt hat, gelten sammt und sonders als unbrauchbar; aber Panofka ließ sich in seinem Selbstbewußtsein auch durch die vernichtende Kritik O. Jahn's nicht beirren.

Eine starke Dosis des gefährlichen archäologischen Solipsismus — „die Archäologie ist die auf monumentales Wissen begründete Hälfte allgemeiner Wissenschaft des klassischen Alterthums“ — und der bedenklichen mythologischen Speculationen in Creuzer's Manier ist in seiner romantisch-römischen Zeit auch auf Gerhard übergegangen, und er hat sie niemals wieder auszuscheiden vermocht. Er war der älteste Schüler Böckh's, hatte diesem bei den

Pindarscholien geholfen und mit leidenschaftlichen Kämpfen gegen Hermann und seine Schule begonnen, vielleicht gerade darum, weil eigene Begabung und Neigung ihn auf das formal kritische Gebiet wies, das Hermann beherrschte. Gerhard's Dissertation Lectiones Apollonianae (Berlin 1816) mit ihrer feinen metrischen Observation hat der Zeit besser Stand gehalten als alle seine archäologischen Deutungen. Ihn hat der Zwang, um seiner Gesundheit willen im Süden zu leben, zu den Monumenten geführt, die ihn als Kunstwerke kalt ließen; aber der Schüler Böckh's erkannte, welch ein Schatz geschichtlicher Überlieferung in ihnen enthalten ist, und in echt wissenschaftlich-sittlichem Sinne griff er die Aufgabe an, nicht weil sie ihn reizte, sondern weil sie gestellt war. Den umfassenden, klaren Blick, das feinsinnige Empfinden und die dichterisch-künstlerische Betrachtungsweise Welcker's hat er freilich nicht erreicht — aber die Mängel seiner Forschung sind heute vergessen gegenüber den fortwirkenden Verdiensten, die er sich durch Energie und Beharrlichkeit wie um die Erhaltung, Verzeichnung und Veröffentlichung der antiken Monumente, so um die weit über Deutschlands Grenzen hinausreichende feste Organisation der archäologischen Studien und Forschungen erworben hat. Sein Aufenthalt in Italien (1819—1821 und mit einigen Unterbrechungen von 1822—1837) hat für die Wissenschaft fast eine ähnliche Bedeutung erlangt wie der Winckelmann's, nicht nur sofern er die Monumenten- und die topographische Forschung so begonnen hat, daß sie seitdem nicht mehr ruht, sondern vielleicht in noch höherem Maaße durch die Einsicht, die er den Philologen vermittelte, daß man überall selbst zusehen müsse, daß man nicht genug sehen könne,[1]) daß die Denkmäler dort studirt sein wollen, wo sie stehen, und daß man den heimathlichen Boden, Luft, Licht und Menschen, kennen lernen müsse, um in das Alterthum wirklich einzudringen. Der Wissenschaft aus Büchern und Manuscripten — eine solche wird die Alterthumskunde bleiben, denn die höchste und sicherste Offenbarung des Geistes ist doch das Wort — fügte er die Anschauung hinzu, und er hat damit nicht nur die Archäologie im engeren Sinne belebt, sondern die Philologie überhaupt. Jene blieb sein eigenes Arbeitsfeld, das er, in größeren und kleineren Publicationen unermüdlich, mit ausdauerndem Fleiße bestellt hat,

---

[1]) Vergl. sein Paradoxon: „Artis monumentum qui unum vidit, nullum vidit, qui mille vidit, unum vidit".

exact und methodisch, soweit die Aufgabe der Classificirung und Beschreibung reicht,[1]) aber schwer genießbar, wo er seine krause mythologische Speculation einmischt und angebliche mystische Beziehungen aufdeckt. In den Schriften der Akademie hat er (1836—1864) dreißig Abhandlungen veröffentlicht; seine große Publication „Etruskische Spiegel" (4 Bände, 1843—1868) ist mit ihrer Unterstützung erschienen; das Berliner Museum ist ihm, was sowohl die Bereicherung als die Beschreibung seiner Schätze anlangt, zu besonderem Danke verpflichtet. Aber seine Hauptthätigkeit blieb der Ausbildung und Ausbreitung der archäologischen Wissenschaft zugewandt. An dem römischen Institute nahm er als Mitglied der Centraldirection fortwährend den lebhaftesten Antheil; er begründete die Archäologische Gesellschaft in Berlin und die Archäologische Zeitung, bürgerte das Winckelmann-Fest in Deutschland ein und hat noch in seinem Testamente, in welchem er sein ganzes Vermögen der Akademie vermachte, um ein archäologisches Reise-Stipendium zu stiften, dem hohen Interesse Ausdruck gegeben, das sein ganzes Leben erfüllt und erwärmt hat, und dem thatkräftigen Wohlwollen, das er den jüngeren Forschern stets entgegenbrachte.[2])

12.

Als Franz Bopp (geb. 14. September 1791 zu Mainz, gest. 23. October 1867) im Jahre 1821 durch die Vermittlung der beiden Humboldt an die Universität als Professor der orientalischen Litteratur und der allgemeinen Sprachkunde berufen und im folgenden Jahr in die Akademie aufgenommen wurde, hatte er bereits die Grundlage der modernen Sprachwissenschaft geschaffen. Im Jahre 1816 war das Werk erschienen, das sie bildet: „Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Nebst Episoden des Ramajan und Mahabharat in genauen metrischen Übersetzungen aus dem Originaltexte und einigen Abschnitten aus

[1]) In seinem „Rapporto intorno i vasi Volcenti" hat Gerhard ein bisher so gut wie ganz unbekanntes Gebiet (die Vasenkunde) zum ersten Male so beleuchtet und geordnet, daß die Grundlagen für die Erforschung desselben nun sichergelegt waren.

[2]) Durch Beschluß der Akademie vom 1. Juni 1893 wurde die Errichtung dieses „Eduard Gerhard-Stipendiums" beschlossen.

den Vedas (mit Vorerinnerungen von K. J. Windischmann)". Wie lange hatte man sich um die Entdeckung neuer Sprachen, die Classificirung der bekannten, die Auffindung der „Ursprache" bemüht, aber keine wirklichen Fortschritte gemacht, weil die Einsicht in die historische Entwicklung der einzelnen Sprachen und das Princip zur richtigen Bestimmung ihrer Verwandtschaft fehlten. Die Erschließung des Sanskrit um das Jahr 1800 — für Deutschland durch die Bemühungen der Brüder Schlegel — lehrte eine Sprache kennen, welche die ältesten Formen verhältnißmäßig so rein bewahrt hat, daß sie das Dunkel, welches über den modificirten Formen verwandter Sprachen lagerte, lichten, sie erkennbar machen und eben dadurch als verwandte erweisen konnte. Zwar die Verwandtschaft der Sprachen, die wir heute als indogermanische zusammenfassen, war schon vor Bopp geahnt und ausgesprochen worden, geahnt wurde auch, daß sich die Verwandtschaft nicht nur in den Verbalwurzeln, sondern auch in dem Bau und der ganzen inneren Structur ausprägen müsse, aber diese halben Erkenntnisse steckten noch in einer Fülle von Illusionen und waren im besten Fall nur ein abstractes, unkräftiges Wissen. Erst Bopp hat die „Vergleichende Grammatik", wie sie Friedrich Schlegel vorschwebte und wie er sie auch genannt hat, durch seine geniale Analyse des Sanskritverbums geschaffen. Indem er sie durchführte, ergab sich ihm wie der Bau so die Verwandtschaft der anderen indogermanischen Sprachen von selbst. Die Grundentdeckungen, welche er im „Conjugationssystem", ganz auf eigene Forschung angewiesen, vorgetragen hat, stehen heute wie Naturgesetze fest, und die Wissenschaft von dem Wesen, dem Ursprung und der Bedeutung grammatischer Formen zählt ihre Jahre von dem Erscheinen jenes Werks. „Bopp hat das Gebäude, zu dem mit dem Conjugationssystem nur ein Eckstein gesetzt war, später selbst in großartigster Weise durch seine „Vergleichende Grammatik" ausgeführt, aber man kann behaupten, daß auch, wenn es ihm nicht vergönnt gewesen wäre, die Ausführung selbst zu machen, die Entwicklung der neuen Wissenschaft, die unter seiner Meisterhand rasch fortschritt, möglich war auf Grund der im Conjugationssystem gefundenen Methode und ihrer Resultate".

Neben den vergleichenden Untersuchungen aber war es vor allem das Sanskrit selbst, dem er seinen ganzen Fleiß zuwandte. Das „Conjugationssystem" schloß die Studien ab, die er in Paris

getrieben hatte.[1]) Im Jahre 1817 begab er sich nach London, trat dort mit Wilhelm von Humboldt in Verkehr, der von ihm in die Sprache Indiens eingeführt wurde, und gab schon im Jahre 1819 die schönste Episode des Mahabharata heraus, das Gedicht „Nal und Damajanti", dem er bald andere Stücke folgen ließ. Durch diese Ausgaben hat er sowohl das Sanskritstudium gefördert als den Sinn für den geschichtlichen Werth und die Schönheit der indischen Litteratur erwecken helfen. Im Jahre 1827 vollendete und edirte er sein „Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrit-Sprache"; eine kürzere Ausgabe erschien bald darauf und erlebte mehrere Auflagen. Im Jahre 1830 folgte ein kurzes Glossar, das von ihm in den Jahren 1840—1847 in sehr erweiterter Auflage unter dem Titel: „Glossarium sanscritum, in quo omnes radices et vocabula usitatissima explicantur et cum vocabulis graecis, latinis, germanicis, lithuanicis, slavicis, celticis comparantur" ausgegeben wurde.

Ist hier der Nachweis der Wurzelverwandtschaften gegeben, so ist in der im Jahre 1833 begonnenen „Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Gothischen und Deutschen" die Vergleichung und Erklärung des Baus der Sprache und ihrer grammatischen Formen die Hauptsache. Die Vorarbeiten für dieses Werk hat Bopp in fünf akademischen Abhandlungen 1824—1831 veröffentlicht unter dem Titel „Vergleichende Zergliederung des Sanskrits und der mit ihm verwandten Sprachen". Hier hat er 1. Von den Wurzeln und Pronominen 1. und 2. Person, 2. Über das Reflexiv, 3. Über das Demonstrativum und den Ursprung der Casuszeichen, 4. Über einige Demonstrativ-Stämme und ihren Zusammenhang mit verschiedenen Präpositionen und Conjunctionen und 5. Über den Einfluß der Pronomina auf die Wortbildung gehandelt. In acht späteren akademischen Abhandlungen (1833—1854) hat er die Zahlwörter in den indogermanischen Sprachen besprochen, das Georgische, Albanesische, die celtischen Sprachen — eine besonders hoch geschätzte Leistung — und das Altpreußische vom Gesichtspunkt der vergleichenden Sprachforschung untersucht, endlich auch die malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen zu vergleichen

[1]) Nach Paris war er gegangen auf den Rath seines Lehrers und väterlichen Freundes Windischmann, um dort aus indischen Manuscripten die „Urweisheit der Menschheit" an's Licht zu ziehen. Er fand sie nicht und fand sie doch, denn er entdeckte den Bau der Sprachen.

unternommen, ein Versuch, der mißglücken mußte. Die „Vergleichende Grammatik“ vollendete er mit der sechsten Abtheilung im Jahre 1852 (2., gänzlich umgearbeitete Auflage 1856—1861; die 3. Auflage erschien nach seinem Tode 1868). Sie ist das grundlegende Werk für die vergleichende Sprachwissenschaft überhaupt geworden, welche Sprachen man auch untersuchen mochte. Ist sie heute überbaut durch das stolze und sichere Gebäude, welches die Sprachwissenschaft aufgeführt hat, so erkennt doch jeder Sprachforscher an, daß sie das Fundament bildet. Die romantisch-ästhetischen Neigungen und Vorurtheile, die fast keinem einzigen großen Gelehrten fehlen, dessen Jugendzeit dem Anfang des Jahrhunderts angehört, waren bei Bopp gezügelt durch die strenge Methode seiner Forschung; nur in seinem „Vergleichenden Accentuationssystem“ haben sie ihn nach Benfey's und Leskien's Urtheil zu ganz verfehlten Aufstellungen verleitet. Aber das fällt nicht in's Gewicht gegenüber der centralen Bedeutung, die seine Lebensarbeit gewonnen hat. „Ihre Wirkung erstreckt sich nicht auf die Sprachforschung allein: die vergleichende Grammatik hat mit dem Begriffe der Sprachverwandtschaft und des Sprachstammes auch zugleich den richtigen Begriff von genealogischer Völkerverwandtschaft gegeben und dadurch die Anschauungen über die Urgeschichte der Völker, über ihre verschiedenen verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander, ihre ältesten Wanderungen, über ältere Religion, Cultur und Poesie radical umgestaltet. Auf dem Grunde der vergleichenden Sprachforschung sind neue Disciplinen, wie die vergleichende Mythologie und Sagenkunde, die vergleichende Culturgeschichte, erwachsen, die, wenn sie auch selbstverständlich noch manche andere Voraussetzungen haben, doch ohne jene undenkbar sind. So hat Bopp's Werk in umfassender Weise in die Entwicklung der Wissenschaft eingegriffen und gehört in jeder Beziehung zu den größten wissenschaftlichen Thaten des 19. Jahrhunderts.“ Von seiner Persönlichkeit und seinem Charakter, der herzgewinnenden Freundlichkeit und Milde, der Bescheidenheit seines Wesens und dem ungefärbten Wohlwollen hat A. Kuhn ein Bild in warmen Farben gemalt.[1]) Eine „Bopp-Stiftung“, fünfzig Jahre

[1]) Selbst der Alles und Alle herabziehende Varnhagen schreibt in seinen Tagebüchern (Bd. 10 S. 377 zum 14. December 1853): „Besuch von Hrn. Prof. Bopp.... Ein vortrefflicher Mann, tüchtig als Gelehrter und Charakter, freisinnig, hell, dabei in sich gezogen und still; er thut das Seine, läßt die Andern gewähren, sich aber nicht von ihnen stören, nicht leiten. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß man in

nach dem „Conjugationssystem“ begründet und von ihm selbst noch freudig entgegengenommen (1866), zeugt von der dankbaren Verehrung seiner Freunde und Schüler.[1])

Während Bopp die Sprachvergleichung begründete, Jakob Grimm an der deutschen Sprache die historische Entwicklung und dialektische Verzweigung der Sprachen überhaupt erkennen und würdigen lehrte — eine wissenschaftliche That, deren Bedeutung nicht geringer ist als die Bopp's —, bildete Wilhelm von Humboldt, seit 1820 fast ausschließlich mit Sprachstudien beschäftigt und sie über den ganzen Kreis der damals bekannten Sprachen ausdehnend, die unfruchtbare „Sprachphilosophie“ des 18. Jahrhunderts in eine empirisch-philosophische Wissenschaft von der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und seiner Wechselwirkung mit der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts um. Diese drei Begründer der modernen Wissenschaft der Sprache haben in den Jahren 1832—1835 in der Akademie zusammen gestanden;[2]) so glänzend ist weder damals noch jemals später eine Wissenschaft in ihr vertreten gewesen! Was Umfang der Einsicht und Tiefe der Betrachtung anlangt, so gebührt Wilhelm von Humboldt die Palme. Ein Gebiet, auf welchem bisher fast nur Phantasieen vorgetragen worden waren und auf dem die Irrwege sich kreuzen, hat er in das Licht der Wissenschaft gerückt, erobert und abgesteckt.

---

ihm, als er auf Wilhelm von Humboldt's Betrieb hier für das Sanskrit angestellt wurde, nur einen trockenen Pedanten sah. . . . Doch Bopp ist ein echter Mensch, der keineswegs in sein Fach aufgeht, der dies wie kein anderer erfüllt, aber mit Sinn und Urtheil viel darüber hinausreicht, ganz und gar nicht in ihm untergeht“. Daß Varnhagen von diesem „Fach“ nichts begriffen hat, zeigt die wohlwollend anmaaßliche Begönnerung, aber sie zeigt auch, daß Bopp selbst diesem ausgehöhlten Litteraten durch seine schlichte Größe imponirt hat.

[1]) Das Statut, welches am 21. Juli 1866 genehmigt wurde, bestimmt, daß die Zinsen des Stiftungscapitals jährlich entweder zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, weß Landes immer, der seine Studien auf der Universität bereits vollendet hat, behufs Fortsetzung derselben, wo es auch sei, verwendet werden sollen, oder zu Preisen für vorliegende wissenschaftliche Leistungen bez. zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen — Beides unter Beschränkung auf das von Bopp erschlossene Gebiet der Sanskrit-Philologie sowie der vergleichenden Sprachforschung, namentlich innerhalb des indogermanischen Völkerkreises. Das Gründungscomité der Stiftung bestand aus Böckh, A. Kirchhoff, A. Kuhn, Lepsius, Müllenhoff, Petermann, Rödiger, Steinthal, Trendelenburg, A. Weber.

[2]) Jakob Grimm als auswärtiges Mitglied; einheimisches Mitglied wurde er 1841 (s. darüber im folgenden Capitel); Humboldt starb im Jahre 1835.

Das unvergleichliche Vermögen, das ihn auszeichnete, strenge empirische Forschung speculativ zu durchdringen, konnte nirgendwo größere Triumphe feiern als auf dem Felde der Sprache in ihrem Verhältniß zur Entwicklung des Geistes. Zugleich hat er damit eine unendliche Aufgabe ihrer Lösung näher gebracht, die die Akademie von ihrer Stiftung her immer wieder beschäftigt hatte und recht eigentlich als die akademische Aufgabe bezeichnet werden darf. Leibniz, Maupertuis, Michaelis, Süßmilch, Herder u. A. hatten sich um sie bemüht; erst in Humboldt kam der berufene Mann! In seinen akademischen Abhandlungen („Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“ 1820/21, „Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung“ 1822/23, „Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau“ 1824, „Über den Dualis“ 1827, „Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen“ 1829“) entwickelte er die Grundzüge seiner Ideen; dann concentrirte er seine ganze Kraft auf das große Werk „Über die Kawisprache“ und die umfassende Einleitung zu demselben: „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“. In diesem Werk, welches erst nach seinem Tode in drei Bänden (1836—1839) als Supplement zu den „Akademischen Abhandlungen“ des Jahrgangs 1832 erschienen ist[1]), ist zum ersten Male eine methodische Übersicht über die Hauptsprachen des Erdkreises gegeben; sie werden in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten erkannt, classificirt und gleichsam nachgeschaffen. Humboldt ist durch dieses Werk der Linné und Cuvier der Sprachen geworden; aber wie viel reicher und tiefer, zarter und wärmer muß der Geist sein, der in die Welt der Sprachen eindringt, um in ihnen die Naturformen des geistigen Daseins zu entdecken, als der Naturforscher, welcher die Hervorbringungen der belebten aber unfreien Natur studirt und classificirt! Die Worte, mit denen Alexander von Humboldt die Vorrede zu dem Werke seines Bruders beschließt, charakterisiren es treffend, und die Erwartung, die er in ihnen ausspricht, hat sich erfüllt.

„Es ist nach dem Ausspruch Eines der Edelsten unseres Zeitalters [Schiller's] ein gewöhnliches Vorurtheil, den Werth des Menschen nach

[1]) Doch hat Wilhelm von Humboldt den Druck des ersten, wichtigsten Bandes noch selbst geleitet.

dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Wo aber der Stoff gleichsam die Form beherrscht und hervorruft, wo Anmuth der Sprache sich aus dem Gedanken, wie aus des Geistes zartester Blüthe, entfaltet, da wird die Trennung, welche jenes Vorurtheil bezeichnet, leicht gehoben. Wenn nicht alle meine Hoffnungen mich täuschen, so muß das vorliegende Werk, indem es den Ideenkreis so mächtig erweitert und in dem Organismus der Sprache gleichsam das geistige Geschick der Völker deuten lehrt, den Leser mit einem aufrichtenden, die Menschheit ehrenden Glauben durchdringen. Es muß die Überzeugung darbieten, daß eine gewisse Größe in der Behandlung eines Gegenstandes nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinne und den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt."

Wilhelm von Humboldt, Grimm, Bopp haben nicht eine neue wissenschaftliche Disciplin, die sich anderen anreiht, erweckt, sondern sie haben die grundlegende Disciplin aller Geisteswissenschaften, deren Sicherheit sich der Sicherheit der Naturwissenschaften nähert, geschaffen. Über die Stellung des Sanskrit und seiner Litteratur im Kreise der indogermanischen Sprachen und Litteraturen denkt die Wissenschaft heute nicht mehr wie Bopp; der Begriff der „Verwandtschaft" dieser Sprachen (und damit auch der der „Ursprache") wird genetisch und raumzeitlich anders bestimmt als vor fünfzig Jahren; die „Lautgesetze" haben eine Bedeutung, die Einsicht in ihre Wirkungen durch die „Lautphysiologie" eine Sicherheit gewonnen, die die Begründer der Wissenschaft nicht vorauszusehen vermochten; die Denkmäler der Sprachgeschichte und der Dialekte haben sich in ungeahnter Weise vermehrt; der Bau der einzelnen Sprachen ist erst im letzten Menschenalter bis auf die feinsten Structurverhältnisse studirt; die Nothwendigkeit, die gesprochene Sprache zu belauschen, ist erkannt worden; die complicirtesten, für regellos gehaltenen sprachlichen Erscheinungen haben sich als Auswirkungen einfacher Gesetze oder als der physiologisch-grammatischen Deutung entzogene Analogiebildungen erwiesen — aber alle diese ungeheuren Fortschritte haben nur die Thatsache bekräftigen können, daß die Fundamente, welche Wilhelm von Humboldt, Grimm und Bopp gelegt haben, unerschütterlich sind.

13.

Die Geschichte ist die am wenigsten exacte, aber alle tiefere Bildung beherrschende Wissenschaft. Ihre Entwicklung als Universalgeschichte folgt der der anderen Wissenschaften nach, zugleich

aber ist ihre Blüthe in höherem Maaße als die jeder anderen Disciplin sowohl von der äußeren und inneren Situation der Nation als von den Charaktereigenschaften des Geschichtschreibers abhängig. Die Akademie hat in Niebuhr und Böckh, die alte Geschichte anlangend, zwei Historiker besessen, die Epochemachendes geleistet und auch für die Geschichtschreibung überhaupt ein maaßgebendes Vorbild aufgestellt haben[1]). Aber die alte Geschichte ist so sehr mit der Philologie verflochten, und die Beschaffenheit ihrer Quellen verlangt ein so mikrologisches Studium und entbehrt so sehr der höchsten Controle, daß nur der Genius an ihr alle Eigenschaften des Historikers zu entwickeln und sie selbst als wirkliche „Geschichte" darzustellen vermag[2]). Erst in der Geschichtschreibung von Epochen, deren Ausgang die Gegenwart und deren Mittelpunkt das eigene Volk ist, werden alle Kräfte des Historikers lebendig.

Die Akademie hat, bevor Leopold von Ranke in ihre Mitte trat, zwei Universalhistoriker besessen, Wilken[3]) und Friedrich von Raumer[4]), von denen der Letztere an Länge des Lebens selbst Ranke und Alexander von Humboldt übertroffen, aber die Akademie bereits im Jahre 1847 verlassen hat[5]). Beide Gelehrte haben ihr

---

[1]) Lord Acton („Die neuere Deutsche Geschichtswissenschaft." Eine Skizze. Autorisirte Übersetzung von J. Imelmann, 1887, S. 1) bemerkt: „Vor dem Beginn dieses Jahrhunderts hatten die Deutschen kaum auch nur in der Anhäufung gelehrten Wissens den allgemeinen Stand erreicht. Ihre Provinzialgeschichten ließen keinen Vergleich zu mit denen von Burgund, der Bretagne und Languedoc; sie hatten nichts, was sich den Annalen von Bologna oder Mailand, dem „Leben des hl. Dominicus" von Mamachi oder auch nur Secousse's „Karl von Navarra" an die Seite stellen ließ. Die Geschichte war anderen Dingen untergeordnet, der Theologie, der Philosophie, der Rechtswissenschaft. . . . Den Anfang machte Niebuhr".

[2]) Das haben weder Niebuhr noch Böckh vermocht, sondern erst Mommsen. Von Niebuhr schreibt Lord Acton (a. a. O. S. 6 f.): „Niebuhr's Methode und Operationen — der sichtbare Ausdruck der neuen Lehre von den unverrückbaren Grundlinien, den unwandelbaren Gesetzen, von der Gebundenheit menschlichen Handelns — haben ihren rechten Spielraum im Dunkel der Vorzeit. Im Lichte des Tages konnten sie nicht gedeihen, und Niebuhr hat nie den Beweis geliefert, daß er sie auch auf Ereignisse und Persönlichkeiten, welche von Zeitgenossen dargestellt waren, anzuwenden verstand".

[3]) Geboren 23. Mai 1777 zu Ratzeburg, gest. 24. December 1840.

[4]) Geboren 14. Mai 1781 zu Wörlitz, gest. 14. Juni 1873.

[5]) Siehe darüber das folgende Capitel. — Von dem trefflichen Ch. F. Rühs (s. oben S. 497 f.), der seit 1810 als Professor der Geschichte an der Universität wirkte (geb. 1. März 1781 zu Greifswald, gest. 1. Februar 1820 zu Florenz), das germanische Alterthum pflegte und solche Pflege „als nationale Waffe gegen Napoleon

Hauptstudium dem Mittelalter gewidmet. Wilken's Lebenswerk ist die „Geschichte der Kreuzzüge", die in sieben Bänden 1810—1832 erschienen ist. Treffliche Kenntnisse des Arabischen und Persischen kamen dem Verfasser für diese Arbeit zu Statten, und der Fleiß, mit welchem ein umfangreiches, zum Theil zum ersten Mal verwerthetes Material herbeigezogen und verarbeitet ist, ist bewunderungswürdig. Aber seine Quellenkritik war unzureichend, und so ist das Werk, das einst hoch angesehen war, heute fast verschollen, obgleich es noch durch keine gleich umfassende Monographie ersetzt ist. Zwei große deutsche Bibliotheken aber, die Heidelberger und die Berliner, deren Director Wilken gewesen ist, sind ihm zu bleibendem Danke verpflichtet, und auch an den „Monumenta Germaniae" (s. oben S. 497) hat er lebhaften und fruchtbaren Antheil genommen. Schwere geistige und körperliche Leiden haben ihn bereits seit dem Jahre 1823 heimgesucht, und von 1831 ab hat er nur mit gebrochener Kraft arbeiten können.

Eine durch und durch gesunde Natur war Raumer, und er brachte ausgezeichnete Gaben und praktische Lebenserfahrung, im Staatsdienst gewonnen, für die Aufgaben des Historikers mit, dazu

---

betrachtete", kann in einer Geschichte der Akademie kaum die Rede sein, da er ihr nur ein Jahr angehört hat. Homeyer, sein dankbarer Zögling, hat ihm in seiner Antrittsrede (Monatsberichte 1850 S. 303) ein Denkmal gesetzt: „Einer der zuerst berufenen Lehrer der neuen hohen Schule nahm mich als Fünfzehnjährigen aus Skandinavien nach Berlin. Es war dies die Zeit, da zum Trost und zur Erhebung aus den Leiden des gedemüthigten und äußerlich gespaltenen Deutschlands ein tiefer patriotischer Drang mit der ganzen Kraft des Gemüths und Geistes sich in jene Epochen und Elemente versenkte, in denen und durch welche die Stämme Germaniens zu einer Nation erwachsen waren und ihre innere Einheit unverwüstlich schufen, die Zeit, wo Geschichte und Wissenschaft deutscher Sprache und Poesie sich zu einem edeln und mächtigen Bau erhob, unter Meistern, die noch jetzt die Reihen dieser Körperschaft schmücken. Wie jener Mann, der vor vierzig Jahren mir Preußen zum Vaterlande gab, weiland Ihr Mitglied und Historiograph des Reiches, wie Rühs an jener Bewegung, sei es auch nicht mit erfolgreicher Arbeit, doch mit dem ganzen Eifer, ja der Leidenschaft seines Wesens Theil nahm, das ist den älteren Genossen der Akademie sicherlich unvergessen. Seiner liebevollen Anregung danke ich es, daß die frühe Neigung zu einem Hin- und Herstreifen in dem Gebiete der germanischen Sprachen nicht wieder verloren ging". Vergl. auch Brunner, Preuß. Jahrb. Bd. 36 (1875) S. 21 ff., der Rühs' Arbeiten charakterisirend hervorhebt, wie er stets die skandinavischen Alterthümer in seinen Untersuchungen berücksichtigt und Justus Möser's phantasievolle Schilderungen der germanischen Urzeit, an denen sich die Zeitgenossen berauschten, entschieden bekämpft habe, obgleich er selbst ein Feuerkopf und nichts weniger als ein Pedant gewesen sei.

einen hohen politischen Freimuth. Aber der Vielseitigkeit jener Gaben und der Leichtigkeit seiner Production entsprach die Tiefe seiner geschichtlichen Auffassungen nicht. Dazu lag seiner schnell urtheilenden Natur strenge Quellenkritik fern, und er hat nie Anstrengungen gemacht, sich mit ihr zu befreunden. Dennoch ist seine „Geschichte der Hohenstaufen", die in den Jahren 1823—1827 in sechs Bänden erschien, ein in ihrer Zeit sehr bedeutendes Werk zu nennen; es ist trotz aller offenkundigen Schwächen, die es in der Behandlung der Quellen, der Charakteristik, der Stoffauswahl und -vertheilung aufweist, als Gesammtdarstellung noch nicht in jeder Hinsicht überholt. Wir haben bereits (oben S. 558) darauf hingewiesen, daß es die politische Bildung Deutschlands beeinflußt hat und selbst von Goethe freudig begrüßt worden ist. „Der laute Beifall", schreibt Wegele, „mit welchem es aufgenommen wurde, war nicht unverdient; daß es mit der von der romantischen Schule gepflegten Stimmung zusammenhing, kann ihm keinen Abbruch thun. Die wesentliche Bedeutung des Werkes lag doch über jene Denkungsweise hinaus und bestand darin, daß hier zum ersten Male eine der größten Epochen unserer nationalen Geschichte in umfassender Verbindung mit der universellen Entwicklung, in anmuthender Form, harmonischer Composition (?), epischer Ruhe, maaßvollem Urtheile zur Darstellung gelangte. Es gehört zu den wirksamsten Erfolgen des Werkes, daß durch dasselbe die Aufmerksamkeit unseres Volkes auf die glänzendste Epoche unserer Kaisergeschichte und des Mittelalters überhaupt mit nachhaltiger Kraft hingelenkt wurde." Treitschke (Deutsche Geschichte 3² S. 695f.) nennt das Werk „den ersten glücklichen Versuch umfassender politischer Geschichtserzählung, der seit dem Wiederaufleben der historisch-philologischen Forschung gewagt wurde" und spricht ihm das große Verdienst eines ersten Wurfs zu, die hohen Gestalten unserer alten Kaiser den gebildeten Deutschen wieder menschlich näher gebracht zu haben.[1]) Lord Acton bemerkt[2]): „Von den drei Stadien,

[1]) Aber er fügt hinzu: „Raumer's Gesinnung war ganz modern, obwohl er mit Tieck, Eichendorff und anderen romantischen Dichtern freundschaftlich verkehrte. Er urtheilte mit dem weltmännischen Wohlwollen eines verständigen Beamten der Hardenbergischen Schule; weder die Mystik des Christenthums, noch die aus Unbeständigkeit und Treue so seltsam gemischte Empfindungsweise der mittelalterlichen Menschen war ihm recht vertraut. Der frischen, klaren, lebendigen Darstellung fehlten Macht und Tiefe, und den Streitfragen der historischen Kritik ging Raumer meist behutsam vermittelnd aus dem Wege".

[2]) A. a. O. S. 10.

welche in dem Verhältniß der Deutschen zum Mittelalter unterschieden worden sind, einem bekämpfenden, einem bewundernden und einem begreifenden, repräsentirte Raumer das zweite." Mit diesem Werke hatte aber Raumer seinen Höhepunkt erreicht; was er in den folgenden 42 Jahren in weitschichtigen Werken über die Geschichte Europas geschrieben hat – seine letzte Publication ist im Jahre 1869 erschienen und von ihm selbst als „Litterarischer Nachlaß" bezeichnet worden —, hat die Bedeutung in der Wissenschaft nicht erlangt, welche den „Hohenstaufen" geworden ist. Aber seine politische Bedeutung blieb über das Jahr 1848 hinaus im Steigen und erhöhte sich durch seinen Austritt aus der Akademie (s. unten). Diese Seite seiner Wirksamkeit gehört nicht in unsere Darstellung; doch mag das Wort Ranke's über ihn hier eine Stelle finden: „Raumer bewegte sich gern in Opposition gegen die jeweiligen Richtungen des Preußischen Staatslebens, die seinen Ideen widersprachen. Was er in jedem Momente dachte, sagte er gerade heraus ohne Überhebung, aber auch ohne Zurückhaltung, und ließ es drucken [1])."

Weder Wilken noch Raumer haben nachhaltig auf den Gang der Geschichtswissenschaft einzuwirken vermocht; wohl aber gebührt dieser Ruhm im vollen Umfang zwei Historikern der Akademie, die nicht die allgemeine Geschichte gepflegt, aber als Rechtshistoriker [2]) eine neue Epoche ihrer Specialwissenschaft begründet und damit auch die Geschichtschreibung überhaupt nachdrücklich bestimmt haben — Savigny und Eichhorn. Neben ihnen darf auch der Kirchenhistoriker Neander eine Stelle beanspruchen, denn obwohl er ihnen an Bedeutung und Einfluß nicht gleichkommt, so hat er doch ebenfalls seine Specialwissenschaft auf eine höhere Stufe gehoben.

Friedrich Carl von Savigny (geb. 21. Februar 1779 zu Frankfurt a. M., gest. 25. October 1861, seit 1811 Mitglied der Akademie) ist schon von Goethe neben Niebuhr gestellt worden, [3]) hat diesen

---

[1]) Bemerkenswerth ist, daß bereits im Jahre 1811 Humboldt in Bezug auf Raumer Folgendes geschrieben hat (Brief an Nicolovius vom 26. Februar): „Was mich erschreckt, ist, daß ich um Hardenberg in den ersten Posten keinen Menschen von wahrem Kopfe sehe, daß die, die ich für die Klügsten und Besten gehalten habe, gar keine Rolle, und fortwährend keine, spielen; daß dagegen Jüngeren, die wie Raumer mir nur mit vieler Vorsicht gebraucht werden zu müssen scheinen (und doch nenne ich mit Fleiß noch einen der Besten), viel eingeräumt wird".

[2]) Als Historiker, nicht als Juristen waren sie Mitglieder der Akademie.

[3]) „Stellung der Deutschen zum Auslande, besonders zu den Franzosen", Werke (Hempel'sche Ausgabe) Bd. 29 S. 269.

ihm nahe verbundenen Freund aber an fortwirkendem Einfluß vielleicht noch übertroffen. Im Kreise der Romantiker aufgewachsen, ist er zum Klassiker der Rechtswissenschaft geworden. Sein großer Schüler Jakob Grimm hat ihm seine „Deutsche Grammatik“ gewidmet und bekannt, daß er als sein Zuhörer erst ahnen und begreifen gelernt habe, was es heiße, etwas studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere. Das ist vielleicht das vornehmste, jedenfalls das umfassendste Verdienst, welches sich Savigny erworben hat: er hat gelehrt, wie man die Quellen zu behandeln habe, um sie geschichtlicher Erkenntniß dienstbar zu machen; er hat die neue Philologie in die Geschichte übergeleitet und aus der Sicherheit in der Auslegung der Quellen auch Präcision, Klarheit und Eleganz der Darstellung gewonnen. Weiter aber: die Romantiker hatten ein lebendiges Gefühl für die Geschichte erweckt, aber sie verfuhren dabei dilettantenhaft und eklektisch; das Geheimniß- und Reizvolle suchten sie auf und wollten es als solches genießen; Savigny kam dieser Stimmung entgegen[1]), aber er reinigte sie und erhob sie mit männlichem Ernst auf eine höhere Stufe; er lehrte die Nation, die Gegenwart stets in der Verbindung mit der Vergangenheit aufzufassen. „Er war, nicht der Gründer, wohl aber das Haupt und der Meister der sogenannten historischen Schule in der Jurisprudenz, die auf das nationale Bewußtsein der Deutschen mächtig eingewirkt hat.“ Endlich, Savigny hat diese hohen Erfolge gewonnen, weil er nicht nur Programme aufgestellt, sondern an dem vornehmsten Thema der Rechtswissenschaft, dem römischen Recht, das selbst erarbeitet hat, was er lehrte. „Er hat diesem Recht seine bleibende Bedeutung angewiesen, nämlich die, in seiner formellen Vollendung und logischen Durchführung Muster und Vorbild moderner Rechtswissenschaft zu sein. Er war es, der jene falsche, lange Zeit von so vielen Juristen getheilte Vorstellung gründlich überwand, als ob das Recht, wie Thibaut es nannte, eine juristische Mathematik sei, über welche die Jahrhunderte und die nationalen Eigenthümlichkeiten keine Gewalt hätten“; er wollte demgegenüber zeigen,

[1]) Das „unbewußte Schaffen der Volksseele in Sprache, Sitte und Recht“ galt auch ihm als die Brunnenstube und das Letzte. Er suchte diesen Begriff nicht historisch-kritisch aufzulösen, sondern er wollte die geschichtlichen Erscheinungen auf ihn zurückführen. Das war ein ungeheuerer Fortschritt gegenüber den naturrechtlichen und naturphilosophischen, abstracten Speculationen, aber die Wissenschaft kann bei ihm nicht stehen bleiben.

wie sich Recht, Volksthum und Staat, Sitte und Gesetzgebung gegenseitig bedingen, und wie deshalb das Recht stets positiv ist, d. h. nicht aus abstracten Erwägungen entsteht, sondern aus dem Volke heraus wächst und in seinen Veränderungen abhängig ist von der ganzen Summe der Erlebnisse in der Entwicklung des Volkes. „Er endlich war es, der dem Wahne ein Ende machte, als ob die rechtsgeschichtlichen Forschungen nur Bemühungen einer müßigen Erudition seien, bei denen am Ende nichts praktisch Brauchbares herauskomme. Durch ihn erst haben die deutschen Juristen und Historiker gelernt, wie sich das heutige römische Recht zu dem alten, ursprünglichen verhalte, wie der germanische Geist, die Praxis der Gerichtshöfe oder auch ein modernes philosophisches Naturrecht, die altrömischen Rechtsideen umgestaltet, beschränkt, erweitert habe[1]."

Sein erstes größeres Werk, „Das Recht des Besitzes", erschien im Jahre 1803 (6. Aufl. 1834); in ihm hat er bereits gezeigt, wie das römische Recht zu behandeln sei. Er schrieb es als außerordentlicher Professor in Marburg. „Die Gleichmäßigkeit der Vollendung, welche allen seinen Schriften eignet, ist schon in dieser vollkommen ausgeprägt; sie führt die behandelte Lehre als ein klassisches Gebilde von harmonischen Proportionen, einfachen Formen und sinnreicher Construction vor Augen. Das Entscheidende, die That in diesem zu ganz unerhörter Berühmtheit und Verbreitung gelangten Werke liegt darin, daß sich in ihm unter strengem Anschlusse an die einzelnen genau untersuchten und nach dem Alter ihrer ursprünglichen Verfasser gewürdigten Quellenstellen eine Lehre,

---

[1]) Savigny's Einfluß auf die Rechtsbildung und weiter auf den geistigen Zustand der Nation war nicht in jedem Sinne heilsam. Seine Lehre war „dem Fortschritt förderlich, doch nicht der Freiheit"; sie war geeignet, den vom eigenen Verstande geleiteten Rechtswillen (das ist der Kern des „Naturrechts") und die Thatkraft zu lähmen und den conservativen Sinn in einer quietistischen Richtung zu entwickeln. Aber sie besaß doch, wie Lord Acton, a. a. O. S. 5 f., mit Recht bemerkt, wie alles Geniale die Eigenschaft, daß sie in entgegengesetzten Richtungen weitergebildet werden konnte (vergl. Hegel). „Ist das Volk die Quelle des Rechts, so ist es ein vernünftiger Schluß, daß die Zustimmung des Volkes ein nothwendiges Element der Gesetzgebung ist, und der Staat sich die Grenzen seiner Wirksamkeit vom Volke bestimmen zu lassen hat. Niebuhr zog, in unbewachten Augenblicken, die eine dieser Folgerungen, Dahlmann die andere, und so geschah es, daß die historische Schule, nachdem sie das Recht der Natur — die bewegende Kraft von 1789 — beseitigt hatte, das Recht der Nationalität einführte, das die bewegende Kraft von 1848 wurde."

systematisch geschlossen, gleichsam aus sich selbst hervor entwickelt" (Landsberg). Nach Wanderjahren — er arbeitete auch in Paris und war zwei Jahre Professor in Landshut — siedelte Savigny im Herbst 1810 nach Berlin über als Professor der Jurisprudenz; an der Errichtung der Universität hat er wirksamen Antheil genommen[1]) und bekleidete vom April 1812 bis zum October 1813 das Rectorat. Im Jahre 1814 gab er die epochemachende Abhandlung heraus: „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft". Im folgenden Jahre gründete er mit Eichhorn und Goeschen die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft"; gleichzeitig erschien der erste Band seines Hauptwerks „Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter", welches im Jahre 1831 mit dem sechsten Bande seinen Abschluß erhielt. In diesem Werk hat Savigny die Rechtsgeschichte Europas, soweit sie aus dem römischen Rechte geflossen ist, wiederentdeckt. Aber er begnügte sich nicht mit dieser bahnbrechenden Leistung; sie als Vorarbeit beurtheilend, veröffentlichte er in den Jahren 1840 und 1841 die fünf ersten Bände eines zweiten Hauptwerks, des „Systems des heutigen römischen Rechts". Die Arbeit an demselben wurde im Anfang des Jahres 1842 unterbrochen; das Vertrauen des Königs berief ihn in eine eigens für ihn geschaffene Stellung: er sollte an der Spitze eines von der Justizverwaltung abgetrennten „Ministerium für Gesetzgebung" die Normen für eine Gesetzesrevision in Preußen ausarbeiten. Bis zum 18. März 1848 hat Savigny als Minister eine „Gesetzescommission" geleitet und unter den schwierigsten Verhältnissen, Rivalitäten und der Feindschaft der alten Bureaukratie zahlreiche Entwürfe ausgearbeitet, über deren Werth das Urtheil aber heute noch getheilt ist. Gewiß ist, daß die Stellung Savigny's in diesem willkürlich geschaffenen Amt eine unglückliche war und daß er das nicht zu leisten bez. in's Leben zu rufen vermocht hat, was ihm vorschwebte, als er das Amt übernahm; doch hat der erste Kenner, Stölzel, die Vorarbeiten Savigny's für die Gesetzesrevision „Musterleistungen an Gründlichkeit, Ideenreichthum und echt wissenschaftlichem Geist" genannt. In jenen Jahren hat er nur den 6. Band des „Systems" ausarbeiten können; aber bereits in den Jahren 1848 und 1849 erschienen der 7. und 8. Band; doch ist das Werk nicht

[1]) „Sie müssen noch eher da sein, als die Universität", hatte ihm Wilhelm von Humboldt geschrieben.

vollendet worden. Die Sammlung der „Vermischten Schriften“ und die zweite Auflage der „Geschichte“ beschäftigten ihn zuletzt, sowie eine Ausarbeitung des „Allgemeinen Obligationenrechts“. Im Jahre 1853 stellte er seine litterarische Thätigkeit ein, lebte aber noch fast acht Jahre in seltener geistiger und körperlicher Rüstigkeit. Erst in dem letzten Jahre vor seinem Tode fing er an hinfällig zu werden. Von jener Episode abgesehen, in der er zeitweilig aus seinen Bahnen geworfen worden ist, ist Savigny's Leben wunderbar einheitlich, zielstrebig und von stets wachsendem Erfolg begleitet, verflossen. Er selbst ist kein Staatsmann und Politiker gewesen, wohl aber der Lehrer der Staatsmänner. Eine ernste Würde und Feierlichkeit umfloß sein ganzes Wesen, verklärte sich aber im Alter zu ehrfurchtgebietender Milde. In den Tiefen seiner Seele herrschte die lauterste Frömmigkeit; sie brach nicht in mächtigen Strömen hervor, noch weniger bespiegelte er sich in ihr, wie so viele seiner romantischen Freunde, aber sie begleitete und bestimmte all sein Thun. Darum konnte Rudorff, sein Schüler, seine Gedächtnißrede auf ihn in der Akademie mit folgenden ergreifenden Worten schließen:

> Versuchen wir zum Schluß den Grundzug seines Wesens noch einmal in einem Gesammtausdruck zusammenzufassen, so erscheint vielleicht als der zutreffendste: jene Überwindung des Egoismus, welche, merkwürdig genug, in der Umschrift seines Geschlechtswappens „Non mihi sed aliis“ vorbedeutet ist. Ich verstehe darunter den Sieg über jede Vereinzelung in Staat, Religion und Wissenschaft, die den Bürger vom Staat, den Volksstamm von der nationalen Gesammtheit, die Confession, den Lebensberuf, das Zeitalter von dem höheren, politischen, sittlichen, geschichtlichen und wissenschaftlichen Ganzen absondert, welchem es ein- und untergeordnet ist. Nach der praktischen Seite dieser sittlich geordneten Welt- und Lebensanschauung durfte Savigny von sich sagen: „Ich will gerne in meiner Wissenschaft die tiefere Einsicht und die vielseitigere Auffassung Anderer anerkennen, durch welche ich selbst ja nur gehoben und bereichert werden kann. Aber in ernster, aufrichtiger Liebe zu meinem Vaterlande, in der Bereitschaft, ihm jedes Opfer der Selbstverleugnung zu bringen, will ich Keinem nachstehen, wer er auch sei.“ In intellectueller Richtung aber beruht auf eben jenem Ordnungssinn die universale Bedeutung Savigny's für die Rechtswissenschaft. Daß das klassische römische Recht aus dem Knechtsdienst untergeordneter Verwerthung erlöst und durch tieferes Verständniß erschlossen, für die Erziehung unserer juristischen Technik geworden ist und immer mehr werden wird, was Plato und Aristoteles uns für die Speculation auf dem Rechtsgebiete bedeuten; daß ein praktisch lebendigerer Sinn unsere Wissenschaft und ein wissenschaftlicherer Geist unsere Rechtsanwendung, selbst unser Particularrecht ergriffen hat,

das danken wir Savigny. Und wenn die kalte Vereinzelung der deutschen Stämme zu einem gemeinsamen nationalen Unternehmen, wie die zeitweilige Codification des bürgerlichen Rechts, den Muth, die Neigung, die Energie und, was die Hauptsache ist, dieselbe Fähigkeit erreichen sollte, wie er sie besaß, so ist er es gewesen, der durch Warnung gegen Übertreibung und durch Erziehung der Rechtswissenschaft die relative Tüchtigkeit eines solchen Unternehmens gesichert hat. Seines Gleichen werden wir nicht wieder sehen! Möge sein hoher Sinn, sein unermüdlicher Forschergeist, durch vereinigte Kräfte Vieler fortführend, was Eine Kraft begonnen hat, in seiner Wissenschaft fortleben, wie er begehrt, und im Gedächtniß seines Volkes, wie er verdient hat.

An der Entwicklung der Akademie hat sich Savigny in einer wichtigen Epoche (s. oben S. 502 ff.) zusammen mit Schleiermacher, Niebuhr und Böckh als Führer betheiligt; später hat er sich oftmals zurückgezogen und den Freunden die Leitung der Angelegenheiten überlassen. Aber unter Friedrich Wilhelm IV. ist er noch einmal bedeutend hervorgetreten: seinem Eingreifen verdankt es die Akademie, daß das Corpus Inscriptionum Latinarum in dem Umfange und nach der Methode verwirklicht worden ist, wie sie Mommsen vorgeschlagen hat (s. unten). Wie mit dem Corpus Inscriptionum Graecarum Niebuhr's Name untrennbar verknüpft ist, so der Savigny's mit dem verschwisterten großen Werk; diese Sammlungen werden im Andenken der Akademie nicht nur Böckh und Mommsen, sondern auch die beiden hochgemutheten und nahe verbundenen Freunde verewigen.

Nicht so ausschließlich wie Savigny darf die Akademie K. F. Eichhorn (geb. 20. November 1781 zu Jena als Sohn des berühmten Orientalisten, gest. 4. Juli 1854 zu Köln) für sich in Anspruch nehmen. In der Zeit seiner epochemachenden Wirksamkeit ist er nicht ihr Mitglied gewesen. Als er im Februar 1832 zusammen mit Ranke und Dirichlet aufgenommen wurde, hatte er seine Lebensarbeit bereits geleistet. Doch hat er in den 15 Jahren, in denen er als einheimisches Mitglied der Akademie angehört hat — im Jahre 1847 verließ er seiner Gesundheit wegen Berlin definitiv und zog sich in das Privatleben zurück —, nicht nur ziemlich regelmäßig gelesen, sondern auch seine großen Werke neu bearbeitet.

Eichhorn ist der Vater der deutschen Rechtsgeschichte. Vor ihm hat es wohl „Deutsche Rechtsalterthümer" gegeben, aber die deutsche Rechtsgeschichte existirte nicht, oder nur als Anhang zur römischen Rechtsgeschichte. So steht er in der Geschichte der

Rechtswissenschaft neben Savigny. Als der Erste hat er das ganze Gebiet des deutschen Rechts „nach allen seinen Theilen von den ältest erreichbaren Zeiten bis auf die Gegenwart herab zum Gegenstand geschichtlicher Betrachtung gemacht. Es war ein kühnes Unternehmen, das Bild des Ganzen nicht bloß zu skizziren, sondern auch auszuführen, ohne sich auf Untersuchungen des Einzelnen stützen zu können. Was ihm gelang, war ein Werk aus einem Gusse, wohlgeordnet und in sich zusammenhängend. Es verbindet Staatsgeschichte mit der Rechtsgeschichte, dort die politischen Wandlungen des deutschen Staatskörpers und seine Theile verfolgend, hier das Staatsrecht des Reichs wie der Territorien, das Kirchenrecht, das bürgerliche Recht, den Proceß und das peinliche Recht darstellend". Daß ein solches Bild, zum ersten Mal gezeichnet, nur ein Aufriß sein konnte, liegt auf der Hand. Um so bewunderungswürdiger ist es, daß trotz vieler Lücken und mancher Irrthümer die Linienführung im Ganzen sicher ist und auch bereits ein großes Material an den richtigen Platz gestellt ist. Nicht minder bedeutend aber als die wissenschaftliche That war die nationale. In der Zeit der Fremdherrschaft ist die Deutsche Rechtsgeschichte entstanden. „Als eines der nationalen Besitzthümer", sagt Frensdorff, „grub Eichhorn das verschüttete Recht wieder auf, wie Andere in jener Zeit die Sprache, die Litteratur, die Geschichte. Das verachtete und verkannte, bestenfalls als ergötzliche Antiquität behandelte Recht brachte er wieder zu Ehren und wirkte an seinem Theile zur Wiedererhebung der Nation mit, noch ehe er das Schwert zu ihrer Befreiung in die Hand nahm."

Von August Neander (geb. 17. Januar 1789 in Göttingen, gest. 14. Juli 1850) hat sein großer Rivale F. Chr. Baur bezeugt, daß mit ihm eine neue Epoche der kirchlichen Geschichtschreibung begonnen habe, und Karl Hase hat seine „Kirchengeschichte" mit Recht ein unsterbliches Werk genannt. Aus drückendsten Verhältnissen — er war der Sohn eines kleinen jüdischen Krämers — hat er sich durch eigenen Fleiß und die Kraft seines zuerst am Platonismus, dann am Christenthum gestählten Idealismus emporgearbeitet. Die Romantik und die Freundschaft gleichgestimmter Genossen haben ihm den Platonismus und die Welt des Innenlebens erschlossen. Durch jenen kam er zu Christus, „ein neuer Mensch, mit jener frischen Innigkeit wie Einzelne in den ersten Jahrhunderten, denen das Christenthum nicht angeboren war, sondern die es gegen widerstrebende Verhältnisse ergriffen haben

wie einen Raub". In seinen zahlreichen kirchenhistorischen Monographieen und in seiner „Kirchengeschichte" tritt die weltliche, politische und nationale Seite zurück; auch die Verknüpfung der Ereignisse sowie die Darstellung ihrer Entwicklung ist unvollkommen, und in der ältesten Kirchengeschichte hat sich Neander von theologischen Vorurtheilen nicht ganz zu befreien vermocht. Aber diese Mängel verschwinden, sobald man überschlägt, in welchem Zustande er die Kirchengeschichtschreibung vorgefunden hat: Neander hat lebendiges Interesse und Lust an der Kirchengeschichte erweckt, weil er sie mit dem Auge des dankbaren Freundes betrachtete; er hat das Quellenstudium der Kirchengeschichte belebt, man darf fast sagen begründet, weil er ein herrliches Ziel dieses Studiums kannte — den geistigen Verkehr mit hohen Ahnen; er hat die Kirchengeschichte der Religionsgeschichte zurückgegeben, weil er den Pulsschlag christlichen Empfindens und Lebens auch unter fremden und spröden Hüllen zu fühlen verstand. Als ein Jünger Christi und der Romantiker entdeckte er in allen Zeiten der Kirche werthvolle Erscheinungen, deren Bekanntschaft sich lohnte, und sah den christlichen Geist auch dort wirksam, wo ihn Niemand mehr gesucht hatte. In jedes Jahrhundert trat er ein, aber in keines schloß er sich ein, und durch kein einziges wollte er sich reichere Anschauungen verengen lassen. Die zarteste Empfindung verband er dabei mit einem eisernen, keineswegs romantischen Fleiß. Er hat Manches gründlich erforscht und erzählt, was vor ihm Niemand erwähnt oder gewürdigt hat. Schon deswegen gebührt ihm ein hoher Platz in der Wissenschaft; aber sein Hauptverdienst besteht in der neuen Würdigung geschichtlicher Erscheinungen, an der er mitgearbeitet hat. An die Stelle theilnahmloser und daher oft flüchtiger Betrachtung und anmaaßender Kritik setzte er die Bemühung um ein inneres Verständniß. Von Hegel freilich wollte er nichts lernen, und mit der Indifferenz des historisch-kritischen Rationalismus drängte er auch hohe Tugenden desselben zurück; aber die strengste Wahrhaftigkeit zeichnet seine „Kirchengeschichte" aus, die ihres Reichthums und der Selbständigkeit der in ihr niedergelegten Forschungen wegen auch heute noch von keinem Kirchenhistoriker entbehrt werden kann, obgleich jede Seite umgeschrieben werden muß. Im Jahre 1839 in die Akademie aufgenommen, hat er in ihrer Mitte Vorträge aus allen Theilen der Kirchengeschichte gehalten. Mit Vorliebe aber behandelte er Themata aus der Geschichte der griechischen Philosophie in ihrem Ver-

hältniß zur Kirchengeschichte; denn das Zeitalter der Kirchenväter war die eigentliche Heimath dieses protestantischen Benedictiners.

Trendelenburg hat im Jahre 1861 in seiner Rede „Über die Akademie unter Friedrich Wilhelm IV." die Arbeit der einzelnen Akademiker, auch die der noch lebenden, charakterisirt und mit dem Ausdruck bewundernder Anerkennung nicht zurückgehalten, wo ihm eine solche durch die Sache und das allgemeine Urtheil geboten schien. Über Leopold von Ranke hat er sich aber noch sehr knapp und kühl ausgesprochen: „Hrn. Ranke's Thätigkeit gehört seit 1832 der Akademie. Aus allen Stadien seiner vielseitigen Geschichtschreibung sind der Akademie seine historischen Forschungen und künstlerischen Darstellungen zu Gute gekommen. Aus allen vernahm sie kritische Untersuchungen, eigenthümliche Auffassungen, lebendige Erzählungen". Das ist Alles. Daß diese Worte dem vornehmsten Historiker Europas in unserem Jahrhundert und dem größten Geschichtschreiber deutscher Nation überhaupt gelten, ahnt man nicht. Man kann auch nicht sagen, daß diese Bedeutung Ranke's im Jahre 1861 noch nicht hervorgetreten wäre, aber so allgemein anerkannt, wie heute, war sie allerdings noch nicht. Erst nachdem die Nation selbst groß geworden war, erkannte sie ihren großen Geschichtschreiber. Wer wollte sich über Verzögerung des Ruhms beklagen, wenn er ihm unter solcher Bedingung zu Theil wird!

Leopold von Ranke (geb. 25. December 1795 zu Wiehe, gest. 23. Mai 1886) hatte, als er 1825 vom Gymnasium in Frankfurt a. O. an die Universität Berlin berufen wurde, seine „Geschichten der romanischen und germanischen Völker" (1494—1514) mit dem Beiheft „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" veröffentlicht. Dieses in jedem Sinn für seine Lebensarbeit programmatische Werk mit der Fülle seiner bunten, lebendig gezeichneten Einzelbilder, mit dem neugeschaffenen welthistorischen Begriff der Einheit der westeuropäischen Nationen, mit der centralen Stellung, die es dem Zeitalter der Renaissance und Reformation für die moderne Geschichte giebt, mit seiner eindringenden und scharfen Quellenkritik, endlich mit dem berühmten Bekenntniß in der Vorrede: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht; er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen" — dieses Werk ist bei seinem Erscheinen zwar noch nicht in seiner vollen Bedeutung erkannt,

aber doch sofort von Schleiermacher, Niebuhr, Johannes Schulze und Anderen als ein Meisterwerk begrüßt worden. Die Quellenkritik zeigt Niebuhr's Einfluß, und die Form der Darstellung erinnert hier und da noch an Johannes von Müller's pointirte Manier; aber auf das, was dieser Geschichtschreibung wesentlich ist, hat weder dieser noch jener eingewirkt. Alles Moralisiren und alles moralische Pathos ist verbannt; wenn ein hohes Vorbild hier gewirkt hat, so ist es das des Thukydides.

In Berlin trat Ranke in einen Kreis von Männern, wie ihn wohl niemals ein der Vollendung entgegenreifender Historiker um sich gesehen hat: Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher, Savigny und Eichhorn, Böckh und Lachmann, Alexander von Humboldt und Carl Ritter, neben diesen Allen Hegel, waren dort vereint! Der Versuch liegt nahe, aufzuspüren, was Ranke's Geschichtschreibung jedem dieser hohen Geister verdankt, aber er würde völlig mißglücken; denn so in sich geschlossen, so auf sich selbst ruhend, so einheitlich, so krystallklar ist diese Geschichtschreibung in den dreißig Jahren (1826—1856), in denen Ranke auf der Höhe seiner Kraft stand, daß sie jedes Versuchs spottet, sie genetisch zu analysiren. Für Alles empfänglich und jede geistige Kraft nachfühlend und sich an ihr bildend, hat es doch nie einen Historiker gegeben, der sich so wenig durch Andere hat bestimmen lassen, wie er, und der Alles, was er aufnahm, so natürlich dem Gesetze in seinem Innern und dem objectiven Zusammenhang der Dinge unterordnete. Auch wo er die reichste Subjectivität in Vergangenheit oder Gegenwart darstellt und sich von ihr angezogen fühlt, hat man daher den Eindruck, als stehe er über ihr und sei Allen überlegen. Nahe liegt es, einen Einfluß Hegel's auf Ranke anzunehmen; aber auch hier fragt es sich noch, ob nicht das, was sie in ihrer Geschichtsbetrachtung gemeinsam haben, aus Ranke's Eigenart selbst geflossen ist. Am fremdesten steht er jedenfalls der Niebuhr-Böckh'schen Geschichtschreibung gegenüber. Ruhende Verhältnisse interessirten ihn nur so weit, als ihre Kenntniß zum Verständniß dessen, was geschehen ist, unumgänglich ist; denn das Geschehende war sein Element, und nur von Geschehenem wollte er berichten. Sein Interesse, seine Consumtionskraft war in dieser Hinsicht unermeßlich; sie hat ihn durch alle Zeiten und Völker geführt. Aber dieser Consumtion entsprach die Größe seiner originalen und gestaltenden Productionskraft. Arbeiteten die Historiker um ihn her, als wären sie zu Recensenten der Weltgeschichte

bestellt, oder wie die Ameisen, Korn um Korn häufend, oder wie die Spinnen, aus dem eigenen Innern ein Gewebe ziehend — er arbeitete wie die Biene, sammelnd und scheidend, aufnehmend und reproducirend, immer neue, aber ewige Gesetze offenbarend. Die Vorwürfe, daß er die stehenden Verhältnisse zu wenig berücksichtigt, Rechts- und Verfassungsgeschichte zu kurz behandelt und der „Culturgeschichte“ nur beschränkten Raum gelassen hat, haben kaum irgend welche Berechtigung. Man könnte zunächst erwidern, daß für diese Aufgaben Andere da seien und daß ein Michelangelo nicht zugleich ein Stillleben-Maler sein könne; aber diese Abfertigung reicht noch nicht aus. Die Universalgeschichte hat ihren Kern und ihre Form an den Staatsbildungen, ihr Leben an dem politischen Geschehen. Jeder Versuch, die so gestellte Aufgabe zu corrigiren, um sie zu erweitern, führt entweder umgekehrt zu thatsächlicher Verengerung oder zu structur- und ziellosen Schilderungen, die, um „wissenschaftlich“ zu erscheinen, naturphilosophisch ausgeputzt werden müssen. Das wußte Ranke, und darum hat er uns die Geschichte als politische Geschichte neu geschaffen, unbekümmert, ja wohl lächelnd über den Vorwurf, daß er nur Fürsten- und Staatsgeschichte schreibe. Wer ihn aber wirklich studirt, der wird überdies finden, daß Ranke culturgeschichtliche Querschnitte zu geben verstanden hat, wie sie keinem anderen Historiker gelungen sind. Aus der Fülle des Stoffs wußte er stets das Charakteristische herauszufinden. Welchem Historiker ist es nicht schon begegnet, daß er sich um die Darstellung des geistigen Inhalts einer Epoche in hingebendster Arbeit bemüht hat, um dann zu finden, daß bei Ranke auf wenigen Seiten alles Wesentliche bereits gesagt ist! So bleibt nur der Vorwurf übrig, daß die Geschichte der Rechtsentwicklung und der wirthschaftlichen Verhältnisse nicht ausreichend berücksichtigt ist. Was hier für die Universalgeschichte nachzuholen ist, mögen die Epigonen leisten, aber dabei das Maaß der Dinge im Auge behalten und nach jener Weisheit streben, die nicht aus Wirthschaftsrechnungen gewonnen wird, sondern die spät reifende Frucht des Studiums der Geschichte auf ihren Höhen ist.

Ein anderer Einwurf, der gegen Ranke's Geschichtschreibung erhoben wird, hängt mit ihren höchsten Vorzügen auf's Engste zusammen. Man sagt, er habe die „Objectivität“ des Historikers so weit getrieben, daß die sittliche Würdigung der Persönlichkeiten bei ihm zurücktrete, ja leide. Ganz aufrichtig ist dieser Vorwurf nicht formulirt; denn dieselben Kritiker pflegen nicht zu verhehlen,

daß sich sowohl der politisch-conservative Charakter des Historikers in zahlreichen seiner Werke bestimmt geltend mache, als auch die entscheidende Bedeutung, die er den sittlichen Mächten in der Geschichte zuspricht. Die abweichende politische Beurtheilung hat daher an jenem Vorwurf einen erheblichen Antheil; der tiefer Blickende wird ihn nicht für berechtigt halten. Ranke hat die Historiker ihr königliches Amt nicht so zu verstehen gelehrt, als seien sie zu Richtern bestellt — weder die Einzelnen noch der Verlauf der Geschichte sollen gerichtet werden —, wohl aber hat er sie achten gelehrt auf die Nemesis, welche die Geschichte selbst vollzieht, nicht in kleinlicher Vergeltung und persönlicher Rache, sondern in dem ehernen Gange der Völkergeschichte, der durch das Wort bezeichnet ist: „Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird genommen, was er hat". Mag Ranke auch alles moralische Pathos in seinen Worten vermissen lassen — kein Historiker ist weiter davon entfernt gewesen als er, das Buch der Geschichte als Bilderbuch zu behandeln. Fast jedes seiner Werke läßt neben allem Anderen doch auch einen starken moralischen Eindruck zurück, der — das ist sein Geheimniß und seine Kunst — gar nicht aus der Einzelschilderung, sondern aus der Entwicklung des Ganzen folgt. In einem Werke aber, das in mehr als einer Hinsicht neben der „Papstgeschichte" das vollendetste ist, der „Reformationsgeschichte", bricht der sittliche und persönliche Antheil des Geschichtschreibers bewundernd hervor, in der Charakteristik Luther's und seines Werks. Hier ist auch die Schranke überwunden, die man, wenn auch zögernd, als eine wirkliche Schranke seiner Betrachtung und Kunst ansehen darf; hier ist die Macht der großen Persönlichkeit in der Geschichte zum vollen Ausdruck gebracht. Anmaaßend und unrichtig wäre es, dem Historiker vorzuwerfen, daß er dieses Element überhaupt verkannt hätte — wo haben wir in unserer Geschichtschreibung Charakteristiken machtvoll eingreifender Persönlichkeiten wie die seinigen! —, aber schließlich gefiel sich sein reicher und die Dinge in ihrer Einheit schauender Geist doch am liebsten in einer Betrachtung, für welche die Ideen und Kräfte eines Zeitalters Alles sind: was in der Darstellung selbst der Person zu Gute geschrieben ist, scheint an ihrem Ausgange doch unergründlichen Mächten anzugehören, die in der Tiefe der Geschichte arbeiten, oder der Weisheit Gottes, der sie lenkt. Namentlich in den Werken der letzten dreißig Jahre, in denen die reine Freude an dem hervorquellenden Geschehen und seinen wechselnden Gestalten

fast verdrängt erscheint durch das Bestreben, die Züge der Gesammtentwicklung aufzudecken und sie zusammenzufassen, tritt auch der Einzelne zurück hinter den Mächten, die ihn schaffen und bilden, tragen und leiten. Aber das Problem, um welches es sich hier handelt, wird von Jedem nach Anlage und Erfahrung anders beurtheilt. Auch wer sich von dem Rechte der Ranke'schen Auffassung hier nicht überzeugt fühlt und weiter an solchen Knotenpunkten der Geschichte, deren Bedeutung unter uns noch mit der Kraft der Gegenwart wirksam ist, eine klarere und entschiedenere Sprache wünscht, wird dem Tiefsinn Ranke'scher Weisheit ehrerbietig lauschen. Als er, fast 91 Jahre alt, uns entrissen wurde, herrschte in unserem Vaterlande nur eine Stimme darüber, daß Deutschland den größten Geschichtschreiber, den es je besessen, verloren habe. Er hatte alle Nebenbuhlerschaft und nahezu alle Gegnerschaft überlebt.

Wie die „Monatsberichte“ ausweisen, hat Ranke von 1835 bis 1876 fast regelmäßig in der Akademie gelesen; mit einem Vortrag zur Geschichte der italienischen Poesie (Torquato Tasso) hat er begonnen, mit Bemerkungen zum Baseler Frieden hat er geschlossen. So reich und verschiedenartig wie seine Schriftstellerei waren diese Vorlesungen; meistens sind es Vorläufer seiner großen Werke gewesen, an denen er die Akademie theilnehmen ließ, bevor sie erschienen. In die „Abhandlungen“ hat er nur drei Studien eingerückt: in dem Jahre 1835 („Zur Geschichte der italienischen Poesie“), 1849 („Zur Kritik preußischer Memoiren“) und 1868 („Briefwechsel Friedrich's des Großen mit dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien und dessen Gemahlin Anna“).

14.

In Johann Gottfried Hoffmann (geb. 19. Juli 1765 zu Breslau, gest. 12. November 1847) ist der Akademie im Jahre 1832 ein Statistiker und politischer Ökonom ersten Ranges zugeführt worden. Seit Süßmilch's Tode (1766) hatte die Akademie einen solchen nicht besessen. Als Hoffmann aufgenommen wurde, hatte er den größten Theil seiner Lebensarbeit bereits geleistet. Sowohl im Staatsdienste — er genoß Hardenberg's ganz besonderes Vertrauen — als im akademischen Amte hatte er sich hervorragende Verdienste erworben; aber seine eigentliche Bedeutung liegt in der wissenschaftlichen Durchbildung der Statistik und in der Begründung einer neuen Aera der administrativen Statistik in Preußen. Das von Stein in's Leben gerufene statistische Bureau des preußischen

Staats, welches eine Musteranstalt für ganz Europa geworden ist, ist von ihm auf seine Höhe gebracht worden (er war Director desselben von 1810 bis 1844). Sein Schüler und Nachfolger Dieterici rühmt von ihm:

„Hoffmann ist es gewesen, der 1809 die Bedeutung eines selbständig gestellten statistischen Bureaus für Staat und Wissenschaft klar darlegte und dieses so zweckmäßig einrichtete und führte, daß aus England, Frankreich, Schweden, Dänemark, den Nordamerikanischen Freistaaten, der Schweiz, Österreich und vielen deutschen Staaten amtliche Anfragen einliefen, um zu ähnlichen Staatseinrichtungen als Muster die Organisation des statistischen Bureaus in Berlin zu nehmen. Zwiefach ist Hoffmann's großes Verdienst um die Statistik für Wissenschaft und Staat. Zunächst brachte er Besonnenheit in die Sammlung statistischer Nachrichten. Massen von Zahlen zu bewältigen scheut er nicht; in diesem Zusammenbringen todten Materials sucht er aber nicht, wie untergeordnete Geister, den Werth der Statistik. Er weiß die Formen zu vereinfachen und die Fragen so zu stellen, daß aus den kurzen Schlußergebnissen überraschende Wahrheiten hervorgehen. Dies hätte er nie erreicht, wenn ihm nicht, welches ich als sein ferneres großes Verdienst bezeichnen muß, eine allgemeine und höhere Auffassung, ein Suchen nach der Wahrheit als solcher, ein echt wissenschaftlicher Sinn bei seinen Arbeiten immer geleitet hätte. In geistreicher Combination anscheinend ganz fern von einander liegender Zahlenverhältnisse entwickelt er die wichtigsten staatswirthschaftlichen Fragen; in stiller und sinniger Betrachtung von tieferen, ethischen Principien ausgehend, zeigt er zuletzt in wenigen, aus statistischen Ermittelungen klar hervorspringenden Zahlen, welchen Weg die Nationen zu gehen, welche Maaßregeln die Regierungen zu ergreifen haben, wenn dauerndes Glück durch Wohlstand und Fortschritt in geistiger und sittlicher Vervollkommnung herbeigeführt werden soll. . . . Überall sprechen seine Zahlen; er hat durch seine Arbeiten und seine Methode für das Feld politischer Untersuchungen neue Wege eröffnet und der Statistik in ihrem Zusammenhange mit volkswirthschaftlichen und staatswissenschaftlichen Fragen ihre Würde und Besonnenheit als Wissenschaft gesichert.“

Hoffmann hat in den Jahren 1832—1844 eine Reihe umfangreicher statistischer Untersuchungen in die akademischen „Abhandlungen“ eingerückt, aber neben ihnen auch Fragen behandelt, wie „Über die Besorgnisse, welche die Zunahme der Bevölkerung erregt“ (1835), „Über die Unzulässigkeit eines Schlusses auf Sittenverfall aus der Vermehrung der gerichtlichen Untersuchungen gegen jugendliche Verbrecher“ (1838), „Über das Verhältniß der Staatsgewalt zu den religiösen (bez. den sittlichen) Vorstellungen ihrer Untergebenen“ (1839. 1842). „Noch seine letzten Abhandlungen“, sagt Trendelenburg, „geben den sittlichen Sinn kund, in welchem

er die statistischen Zahlen anschaute und auf volkswirthschaftliche und staatswissenschaftliche Fragen anwandte."

Alle diese Männer haben im Zeitalter Friedrich Wilhelm's III. zusammen gewirkt! Niemals vorher noch nachher hat eine Akademie so viele bahnbrechende Gelehrte, so viele gehaltvolle Persönlichkeiten in ihrer Mitte gesehen! Kein Band ihrer Denkschriften in diesen 30 Jahren, der nicht Abhandlungen enthielte, welche ganze Wissenschaften neu begründet oder auf eine höhere Stufe gehoben haben! Man versteht es, wie Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung die Akademie mit den Worten begrüßen konnte (21. Juni 1840): „Die Stimme der Akademie hat ein großes Gewicht in Europa".

Drittes Capitel.

Die Akademie Friedrich Wilhelm's IV. (1840—1859).

Man kann von einer Akademie Friedrich Wilhelm's IV. sprechen, zwar nicht in demselben Sinn wie von der Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres Friedrich's des Großen, aber doch von seiner Akademie. Beide Monarchen haben ein persönliches Verhältniß zu dem Institut, dessen Protectoren sie waren, besessen; beide haben für dasselbe nicht nur indirect, sondern auch unmittelbar und persönlich gesorgt; beide haben an der Entwicklung und der Blüthe der Wissenschaften in der Akademie den lebhaftesten Antheil genommen und sich über Entdeckungen und Fortschritte berichten lassen. Friedrich der Große freilich war selbst Akademiker auf dem Throne; er hat für die Akademie gearbeitet und ihr durch sein Genie Richtung und Aufgaben gegeben; das vermochte Friedrich Wilhelm IV. nicht. Er übertraf zwar an Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Interessen seinen erlauchten Vorfahren, aber er lebte in ihnen nicht so frei und muthig wie der königliche Philosoph. Durch Liebe und Vertrauen hat er die Akademie an sich gekettet und durch die Freiheit, die er ihr ließ. Derselbe Monarch, unter dessen Regierung das höhere Schulwesen kirchlich-theologisch eingeengt und bevormundet worden ist, hatte ein unstillbares Verlangen nach neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen und eine lebhafte Empfindung für die nothwendige Freiheit der reinen Wissenschaft. Er selbst hat sie niemals beeinträchtigen wollen. Wie er Alexander von Humboldt, dessen Weltanschauung der seinigen ganz fremd war, zeitlebens als seinen wissenschaftlichen Berather um sich

behielt, so hat er, wenn auch mit Seelenschmerz, jeder Wissenschaft — die Theologie allein ausgenommen — ihren Lauf gelassen. Jener Schmerz ehrt ihn, denn er bezeugt, daß der Monarch mit innerstem Antheil die Güter festhielt, die ihm die höchsten schienen. Sich gegen ernste Überzeugungen, mögen sie auch noch so unwissenschaftlich sein, vertheidigen zu müssen, ist der Wissenschaft niemals erspart und ist ihr nur heilsam. Traurig und lähmend wird der Kampf erst, wenn sich eine reactionäre, skrupellose Politik jener Überzeugungen bemächtigt. Das ist unter Friedrich Wilhelm IV. geschehen — nicht ohne seine Schuld, aber nicht nach seinem Willen. Doch hier beginnt bereits die Controverse über das complexe Charakterbild dieses Königs. Zwei Akademiker haben es zu zeichnen versucht, Ranke und Treitschke; sie haben sich bemüht, die verschiedenen Linien und Farben dieses Bildes wiederzugeben und zu deuten. Unserer Darstellung liegt eine solche Aufgabe fern; denn in seinem Verhältniß zur Akademie ist der Monarch immer derselbe geblieben, und sie hat nur Grund, ihm dankbar zu sein. Diesem Dank hat einige Monate nach dem Heimgang des Königs Trendelenburg in seiner Rede: „Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften unter dem Könige Friedrich Wilhelm IV." Ausdruck gegeben, indem er „in memoriam et honorem regis" in einem weiten Überblick zu zeigen versuchte, wie die Akademie in den Jahren 1840—1859 gearbeitet und welche Theilnahme und Förderung ihr der König bewiesen hat. Auch dieses darf noch gesagt werden: Friedrich Wilhelm IV. ist der erste preußische König gewesen, der den Festsitzungen der Akademie durch seine Gegenwart Glanz verliehen hat. Seine Vorgänger, selbst Friedrich der Große, waren ihnen fern geblieben: Friedrich Wilhelm IV. wollte die Wissenschaft auch dadurch ehren, daß er an ihrem Ehrentage inmitten ihrer Jünger erschien. Schon als Kronprinz hatte er mehrere Mitglieder der Akademie persönlich kennen und schätzen gelernt, nicht nur Alexander von Humboldt, sondern auch Savigny und Eichhorn, die ihm juristische Vorträge gehalten hatten, ferner Olfers, Böckh, Ranke, Steffens. Zu ihnen traten später Schelling, die Grimm's, Lepsius, Curtius u. A. Daß die Brüder Grimm, daß Jacobi, Rückert, Pertz, Puchta, Mommsen, freilich auch Schelling und Stahl, nach Berlin berufen wurden, war der unmittelbaren Entschließung des Königs zu verdanken. Er hat, wie sich zeigen wird, die Mittel für das Corpus Inscriptionum Latinarum bewilligt, als die Akademie vor der großen Aufgabe zurückschreckte, und hat die Werke

Friedrich's II., alle Bedenken zurückweisend, in einer Prachtausgabe vollständig der Öffentlichkeit übergeben lassen. Er hat die ägyptische Forschung in Deutschland begründet und die Reisen von Lepsius in's Land der Pharaonen, von Agassiz nach Amerika, Rosen's in den Kaukasus, Petermann's nach Syrien und Palästina, Peters' nach Südafrika u. a. ermöglicht. Er unterstützte Graff bei seinen althochdeutschen Sammlungen, Schwartze bei seinen koptischen Forschungen; er ließ die Meusebach'sche Bibliothek ankaufen, aber auch ein seltenes Fossil, dessen Preis unerschwinglich schien, war ihm nicht zu theuer. Er befahl den Prachtbau des Neuen Museums auszuführen und nahm das Archäologische Institut in Rom, seine Lieblingsschöpfung, unter seine besondere Obhut. Aber daneben schenkte er seine Fürsorge auch den meteorologischen Stationen Dove's, und unter seiner Regierung wurden endlich die ersten naturwissenschaftlichen Institute für Lehrzwecke an den preußischen Universitäten gegründet. Er stiftete den Verdun-Preis, um das Studium der vaterländischen Geschichte zu ehren, und den Orden pour le mérite, um die hervorragendsten Verdienste in Wissenschaft und Kunst auszuzeichnen. Diese längst nicht vollständige Übersicht mag lehren, was die Wissenschaft und die Akademie Friedrich Wilhelm IV. verdanken. Nicht in ihr Gebiet fallen die dunklen Schatten, welche seine Regierung verdüstert haben.

1.

Die innere Geschichte der Akademie in dem Zeitraum von 1840—1859 ist trotz der politischen Stürme der Epoche sehr ruhig verlaufen. Zu Statuten-Änderungen sah man sich nicht veranlaßt, und so traten tiefgreifende Gegensätze nicht hervor. Zwischen den conservativ und den liberaler Gesinnten gab es wohl Spannungen, aber nur in einem Falle führten sie innerhalb der Akademie zu peinlichen Auseinandersetzungen. Das Verhältniß zur Regierung, d. h. zum Unterrichtsministerium, war aber nicht mehr das alte. Zwar begrüßte der neue Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten, Eichhorn, bei seinem Amtsantritt die Akademie in einem schmeichelhaften Schreiben (29. October 1840), und diese erwiderte, „die Ernennung des Ministers sei das glänzendste Zeugniß für die väterlichen Anordnungen des neuen Königs"; aber die Hoffnungen, die man auf Eichhorn gesetzt hatte, wurden bald getäuscht: weder er noch seine Nachfolger vermochten Altenstein zu ersetzen. Ein neuer Geist zog in das Unterrichtsministerium ein.

Johannes Schulze wurde bei Seite geschoben, und andere Räthe, beherrscht von dem Mißtrauen kurzsichtiger Bureaukraten gegen die Wissenschaft, wurden die Vertrauensmänner Eichhorn's und Raumer's.

Gleich nach seinem Regierungsantritt befahl der König die große Ausgabe der Werke Friedrich's II. in Angriff zu nehmen. Eine Commission unter Böckh's Vorsitz wurde eingesetzt; auf Wunsch des Königs wurde das auswärtige Mitglied A. W. Schlegel aus Bonn hinzugezogen; Olfers übernahm es, den künstlerischen Theil der Ausgabe zu überwachen. Schlegel sollte die Vorrede schreiben und die kritischen Grundsätze feststellen. Er gerieth aber in Mißhelligkeiten mit den Collegen und verließ Berlin im Herbst 1841 wieder. Alexander von Humboldt hatte sich durch Schlegel's Berufung gekränkt gefühlt, zumal da man ihn von dem ganzen Unternehmen nicht rechtzeitig in Kenntniß gesetzt hatte. Da er selbst „ein französisches Werk für 600 000 Francs Druck- und Kupferkosten zu Stande gebracht hatte“, so hielt er sich mit Recht für besonders competent, lehnte nun aber Vorsitz und Berichterstattung in der Commission entschieden ab: „Schlegel ist zweifelsohne in Deutschland die einzige Person, die correct und geschmackvoll und ganz im Geschmacke der jetzigen Zeit französisch schreibt und aus dem Typographischen ein eigenes technisches Studium gemacht hat. Ich kann ihn trotz der dreißig Bände, die ich französisch habe drucken lassen, gar nicht ersetzen und habe nicht die geringste Neigung dazu“ — schrieb er mit bitterer Ironie an Böckh. Später hat er sich noch ganz anders über die „alberne langweilige Person“ des „Bonner Buddhisten“ geäußert. Er setzte es endlich durch, daß Preuß allein mit der Durchführung der Ausgabe betraut wurde. Die Commission forderte in einem allgemeinen Circular alle Besitzer fridericianischer Manuscripte auf, sie der Akademie zur Verfügung zu stellen. Sie liefen zahlreich ein, und der König gestattete die unbeschränkte Benutzung der Archive. Leicht wurde ihm dieser Entschluß nicht; denn noch in letzter Stunde liefen pietistische Freunde des Königs Sturm, um die Herausgabe der nichthistorischen Werke Friedrich's des Großen zu hintertreiben. Humboldt ist es auch hier gewesen, der die Sache der Wissenschaft beim Könige geschickt und kühn durchgesetzt hat. Er war es, der Böckh zum Bleiben bestimmte, als er verschiedener Verdrießlichkeiten wegen den Vorsitz der Commission niederlegen wollte, und ihm verdankt man es, daß die nöthigen Gelder flüssig gemacht

wurden. Im Jahre 1846 erschien der erste Band der Ausgabe, bereits nach zehn Jahren der dreißigste und letzte. Die Ausführung giebt zu allerlei ernsten Ausstellungen Anlaß, aber sie wäre vielleicht jetzt noch nicht beendigt, wenn man die sublimen Grundsätze befolgt hätte, die man heute für unumgänglich hält. Der König selbst, sagt Trendelenburg mit Recht, hat hier für eine reine und echte Quelle in der Geschichte von Preußens Heldenzeit gesorgt, für eine ungefälschte und unbeschnittene Darstellung dessen, was Friedrich der Große in Schriften und Schriftstücken als eigensten Abdruck seiner Gedanken hinterlassen hatte; es ist ein Geschenk des Königs an die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung für alle Zeiten, ein Geschenk an sein in der eigenen Geschichte wurzelndes Volk, an Alle, welche es verlangt, mit Friedrich's des Großen Geist persönlich zu verkehren.

Wir berichten im Folgenden über die übrigen gemeinsamen Arbeiten der Akademie in den Jahren 1840—1859.

Die Arbeit an dem „Corpus Inscriptionum Graecarum“ wurde in den Jahren 1840—1859 fast zu einem vorläufigen Ende geführt. Unter fortwährenden Kämpfen mit dem ungeduldigen Geldverwendungs-Ausschuß, namentlich mit Encke, arbeitete Franz unter Böckh's Oberleitung den dritten Band aus (die Fascikel 1—3 erschienen in den Jahren 1845—1851). Nach seinem Tode übernahm Curtius im Februar 1852 die Fortführung des Corpus (der 4. Fascikel des 3. Bandes erschien 1853). Seine ausführliche Denkschrift vom 19. März 1855, in der er darlegen mußte, daß das Unternehmen noch einige Jahre kosten werde, machte den Geldverwendungs-Ausschuß auf's Neue unwillig. Im Jahre 1856 konnte der 1. Fascikel des 4. Bandes ausgegeben werden, aber gleichzeitig verließ Curtius Berlin und ging nach Göttingen. Auf Meineke's Vorschlag wurde A. Kirchhoff (28. April 1856) zu seinem Nachfolger in der Arbeit bestimmt; er ließ im Jahre 1859 den 2. Fascikel des vierten Bandes ausgehen, und nun war die Vollendung des großen Werks nicht mehr fern.

Im Jahre 1842 erwartete die Akademie den Index zum Aristoteles, den Vater in Kasan zu liefern versprochen hatte. Allein man wartete vergebens, und dann entspann sich eine Tragikomödie, die sich Jahre lang hinzog und damit endigte, daß die Akademie auf Vater's Gehalt Beschlag legen ließ und ihr durch die russische Regierung die Gelder zurückgezahlt wurden, die Vater von ihr für den Index erhalten hatte (1847 – 1849). Inzwischen beschloß man,

eine andere jüngere Kraft für die Ausarbeitung des Index zu gewinnen. Brandis, der bereits 90 Bogen der Aristoteles-Scholien gedruckt hatte, aber zur Bewältigung der noch übrigen Masse einen Hülfsarbeiter wünschte, hatte bereits früher (12. December 1845) auf Bonitz in Stettin hingewiesen. Trendelenburg wurde beauftragt (October 1846), mit ihm auch des Index wegen in Verbindung zu treten. Damit war der Mann gewonnen, der das große Unternehmen wirklich zu Ende führen sollte. Aber wie sehr täuschten sich noch die Akademie und er selbst über die Mittel und die Zeit, die nöthig seien. In seinem ersten Schreiben (4. November 1846) erbot sich Bonitz, im Laufe von vier Jahren für eine Gesammtsumme von 1000 Thlr. den Index zu liefern! Die Akademie nahm (März 1847) das Anerbieten an, die Frist auf fünf Jahre ausdehnend. In Wirklichkeit begann der Druck des Index im Jahre 1867 und wurde 1870 beendigt; das Honorar, das ursprünglich auf 100, dann auf 600, dann auf 1000 Thlr. veranschlagt war, wuchs bis zur Höhe von 5000 Thlr. Dafür aber hat Bonitz auch ein Werk geschaffen, welches nach Umfang und Exactheit der Ausführung zu den bedeutendsten Leistungen der Philologie gehört.

Von den Anfängen des „Corpus Inscriptionum Latinarum“ ist oben S. 577 ff. erzählt worden; aber erst in unserer Epoche ist dieses größte, fruchtbarste und glänzendste Unternehmen der Akademie durch Hrn. Mommsen wirklich begründet worden. Es wird gestattet sein, die Spannungen und Kämpfe etwas ausführlicher zu schildern, unter denen es entstanden ist; denn sie gewähren einen deutlichen Einblick in die inneren und äußeren Schwierigkeiten, welche sich vor fünfzig Jahren der Durchführung einer großen wissenschaftlichen Aufgabe entgegenstellten, und sie zeigen zugleich, wie ein fester Wille diese Schwierigkeiten überwunden hat.

Da Otto Jahn's „Specimen epigraphicum“ den Beifall Zumpt's, der epigraphischen Autorität in der Akademie, nicht zu gewinnen vermocht hatte, so ruhte zunächst die Frage des „Corpus“. Der letzte Bescheid, der Jahn geworden war, lautete, daß ihm eine Beihülfe gewährt werden werde, „wenn er ein bedeutendes Werk über lateinische Inschriften zu publiciren werde angefangen haben“ (14. April 1842). Erst am 9. December 1844 kam durch eine Zuschrift Lachmann's an die Klasse die Sache wieder in Fluß. Dieselbe lautete:

Hr. Dr. Theodor Mommsen, in Kiel wohnhaft, befindet sich jetzt auf einer Reise in Frankreich und Italien, deren Zweck ist, die sogenannten monumenta legalia in möglichster Ausdehnung und mit

äußerster Genauigkeit zu einer großen Sammlung der auf altes Recht bezüglichen lateinischen Inschriften zusammen zu bringen. Er hat dazu zwar eine Unterstützung von der Dänischen Regierung. Da indeß diese auf mehrere Jahre für eine Reise, die kostbarer ist als eine gewöhnliche, nicht ausreicht, so hoffe ich nichts Unbescheidenes für einen Mann, der sich bereits durch gediegene Schriften bewährt hat, zu begehren, wenn ich die Klasse bitte, sie wolle einen Antrag auf eine Reiseunterstützung für den Dr. Mommsen im Betrage von ungefähr 200 Thlr. befürworten.

Die Klasse setzte die Forderung auf 150 Thlr. herab und brachte sie an den Geldverwendungs-Ausschuß, der sie der Akademie zur Annahme empfahl. Hr. Mommsen erhielt die Summe. Sein Dankschreiben (Rom, 2. April 1845) — es ist die erste Zuschrift, die er an die Akademie gerichtet hat — lautete:

„Der hochverehrten Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin erlaube ich mir meine ganze Dankbarkeit und Erkenntlichkeit für die Theilnahme und Förderung, die sie meinen wissenschaftlichen Bestrebungen in so liberaler Weise hat angedeihen lassen, hierdurch vorläufig auszusprechen. Ich werde mich bemühen, in meinem speciellen Fache zu erreichen, was die Kräfte eines Einzelnen und die Zufälligkeiten des Glückes, denen die Epigraphik mehr als jeder andere Zweig der Wissenschaft unterworfen ist, gewinnen lassen, und erbitte mir die Erlaubniß, über den Erfolg meiner Bestrebungen der verehrten Akademie später einige Mittheilungen machen zu dürfen. Zunächst beabsichtige ich eine Reise in die Abruzzen, wo namentlich das Museum von Aquila eine bedeutende und lange, eigentlich seit Giovenazzi nicht benutzte Inschriftensammlung enthält; es ist aber überhaupt wünschenswerth, daß das Königreich Neapel, wo die Einheimischen durchaus gar nichts thun, wenn man von der Hauptstadt absieht, von den Fremden einmal mit bestimmter Rücksicht auf Epigraphik durchreist werde, und ich beabsichtige daher wenigstens einen Streifzug an der Ostküste."

Mommsen trat seine für die Epigraphik grundlegende Reise in's Neapolitanische an. In der Akademie fanden seine und Jahn's Bestrebungen zunächst nur bei drei Mitgliedern volles Verständniß, bei Gerhard, Lachmann und Savigny. Der Letztere, der in seiner Stellung als Staatsminister bedeutenden Einfluß besaß, trat jetzt entscheidend hervor. Er forderte Jahn, der unterdeß Professor in Greifswald geworden war, auf, einen detaillirten Plan einer auf Autopsie zu gründenden Sammlung der lateinischen Inschriften zu entwerfen und zugleich eine Denkschrift über die Ausführung (Personen, Mittel und Zeit) einzureichen. Jahn sandte demgemäß zwei ausführliche Gutachten an Savigny. In dem ersten entwickelte er die Nothwendigkeit des Unternehmens und die Grundsätze, die für dasselbe maaßgebend sein sollten — ein Präludium der Mommsen'

schen Denkschrift vom Januar 1847; er zeigte auch, warum man mit der Durchführung nicht mehr zögern dürfe, indem er auf die zugesagte Mitwirkung des greisen Borghesi hinwies. In dem zweiten erklärte er, daß er selbst in Verbindung mit Hrn. Mommsen das Unternehmen, zunächst in Beschränkung auf Italien, durchführen wolle. Bedingung dafür sei, daß sie Beide in den Stand gesetzt würden, sich 4—5 Jahre der Aufgabe in Italien ausschließlich zu widmen; dazu habe er, Jahn, 2000 Thlr. jährlich nöthig, Hr. Mommsen beanspruche 1000; außerdem bedürfe er 1000 Thlr. an Übersiedelungskosten für sich und seine Familie, und 1000 Thlr. seien als Betriebskosten (für Abschriften u. s. w.) einzusetzen. Nach ihrer Rückkehr aus Italien sei das gesammelte Material von ihnen zu bearbeiten; wie lange das dauern würde, ließe sich noch nicht übersehen; für diese Zeit seien Hrn. Mommsen jährlich 1000 Thlr. zu gewähren und ihm selbst 600 Thlr. oder, wenn er seine Professur aufgeben müsse, 1600 Thlr.

Eine solche Forderung für eine wissenschaftliche Aufgabe, in der Höhe von mindestens 20 000 Thlr., war noch niemals in Preußen gestellt worden. Aber Savigny ließ sich nicht abschrecken. Nachdem er sich in nähere Verbindung mit Jahn und Mommsen gesetzt, den Plan reiflich überlegt und vielleicht schon damals den König für denselben interessirt hatte, übersandte er am 26. Januar 1846 der Akademie die Jahn'schen Denkschriften und knüpfte daran folgende Anträge:

1. Die Akademie wolle beschließen, unter ihrem Schutz und ihrer Leitung eine allgemeine Sammlung der Römischen Inschriften zu veranlassen.

2. Sie möge, etwa durch eine niederzusetzende Commission, die Jahn'schen Denkschriften einer genauen Prüfung unterwerfen; in Bezug auf die Höhe der nöthigen Geldmittel werde besonders Pertz Auskunft zu geben vermögen, da er bei den Monumenta Germaniae vieljährige Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt habe. Savigny fügte hinzu: „Die Herbeischaffung dieser Geldmittel werde ich vorschlagen vor der Hand noch nicht zum Gegenstand der Berathung zu machen. Ist einmal der Plan an sich und der Umfang der erforderlichen Geldmittel durch genaue Prüfung festgestellt, so behalte ich mir vor, wegen der Herbeischaffung derselben besondere Anträge zu machen".

3. Die Akademie möge, unabhängig von dem Ergebnisse der zeitraubenden Prüfung des ganzen Planes, Hrn. Mommsen in den

Stand setzen, bereits in nächster Zeit eine Probe des zukünftigen Corpus in einer Sammlung der Inschriften von Samnium auszuarbeiten; Mommsen, der die letzten sechs Monate ausschließlich auf Vorarbeiten für das Werk verwendet habe, wünsche selbst ein solches Specimen vorzulegen und verheiße es für das Ende des laufenden Jahres; 600 Thlr. wären zur Vorbereitung desselben nöthig; die Akademie möge 400 Thlr. auswerfen, die fehlenden 200 Thlr. sei er selbst durch Abtretung seines akademischen Gehalts aufzubringen erbötig.

Savigny hatte damit den Jahn-Mommsen'schen Plan, das Corpus nicht auf die alten Sammlungen, sondern auf locale Forschungen zu gründen, aufgenommen und bot die Hand zu seiner Durchführung. Aber die Majorität der Akademie, geleitet von ihren „Sachverständigen", war nicht so schnell zu bekehren. Zwar die Hälfte der geforderten 400 Thlr. wurden für das Specimen bewilligt — nur die Hälfte trotz des großmüthigen Anerbietens Savigny's! —, aber die zur Prüfung der Jahn'schen Denkschrift niedergesetzte Commission (Dirksen, Pertz, Zumpt) gab unter Zumpt's Leitung einmüthig folgende Erklärung ab (19. April 1846):

„Die Veranstaltung eines neuen umfassenden Thesaurus Inscriptionum Latinarum ist unzweifelhaft wünschenswerth; der vorgelegte Plan giebt indessen zu folgenden Ausstellungen Anlaß:

1. Es ist nicht zweckmäßig mit den Reisen zu beginnen, sondern vorher den ganzen gedruckten Apparat, so weit er in Deutschland zu beschaffen ist, zu sammeln, zu sichten und zu ordnen und die Lesarten nach den verschiedenen Ausgaben zusammen zu tragen;

2. der Plan verbreitet sich nicht hinreichend über die Anordnung des Materials, worüber jedenfalls eine durchaus in's Einzelne gehende Arbeit erforderlich ist.

Durch den veränderten Gang der Arbeit werden die Kosten bedeutend verringert, indem für die an einem Orte in Deutschland zu verrichtende Arbeit jährlich etwa 400 Thlr. Gehalt und 2—300 Thlr. Betriebskosten hinreichen würden, welche Summen für den Zeitraum von drei Jahren erforderlich sein werden. Diese Zeit muß jedoch auch benutzt werden, um durch fortgeführte Correspondenzen Material und Berichtigung zu vermehren. Eine Reise nach Italien und dem südlichen Frankreich würde jedenfalls nach Beendigung dieser Arbeit wünschenswerth sein, wozu für den Einzelnen etwa 1000 Thlr. nöthig sein würden, falls dies in einem Jahre abgemacht werden könnte. Die späteren Redactionskosten würden nicht geringer als jährlich 6—800 Thlr. sein können.

Die Erweiterung des Materials aus gedruckten, allein noch nicht in die Corpora übergegangenen Inschriften ist unzweifelhaft für erheblich

zu halten, während die Vermehrung durch noch nicht publicirte Stücke zweifelhaft ist(!).

Die Mitwirkung der Akademie muß abhängen von ihrer Übereinstimmung mit einem vollständig ausgearbeiteten und mit ihren Ansichten übereinstimmenden und ausführbaren Plan; alsdann würde eine Commission von drei oder fünf Mitgliedern niedergesetzt werden müssen, um die Ausführung des Unternehmens zu überwachen und von Zeit zu Zeit der Akademie darüber zu berichten.

Die bisherigen Leistungen des Hrn. O. Jahn, welche der Akademie in diesem Fache bekannt geworden sind, geben noch keine hinreichende Bürgschaft für das Gelingen des vorliegenden Planes. Die Qualification des Hrn. Mommsen wird sich erst später beurtheilen lassen, wenn er die von der Akademie unterstützten Unternehmungen ausgeführt haben wird."

Die Klasse eignete sich dieses Gutachten in der Sitzung vom 26. Mai 1846 an, ja verschärfte es noch in der verkehrten Richtung: erst müsse das gedruckte Material zusammengebracht, geordnet und alle Lesarten gesammelt werden, dann könne man an eine Reise denken. Das Böckh'sche Corpus galt eben als das unübertreffliche Muster, und Böckh selbst vermochte sich nicht über seine eigene Arbeit zu erheben. Der Kostenanschlag der Commission wurde mit geringen Erhöhungen genehmigt. Für die in Aussicht zu nehmende „nachträgliche" Reise aber blieb es bei den vorgeschlagenen 1000 Thlr. Fünf Jahre Vorarbeiten = je 400 + 400 [Betriebskosten] × 5 = 4000 Thlr.; fünf Jahre Redactionsarbeit = etwa 2500 Thlr.; es wurde also mit der Reise und ohne den Zuschuß zu den Druckkosten eine Summe von etwa 7500 Thlr. in's Auge gefaßt, d. h. nur etwa ein Drittel der Forderung Jahn's. „Der Ansicht", heißt es ferner im Protokoll, „tritt die Klasse bei, daß die Vermehrung des Materials durch noch nicht publicirte Stücke zweifelhaft ist." Ferner, „die Akademie kann nicht verhehlen, daß das von Hrn. Prof. Jahn bisher Edirte [seine übrigen gelehrten Arbeiten wurden ausdrücklich anerkannt] ihr noch keine genügenden Beweise für seine Tüchtigkeit zur Leitung des Unternehmens giebt, und daß sein überaus kostspieliger Plan, sich auf vier bis fünf Jahre mit seinem Hauswesen nach Rom zu übersiedeln u. s. w., in keiner Weise ihre Zustimmung erhalten kann". „Überhaupt gehen die Forderungen und Berechnungen, welche Hr. Jahn in seinem Schreiben vom 24. August 1845 aufstellt, unnöthigerweise über das hinaus, was jemals in ähnlichen Fällen gefordert und bewilligt ward. Ein näheres Urtheil über Hrn. Mommsen abzugeben, ist die Akademie besser im Stande, wenn seine bald erscheinende Arbeit über die samnischen In-

schriften in ihre Hände kommt." Schließlich hielt sich die Klasse für verpflichtet, bei dieser Gelegenheit auf Hrn. Oberlehrer A. W. Zumpt aufmerksam zu machen. „Er hat sich nämlich seit Jahren vorzugsweise mit lateinischen Inschriften beschäftigt und durch seine Schriften . . . sowohl gründliche Kenntnisse als Urtheil gezeigt, weshalb zu wünschen ist, daß, wenn jenes Unternehmen zu Stande kommt, ihm um so mehr ein Antheil an der Arbeit überwiesen werde, als er in Berlin wohnhaft ist und ihm die meisten Quellen zur Hand sind."

Eines Commentars bedürfen diese Beschlüsse nicht; sie besagen, daß die Klasse den Plan Jahn's und Mommsen's grundsätzlich verwarf und ein Zumpt'sches Corpus wünschte, obgleich Savigny, der in der Sitzung nicht zugegen war, seine Autorität für jenen Plan, wenn auch nicht für alles Einzelne in demselben, eingesetzt hatte. Der Einzige, der in der Klasse opponirte, war Gerhard; er gab seine abweichende Meinung auch schriftlich zu Protokoll:

> „Umfang und Wichtigkeit des zerstreuten, theils unedirten, theils neuer Abschrift bedürftigen epigraphischen Materials sind ungleich erheblicher als hier vorausgesetzt wird. Theils für solche keineswegs leicht zu leistende Abschriften, theils zu Benutzung und Prüfung der epigraphischen Handschriftensammlungen von Rom, Turin und Mailand, wie auch der nirgend in Deutschland vollständigen municipalen Litteratur, theils auch zu planmäßiger Einleitung der von Deutschland aus allzu schwerfälligen epigraphischen Correspondenz ist ein in Italien verweilender Mitarbeiter dem bezweckten epigraphischen Unternehmen gleich bei dessen Anbeginn durchaus nothwendig, wie denn auch nur durch so nahe Anregung Borghesi's thätige Theilnahme an demselben verbürgt werden kann. Hiernach ist es zum Gelingen des bezweckten epigraphischen Unternehmens unabweislich, neben den in Deutschland für einen lateinischen Inschriftenschatz zu veranstaltenden Vorarbeiten andere von unmittelbar monumentaler Beziehung gleichzeitig in Italien zu veranlassen und zu diesem letzteren Behuf einen wenigstens eben so hohen Dispositionsfonds zu ermitteln wie für jenen ersten."

Die Beschlüsse der Klasse, am 11. Juni von der Gesammt-Akademie genehmigt, gingen ohne Berücksichtigung des Gerhard'schen Separatvotums am 18. Juni Savigny zu. Daß er mit ihnen unzufrieden sein mußte, unterliegt keinem Zweifel; er berieth sich mit Gerhard, und dieser richtete am 20. Juni an die Akademie eine Denkschrift, in der er mit siegreichen Argumenten nachwies, daß die epigraphischen Forschungen in Italien unverzüglich beginnen müßten und daß Hr. Mommsen der richtige Mann sei, sie

durchzuführen. Er faßte seine Darlegungen in folgenden Antrag zusammen:

„Die Akademie möge, in fernerer Erwiderung auf Hrn. von Savigny's großmüthiges Anerbieten die Ausführung eines Corpus Inscriptionum Latinarum betreffend, denselben auf den ferneren Zusammenfluß günstiger Umstände aufmerksam machen, welche durch Borghesi's von ihm selbst erwogene Willfährigkeit, durch die Persönlichkeit der HH. Henzen und Mommsen u. A., wie auch durch den neuesten römischen Regierungswechsel zur Erlangung genauer Abschriften vieler theils unbekannter, theils unzuverlässig bekannter Inschriftsteine gerade jetzt dargeboten sind und zugleich für die bibliothekarischen Inschriftsammlungen Roms, Turins, Mailands und andere, ferner zur Erwerbung wichtiger Arbeiten Borghesi's benutzt werden könnten, wenn eine Summe von etwa 2000 Thlr. erlangt werden kann, um unter Aufsicht und Verantwortung der Akademie dem Dr. Mommsen zur Realisation so wichtiger Vermehrungen des bisherigen epigraphischen Apparats zu dienen."

Die Akademie vermochte sich diesem Antrage Gerhard's nicht zu verschließen, denn unter den Argumenten, die er geltend gemacht hatte, befand sich am Schluß folgendes:

„Ich glaube endlich noch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Hr. von Savigny, ohne dessen Zuversicht, eine Königliche Unterstützung zu erwirken, von diesem epigraphischen Unternehmen gar nicht die Rede sein könnte, ein durch bekannte Aufopferungen bethätigtes besonderes Gewicht auf die Prüfung und Abschrift epigraphischer Denkmäler, namentlich unedirter, legt und, bevor über die Befürwortung solcher monumentaler Arbeiten seitens der Akademie nicht entschieden ist, vermuthlich auch die einstweilen ihm zugegangene Empfehlung litterarischer und in Deutschland ausführbarer Arbeiten für's erste noch auf sich beruhen lassen dürfte."

In die heilsame Zwangslage versetzt, entweder für epigraphische Forschungen in Italien einzutreten oder den Gedanken an das Corpus überhaupt aufzugeben, entschied sich die Akademie für Jenes und überließ es in Bezug auf die Formulirung des neuen Votums laut Protokoll dem dirigirenden Secretar, „zu beachten, daß die Klasse nicht in Widerspruch mit ihrem Gutachten vom 26. Mai (bez. 18. Juni) komme". Am 23. Juli ging ein Schreiben an Savigny ab, in welchem es u. A. hieß:

„Wenn die Akademie sich gegen kostspielige Reisen nach Italien erklären zu müssen glaubte und die Sammlung des Materials, welches in gedruckten Werken vorliegt, für das nächste und dringendste Bedürfniß erklärte, so wollte sie hiermit keineswegs ausschließen, daß gleichzeitig für das Beschaffen von Copien durch Gelehrte, welche bereits in Italien sind, gesorgt werden könne u. s. w. . . . Da nun der Dr. Mommsen sich bereits in Italien befindet, mittlerweile auch den

Mitgliedern der Klasse mehrere Beweise seiner epigraphischen Thätigkeit und Geschicklichkeit vorgekommen sind, so hat die Mehrheit der Klasse kein Bedenken getragen, die Vorstellung des Hrn. Gerhard zu der ihrigen zu machen, und wir stellen daher Ew. Excellenz anheim, zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes von Sr. Majestät dem König eine Geldsumme zu erbitten, welche zur Honorirung des Dr. Mommsen und einiger anderen in Italien lebenden deutschen Gelehrten, die ihm Hülfe leisten möchten, anzuwenden sein würde."

Jetzt richtete Savigny am 12. September 1846 eine Immediateingabe an den König und bat um die Gewährung von 4000 Thlr., 2000 für die in Berlin vorzunehmende Verarbeitung des gedruckten Materials und 2000 für die epigraphischen Forschungen in Italien. Der König gewährte die Summe aus dem Dispositionsfonds. Kurz vorher traf das Manuscript der „Samnitischen Inschriften" in Berlin ein. Mommsen hatte gegen 450 echte Inschriften gesammelt und geordnet, von denen noch nicht 100 in den großen Sammlungen standen und gegen 150 ungedruckt waren. Damit war der Beweis geliefert, daß das Corpus auf locale Forschungen zu gründen sei. Allein die Akademie, der der jüngere Zumpt im October eine ausführliche Denkschrift über die Sammlung, wie er sie herausgeben wolle, eingereicht hatte, hielt noch immer an der Meinung fest, daß die Bearbeitung des gedruckten Materials die Grundlage bilden müsse. Sie ließ sich auch nicht irre machen durch die Abhandlung, welche ihr Mommsen (Rom, Januar 1847) vorlegte: „Über Plan und Ausführung eines Corpus Inscriptionum Latinarum, gedruckt als Handschrift für die Herrn Mitglieder der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin". In dieser Denkschrift, die für die Herstellung des Corpus maaßgebend geworden ist, ist die Aufgabe mit sicherer Hand umschrieben. Die Nothwendigkeit, das gedruckte Material zu benutzen, ist natürlich nicht verkannt: „Beim ersten Beginn des Unternehmens wird man gegen fünfzehn Foliobände zu zerschneiden haben, um nur die Grundlage der Arbeit zu gewinnen"; aber „diese wesentlich mechanische Arbeit, der jeder Gymnasiast vollkommen gewachsen ist, dem Herausgeber persönlich aufzubürden, wäre eine übel verstandene Sparsamkeit". Weil Mommsen den Umfang der localen Forschungsarbeit bereits überschaute, so hütete er sich, einen genauen Voranschlag in Bezug auf die Kosten und die Zeit zu machen: „Das Unternehmen ist weitläufig und kostbar; sind bedeutende Geldkräfte und geeignete Individuen nicht zur Disposition, so ist es besser, dasselbe zu vertagen". Eines aber kann

schon jetzt geschehen: die Inschriften bestimmter Gebiete können aufgearbeitet werden. „Die von mir in Folge der liberalen Bewilligungen der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften gesammelten Materialien setzen mich jetzt schon in den Stand zur Herausgabe der sämmtlichen Inschriften des Königreichs Neapel — auch in epigraphischer Hinsicht der vernachlässigtste und unbekannteste Theil Italiens —, gestützt auf Abschriften aller Steine im Museo Borbonico, deren über 2000 sind, und der sämmtlichen noch existirenden Dipinte und Graffite von Pompeji, auf Bereisung der meisten und wichtigsten Provinzen des Königreichs dies- und jenseit des Faro und auf ein umfassendes Studium der einheimischen Litteratur. Es ist dies für ein künftiges Corpus Inscriptionum Latinarum kein geringer Gewinn und für mich keine kleine Freude, diese meine Sammlungen als Vorarbeit dazu betrachten zu dürfen".

In der epigraphischen Commission der Akademie — Pertz war zurückgetreten, Gerhard, Lachmann und Meineke neben Dirksen und Zumpt neugewählt — war man darüber einig, daß Mommsen im Auftrage und mit Unterstützung der Akademie seine epigraphischen Forschungen in Italien fortsetzen solle; aber über die Frage, ob die Excerpten-Sammlung als selbständiges Unternehmen zu veranstalten und Zumpt mit ihr zu betrauen sei, waren die Ansichten verschieden. Mit Recht urtheilte Gerhard, daß eine unheilvolle Zweitheilung entstehen werde; die Arbeit dürfe nur in einer Hand liegen. Er blieb in der Minorität; in der Klasse setzte es Böckh durch, daß Zumpt jun., selbständig und von Mommsen unabhängig, mit 400 Thlr. Gehalt für die Bearbeitung des gedruckten Materials angestellt wurde (Februar 1847), während es sich doch nur um eine nützliche Hülfsarbeit handeln durfte, die der in Italien reisende Forscher nach seinen Bedürfnissen zu dirigiren hatte. Mommsen, von jenem Beschlusse in Kenntniß gesetzt, schrieb der Akademie (Juni 1847):

„Für den Fall, daß man mich weiter für das Corpus beschäftigen will und die Sammlung zu Stande kommt, wünsche ich die schriftliche Zusicherung, daß ich keinem der etwanigen Mitarbeiter auf dem Titelblatte oder in der Arbeit untergeordnet werde und mir ausschließlich die Redaction derjenigen Abschnitte bleibt, zu denen ich jetzt auf Reisen die Materialien sammle.

Für den Fall, daß die Sammlung nicht in ihrem ganzen Umfange ausgeführt wird, wünsche ich die schriftliche Zusicherung, daß in jedem Punkte, wo die Arbeit eingestellt werden wird, man mir die

Mittel suppeditiren werde, das bis dahin Gesammelte zu bearbeiten und zu publiciren.

Falls man mir keine weiteren Arbeiten für das Corpus zu übertragen denkt, so erbitte ich mir eventualiter die Mittel, um die sämmtlichen Inschriften des Königreichs Neapel — etwa 6000 — als besondere Sammlung und nicht als Specimen oder Bestandtheil eines mich nicht angehenden Corpus zu publiciren. Daß die Sammlung den Druck verdient, dafür beziehe ich mich auf Borghesi's diesfälliges Schreiben an Hrn. Prof. Gerhard; ich erbitte hierfür 1. eine Unterstützung auf sechs Monate, um die Redaction der Sammlung für die noch fehlenden Provinzen zu beendigen, so daß der Druck Ostern 1848 beginnen kann, 2. die Anweisung der für den Druck nöthigen Fonds zu diesem Termin, so daß ein ungesäumter Beginn und stetiges Fortschreiten des Drucks zugesagt wird.

Meine Privatverhältnisse zwingen mich, auf diese wie auf jene Eventualität schleunige Antwort zu erbitten, so daß ich Ende Juli d. J. im Klaren wäre, ob ich fernerhin mit epigraphischen Arbeiten mich zu beschäftigen oder die Habilitation auf einer deutschen Universität nachzusuchen und mich anderen Studien zu widmen habe."

Die Verhandlungen, die nun in der epigraphischen Commission und in der Klasse folgten, waren höchst unerquicklich. Die Protectoren Zumpt's jun. wollten ihm volle Selbständigkeit neben Mommsen lassen und scheuten sich zugleich vor den großen Ausgaben, die der italienische Plan erforderte; aber Mommsen's Leistungen, unterstützt durch das glänzende Urtheil, welches Borghesi über sie gefällt hatte, sprachen für sich selbst und gewannen ihm neue Freunde, die freilich noch nicht durchzudringen vermochten. Im October 1847 bat Lachmann, neben Gerhard nun Mommsen's eifrigster Vertheidiger, die Klasse, seinen Austritt aus der Commission zu genehmigen, da er es mit seinem Gewissen nicht verantworten könne, die unzweckmäßige Scheidung der Geschäfte zwischen Zumpt und Mommsen mit anzusehen. Man hatte nämlich beschlossen, Mommsen's Ersuchen, ihm die Zumptischen Ausschnitte zu überantworten, abzuschlagen und die Arbeit so zu theilen, daß Mommsen die Communal-, Zumpt die Staats-Inschriften herausgeben solle. Mommsen war bereit, in eine geographische Theilung zu willigen, aber bestand auf seiner vollen Selbständigkeit Zumpt gegenüber: er wollte lieber mit der Akademie brechen als sich in eine unheilvolle Collaboration hineindrängen lassen. Allein die Akademie verharrte gegen Pertz, Bekker, Jakob Grimm und Gerhard bei ihrem Beschlusse (December 1847), so daß Mommsen bereits seine epigraphische Thätigkeit, soweit sie von der Akademie abhing, als beendigt ansah und nur noch eine Unterstützung für

die Herausgabe der neapolitanischen Inschriften erbat. Gegen dieses Gesuch sprachen Böckh und Dirksen als gegen eine unerhörte Forderung — es handelte sich um 1200 Thlr. —, aber Gerhard setzte es schließlich doch durch (Januar 1850), daß die Akademie wenigstens 600 Thlr. bewilligte, um die „Neapolitanischen Inschriften" gleichsam als Probeband einer neuen, großen Sammlung ausgehen zu lassen. Diese selbst war freilich noch lange nicht gesichert, schien vielmehr auf unbestimmte Zeit vertagt zu sein.

Im folgenden Jahre deckte Gerhard in einem scharfen Gutachten die Mängel der Zumpt'schen Arbeit auf, der fünf Jahre lang Ausschnitte gemacht und geordnet hatte (9. Juli 1851). Bisher war die Commission immer mit den Berichten, die Zumpt eingesandt hatte, zufrieden gewesen; jetzt zeigte es sich, wie unzureichend seine Leistungen waren. Die epigraphische Commission — sie bestand aus Gerhard, Dirksen, Pinder und Lepsius — beschloß, seine Arbeit einzuschränken, um sie endlich zum Abschluß zu bringen. Daß durch ihn kein Corpus der lateinischen Inschriften, ja nicht einmal eine brauchbare Vorarbeit hergestellt werden würde, war nun endlich Allen klar. Im Jahre 1853 wurde er bei Seite geschoben.

Mommsen's „Inschriften des Königreichs Neapel" waren erschienen; sie zeigten auch dem blödesten Auge, wie das Inschriftenwerk auszuführen sei. Die Majorität mußte jetzt capituliren. Der Entschluß wurde ihr durch eine neue Anregung erleichtert. Bereits am 10. April 1852 hatte der Minister der Akademie den Plan Ritschl's vorgelegt, „Monumenta Priscae Latinitatis" herauszugeben, und angefragt, ob die Akademie geneigt sei, ihn aus ihren Mitteln zu unterstützen. Die Frage wurde bejaht und zugleich beschlossen, diesen Band wo möglich als einen integrirenden Bestandtheil des „Corpus" erscheinen zu lassen. Fast gleichzeitig theilte Mommsen der Akademie mit, de Rossi und Henzen seien bereit (der Erstere unentgeltlich), die stadtrömischen Inschriften für das Werk zu bearbeiten. In der Correspondenz mit ihnen und mit Ritschl zeigte es sich, daß alle diese Gelehrten in Bezug auf Anlage und Durchführung des Corpus einer Meinung waren und Mommsen's Plan und Leitung billigten. Das machte großen Eindruck. Jetzt nahm Lepsius die Sache in die Hand. In einer umfangreichen Denkschrift (3. Juni 1853) schlug er der Akademie vor, ernstlich an die Ausführung des Corpus zu gehen; die Hauptredaction solle Mommsen übertragen und ohne seinen Willen solle ihm kein Mitarbeiter gegeben werden; mit und unter ihm solle

nach seinem Wunsch Henzen arbeiten, de Rossi's freiwillige Hülfe dankbar angenommen werden. Nach Verhandlungen mit Mommsen und Ritschl und langen Berathungen im Schooße der Akademie — Böckh war unermüdlich in Separatvoten — wurden Lepsius' Anträge angenommen, und der König bewilligte zur Herstellung des Corpus je 2000 Thlr. auf 6 Jahre.

Die Feststellung der Contracte und andere Formalia beanspruchten noch einige Zeit. Mommsen, der sich in Leipzig zeitweise wieder ganz den Pandekten zugewendet hatte, benutzte die Frist und schrieb die „Römische Geschichte". Am 1. Januar 1855 erließ im Auftrag der Akademie die epigraphische Commission (Gerhard, Lepsius, Pinder, Haupt) ein gedrucktes Circular, in welchem sie die Gelehrten von dem Plan der Akademie in Kenntniß setzte, mittheilte, daß Mommsen, Henzen, de Rossi und Ritschl das „Corpus" herstellen würden, und zur Mitarbeit durch Einsendung von Materialien aufforderte.

Bereits gegen Ende des Jahres 1856 erkannte Mommsen, der seit Kurzem Professor in Breslau war, daß er das große Unternehmen nur in Berlin zu leiten und zum Druck zu bringen vermöge. Ebenso urtheilte Gerhard und stellte daher im Januar 1857 im Einverständniß mit der epigraphischen Commission den Antrag, die Klasse möge bei Sr. Majestät dem Könige die Versetzung Mommsen's nach Berlin für freie akademische Zwecke, zunächst für das Corpus Inscriptionum Latinarum, beantragen. Die Klasse nahm den Antrag an, und der König genehmigte ihn. Mommsen siedelte nach Berlin über und wurde am 27. April 1858 ordentliches Mitglied der Akademie. Aber unter Friedrich Wilhelm IV. ist noch kein Band des Corpus ausgegeben worden; erst im Jahre 1862 erschienen gleichzeitig die „Monumenta Priscae Latinitatis" und der erste Band des „Corpus Inscriptionum Latinarum". Hatte das gelehrte Publicum sieben Jahre seit der officiellen Ankündigung warten müssen, so staunte es jetzt über das, was in dieser Zeit geleistet worden war. Die Arbeit an dem Werk ist seitdem niemals unterbrochen worden, weil Mommsen sie leitete. Daß es aber als ein akademisches Unternehmen in's Leben getreten ist, dafür gebührt in erster Linie Gerhard der Dank. Auch Andere neben ihm, vor allem Savigny, Lachmann und Lepsius, haben sich um dasselbe verdient gemacht; aber Gerhard ist der Unermüdlichste gewesen und hat einen siebenjährigen Krieg gegen alte Vorurtheile geführt (1846—1853), bis er das Ziel erreichte. —

Außer den Mitteln, die für die gemeinsamen Unternehmungen (zu ihnen gehörten auch noch die „Sternkarten"), für physikalische Instrumente und die Druckerei bewilligt wurden, wurden in jedem Jahre auch noch wissenschaftliche Einzelarbeiten unterstützt. Die Gesammtausgabe für wissenschaftliche Zwecke belief sich in der Regel jährlich auf 2—3000 Thlr. Seit dem Jahre 1812 hatte man aber jährlich auch Ersparnisse aufgesammelt; sie waren bis zum Jahre 1857 auf 32 500 Thlr. angewachsen, eine sehr beträchtliche Summe! Aus welchen Gründen man die Aufspeicherung eines so großen Kapitals für nöthig hielt, ist aus den Acten nicht ersichtlich. Der Gesammt-Etat der Akademie betrug in der ganzen Zeit von 1812 bis 1859 nur 20 743 Thlr. und ist niemals erhöht worden. Bei so dürftiger Dotirung sollte man erwarten, daß die Akademie die ihr zur Verfügung stehenden Summen jährlich aufgebraucht und Anträge auf höhere Bewilligungen gestellt hätte. Allein das ist, wie die Acten ausweisen, niemals geschehen. Waren, wie im Falle des Corpus Inscriptionum Latinarum, größere Mittel nöthig, so wandte man sich an die Gnade des Königs; weder wurde der Reservefonds angerührt noch beantragte man eine Erhöhung des Etats.

2.

Die Akademie zählte am Ende des Jahres 1840 vierundvierzig Mitglieder, am Ende des Jahres 1859 sechsundvierzig. Aber von jenen 44 waren bis zum Ende des Jahres 1859 siebenundzwanzig gestorben (bez. ausgeschieden), und von den sechsunddreißig neugewählten überlebten sechs die Zeit Friedrich Wilhelm's IV. nicht, einer (Curtius) war ausgeschieden. Die Akademie besaß somit um 1859 eine wesentlich andere Zusammensetzung als um 1840: nur zwei Fünftel der alten Mitglieder waren noch am Leben. Allein dieser Wechsel vertheilt sich sehr ungleich auf die beiden Hälften der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's IV. In dem Zeitraum von 1841 bis 1849 hat die physikalisch-mathematische Klasse nur zwei hochbetagte und längst nicht mehr wirksame Mitglieder durch den Tod verloren (Horkel gest. 1846, und Eytelwein gest. 1849) und nur drei neue Mitglieder aufgenommen (Rieß und G. Hagen 1842, Jacobi 1844). Ihre Zusammensetzung ist also bis 1849 wesentlich unverändert geblieben. Aber auch die philosophisch-historische Klasse verlor in den Jahren 1841—1849 nur fünf Mitglieder durch den Tod (Graff gest. 1841, Steffens gest. 1845, Ideler gest. 1846,

Hoffmann gest. 1847, Zumpt gest. 1849). Da die Verstorbenen in der Akademie theils überhaupt nicht, theils in dem letzten Jahrzehnt nicht mehr bedeutend hervorgetreten waren, so veränderte ihr Ausscheiden die Signatur der Klasse nicht erheblich; aber der Austritt F. von Raumer's und Eichhorn's (1847) und die Aufnahme der Brüder Grimm (1841), Schelling's (1842), Pertz' (1843), Trendelenburg's (1846) gab der Klasse ein etwas anderes Gepräge. Doch noch regierten die Akademiker aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. und bestimmten den Geist und die Haltung der Akademie. Der große Wechsel fällt erst in das Jahrzehnt 1850—1859. Dreiundzwanzig Mitglieder starben in diesem Zeitraum (unter ihnen Link, Jacobi, Lachmann, Erman, von Buch, Schelling, Weiß, Lichtenstein, Johannes Müller, Alexander von Humboldt, Carl Ritter, W. Grimm), vierundzwanzig neue wurden aufgenommen; Savigny, Böckh, Bekker, Bopp, J. Grimm und wiederum Mitscherlich, Encke, Ehrenberg, die alten Führer, wurden Veteranen: wer sich um das Jahr 1849 in der Akademie umsah, konnte den Wechsel gegenüber dem Ende der dreißiger Jahre nicht erheblich finden; wer um 1859 Umschau hielt, erblickte fast eine neue Akademie vor sich. Wir versuchen es, die innere Geschichte der Akademie in den beiden Jahrzehnten zu erzählen und dabei die neuen Mitglieder, die sie damals gewonnen hat, mit einigen Strichen zu charakterisiren — soweit es die Rücksicht erlaubt, die der Historiker zu nehmen hat, wenn er sich der Gegenwart nähert.

Seit dreißig Jahren war die Akademie wirklich eine deutsche; aber es war doch noch ein besonderes Glück für sie, daß ihr im Jahre 1841 in den Brüdern Grimm die beiden Forscher zugeführt wurden, in denen sich die deutsche Art gleichsam verklärt darstellt: segensreicher konnte die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. für die Akademie nicht beginnen als mit der Berufung der Brüder Grimm, auf deren Worte die Nation im Palast und in der Hütte lauschte und in denen die deutschen Alterthumsforscher ihre Meister erkannten — „in Geist, Gesinnung, Leistung ein Stolz der deutschen Gelehrtenwelt für alle Zeiten."

Als sie in Berlin einzogen, standen sie bereits auf der Höhe ihres Ruhms; weit zurück lagen die „Altdeutschen Wälder" (1813 bis 1816) und die „Kinder- und Haus-Märchen" (1812—1822), jene Sammlungen volksthümlicher Poesie aus Litteratur und mündlicher Überlieferung, aber sie eroberten sich die Herzen jeder neuen Generation. Zweiundzwanzig Jahre waren bereits vergangen seit

dem Erscheinen des ersten Bandes der „Deutschen Grammatik"; in der zweiten Ausgabe desselben (1822) war jene „Lautlehre" ausgeführt, durch welche Jakob Grimm als Entdecker von „Lautgesetzen" neben Wilhelm von Humboldt und Bopp der Begründer der modernen Sprachwissenschaft geworden ist. Vier Jahre vor der Übersiedelung nach Berlin war der vierte Band dieses monumentalen Werkes, der ersten historischen Grammatik, vollendet worden. Aber über das Alles: seit einem Menschenalter war das Brüderpaar thätig, der Nation aus Sprache, Sage und Poesie ein Heiligthum zu bauen und das deutsche Gemüthsleben aus seinen Quellen zu tränken. Gewiß, sie waren Romantiker, wenn sie vom Volksliede, das sich selbst dichtet, handelten, den unergründlichen Tiefsinn der „Sage" darlegten, den „Verfall" der Sprache beklagten und ein verlorenes Paradies an den Anfang unserer Geschichte stellten, aber sie waren Romantiker mit dem edlen Schweiß der Arbeit auf der Stirn und hellen Blickes. Aus dieser Romantik, die sich in die strenge Schule Savigny's begeben und von ihm die Bedeutung rechtlicher Institutionen und die historische Betrachtungsweise gelernt hatte, ist die deutsche Philologie geboren. Was ihr noch an Nüchternheit fehlte, konnte sie bald gewinnen; den edlen Schwung, den tiefen Sinn und das warme Verständniß für den eigenen Herd haben die Brüder erweckt.

Sie haben nicht gefeiert, nachdem sie nach Berlin übergesiedelt waren. Hier ist das „Deutsche Wörterbuch" entstanden; hier hat Jakob Grimm die neuen Auflagen der „Deutschen Mythologie" bearbeitet und die „Geschichte der deutschen Sprache" (1848) geschrieben: bis zu seinem Tode reihte sich ihm eine sprachliche Aufgabe an die andere. Hier hat Wilhelm Grimm seine zahlreichen Ausgaben altdeutscher Schriftwerke erscheinen lassen, ausgezeichnet durch reiche Beigaben zur litterarhistorischen Charakteristik und Verwerthung. Aber die Akademie ist Jakob Grimm noch zu besonderem Dank verpflichtet: in ihren Schriften sind jene Abhandlungen und Reden erschienen, die die schönsten Perlen in seinen Werken sind. Erinnert sei nur an den Aufsatz „Über das Pedantische in der deutschen Sprache" (1847), an die Rede „Über Schule, Universität, Akademie" (1849), an die Gedächtnißrede auf Lachmann (1851), an die epochemachende Untersuchung „Über den Ursprung der Sprache" (1851), an die reizende Abhandlung „Über Frauennamen aus Blumen" (1852) und über das Alles an die „Rede auf Schiller" (1859). Was er in ihr über Goethe und Schiller geäußert hat,

gilt doch auch von dem Brüderpaare: „Man sagt, daß Weinjahre jedes elfte wiederkehren und daß dann öfter zwei gesegnete Lesen hintereinander fallen; die Natur ist mit dem Saft der Trauben freigebiger als mit ihren Genien. Nebeneinander stiegen sie uns auf, Jahrhunderte können vergehen, eh ihres Gleichen wieder geboren wird. . . An ihren Namen wird das deutsche Volk stets die Vorstellung von der reinsten Empfindung und dem tiefsten Verständniß seines eigenen Wesens knüpfen."

In demselben Jahre, in welchem die Brüder Grimm in Berlin einzogen, kam auch Schelling. Er sollte die „Drachensaat des Hegel'schen Pantheismus" zerstören; „nicht wie ein gewöhnlicher Professor, sondern als der von Gott gewählte und zum Lehrer der Zeit berufene Philosoph" sollte er kommen, hieß es in dem von Bunsen im Sinne des Königs concipirten Berufungsschreiben. Der König fühlte sich selbst durch ihn angezogen, durch Schelling's ideale Anschauung der Kunst, durch die an's Positive anklingende Betrachtung des Christlichen, durch die feierliche Schönheit seiner Sprache, vielleicht auch durch die klassische Vornehmheit seines persönlichen Wesens. Am 15. November 1841 hielt der 65jährige Philosoph jene Antrittsrede, in der er dem glänzend besetzten Auditorium „eine das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtige Grenze erweiternde Philosophie", „eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft" verhieß. Die Schule, zu deren Bekämpfung er berufen war, war in seinen Augen schon gerichtet: denn was sie an Wahrheit besaß, stammte — so verkündete der Philosoph — von ihm, das Übrige aber sei nichts als hohle Begriffe: „Wenn es geregnet hat, träufelt es von den Dächern; erst bin ich gekommen, dann Hegel."

Es ist auch heute noch nicht möglich, über die Bedeutung der Philosophie Schelling's ein abschließendes und gerechtes Urtheil zu gewinnen. Der Zorn und Abscheu, den seine naturphilosophischen Anmaaßungen bei den exacten Naturforschern mit Recht hervorgerufen haben, liegt noch immer wie ein Bann auf ihr. Aber sollte sich auch das Urtheil zu seinen Gunsten noch mehr ändern, als es sich bereits geändert hat, seine letzte Berliner Periode wird schwerlich je in einem günstigeren Lichte erscheinen. Nach fünfundzwanzigjährigem Schweigen — so lange hatte er dem Laufe der philosophischen Entwicklung zugesehen, ohne einzugreifen — versuchte er zu reden, weil er reden mußte, weil er in helldunkeln Andeutungen verkündet hatte, daß er die wahre, alle Nebel zerstörende Philosophie

besitze. Allein was er vortrug, jene „Philosophie der Mythologie und der Offenbarung“, konnte keine dauernde Theilnahme erwecken, zumal da ihr Urheber sein letztes Geheimniß doch nicht preisgeben wollte. Bereits im Jahre 1846 stellte Schelling seine Vorlesungen ein — „il n'avait fait à Berlin que de la philosophie pour le roi de Prusse“, schrieb Mignet mit beißender Ironie —; nur in der Akademie las er auch weiter noch über seltsame Themata, wie „Über die principielle Ableitung der drei Dimensionen“, „Über die Quelle der ewigen Wahrheiten“, veröffentlichte aber schlechterdings nichts in den „Abhandlungen“. Die Akademie kam ihm mit höchstem Respecte entgegen und ließ sich darin nicht beirren. Die älteren Mitglieder vergaßen es nicht, daß sie sich in ihrer Jugend an seinen „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ erhoben, an seinen Untersuchungen über die Freiheit begeistert hatten; aber auch die jüngeren konnten sich dem Eindrucke der Superiorität seines Geistes nicht entziehen. Am Leibniz-Tage 1855 wurden ihm — er war am 24. August 1854 gestorben — zwei Gedächtnißreden in der Akademie gehalten. Böckh führte in seiner Festrede, vielleicht der geistvollsten, die er verfaßt, eine Parallele zwischen ihm und Leibniz durch, und Brandis stellte die Bedeutung des Philosophen an's Licht, „dessen Name mit Bewunderung und Ehrerbietung genannt werden wird, solange unermüdlicher Drang auch die schwierigsten Probleme zu lösen, Tiefe des schöpferischen Denkens und Kraft des Wortes in Ehren bleibt“.

In dem Jahre, in welchem Schelling als ordentliches Mitglied in die Akademie eintrat (1842), stiftete der König die Friedensklasse des Ordens pour le mérite für ausgezeichnete Verdienste um die Wissenschaften und Künste. Indem er der Akademie ein Vorschlagsrecht in Bezug auf die Ernennung auswärtiger Ritter verlieh, bezeigte er ihr ein besonderes Vertrauen. Auch den im Jahre 1844 vom Könige gestifteten Preis „für das beste Werk, welches im Bereiche der deutschen Geschichte je von fünf zu fünf Jahren in deutscher Sprache erscheint“ (Verdun-Preis), setzte der Monarch mit der Akademie in Verbindung: in die Commission für die Ertheilung des Preises sollten regelmäßig auch Akademiker gewählt werden.

Die Jahre von Schelling's Eintritt bis zum Januar 1847 verliefen äußerlich sehr still; abgesehen von der Festfeier, die am 4. August 1844 für Humboldt veranstaltet wurde — vor 40 Jahren war er von seiner amerikanischen Reise zurückgekehrt —,

weiß die Chronik nichts Ungewöhnliches und Bedeutsames zu melden. Aber die Akademie gewann in jener Zeit vier neue Mitglieder, Pertz (1843), Jacobi (1844), Trendelenburg (1846) und Dieterici (1847), von denen drei Geist und Haltung der Körperschaft bestimmt haben.

G. H. Pertz (geb. 28. März 1795 zu Hannover, gest. 7. October 1876) war bereits im Jahre 1819 auf Grund seiner Erstlingsschrift „Geschichte der Merowingischen Hausmeier" von der damals gestifteten „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" als Mitarbeiter für die „Monumenta Germaniae" angestellt worden. Seine zahlreichen Entdeckungen auf weiten Forschungsreisen und die Zuverlässigkeit seiner Berichte und Editionen ließen ihn bald als den geeignetsten Redactor des großen Werkes und des mit ihm verbundenen „Archivs" erscheinen. Daß das gewaltige Unternehmen wirklich zur Ausführung kam, ist wesentlich sein Verdienst, und er ist es gewesen, der die Quellen der karolingischen Periode zum ersten Mal mit philologischer Sicherheit bearbeitet hat. Nach Stein's Tode wurde er (neben Böhmer) Director der „Monumenta" und leitete sie von Hannover aus. Aber die politischen Verhältnisse seiner Heimath wurden ihm unerträglich, und so folgte er im Jahre 1842 mit Freuden einem Rufe als Oberbibliothekar nach Berlin. Der König hatte sich persönlich für die Berufung interessirt, auch war es ihm erwünscht, daß das nationale Geschichtswerk nun in der preußischen Hauptstadt geleitet wurde. Hier in Berlin hat Pertz die große Lebensbeschreibung des Frhrn. von Stein, dem er sich in seiner politischen Gesinnung verwandt fühlte, in sechs Bänden (1849 bis 1855) verfaßt. In der Verarbeitung des Materials hat er kein Kunstwerk geliefert, aber mit Freimuth veröffentlicht, was den großen Staatsmann beleuchtete, und so doch ein Werk von großer Wirkung geschaffen. Hier war der Grund gelegt zur Geschichtschreibung der Freiheitskriege. Pertz' Mittheilungen an die Akademie bildeten alle Seiten seiner Wirksamkeit ab; bald waren sie bibliographischen und litterarischen Inhalts, bald dem Gebiete der Monumenta, den Arbeiten für Stein's Leben oder den Vorarbeiten zu einer Ausgabe von Leibnizens Werken entnommen. Ihm verdankt man es, daß Leibnizens „Annales", die noch immer der Drucklegung harrten, endlich an die Öffentlichkeit traten. Mit Bewunderung erkannte man in diesem umfangreichen Parergon des großen Philosophen ein Geschichtswerk ersten Ranges, welches alles hinter sich ließ,

was das 18. Jahrhundert in der Geschichtschreibung geleistet hatte. Die Akademie nahm Veranlassung, nun auch die mathematischen Werke Leibnizens herauszugeben; Dr. Gerhardt wurde mit dieser Aufgabe betraut und hat sie in langer und mühsamer Arbeit würdig durchgeführt. Nicht verschweigen darf man, daß Pertzens Grundsätze in Bezug auf die Leitung der „Monumenta“ und der Bibliothek immer starrer wurden. Seine Selbstherrlichkeit und Rücksichtslosigkeit gegenüber seinen Mitarbeitern und gegenüber dem Publicum wurden geradezu unerträglich und hemmten in steigendem Maaße auch die Entwicklung der „Monumenta“, die er wie eine Art von Hausvermögen betrachtete. Über ihre neue Organisation, wie sie nach langen Verhandlungen (1870—1875) festgesetzt wurde, s. das folgende Buch. —

Als Jacobi (geb. 10. December 1804 zu Potsdam, gest. 18. Februar 1851) im Jahre 1844 aus Königsberg nach Berlin versetzt wurde, galt er bereits unbestritten als der größte deutsche Mathematiker neben Gauß. Als Jüngling hatte er geschwankt, ob er sich der Philologie oder der Mathematik zuwenden solle. Bereits hatte er sich unter Böckh's Leitung in jene Wissenschaft zu versenken begonnen; aber die Mathematik, die den Sechzehnjährigen so gefesselt hatte, daß er Euler's „Introductio“ studirte und über die Auflösung von Gleichungen fünften Grades nachsann, ließ ihn nicht los, und bald mußte er erkennen, daß sie keine andere Herrin neben sich duldete.

„Indem ich so doch einige Zeit mich ernstlich mit der Philologie beschäftigte“ — schrieb er seinem Oheim —, „gelang es mir, einen Blick wenigstens zu thun in die innere Herrlichkeit des alten hellenischen Lebens, so daß ich wenigstens nicht ohne Kampf dessen weitere Erforschung aufgeben konnte. Denn aufgeben muß ich sie für jetzt ganz. Der ungeheure Koloß, den die Arbeiten eines Euler, Lagrange, Laplace hervorgerufen haben, erfordert die ungeheuerste Kraft und Anstrengung des Nachdenkens, wenn man in seine innere Natur eindringen will und nicht bloß äußerlich daran herumkramen. Über diesen Meister zu werden, daß man nicht jeden Augenblick fürchten muß, von ihm erdrückt zu werden, treibt ein Drang, der nicht rasten und ruhen läßt, bis man oben steht und das ganze Werk übersehen kann. Dann ist es auch erst möglich, mit Ruhe an der Vervollkommnung seiner einzelnen Theile recht zu arbeiten und das ganze große Werk nach Kräften weiter zu führen, wenn man seinen Geist erfaßt hat.“

Die Untersuchungen über die elliptischen Functionen sind es gewesen, die Jacobi eine Stelle unter den berühmtesten Mathema-

tikern aller Zeiten verliehen haben; in Verbindung mit den gleichzeitigen Gedanken Abel's hatten sie die völlige Umgestaltung eines der wichtigsten Zweige der Analysis zur Folge: „Die Art, wie bald nach den grundlegenden Untersuchungen einer die Erfindung des andern weiter führte, ließ keinen Zweifel, daß jeder von ihnen, wäre ihm nicht der andere in einem Theile der Arbeit zuvorgekommen, den ganzen Fortschritt allein vollbracht haben würde". Als die größte Entdeckung Jacobi's aber bezeichnet Dirichlet den Satz, welcher seinen Namen führt „und ganz das Gepräge seines außerordentlichen Geistes trägt, dessen charakteristische Eigenschaft es war, die Fragen der Wissenschaft in der umfassendsten Allgemeinheit zu behandeln". Angeschlossen war diese Entdeckung an das Abel'sche Theorem, das Legendre ein „monumentum aere perennius", Jacobi die größte mathematische Entdeckung unserer Zeit genannt hat: „Der nahe liegende Versuch, die umgekehrten Functionen der Abel'schen Integrale auf dieselbe Weise, wie es bei den elliptischen mit so großem Erfolg geschehen war, in die Analysis einzuführen, erwies sich Jacobi bald als unausführbar und verwickelte in unauflöslichen Widerspruch. Es bedurfte also hier eines neuen verborgnen Gedankens, wenn das Abel'sche Theorem nicht unfruchtbar bleiben, wenn es die Basis einer großen analytischen Theorie werden sollte. Nachdem Jacobi mehrere Jahre hindurch den Gegenstand nach allen Seiten erwogen hatte, fand er endlich die Lösung des Räthsels darin, daß hier gleichzeitig vier oder mehr Integrale zu betrachten und aus ihnen durch Umkehrung zwei oder mehr Functionen von ebenso vielen Argumenten zu bilden sind. Diese Divination machte er in einer Abhandlung von zehn Seiten bekannt, der zwei Jahre später eine umfangreichere folgte, in welcher die analytische Natur dieser umgekehrten Functionen im hellsten Lichte erschien". Aber außer diesen Arbeiten hat Jacobi noch eine Fülle anderer veröffentlicht (Untersuchungen über die Kreistheilung, über Reduction und Werthbestimmung doppelter und vielfacher Integrale, über die Attraction der Ellipsoide, über die Bestimmung der geodätischen Linie auf dem ungleichaxigen Ellipsoid, zur Theorie der partiellen Differentialgleichungen, zur Variationsrechnung u. s. w.); namentlich in der Technik der Rechnung war er ein Meister: die Theorie der Determinanten verdankt ihm ausgezeichnete Förderung. Auch noch in den sechs Jahren, die er der Akademie als einheimisches Mitglied angehört hat, arbeitete er rastlos weiter; seine Abhandlungen aus dieser Zeit füllen zwei Quartbände.

Jacobi's Genie offenbarte sich nicht nur den engeren Fachgenossen; wer ihn kennen lernte, war bezaubert von dem Reichthum seines Geistes. „Der unerschöpfliche Vorrath an Wissen und eigenen Gedanken, welcher ihm jeden Augenblick zu Gebote stand, eine seltene geistige Beweglichkeit, durch die er sich jedem Alter, jeder Fassungskraft anzupassen wußte, und eine eigenthümlich humoristische, die Dinge scharf bezeichnende Ausdrucksweise verliehen dem großen Mathematiker auch im geselligen Verkehr eine ungewöhnliche Bedeutung." Bereits wenige Monate nach seiner Übersiedelung nach Berlin war er der Mittelpunkt eines großen Kreises, immer bereit auf wissenschaftliche Fragen aller Art einzugehen, denn nicht nur die Geschichte seiner eigenen Wissenschaft war ihm genau bekannt, sondern über sie hinaus interessirten ihn alle humanistischen Studien, und er folgte ihnen mit aufgeschlossenem Geiste. So hat er im Engeren wie im Weiteren, in fruchtbarster Arbeit am Schreibtisch und in unvergeßlichen Anregungen im persönlichen Verkehr das Ideal des Akademikers verwirklicht.

Nicht lange nach Jacobi's Eintritt öffnete die Akademie Trendelenburg (geb. 30. November 1802 zu Eutin, gest. 24. Januar 1872) ihre Pforten; er nahm Steffens' Sitz ein, der am 13. Februar 1845 gestorben war. Der Wechsel war bedeutungsvoll und symptomatisch! In seiner Antrittsrede stellte Trendelenburg „seine künftige philosophische Thätigkeit in der Akademie, indem er es für geziemender hielt, Namen aus der Gegenwart nicht zu nennen, unter den Schutz der Erinnerungen der Akademie an Leibniz und Schleiermacher". An diese Philosophen, vor allem aber an Aristoteles, ist seine Philosophie wirklich geknüpft; seine Stärke aber war die Kritik und der ordnende Überblick über das Ganze. Am Anfang seiner Laufbahn, im Zeitalter der philosophischen Vermessenheit, hat er durch seine Kritik Hegel's die Philosophie zu ernster Selbstbesinnung geführt; am Ende seines Lebens mußte er den ernüchterten und alle Philosophie ablehnenden Zeitgenossen das Wort zurufen: „Die Aufgabe bleibt", nämlich „die Philosophie als diejenige Wissenschaft, welche in der Theilung der Arbeit den Blick des Werkmeisters wahrt, den Blick für das Ganze in den Theilen, als die architektonische Wissenschaft". Fast noch entschiedener als die Hegel'sche Philosophie lehnte er die Herbart'sche ab. Der Überspannung der Werthschätzung der Philosophie gegenüber den positiven Wissenschaften trat er entgegen; an dem Aufschwung der historischen Wissenschaften suchte er auch die Philosophie Theil nehmen

zu lassen; aber er ließ sie nicht in die Geschichte aufgehen, sondern war der unerschütterlichen Zuversicht, daß die Philosophie in dem Sinne, wie sie die großen Architektoniker verstanden haben, unentbehrlich sei. Diese Überzeugung begründete er in den „Logischen Untersuchungen“ und in seiner gesammten Wirksamkeit. Die Haltung, die er eingenommen, war für den Gang der Geschichte der Philosophie in Deutschland von hoher Bedeutung. Wenn heute — nach dem Zeitalter der großen Fluth und nach ihrer Vertrocknung — neben der auf Induction und Experiment sich gründenden Psychologie und neben den erkenntnißtheoretischen Untersuchungen noch immer die Zusammenfassung der Einzelwissenschaften und der Nachweis ihres Grundes und Zieles als Aufgabe der Philosophie gilt, so gebührt Trendelenburg ein wesentliches Verdienst daran.

Die Akademie kam Trendelenburg mit höchstem Vertrauen entgegen; bereits ein Jahr nach seiner Aufnahme wählte sie ihn an Raumer's Stelle zum Secretar. Vierundzwanzig Jahre hindurch hat er dies Amt bekleidet und sich sowohl durch seine Geschäftsführung als auch durch seine gehaltvollen Festreden die ungetheilte Anerkennung seiner Collegen erworben.

Diese Festreden wurden, seitdem der König die öffentlichen Sitzungen regelmäßig besuchte, von den Secretaren mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet. Da die Redner auch auf brennende Fragen der Gegenwart eingingen oder sie streiften, so wurden ihre Ansprachen zu Tagesereignissen, auf die man mit Spannung wartete. Ganz unbedenklich war diese Actualität nicht — man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, welche Stimmung in den letzten Jahren vor 1848 in Preußen herrschte —, und sie führte denn auch im Jahre 1847 zu einer Katastrophe, dem Austritt Raumer's aus der Akademie.

Die Geschichte dieses Austritts ist bisher noch niemals quellenmäßig erzählt worden; sie bedarf aber einer genaueren Darstellung um so mehr, als die Vorwürfe, die damals der Akademie gemacht wurden, auch heute noch nicht verstummt sind. Dazu kommt, daß das, gemessen an den großen Vorgängen der Epoche, unbedeutende Ereigniß die Akademie doch tief bewegt hat. Bisher ganz unberührt von den wilden Wogen, die ringsum brandeten, sah sich die kleine Schaar plötzlich von einer Sturzwelle bedroht. Daß die loyalen Männer, die zum größeren Theil hochconservativ waren, eilfertig Alles thaten, um ihr Boot zu schützen, ist begreiflich; daß

sie bei ihrer Vertheidigung nicht jedes Wort genau abwogen, entschuldbar. Erwägt man Alles unparteiisch, so wird man die Schuld der Katastrophe Raumer selbst beimessen müssen. Doch, eine böse und verhängnißvolle Indiscretion hat den Verlauf der Sache verwirrt!

Am 28. Januar 1847 hielt Raumer die Festrede in der Akademie. Der König und die Prinzen waren zugegen. Der Friedrich's-Tag verlangte eine Lobrede auf den großen König. Raumer begrenzte sich das Thema, indem er es unternahm, Friedrich den Großen gegen die tendenziöse und empörende Kritik zu schützen, die in letzter Zeit gegen ihn von theologischer Seite (von Wilmsen und Tholuck) und sonst laut geworden war. Wer wollte den Freimuth tadeln, der den Redner beseelte, zumal wenn man bedenkt, daß jene Ausführungen der Theologen darauf berechnet waren, auf Friedrich Wilhelm IV. Eindruck zu machen und ihn zu reactionär-kirchlichen Maaßregeln anzufeuern! Friedrich's Wort: „In meinem Reich muß Jeder nach seiner Façon selig werden können", war als ein gottloses bezeichnet und ihm folgender fanatische Satz entgegengestellt worden: „Einem Könige, und am wenigsten einem protestantischen Könige, darf es nicht gleichgültig sein, auf welchem Wege seine Unterthanen ihre Seligkeit suchen. Nur eine gemeine Seele, eine Kainsseele mag so sprechen, die da fragt: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Aber eine Seele, die da weiß, was Bruderliebe ist, gewiß nicht". Daß der Redner nun auch seinerseits scharf wurde, wird ihm Niemand verargen; aber der Ton seiner Polemik war nicht der akademische, wenn er z. B. von dem „Berliner Zionswächter" sprach, „der zu erhöhen und mindestens als Hilfsarbeiter beim Weltgericht anzustellen sei". Viel bedenklicher aber war es, daß er auch in der Sache die Grenze nicht einhielt und sich nach einer ausgezeichneten Vertheidigung jenes fridericianischen Worts in Ausführungen erging, die im Sinne einer Warnung für den Monarchen, der die Rede anhörte, verstanden werden mußten. Namentlich an drei Stellen war die Beziehung auf die Politik Friedrich Wilhelm's IV., trotz des Satzes, in dem die Rede ausklingt, kaum zu verkennen:

„Eine Landeskirche, welche (was unausbleiblich erscheint) die eine oder die andere Partei, das eine oder das andere Bekenntniß begünstigt und hervorhebt, ist allemal von Übel. Freilich zeigt sich dies keineswegs sogleich in vollem Maaße; aber von höflichen Weisungen, kleinen Verweigerungen, Weitläufigkeiten, Beschwerlichkeiten und Zurücksetzungen, von Fragen nach Glauben und dogmatisirender Gesinnung

vom Vorziehen beim Anstellen, Befördern und Belohnen zeigt die Kirchengeschichte in gerader Linie und folgerechtem Fortschritte die Möglichkeit, bei den Tyranneien und Freveln des dreißigjährigen Krieges und der Dragonaden anzulangen. Principiis obsta! Wäre Friedrich II., anstatt dem glorreichen Beispiele seiner erlauchten Vorfahren nachzufolgen, in die Reihe unduldsam theologisirender Herrscher hinabgestiegen, er hätte alle Beliebtheit eingebüßt und wäre, wie die Geschichte erweiset, höchstens bemitleidet, wahrscheinlicher jedoch gehaßt und verachtet worden, wie Philipp II. und Ludwig XIV". Ferner:

„Gutmüthige oder eigensinnige und halsstarrige Fürsten haben sich den schweren Irrthum eingeredet oder einreden lassen: ihre Regierungsweise müsse sich auf Alles erstrecken und lediglich auf ihrer persönlichen Überzeugung beruhen. Größere Geister erkennen den Werth der Persönlichkeit und halten deren Unterjochung für Tyrannei. Eben weil Friedrich II. nicht gleichgültig war gegen das ewige Wohl seiner Unterthanen[?], weil er religiöse Überzeugungen für unendlich wichtig, für geheiligt hielt, wollte er nicht mit den eisernen Händen eines weltlichen Herrschers hineingreifen oder sich weiche Handschuhe überziehen und als Kirchenfürst dasselbe versuchen[1])." Endlich am Schlusse:

„Wenn man Könige als Ebenbilder Gottes schildert, so ist dies eine gewaltige Übertreibung, obwohl die Absicht sein mag, sie durch diesen Vergleich daran zu erinnern, daß sie ihre Macht nicht mißbrauchen, sondern gerecht und wohlthätig sein sollen. Ein Herrscher darf nicht das Innere der Familie durchstöbern, sich nicht um das bekümmern, was in den Häusern der Einzelnen vorgeht; denn hieraus entspringt die gehässigste Tyrannei. Ist ein König schwach und abergläubig, erhalten die Geistlichen das Übergewicht; hat er das Unglück, nicht rechtgläubig zu sein, so schmieden sie Ränke gegen ihn, und — beim Mangel des besser Begründeten — verleumden sie ihn und verschwärzen sein Andenken. So viel zur Vertheidigung König Friedrich's aus seinen eigenen Schriften gegen oberflächliche, ungerechte, jeden Preußen kränkende Angriffe. In dem Sinne dieses ihres zweiten Stifters und Wohlthäters hat die Akademie der Wissenschaften stets daran festgehalten, daß sie nach allen Richtungen, in den Gebieten der Natur und des Geistes, frei und ungefesselt sich bewegen und fortschreiten dürfe und müsse; daß keine Art von Gesetzen, Vorschriften, Lehren über diese Unabhängigkeit vernunftmäßiger Entwicklung hinaufzustellen sei, und daß Irrthum in den Wissenschaften lediglich und am besten durch die Wissenschaft selbst berichtigt und ausgeheilt werde. Weil aber Preußens Könige bis auf den heutigen Tag die Akademie in diesem Sinne betrachtet und behandelt haben, liegt ihr die doppelte Pflicht ob, jenem großartigen Vertrauen in Wort und That zu entsprechen, soweit redlicher Wille und menschliche Kräfte dazu irgend hinreichen."

---

[1]) Es folgt eine scharfe Ausführung, bei der die Hörer an die Generalsynode von 1846 denken mußten.

In Gegenwart des Monarchen über die Pflichten und die Stellung der Könige in den großen Geistesfragen sich zu verbreiten, war taktlos und anmaaßend. Unangemessen, dazu auch noch unrichtig, war es, alle Regenten, die andere Grundsätze hegten als Friedrich, zu verurtheilen und zu behaupten, daß sie nur Unsegen gestiftet hätten. Der Schlußsatz der Rede konnte den König zwar einigermaaßen versöhnen und hätte es vielleicht gethan, wenn das Publicum nicht bei den Kraftstellen laut hinter dem Rücken des Monarchen gelacht hätte. Tief gekränkt, bemerkte er beim Hinausgehen zu Humboldt: „Über Dinge, die zum Weinen wären, muß man lachen hören". An den Minister Eichhorn schrieb er, er sei zum letzten Mal zu solchen „Späßchen" in die Akademie gekommen. Das Schlimmste war, daß Raumer die Rede bereits dem Druck übergeben hatte; schon am 30. Januar erschien sie bei Brockhaus in Leipzig. Sie machte das größte Aufsehen. Jubelnd schrieb Varnhagen, der König habe die derbsten Wahrheiten gegen Glaubens- und Kirchenzwang, gegen theologisirende Fürsten, gegen Landeskirchen und Synoden anhören müssen. „Die Frömmler und Pfaffen, die Augendiener und Schwänzler wüthen gegen Raumer, nennen seine Rede frech, unanständig, gottlos u. s. w., Lichtenstein ist außer sich."

Er war nicht der Einzige in der Akademie, der außer sich war. Die ganze Körperschaft war empört: sie hatte den König nicht eingeladen, um sich über seine Regierungsmaximen belehren zu lassen. Als nun gar die Rede im Druck erschienen war, reichte Encke (am 1. Februar) eine Beschwerdeschrift gegen Raumer bei der Akademie ein. Da er sie später zurückgezogen hat (s. unten), ist ihr Inhalt im Einzelnen unbekannt geblieben. Aus den Verhandlungen ergiebt sich aber, daß er die Ausstoßung Raumer's aus der Akademie beantragt und ihn mit ungerechten Beschuldigungen überhäuft hat. Am nächsten Tage griff auf Befehl des Königs der Minister ein. Er rief elf Akademiker zu sich und eröffnete ihnen: „Seine Majestät der König habe sein Mißfallen über die Rede, namentlich in Beziehung auf die Art und Weise der Behandlung und auf Einmischung von Ausdrücken, die, dem Ernst des Gegenstandes unangemessen, Gelächter des Publicums erregt hatten, zu erkennen gegeben; Seine Majestät würden daher sowie die Prinzen des königlichen Hauses die öffentlichen Sitzungen der Akademie nicht wieder mit ihrer Gegenwart beehren und beauftragten den Herrn Minister, dies auf die schonendste Weise zur

Kenntniß der Akademie zu bringen, indem Sie zugleich erklärten, daß Sie die übrigen Mitglieder der Akademie von dem Vortragenden zu trennen wüßten. Es wurde zugleich bemerkt, daß in der Versammlung bei dem Herrn Minister zur Sprache gekommen sei, ob und welche Garantieen gegen das Vorkommen solcher Verstöße gegeben werden könnten".

Am 4. Februar trat die Akademie unter Böckh's Vorsitz zusammen, auch Humboldt war anwesend. Zuerst wurde die Encke'sche Anklageschrift verlesen. Sie empörte durch ihre Maaßlosigkeiten, und man wollte sie kaum zu Ende hören. Dann kamen zwei Briefe Raumer's zum Vortrag. Der eine — er sollte für die weitere Entwicklung der Sache wichtig werden — lautete:

„Mit dem größten Bedauern habe ich äußerlich [sic] vernommen, daß sich Se. Majestät der König über meine Rede tadelnd ausgesprochen und der Akademie Veranlassung gegeben hat, sich deshalb zu erklären. Es versteht sich von selbst, daß ich alle dabei obwaltende Schuld ganz allein trage und jede persönliche Zurechtweisung ohne Widerrede hinnehme, wie es sich (einem Vater, einem Könige gegenüber) gebührt.

Übrigens konnte ich einen Anstoß um so weniger voraussehen, da ich meine Rede einigen wissenschaftlichen Freunden mittheilte, mit denen ich seit vielen Jahren in wechselseitigem litterarischen Verkehr stehe, und diese darin nichts Anstößiges fanden. Es sind dies Männer, in deren Rechtlichkeit, loyale Gesinnung und Anhänglichkeit an die Allerhöchste Person Sr. Maj. der König gewiß keinen Zweifel setzen würde."

In dem zweiten Schreiben vertheidigte sich Raumer gegen die Encke'schen Anklagen. Die Frage wurde nun so gestellt, ob die Akademie die Encke'sche Schrift überhaupt annehmen solle; wenn es geschehen wäre, so hätte sofort nach § 30 der Statuten ein Verfahren zur Suspension Raumer's eingeleitet werden müssen. Einstimmig wurde aber beschlossen, die Schrift nicht anzunehmen, auch nicht den Acten einzuverleiben, sondern Encke zurückzugeben. Schelling und Crelle enthielten sich der Abstimmung. Nun trat man in die Verhandlung über die Königlichen Äußerungen. Es wurde eine Eingabe von Buch, Lichtenstein, C. Ritter und Pertz verlesen, in der beantragt war, „Sr. Majestät unmittelbar anzuzeigen, wie die Akademie eine seiner höchsten Person gegenüber ganz unangemessene Rede auf das Höchste mißbillige, ihn um Fortsetzung seiner Gunst bitte und ihm anzeige, wie man, um künftigen ähnlichen Mißgriffen vorzubeugen, die Eingangsreden jedesmal einem Ausschusse vorlegen werde, etwa aus dem Secretar

und zwei anderen Mitgliedern, welche darauf hinsehen werden, daß alles Unziemliche vermieden werde".

Daß ein Entschuldigungsschreiben an den König zu richten sei, darin stimmten Alle überein, aber mit 22 gegen 11 Stimmen fiel der Antrag, daß die Festreden der Secretare in Zukunft controlirt werden sollten, ebenso der noch bedenklichere, daß nur Raumer's Reden vorher durchzusehen seien. Nun legte Böckh ein von ihm concipirtes Entschuldigungsschreiben an den Monarchen vor, welches von Allen gebilligt wurde. Es lautete:

„Ew. Königliche Majestät haben Allerhöchstdero allerunterthänigster und allergetreuester Akademie der Wissenschaften so viele hohe Zeichen der Huld und Gnade gegeben, daß sie sich erkühnt, Allerhöchstdenenselben auch jetzo in einer sie schmerzlich berührenden Angelegenheit zu nahen. Ew. Königliche Majestät haben auf die schonendste Weise, welche Allerhöchstdero sämmtliche Handlungen bezeichnet, zu erkennen geben lassen, daß die am 28. Januar dieses Jahres von unserem Secretar von Raumer zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. Majestät vorgetragene Einleitungsrede durch Ton und Haltung Allerhöchstdero Mißfallen erregt habe, Ew. Königliche Majestät jedoch die Akademie von aller Schuld an dem dabei vorgekommenen Unangemessenen oder Ungeziemenden allergnädigst freisprechen. Indem Ew. Königlichen Majestät für diese huldvolle Äußerung unser innigst gefühlter Dank dargebracht wird, wagen wir es zugleich, das tiefste Bedauern über diesen beklagenswerthen Vorfall und unsere Mißbilligung alles dessen auszudrücken, was Ew. Königlichen Majestät Ungnade veranlaßt hat, glauben aber, ohne hierdurch das Geschehene entschuldigen zu wollen, in tiefster Ehrfurcht hinzufügen zu dürfen, daß der Vortragende nicht mit sträflicher Absicht, sondern nur durch unvorsichtige Ausführung des Gegenstandes und Wahl des Ausdruckes gefehlt habe, gleichmäßig sein größtes Bedauern über den unglücklichen Erfolg erkläre und jede Zurechtweisung ohne Widerrede hinnehme, wie es sich einem Vater, einem Könige gegenüber gebühre. Allerhöchstdieselben mögen zugleich der Akademie, deren edelster Schmuck und höchster Ruhm es ist, der Gnade des hochherzigsten Königs sich zu erfreuen, huldreichst gestatten, die sichere Überzeugung auszusprechen, daß in Zukunft niemals durch ein Versehen oder unrichtige und leichtsinnige Beurtheilung der Verhältnisse und Umstände von Seiten eines ihrer Mitglieder das Königliche Gemüth verletzt oder sonst ein Ärgerniß gegeben werden könne."

Ton und Haltung dieses Schreibens befriedigen nicht; dazu war die Aufnahme der von Raumer in seinem Briefe an die Akademie gebrauchten Worte, er werde „jede Zurechtweisung ohne Widerrede hinnehmen, wie es sich einem Vater, einem Könige gegenüber gebühre", für ihren Autor sehr empfindlich; er ließ sie

sich jedoch gefallen. Nicht vergessen darf man andererseits, daß die Akademie ihr Schreiben als ein nur für den König bestimmtes betrachtete und natürlich Manches anders gefaßt haben würde, wenn sie geahnt hätte, daß das Schriftstück an die Öffentlichkeit kommen werde: das Verhältniß, in welches sich der König als Protector zu ihr gesetzt hatte, war in der That ein so huldvolles und enges, daß sie ihrer Entschuldigung einen lebhaften Ausdruck geben mußte. Dabei ist sie aber zu weit gegangen.

In der Sitzung am 11. Februar wurde zunächst ein Brief Raumer's verlesen, in welchem er der Akademie seinen Dank für die Behandlung der Angelegenheit aussprach. Man erkennt aber auch aus dem Schreiben, daß Raumer ernstlich die Niederlegung seines Amtes als Secretar erwogen hatte. Er erklärt, für „jetzt" davon absehen zu wollen, da auch mehrere Mitglieder der Akademie in diesem Sinne auf ihn eingewirkt hätten:

„Da Sie die Güte haben, den Vorsitz in der nächsten Sitzung zu übernehmen, so bitte ich Sie, nochmals mein Bedauern auszusprechen, daß ich der Akademie unerwartet und wider meinen Willen Unannehmlichkeiten bereitet habe, zugleich aber auch sehr für die Art zu danken, wie sie weitere Anklagen aufgefaßt, beurtheilt und zurückgewiesen hat. Wäre ich bloß meinem aufgeregten Gefühle gefolgt, so würde ich sogleich mein Amt als Secretar in die Hände der Akademie niedergelegt haben; reiflichere Überlegungen und das bestimmte Urtheil mehrerer Mitglieder der Akademie überzeugten mich jedoch, daß ein solcher Schritt aus vielen Gründen jetzt unpassend sei und üble Folgen haben müßte. Da Sie diese Gründe genau kennen, so will ich dieselben hier nicht wiederholen, sondern bitte nur, die Akademie darauf aufmerksam zu machen. In der Voraussetzung, daß die Akademie dieses mein Benehmen billigt, werde ich zu seiner Zeit alle die Vorsichtsmaaßregeln freiwillig bobachten, von welchen in der letzten Sitzung die Rede gewesen ist."

Nach der Verlesung dieses Briefes ergriff Encke das Wort, gab der Akademie in versöhnlicher und entschuldigender Weise Erläuterung über die Stimmung und Ansicht, aus welcher seine Beschwerdeschrift hervorgegangen, und erklärte, er werde sich auch mit Hrn. von Raumer persönlich verständigen. „Die Erklärungen beider Herren", heißt es im Protokoll, „wurden so aufgenommen, daß sich darüber keine weitere Debatte entspann und die Angelegenheit als beendigt betrachtet wurde".

Allein sie sollte noch nicht beendigt sein, vielmehr ein schlimmeres Nachspiel erhalten. Eine Abschrift jenes Schreibens an den König hatte man dem Minister Eichhorn übersandt, eine zweite dem Minister Savigny. Dieser behandelte sie discret, Eichhorn

aber hielt es aus politischen Gründen für nothwendig, die Antwort der Akademie in den Zeitungen zu veröffentlichen. Da Raumer in den liberalen Zeitungen als Marquis Posa gefeiert wurde, so sollte diesem Ruhm ein Dämpfer aufgesetzt werden, und dazu wurde das Entschuldigungsschreiben der Akademie benutzt: der „Rheinische Beobachter" und das „Journal des Débats" brachten es und knüpften daran Ausführungen, die für Raumer sowohl wie für die Akademie höchst peinlich waren: die Akademie, so wurde verkündigt, habe Raumer auf's Entschiedenste desavouirt und preisgegeben und sich bedingungslos den Ansichten des Königs für alle Zukunft unterworfen.

Mit Bestürzung las die Akademie ihr Schreiben in den Zeitungen. Es nahm sich gedruckt anders aus als in verschwiegener Schrift. Die Bestürzung wurde nicht gemindert durch die Antwort des Königs, die fast an demselben Tage einlief, an dem die Zeitungen die Zuschrift der Akademie veröffentlichten. Rücksichtsvoller und zarter konnte der Monarch nicht schreiben:

> „Das Schreiben der Akademie der Wissenschaften vom 4. d. M. hat mir das sehr befriedigende Gefühl gewährt, den Ausdruck der edeln und loyalen Gesinnung wieder zu finden, welche Ich in einer Versammlung so seltener und ausgezeichneter Männer, wie die Akademie sie vereinigt, nie habe bezweifeln können. — Es ist mir wichtig, daß auch die Akademie nie daran zweifle, daß ich nicht gemeint bin, den freiesten Meinungs-Äußerungen ihrer Mitglieder eine Schranke zu stellen, wohl wissend, daß dieselben verwerflichen Meinungen nie eine Stätte unter sich gönnen werden. — Mein Hand-Billet an den Staatsminister Eichhorn greift nur die Form der Rede am Gedächtnißtage des großen Königs an, welche Veranlassung zum mißbilligenden Schweigen der älteren und zum rohen Gelächter der jüngeren Zuhörer gegeben hat, und einem Manne, den ich seit 34 Jahren kenne und vielfache Auszeichnungen habe zu Theil werden lassen, als ein versteckter und hämischer Tadel Meiner Regierungsgrundsätze vom Publicum gedeutet worden ist. — Das Schreiben der Akademie beweist Mir, welchen Eindruck jene Rede auf dieselbe gemacht hat, und dies freudig anzuerkennen und ihr dafür zu danken, ist der Zweck dieser meiner Antwort."

Der Huld des Königs war die Akademie auf's Neue versichert worden; aber in der Presse, und nicht nur in der radicalen, erhob sich ein Sturm wider sie. Ihr Schreiben an den König wurde als servil bezeichnet, Raumer nun erst recht als der große Mann gefeiert, der allein Männerstolz vor Königsthronen bewährt habe. Jetzt besannen sich auch einige Mitglieder der Akademie darauf, daß man jenes Schreiben zu rasch beschlossen und die Fassung nicht

sorgfältig genug erwogen habe; einige deuteten an, daß Böckh es der Akademie aufgedrängt habe, bez. daß es nicht so abgegangen, wie es beschlossen worden sei. Böckh ließ darauf in der Sitzung vom 11. März mittheilen, daß er sich an der Raumer'schen Sache nicht mehr betheiligen wolle, da Zweifel laut geworden, ob er loyal verfahren sei. Die Akademie wußte ihn jetzt zu beruhigen; in der That hatte er nur gethan, was sie gebilligt hatte. In der Sitzung wurde sodann ein Schreiben Eichhorn's verlesen, in welchem im Auftrage des Königs gesagt war, der König mißbillige die Veröffentlichung der Immediateingabe in den öffentlichen Blättern; wenn aber die Akademie selbst oder ein Mitglied derselben mit ihrem Vorwissen die Veröffentlichung veranlaßt haben sollte, so fände er nichts zu erinnern. Endlich wurde ein Schreiben Raumer's (vom 5. März) mitgetheilt, in welchem er seinen Austritt aus der Akademie anzeigte. Er wies darauf hin, daß er in seiner früheren Zuschrift erklärt habe, daß es für den damaligen Augenblick unpassend und von üblen Folgen sei, wenn er sein Amt niederlegte. „Seitdem haben die Gründe und Ursachen [dieses Verhaltens] alles Gewicht verloren, und unerwartete, aber unabänderliche Ereignisse versetzen mich in die Nothwendigkeit, jenen nur einstweilen aufgeschobenen Beschluß sogleich zur Ausführung zu bringen und einem Verhältniß zu entsagen, welches für mich seit vielen Jahren so ehrenvoll als erfreulich war. Demgemäß lege ich hiermit mein Amt als Secretar und meine Stelle als Mitglied der Akademie in die Hände der Akademie nieder."

Der Akademie war diese Erklärung höchst peinlich: schien ihr Ansehen in der Oeffentlichkeit durch die Publicirung ihres Entschuldigungsschreibens empfindlich getroffen, so mußte es der Austritt Raumer's vollends erschüttern. Sie beschloß, die Erklärung nicht anzunehmen, und betraute eine Commission (Dove, Jacobi, Lachmann) mit der Redaction eines Antwortschreibens. Nur Wilhelm Grimm, Gerhard und Schelling erklärten, man solle Raumer's Rücktritt vom Secretariat acceptiren, aber ihn bewegen, seinen Austritt aus der Akademie zurückzuziehen.

In der Sitzung vom 18. März (Böckh hatte den Vorsitz wieder übernommen) verhandelte man zunächst darüber, ob man der unbefugten Publicirung gegenüber Schritte in der Öffentlichkeit thun und dem Minister antworten solle. Ein Schreiben an diesen wurde beschlossen, dagegen sah man von weiteren Schritten den Zeitungen gegenüber ab, „da sie wie ein Eingriff in die Freiheit

der Presse aussehen könnten". Sodann wurde der von der Commission verfaßte Entwurf der Antwort an Raumer vorgelegt. In demselben war die Austrittserklärung Raumer's überhaupt nicht berührt, sondern nur sein Ausscheiden aus dem Secretariat; ferner war absichtlich davon abgesehen, daß Raumer bereits in seiner ersten Erklärung den Entschluß, sein Amt niederzulegen, ausgesprochen und nur zunächst noch aufgeschoben hatte. Der Entwurf, wie er lautete und von der Akademie angenommen wurde, war diplomatisch abgefaßt, nicht warm noch kalt, und konnte Raumer nicht bewegen, seinen Entschluß zu ändern:

> Sie haben in dem Schreiben vom 5. März Ihr Amt als Secretar in die Hände der Akademie niedergelegt. Die Akademie theilt Ihnen im Nachfolgenden die Gründe mit, welche sie bewegen, Ihre Entlassung nicht anzunehmen.
>
> In einem Schreiben vom 9. Februar an den vorsitzenden Secretar ... hatten Sie Ihr Bedauern ausgesprochen, der Akademie unerwartet und wider Ihren Willen Unannehmlichkeiten bereitet zu haben, und zugleich für die Art gedankt, wie sie weitere Anklagen aufgefaßt, beurtheilt und zurückgewiesen habe. Sie erklärten dabei, daß, wenn Sie bloß Ihrem aufgeregten Gefühle gefolgt wären, Sie Ihr Amt als Secretar sogleich niedergelegt haben würden, nach reiflicher Überlegung aber dies für unpassend gehalten hätten, in Folge dessen Sie in den Sitzungen vom 18. und 25. Februar Ihre Function als Secretar wieder übernahmen. In Ihrem jetzigen Schreiben erklären Sie zu unserem Bedauern, daß seitdem die Gründe Ihres Verhaltens, welches die Billigung der Akademie erfahren, durch unerwartete, aber unabänderliche Ereignisse ihr Gewicht verloren haben. Die Akademie hat inzwischen keine Schritte gethan, die Ihr Verhältniß zu derselben verändern können; denn das einzige, ihr in der Zwischenzeit bekannt gewordene Ereigniß, die Veröffentlichung des von der Akademie unterm 4. Februar an des Königs Majestät gerichteten Schreibens, ist weder von der Akademie noch von einem ihrer Mitglieder ausgegangen. Die Akademie hat daher in ihrer Sitzung vom 11. d. M. fast einstimmig beschlossen, Ihre Niederlegung des Secretariats nicht anzunehmen, sondern ersucht Sie, Ihr bisheriges Amt ferner zu verwalten. Sie glaubt, daß selbst in dem Falle, daß Sie eine andere persönliche Meinung hegen, Sie dieselbe vor dem Wunsche der Akademie zurücktreten lassen werden.

Es geschah, was zu erwarten stand: Raumer fühlte sich durch das Schreiben der Akademie nicht bestimmt, seine Austrittserklärung zurückzuziehen. Sein Brief vom 22. März zeigt übrigens, daß auch er sich in einer üblen Lage der Öffentlichkeit gegenüber befand, die nicht begriff, wie er nach dem ominösen Entschuldigungsschreiben der Akademie länger in ihrer Mitte bleiben konnte. Der Brief lautete:

„Zu Folge des mir heute zugekommenen Schreibens der Akademie vom 18. d. M. wünscht dieselbe, daß ich meine Erklärung vom 5. d. M. zurücknehme und in den bisherigen Verhältnissen als Secretar und Mitglied verbleibe. Ich bedauere aufrichtig, diesem Wunsche nicht genügen zu können.

Die Königliche Akademie geht von der Voraussetzung aus, es habe sich seit der Entwerfung des Schreibens vom 4. Februar bis zum Eingang der wichtigen Königlichen Antwort für mich durchaus nichts verändert. Dieser Voraussetzung muß ich jedoch bestimmt wiedersprechen; denn für mich haben sich die Verhältnisse, es hat sich die Beurtheilung derselben, in jenem Zeitraume noch mehr umgestaltet als für die Akademie.

Ferner scheint dieselbe einige Worte aus meiner Erklärung vom 9. Februar so zu deuten, als hätte ich dadurch der Niederlegung meiner akademischen Stellen für immer entsagt. Angenommen, diese Deutung wäre richtig, so würde mir doch das Recht und die Pflicht bleiben, einen gefaßten Entschluß bei veränderten Verhältnissen ebenfalls zu ändern und zu berichtigen. — Nun ist aber das Citat in dem Schreiben der Königlichen Akademie aus meiner gedachten Erklärung unvollständig und läßt das entscheidende Wort aus. Ich sagte nämlich: reifliche Überlegung und das bestimmte Urtheil mehrerer Mitglieder der Akademie überzeugten mich, daß ein solcher Schritt (d. h. Niederlegung meiner Stellen) jetzt unpassend und von übelen Folgen gewesen wäre. — Die Königliche Akademie weiß, daß Rücksichten auf dieselbe und der Wunsch, kein größeres Aufsehen zu erregen, mich in dem damaligen Augenblicke vermochten, die Ausführung eines bereits gefaßten Beschlusses aufzuschieben — welche Zögerung, leider, von minder Unterrichteten, mißliebig und tadelnd ist aufgenommen worden. Jeden Falls liegt in dem, damals hinzugefügten Worte: „Jetzt“, ein deutlicher Vorbehalt, später den angemessenen Zeitpunkt meines Ausscheidens zu bestimmen, und in diesem Sinne habe ich mich auch gegen mehrere Personen innerhalb und außerhalb der Akademie offen ausgesprochen.

Jene wohlgemeinte Absicht, kein Aufsehen zu erregen, ist ohne mein Verschulden vereitelt worden, während die Gründe des Ausscheidens neues und doppeltes Gewicht erhielten.

So habe ich in der Zwischenzeit bereits die bittren Folgen des kurzen Citats erfahren, welches meiner vollständigeren Erklärung vom 2. Februar entnommen ist und sich in dem an Se. Majestät gerichteten Schreiben befindet. Mit den Worten: „ich nehme jede persönliche [das Wort „persönliche“ fehlt in dem Schreiben der Königlichen Akademie] Zurechtweisung ohne Widerrede hin, wie es sich (einem Vater, einem Könige gegenüber) gebührt“, wollte ich offenbar sagen, daß man mit einem Vater nicht rechthaberisch hadert und einem Könige nicht ungebührlich widerspricht. Statt dessen ist jene Äußerung sehr irrig so gedeutet worden, als habe ich die Vertheidigung Königs Friedrich's des Großen (welche zu meinem Bedauern unabsichtlich Anstoß erregt hat) seitdem aufgegeben, seine weisen Regierungsgrundsätze verleugnet und den wesentlichen Inhalt meiner Rede zurückgenommen; vielmehr wird jeder Unparteiliche in dem ganzen Hergange und meinem Ausscheiden

aus der Akademie eine Bestätigung der Festigkeit meiner Überzeugung für große heilsame Wahrheiten erkennen.

Thatsachen und Urtheile, Gefühle und Grundsätze, mein persönlicher Charakter und meine Ehre zwingen mich, unabänderlich an meinem Entschlusse festzuhalten und nicht bloß meine Stelle als Secretar niederzulegen, sondern (aus sehr überwiegenden Gründen) auch als Mitglied auszuscheiden. Ich ersuche die Akademie dringend, sich von der Nothwendigkeit dieser Schritte zu überzeugen, die Sache als abgethan zu betrachten und meinen Nachfolgern die mit dem 1. April eröffneten Gehalte zu überweisen"

Die Akademie vermißte in dem Schreiben die Anerkennung des Schutzes, den sie Raumer gewährt habe, und beurtheilte die Gründe für seinen Austritt nicht als ausreichend. Sie beschloß, ihm seine Stelle als Mitglied der Akademie bis zum Ende des Jahres offen zu halten und ihm das zu schreiben. Um der öffentlichen Meinung ein richtigeres Urtheil zu ermöglichen, beantragten Dove, Jacobi, Poggendorff, Rieß und G. Rose in der Sitzung vom 25. März, sämmtliche Protokolle in der Raumer'schen Sache in den „Monatsberichten" zu publiciren. Der Antrag wurde aber mit 21 gegen 11 Stimmen abgelehnt. Auch das Schreiben an den Minister — mit dem Entwurf war Magnus betraut worden — fiel (mit 15 gegen 14 Stimmen). Man wollte weder den Schein erregen, den Minister zu veranlassen, gegen die Freiheit der Presse vorzugehen, noch wollte man ihm in's Gesicht sagen, daß er für die begangene Indiscretion verantwortlich sei. Dove hat dann noch einmal, kurz vor dem Leibniz-Tage, beantragt, in der Festsitzung dem Publicum ausführliche Kenntniß von dem wahren Verlauf der Angelegenheit zu geben. Es wurde auch eine Commission eingesetzt (Böckh, Dove, Lachmann, Johannes Müller und Trendelenburg), um die Form der Veröffentlichung zu berathen. Darüber, daß etwas zu geschehen habe, waren alle Commissionsmitglieder einig, „weil es sich von selbst verstehe", aber die Ausführung machte die größten Schwierigkeiten; man durfte nichts von dem zurücknehmen, was in dem Entschuldigungsschreiben an den König ausgesprochen war. Für die Unterscheidung der Bedingungen, unter denen eine Äußerung gestanden hat, hat die öffentliche Meinung keinen sicheren Sinn. Auch wenn das Schreiben correcter gewesen wäre, als es war, wären der Akademie in jener politisch hochgespannten Zeit Vorwürfe schwerlich erspart geblieben. Dennoch glaubte Böckh auf Grund von Entwürfen, die Dove, Müller und Trendelenburg verfaßt hatten, eine Form gefunden zu haben, von der er sich einen

guten Eindruck in der Öffentlichkeit versprach. Allein in der Sitzung vom 1. Juli wurde seine Vorlage (mit elf gegen elf Stimmen) abgelehnt und nach langen Verhandlungen beschlossen, in der Festsitzung über die Raumer'sche Angelegenheit zu schweigen. So endete diese Sache; es geschah nichts, um die öffentliche Meinung direct aufzuklären, und wahrscheinlich war das das Beste. Dagegen nahm Böckh in seiner Festrede die Gelegenheit wahr, seinen wissenschaftlichen Freisinn, die Unabhängigkeit der Akademie und ihre principielle Übereinstimmung mit den Grundsätzen Friedrich's des Großen gegenüber reactionären und kirchlichen Tendenzen in festen und klaren Worten zum Ausdruck zu bringen. Nachdem er es beklagt hatte, daß die Akademie ihre besondere philosophische Abtheilung verloren habe, fuhr er fort:

> Leibniz hatte einen Theil der Akademie auf Behandlung der Kirchengeschichte und insbesondere auf die Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen berechnet. . . . Seine lebhafte Theilnahme an allem Kirchlichen, also auch an Kirchen- und Dogmengeschichte, ist bekannt; was aber den andern soeben von mir hervorgehobenen Punkt betrifft, so wünschte er ohne Zweifel die Verbreitung des Christenthums um ihrer selbst willen, und zugleich weil er von den in neuester Zeit häufig angefochtenen und allerdings den Zweck nicht immer erreichenden Missionen und Bekehrungsanstalten die Herstellung eines menschlicheren und sittlicheren Zustandes unter den Heiden und eine Bereicherung der Wissenschaften erwartete. Heutzutage erscheint die Anknüpfung akademischer Thätigkeit an Missionen und Bekehrungen so befremdlich, daß wir eingestehen müssen, diese Leibnizische Ansicht sei durch die Zeit nicht bewährt worden, und einigen Antheil daran, daß er der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften diese Nebenbestimmung gab, möchte wohl seine außerordentliche Geschicklichkeit haben, sich Anderer Neigungen und Vorstellungen anzubequemen. Keiner empirischen Wissenschaft verzeiht man, so viel wie ich weiß, die Accommodation an Vorstellungen, die außer der Wissenschaft liegen; die Philosophen haben sie nicht selten sich erlaubt, ja der Name der „Christlichen Philosophie" ... deutet einigermaaßen auf eine ziemlich häufige Anbequemung des Philosophirens.

Hierauf folgte die Kritik einiger wichtiger Punkte in der Leibnizischen Religionsphilosophie; dann fuhr der Redner fort:

> „So dünkt mir, hat Leibniz doch das gethan, wovon ich ihn früher [in einer älteren Rede] mit Lessing freisprechen wollte: er hat seine Lehre dem Dogma anbequemt. Endlich kann ich es wohl dem Urtheil eines Jeden überlassen, ob die berührte, damals vielleicht zeitgemäße Verbindung eines an sich gewiß ernstlich und wohlgemeinten Zweckes [eines theologisch-kirchlichen] mit der Gesellschaft der Wissenschaften zu dem Wesen einer Akademie passe; denn nach unseren Begriffen hält

eine solche nicht, wie unter Ludwig XIV., auf ein ausschließendes Glaubensbekenntniß, sondern unsere Akademie ist — was selbst unter Friedrich dem Großen noch ohne Beispiel war, ungeachtet schon früher in einer zu religiösen Kämpfen aufgelegteren Zeit ein protestantischer Kurfürst dem edlen, oder nach Fr. H. Jacobi's und Schleiermacher's Ausdruck, dem heiligen Spinoza eine Professur an einer Universität angeboten hatte — unsere Akademie ist, sage ich, jetzo thatsächlich Gelehrten jeden Bekenntnisses zugänglich; sie hat es sich schon vor fünf Jahren zur Ehre gerechnet, einen ausgezeichneten Mann mosaischer Religion zu ihrem ordentlichen Mitgliede zu wählen, ein Beweis, daß sie auch in den Ansichten, welche das Zeitalter bewegen, etwas weiter vorgeschritten ist, als Manche glauben machen wollen. Ich kann es also auch der Entscheidung eines Jeden anheimstellen, ob jene von Leibniz beliebte Verbindung zu seinen glücklichen Vermittlungsversuchen zu rechnen oder eine unter Umständen gefährliche Vermengung verschiedenartiger Gebiete und Standpunkte sei, und ob Friedrich der Große und der Präsident Maupertuis oder Leibniz, für die Sache selbst und ohne Rücksicht auf besondere Verhältnisse, das Richtigere getroffen habe. Sollte es aber Jemand unpassend finden, wenn ich einmal eine Seite des wundervollen Gegenstandes herausgekehrt habe, die uns minder anspricht, so . . . finde ich es anständiger selber zu denken, als immer nur das unbedingte Lob des großen Meisters zu verkünden. Ich kann und will es nicht verhehlen, daß meine Ansichten in dieser Beziehung mit denen des großen Königs übereinstimmen, und ich habe mich bereits dahin erklärt, 'wie mir scheine biete die Akademie einen bequemen Boden für die Philosophie, weil diese der vollen Freiheit des Erkennens bedürfe, nirgends aber weniger als an dieser Stelle gefordert werde, das Philosophiren solle sich vorherbestimmten Vorstellungen anbequemen; denn die Akademie sei nach ihren Gesetzen, dem Palladium ihres Daseins, den allgemeinen Wissenschaften ohne besonderen Lehrzweck gewidmet, und am wenigsten könne die Philosophie hier als eine Hülfswissenschaft der Theologie angesehen werden, welche mehr als irgend ein praktischer Lehrzweig seit lange der Akademie fremd gewesen; am wenigsten könne hier davon die Rede sein, nach der Richtschnur positiver Dogmen zu philosophiren'. Diese und die ganze wissenschaftliche Freiheit nimmt die Akademie für sich in Anspruch, und sie ist ihr, soweit ich aus eigener Erfahrung darüber urtheilen kann, weder jemals bestritten, noch jemals von ihr preisgegeben worden."

Diese Sprache war hinreichend deutlich. Der Secretar der Akademie erklärte, daß er in Bezug auf die Freiheit der Wissenschaft an den Grundsätzen Friedrich's des Großen unverbrüchlich festhalte, also auch mit Raumer in der Abwehr reactionärer Bestrebungen, welche die Wissenschaft in Fesseln schlagen wollen, einig sei; er erklärte aber auch, daß die Akademie jene Grundsätze niemals preisgegeben habe.

Dennoch beruhigte sich die öffentliche Meinung nicht: Raumer blieb ihr Held, und die Akademie galt als servil. Man verlangte nun auch, sie solle alle ihre Sitzungen öffentlich abhalten. So laut wurde diese Forderung in der Presse geltend gemacht, daß sich Encke in seiner Festrede am 21. October veranlaßt sah, die Frage der Öffentlichkeit der Sitzungen zum Gegenstande seiner Betrachtungen zu machen; er beantwortete sie negativ; die Akademie wollte lieber unpopulär sein, als ihre wissenschaftlichen Aufgaben gefährdet sehen.

Das Jahr 1848 zog herauf. „Die Plenarsitzung der Akademie am 23. März 1848 ist wegen der politischen Unruhen ausgesetzt worden", heißt es mit lakonischer Kürze im akademischen Protokoll. Die Stimmung in der Akademie war überwiegend conservativ, aber richtete sich auch gegen die vaterlandsfeindliche Reaction, die ein ebenso gefährliches Spiel spielte als die Revolutionäre. Trendelenburg wollte, wie es scheint, am Schlusse seiner Festrede zum Leibniz-Tage die Feinde einer besonnenen Freiheit aus beiden Lagern abwehren, indem er an ein ernstes Wort Leibnizens erinnerte:

„Leibnizens Wort klingt noch wie zu unserer Zeit gesprochen, wenn er die Klugdünkenden in Deutschland straft, die die deutsche Freiheit und deutsche Ordnung untergraben. ‚Ihr hochfliegender Verstand ist dahin kommen, daß sie die Religion vor einen Zaum des Pöbels und die Freiheit vor eine Einbildung der Einfältigen halten. Solche Leute soll man billig fliehen und hassen, gleich wie die, so die Brunnen vergiften. Denn sie wollen die Brunnquell gemeiner Ruhe verderben und die Zufriedenheit der Gemüther zerstören, gleichwie die, so schreckliche Dinge aussprengen und dadurch die Herzen der Menschen ängstigen; sie sind denen gleich, so einen Gesunden bereden, daß er krank sei, und verursachen dadurch, daß er sich lege; anstatt daß sie unsre Wunden mit Öl lindern sollten, so reiben sie solche mit Salz und Essig. Aber wir sind Gottlob noch nicht so unglücklich, und unser Kleinod ist noch nicht verloren; unsre Krone ist von uns noch nicht genommen und unsre Wolfahrt steht in unsern Händen.' Möge sich Leibnizens Wort heute an uns Deutschen bewähren, wenn er weiter sagt, daß es in unserer — der Deutschen — Macht sei, glückselig zu sein."

Schärfer richtete sich Encke in der Festrede am 19. October gegen die Revolution:

„Er erinnerte" — heißt es im Referate über seine Rede — „an den vor 200 Jahren geschlossenen westfälischen Frieden, der die dunkelste Periode der neuern deutschen Geschichte beendigt habe, während wir jetzt an dem Anfange einer neuen ständen, welche durch den Mißbrauch der Rede und die daraus hervorgegangenen neuesten

Greuel uns mit ähnlichen Zerwürfnissen bedrohe. Im deutschen Sinne sei vorzüglich zu beklagen, daß der Anstoß der Bewegung von Außen gekommen, und daß noch immer mit den Waffen der Unwahrheit gegen die frühere Verwaltung gekämpft werde. Vielmehr beruhe die Hoffnung auf eine glückliche Durchführung der eingeleiteten Reformen für Preußen wesentlich auf dem trefflichen Kern, den die frühere Verwaltung gebildet, weshalb die Verknüpfung der Vergangenheit mit der Zukunft die Hauptaufgabe Preußens sei. Das natürliche Band zwischen beiden bilde die Macht der Krone, an welche sich alle früheren geschichtlichen Erinnerungen anschlössen, während sie als das nicht wechselnde Element der künftigen Staats-Verfassung, in Verbindung mit der immer von Zeit zu Zeit sich erneuernden Volksvertretung, die Zukunft Preußens sicherstelle. Die neue Zeit füge deßhalb zu den Gefühlen, mit welchen wir früher diese Feier begangen hätten, noch eine hochwichtige Betrachtung hinzu und fordere auf, die Wünsche für die Erhaltung Sr. Majestät des Königs und des Königlichen Hauses in erhöhter Weise kundzugeben."

Man kann der Akademie nicht vorwerfen, daß sie es unversucht gelassen habe, die herrschende Mißstimmung gegen sie zu überwinden und eine Verständigung herbeizuführen. Ihre drei vorzüglichsten Redner, Böckh, Trendelenburg und Jakob Grimm, unternahmen es im Jahre 1849, in eingehenden Ausführungen die öffentliche Meinung aufzuklären und durch Darlegung des Zwecks und der Aufgabe der Akademie die Ungunst und die thörichten Forderungen des „Zeitgeistes" zu besiegen.

In seiner Rede auf Friedrich den Großen, mit besonderer Beziehung auf die Ausübung der unumschränkten Gewalt, erklärte Böckh: „Heute sagt man, ob die Akademie Friedrich's Ehrentag begeht oder nicht, ist sehr gleichgültig; denn erstlich war Friedrich ein Tyrann, zweitens sind die Akademieen nur Stiftungen der Fürsten und Anhängsel der Höfe, stehen nicht auf der Höhe der Zeitbildung und passen nicht zu dem Zeitgeiste, der alle Bevorzugung verwirft und Allen gleiche Berechtigung zutheilt, ihr aber wollt besonders auserlesen sein und seid nicht einmal durch eine größere Wahlversammlung erlesen, sondern ergänzt euch selber; euch erkennen wir gar nicht an". Böckh wies in seiner Rede beide Einwürfe zurück; in Bezug auf die Akademieen führte er aus, daß sie allerdings nicht dem deutschen Geiste entsprossen seien und in Deutschland nie den Beifall gefunden hätten wie in Frankreich und Italien; „es ist daher auch ohne mitwirkende Nebengründe sehr natürlich, wenn sie bei uns dieser und jener Anfechtung ausgesetzt sind". Aber wenn sie auch ursprünglich ein Anhängsel der Höfe

gewesen seien, so seien sie das nicht nothwendig: in der ersten französischen Republik sei das Nationalinstitut die anerkannt erste wissenschaftliche Körperschaft gewesen, obgleich seine Mitglieder nicht aus der Wahl des Volkes oder einer größeren Versammlung von Gelehrten hervorgegangen seien. „Daß gelehrte Gesellschaften sich je durch andere Wahl als ihre eigene ergänzt hätten, ist mir nicht bekannt, und wir machen nicht den Anspruch, mehr sein zu wollen als eine gelehrte Gesellschaft, außer daß wir, was von Friedrich's des Großen Ausstattung dieser Akademie uns noch verblieben ist, gern mit Anderen theilen, deren wissenschaftliche Zwecke einer Unterstützung bedürfen."

Diese Vertheidigung hält mehr zurück, als man sonst von Böckh gewohnt ist. Tiefer und zuversichtlicher sprach sich Trendelenburg aus:

„Der Akademie gehört die Wissenschaft als solche; nicht der Unterricht, nicht die Anwendung, sondern die Forschung. Die Wissenschaft hat gleich der Andacht ihren Zweck in sich. Aber indem sie nach der Erkenntniß des Wesens trachtet und nach nichts Anderem, fällt ihr, wie dem Wesen in allen Dingen, das Übrige von selbst zu, und sie dient von selbst dem Unterricht und der Anwendung. Daher hofft auch die Akademie, nicht dem Leben entfremdet zu sein, wie man ihr wohl Schuld gegeben.

An eine stille und eigene Arbeit gewiesen, begrüßt sie in jeder Sitzung den Gast, der an ihren Untersuchungen Theil nehmen mag, mit Freuden. Die Wissenschaft strebt von Natur nach Mittheilung. Einsam im Geiste geboren, sucht sie in den Geistern ihre Bestätigung. Jeder Gedanke und jede Entdeckung suchen die schöpferische Kraft dadurch zu bewähren, daß sie in Andern mit fremden Gedanken in Berührung treten und in der neuen Verbindung Neues erzeugen.

Die Akademie erfüllt ihre wissenschaftliche Bestimmung, wenn sie in ihrer Mitte Forschungen austauscht und belebt und nach außen Arbeiten und Untersuchungen anregt und solche Unternehmungen fördert, welche ohne einsichtige und kräftige Hülfe schwerlich für die Wissenschaft zu Stande kommen.

Auch die Wissenschaft ist sich ihres einseitigen Blicks bewußt, wenn sie an Staatsgröße und Waffenehre schweigend vorbeigeht und nur der Wissenschaft und Kunst gedenkt und der anregenden Liebe und des fördernden Schutzes, welche sie finden, wenn sie in der königlichen Thätigkeit des Wahren und Schönen gedenkt, das im Guten zu wurzeln strebt, der edlen Fürsorge für das Große und Echte in der menschlichen Bildung. Heil Preußens edlem Könige! Heil seinem Königshause! Heil dem Geschlechte der Hohenzollern, dem Stolz und der Hoffnung Preußens und — dürfen wir vertrauen — der Hoffnung Deutschlands!"

Am tiefsten aber hat Jakob Grimm die Sache erfaßt. Er ging hinter die Zufälligkeiten, welche die herrschende Ungunst bestimmten, zurück und suchte zu ermitteln, ob Unvollkommenheiten der verwirklichten Idee den Akademieen noch anhaften. In einer Untersuchung „Über Schule, Universität, Akademie“ stellte er den Begriff dieser großen Institutionen fest und maaß an demselben ihre Erscheinung. Der Abschnitt über die Akademie beginnt mit den Worten: „Das Wesen der Akademie, glaube ich, hat sich, und man begreift warum, erst viel unvollständiger entfaltet als das der andern wissenschaftlichen Anstalten. Es wird sich, trügen die Zeichen nicht, in der Zukunft mehr Luft machen“. Hierauf folgt die Darlegung der wesentlichen Aufgaben der Akademie — man muß sie selbst bei ihm nachlesen, kein Referat kann sie ersetzen —, dann fuhr der Redner fort:

„Mit Recht sind die Festtage der Akademie öffentlich; denn außerdem soll und kann sie nicht populär werden in dem Sinn, daß sie die feinsten Spitzen ihrer Untersuchung abzubrechen hätte einem gemischten und mittleren Verständniß zu Gefallen, das ohne inneren Beruf vorlaut sich gern herandrängt. Die Wissenschaft hat kein Geheimniß und doch ihre Heimlichkeit; sie mag nicht oft auf der großen Heerstraße weilen, sondern lieber sich in alle Wege, Pfade und Steige ausdehnen, die ihr neue Aussichten öffnen, wo ihr jedes Geleit zur Last wird. In der Ebene treibt sich das Gewühl der Menge, Anhöhen und Berge werden immer nur von Wenigen erklommen. Erfolglos haben wir darum, wie mich bedünkt, einem unbefugten Verlangen stattgegeben und Stühle gestellt, auf welche der Staub sich niedersetzen kann, weil sie von Niemanden eingenommen werden.“ . . .

„Es bleibt mir übrig, die wichtigste, ich gestehe auch schwierigste Angelegenheit der Akademie, ohne Rückhalt, zur Sprache zu bringen, die der Erneuerung und Ergänzung ihrer Abgänge. . . . Ist es unleugbar, daß die Akademieen im Stand ihrer gegenwärtigen Entfaltung noch nicht wirksam genug sind, gleichwohl alle Keime einer zweiten und dritten Wiedergeburt in sich tragen, um desto offenbarer ihre gebührende und heilsame Stelle an der Spitze der Wissenschaft einzunehmen, so fällt in die Augen, dieser größere Zweck müsse und könne weniger durch ihre zum Beispiel und zur Bürgschaft gereichende Thätigkeit, als durch die freie und ungehemmte Wahl neu zutretender Mitglieder erreicht werden.“

Grimm tritt nun auf's Entschiedenste für die frei Wahl der Akademie selbst ein (ohne Meldung seitens der Candidaten wie bei der Pariser Akademie); aber er sieht es für einen empfindlichen Uebelstand an, daß sie bei den Wahlen auf Berlin beschränkt ist, statt aus ganz Deutschland die besten Mitglieder zu sich zu rufen.

Der wichtigste Punkt ist übrigens in den Ausführungen Grimm's doch noch nicht in seiner vollen Bedeutung erkannt: daß das Existenzrecht der Akademie in der Gegenwart nicht in letzter Linie an den wissenschaftlichen Unternehmungen haftet, die sie in's Leben ruft und leitet. — Wie sehr die politischen Bewegungen auch noch im Jahre 1850 in der Akademie nachzitterten, erkennt man aus den Festreden. „Möge auch in dieser verhängnißvollen Zeit, wo das Selbstgefühl des deutschen Volkes, wenn auch nicht immer auf eine zu billigende Weise und leider fast nur in Worten, sich zu regen angefangen hat, die Zukunft den Keim, der sich zu entwickeln verspricht, pflegen und schützen", rief Encke aus. „Was haben wir in den letzten vier Jahren erlebt", klagte Ehrenberg; „es ist die Möglichkeit hervorgetreten und in großer Ausdehnung zur Wirklichkeit geworden, daß alle geistige Erhebung und Entwicklung der Einzelmenschen und der gebildeten Völker der Erde von alle Sittlichkeit zerstörenden Leidenschaften völlig beherrscht worden sind. Die schöne Hoffnung eines mit Nothwendigkeit stetig gewordenen und gesicherten Fortschreitens der Veredlung des Menschengeschlechts hat, wer kann es leugnen, eine große, im Centrum der Civilisation erstandene Stütze — wie eine schöne Festung, die einmal eingenommen worden —, die Stütze der Geschichte verloren!" Diese an Erasmus erinnernde Klage des in seinen Studien gestörten Gelehrten war doch nicht der Mehrzahl der Akademiker aus der Seele gesprochen; sie sahen muthiger der Zukunft entgegen. Auch der greise Humboldt ließ sich in seinem Glauben an den Fortschritt der Wissenschaft und Civilisation nicht erschüttern; seine Gelassenheit, verbunden mit einer edlen Thatkraft, wirkte vorbildlich. An seinem Jubiläum — er war nun fünfzig Jahre lang Mitglied der Akademie — sollte laut Beschluß der Akademie seine Büste im Sitzungszimmer aufgestellt werden; er aber verbat sich diese Ehre, nur ein Festmahl nahm er an.

Seit mehr als drei Jahren waren neue Mitglieder nicht aufgenommen worden; am 18. Mai 1850 erhielt die Akademie endlich wieder eine Verstärkung: Lepsius, Homeyer und Petermann wurden gewählt. In Petermann (geb. 12. August 1801 zu Glauchau, gest. 10. Juni 1876) begrüßte die Akademie einen stillen Gelehrten, der, von der Theologie ausgegangen, besonders armenische Studien betrieb, aber auch die semitischen Sprachen in den Kreis seiner Forschungen zog und die historischen Disciplinen (profan- und kirchengeschichtliche) durch seine Mittheilungen aus armenischen und

koptischen Quellen mannigfach gefördert hat. Homeyer (geb. 13. August 1795 zu Wolgast, gest. 20. October 1874) war der berufene Nachfolger des Germanisten Eichhorn. In dem ausführlichen und warmen Nachruf Brunner's tritt die wissenschaftliche Persönlichkeit in dem Rahmen ihrer Leistungen charakteristisch hervor. Homeyer hat zuerst die deutschen mittelalterlichen Rechtsbücher, vor allem den Sachsenspiegel, kritisch bearbeitet und edirt. Auf den zahlreichen, diese Editionen begleitenden Abhandlungen glänzt die Freude einer jungen Wissenschaft. In der Akademie war Homeyer einer der fleißigsten Arbeiter und ist es bis in das höchste Greisenalter geblieben; in ihre Schriften hat er seine umfangreichen, zum Theil bahnbrechenden Untersuchungen zur deutschen Rechtsgeschichte niedergelegt. Seine „Haus- und Hofmarken" sind ein Werk, dessen Bedeutung sich nicht auf Deutschland beschränkt, denn es hat das ganze germanische Europa zur Untersuchungsbasis; er stand im 76. Lebensjahre, als er sie vollendete. „Was er that, das hat er ganz gethan, und wie er in seinen Arbeiten gewöhnt war seine Gedanken zu Ende zu denken, so hat er auch sein Leben völlig ausgelebt. Den Scheidenden betrübte kein Blick auf unerreichte Ziele, denn er hat sich nie ein Ziel zu hoch gesteckt, und was er leisten wollte, gründlich geleistet."

Den glänzendsten Zuwachs erhielt die Akademie aber damals durch den Eintritt von Lepsius (geb. 28. December 1810 zu Naumburg, gest. 10. Juli 1884). Als er aufgenommen wurde, hatte er bereits die ägyptische Alterthumskunde in Deutschland und seinen eigenen Ruhm begründet durch die große wissenschaftliche Reise nach Ägypten (September 1842 bis October 1845). An Bedeutung kann diese Expedition nur mit der von Humboldt nach Südamerika verglichen werden; in dem einzigartigen Werth, der ihren Ergebnissen für den Aufbau einer ganzen Wissenschaft zukommt, hat sie sie noch übertroffen. Der Fleiß, die Umsicht, der sichere Scharfblick, mit welchen Lepsius von Alexandria bis Chartum die Reste des höheren und höchsten Alterthums aufgenommen, geschichtlich und antiquarisch untersucht, abgeklatscht oder copirt hat, sind unvergleichlich gewesen. Als er im Januar 1846 nach Berlin zurückkehrte, brachte er ein Material nach Hause, an dem nicht nur er selbst 35 Jahre arbeiten konnte und gearbeitet hat, sondern das noch gegenwärtig die Fundgrube für die von ihm in's Leben gerufene Forschung ist. Das Berliner Ägyptische Museum und die im Jahre 1859 in 12 Bänden größten Folioformats (mit 894 Tafeln)

vollendeten „Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien“ sind die bedeutendsten Früchte seines Schaffens. In ihnen hat er das Versprechen eingelöst, das er bei seinem Eintritt in die Akademie gegeben hat: „Leibniz stellte in jener merkwürdigen Denkschrift, durch die er Ludwig XIV. zu der kühnen Unternehmung gegen Ägypten zu bewegen sucht, den Satz an die Spitze seiner Betrachtung: 'Maximi semper in rebus humanis momenti Aegyptus fuit'. Die wissenschaftliche Eroberung des altpharaonischen Ägyptens ist nicht vollendet. Die Aufgabe ist würdig der erleuchteten Protection und der lebendigen Theilnahme, welche unser hoher Königlicher Beschützer derselben schon lange gewidmet; sie ist auch würdig Ihrer akademischen Pflege. Was meine geringen Kräfte, die Sie dazu in Anspruch genommen haben, vermögen, wird stets mit dem Eifer geleistet werden, der für jeden mit Ernst und im Bewußtsein der Größe seiner Aufgabe Arbeitenden zugleich die höchste Freude ist“.

Neben dem „großen Haupt- und Grundbuch für die gesammte Ägyptologie“ hat Lepsius noch eine Reihe bedeutender Werke herausgegeben, unter ihnen „Das Königsbuch der alten Ägypter“ (1858). Überall interessirten ihn die historischen und antiquarischen Fragen in ihrem gesammten Umfange und mit dem Ausblick auf den internationalen Culturaustausch im Alterthum; die philologischen und grammatischen stellte er zurück: ihre Zeit war noch nicht gekommen. In hohem Alter ließ er seinen Blick über die Sprachen der Aethiopier und der Neger schweifen und zeichnete mit kühnen Strichen ein Gesammtbild von der Gruppirung und geschichtlichen Verbreitung sämmtlicher Sprachen und Völker Afrikas von den Syrten bis zum Kap, seine letzten und höchsten Erkenntnisse über die vorgeschichtlichen Wanderungen der Völker Südwestasiens und Afrikas klar und bündig zusammenfassend. „Eine Glücksfügung hat ihn hohe Gönner und Förderer finden lassen, aber das meiste hat doch er selbst gethan, um die von ihm erstiegene Stufe zu erreichen. Innerlich erwärmt und getrieben von den höchsten Idealen menschlicher Erkenntniß, hat er verständig die Mittel erwogen, welche ihrer Erreichung zuführen, und dann in harter, unverdrossener Arbeit sich in ihren Besitz zu setzen gewußt. Jeden Gegenstand, den er anfaßte, hat er selbständig von seinen Wurzeln an durchgearbeitet, durchdacht, von allen Seiten überlegt und immer wieder nachgeprüft, bis er zu voller Klarheit darüber und zu festen Ergebnissen gekommen war. Weil mit dem ganzen Einsatz seines Könnens und

Wissens erworben, waren ihm seine Erkenntnisse so zu sagen ein Stück seiner eigenen Persönlichkeit, und die große Zähigkeit, mit der er sie festhielt, eine nur zu natürliche Folge davon. Dabei war er in seiner Forschung und Kritik frei von aller Gebundenheit und von Vourtheil, sei es einer Schule und Partei, sei es religiöser Art, aber auch durchdrungen von der freudigfesten Zuversicht, daß man die Wahrheit mit den rechten Mitteln finden könne, noch nicht angesteckt von der krankhaften Zweifelsucht, welche zu keinerlei Überlieferung mehr Zutrauen zu fassen vermag."

Die Jahre 1851—1853 sind äußerlich ohne bemerkenswerthe Ereignisse verlaufen; aber innerlich waren sie bedeutungsvoll: nicht weniger als dreizehn neue Mitglieder wurden aufgenommen. Im Jahre 1851 traten der Zoolog Peters, der Physiolog du Bois-Reymond, die Botaniker Klotzsch und Braun, der Sprachgelehrte Buschmann, der Numismatiker Pinder und der Historiker Riedel ein. Ihnen folgten im Jahre 1852 der Mathematiker Eisenstein und der Philolog Ernst Curtius, im Jahre 1853 der Geograph Kiepert, der Philolog Haupt und die Geologen und Paläontologen Beyrich und Ewald.

Du Bois-Reymond, den Johannes Müller auf's Wärmste empfohlen hatte, brachte in der Antrittsrede seinen Dank in besonders lebhaften Worten zum Ausdruck: er hat ihn aber auch durch die That erstattet: seit Merian hat die Akademie kein Mitglied besessen, daß so ganz für sie gelebt und sie in seiner Person gleichsam repräsentirt hat. Als seine wissenschaftliche Aufgabe bezeichnete er es in derselben Rede, „die Physiologie, und sei es auch nur um ein Differential, ihrem Ziele näher zu rücken, die Physik und Chemie der sogenannten Lebensvorgänge zu sein". Dieses „sogenannt" ist für seine wissenschaftliche Grundanschauung charakteristisch geblieben. Noch in einer seiner letzten akademischen Reden hat er mit scharfen Worten Forscher zurückgewiesen, die ihm die verbannte „Lebenskraft" zurückzurufen schienen. Die Akademie hat das Glück gehabt, 45 Jahre lang seine Mitarbeit und seine Fürsorge zu erfahren und sich seiner geistvollen Festreden zu freuen. Dagegen ist ihr der jugendliche Mathematiker Eisenstein kaum ein halbes Jahr erhalten geblieben. Wie ein Meteor war er aufgestiegen, aus dumpfer Enge und kümmerlichen Verhältnissen. Seine zahlentheoretischen Speculationen machten auf Gauß den tiefsten Eindruck: er hoffte, ihn einst neben Archimedes und Newton zu sehen. Auch Humboldt hat ihn bewundert und Jahre lang

väterlich für den jungen Mann gesorgt, unermüdlich in Unterstützung und Förderung. Er hat seine Wahl in die Akademie durchgesetzt; aber schon waren die Tage des Gelehrten, der überschwengliche Hoffnungen erregt hatte, gezählt, und bald erlag er der schleichenden Krankheit.

Unter den sechs neuen Mitgliedern, welche die philosophisch-historische Klasse damals empfing, befanden sich die beiden späteren Secretare Curtius und Haupt. Der erstere folgte aber bereits im Jahre 1856 einem Rufe nach Göttingen und kehrte erst im Jahre 1868 wieder nach Berlin zurück. Die Bedeutung, die sein Wirken für die Akademie gehabt hat, fällt in die nächste Epoche. In Haupt, dem charaktervollen Philologen, erhielt Lachmann einen congenialen Nachfolger. Die Wahl Kiepert's geschah auf Vorschlag von Carl Ritter: „Es fehlt unserer Akademie ein d'Anville" — mit diesen Worten beginnt sein Antragsschreiben, welches auf Kiepert hinweist. Er sollte sich nicht getäuscht haben! — Unermüdlich hatte Humboldt Jahre lang die Aufnahme Buschmann's betrieben, die Verdienste in's Feld führend, die sich dieser um den sprachwissenschaftlichen Nachlaß Wilhelm von Humboldt's erworben hatte. Aber Bopp und Andere hatten die ernstesten Bedenken: sie fanden Buschmann's Arbeitsweise bei aller Anerkennung seiner Kenntnisse — namentlich auf dem Gebiete der amerikanischen Sprachen — nicht methodisch. Schließlich ließen sie sich aber doch von Humboldt überreden und gaben Buschmann ihre Stimme.

In seiner Rede am Leibniz-Tag 1852 konnte Trendelenburg auf ein bedeutendes Geschenk hinweisen, welches die Akademie aus Frankreich erhalten hatte. Ihr correspondirendes Mitglied Bartholmèß hatte in zwei Bänden (1850. 1851) eine „Histoire philosophique de l'Académie de Prusse depuis Leibniz jusqu'à Schelling, particulièrement sous Frédéric le Grand" erscheinen lassen und dem Könige gewidmet (s. oben S. 346). Das Lob, welches Trendelenburg diesem Werke gespendet hat: „gelehrt in der Forschung, einsichtig in der Auffassung, lebendig im Ausdruck, auf dem Grunde des Ganzen und Allgemeinen eine wesentliche Richtung unserer Akademie geschichtlich darstellend", ist vollberechtigt. Der aus dem Elsaß stammende Verfasser, deutsche und französische Art, wie sie sich einst in der Akademie durchdrungen hatten, verständnißvoll würdigend, hat hier eine geschichtliche Darstellung geliefert, die in ihren Grenzen unübertrefflich ist. Schon vor ihm hatten die französischen Historiker der Philosophie auf die philo-

sopische Bewegung innerhalb der Berliner Akademie des 18. Jahrhunderts aufmerksam gemacht, die Deutschen beschämend, die an ihr vorübergegangen waren. Villemain hat in seiner französischen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts der Berliner Akademie einen Abschnitt gewidmet, Cousin von ihr in seiner Geschichte der neueren Philosophie (1816. 1817) gehandelt und die Berliner Schule, wie er sie nennt, unter Merian's Führung mit der schottischen unter Thomas Reid zusammengestellt (sofern sie Beide die skeptischen Consequenzen des Empirismus und namentlich Hume's Auffassung des Ich und der Welt als bloßer Erscheinung bekämpfen), Bartholmèß faßte die Aufgabe nun nach einem noch größeren Maaßstabe. Die ganze Festrede Trendelenburg's („Die philosopische Thätigkeit der Akademie im vorigen Jahrhundert") ist ein Referat über das schöne Werk, aber bringt doch zugleich auch eine neue Beleuchtung des großen Gegenstandes.

In dem folgenden Jahre nahm derselbe Redner am Geburtstage des Königs Anlaß, von dem Lieblingswerk des Monarchen, der Restauration des Kölner Domes, zu handeln und an diesem Bau in tiefsinniger und doch klarer Rede das Wesen der Romantik und Gothik zu entwickeln. Der Dom ist ihm „der größte Ausdruck einer ewigen Empfindung, der Ehrfurcht" und wiederum „der klassische Bau im Romantischen". Romantisch, weil, wie in der Gothik überhaupt, die Vorliebe für die unbestimmte Empfindung und für ein phantasievolles Beiwerk in ihm waltet; klassisch, weil er doch den Begriff eines fest geschlossenen Ganzen zur Anschauung bringt. Deutlich fühlt man aus der Rede das liebevolle Bemühen des Redners heraus, sich in die Empfindungsweise des Königs zu versetzen. Es wurde ihm nicht schwer, denn mit Ehrfurcht blickte auch er auf das, was dem Könige werth und heilig war. Mit dem Appell an die Ehrfurcht als die lebendige Wurzel alles Heils — Ehrfurcht vor den göttlichen Dingen, Ehrfurcht vor dem Könige, Ehrfurcht vor dem Sittlichen in jedem Beruf — schloß der Vortragende: eine unpolitische Rede und doch politisch im höchsten Sinn, gehalten in einer Zeit, da unter dem Drucke der herrschenden Tagesmeinungen Muth dazu gehörte, vom Stuhle der Wissenschaft an die religiös-sittlichen Mächte zu erinnern.

Aber nicht minder stark, vielmehr stärker war damals der Druck der Reaction, und er steigerte sich, bis endlich im October 1858 der Prinz von Preußen definitiv die Regentschaft übernahm. Wer wundert sich, daß die Akademie in den Jahren 1854—1858

nicht mit freudiger Kraft gearbeitet hat? Sie rastete nicht — damals hat sie das Corpus Inscriptionum Latinarum wirklich in's Leben gerufen (s. oben S. 684 ff.), und ihre Mitglieder blieben thätig wie zuvor —, aber die allgemeine Lähmung, gesteigert durch das Leiden des unglücklichen Königs, machte sich auch in ihrer Mitte fühlbar. Es mußte weit gekommen sein, wenn der conservative Ehrenberg in seiner Festrede am 24. Januar 1856 einen grimmigen Ausfall auf „anglikanisch-protestantische 'Wissenschaften'" für nöthig hielt und von einseitigen Fanatikern sprach, welche, bei schwacher Wissenschaftlichkeit, entblößt vom Vertrauen auf die fortschreitende Wissenschaft, in Ängsten leben.

Wieder war es Trendelenburg, der in seiner Rede am Geburtstage des Königs (1857) über „die königliche Betrachtung der Dinge und das Wesen der Wissenschaft" das rechte Wort fand, um das Zutrauen und den Muth zu stärken.

„Je mehr sich die Wissenschaften von der unmittelbaren Thatsache und von der Controle der sinnlichen Gegenwart entfernen, desto mehr bieten sie durch die Vermittelung Punkte zum Angriff dar. Erst in der Schärfe des Streits, in der Macht der Folgerung, in der Widerlegung der Zweifel bildet sich das Bewußtsein der Nothwendigkeit. Und um dieses Zieles willen wehrt Niemand der kühnen und redlichen Wissenschaft, und selbst da nicht, wo sie auf lieb gewordene Begriffe empfindlich stößt; denn die Wahrheit ist nur Eine, und die Wahrheit wird sich selbst nicht im Stich lassen.

Es ist die Wissenschaft das größte Beispiel einer fortgesetzten Entwicklung, welches es überall giebt. Kein Kern, der zur tausendjährigen Eiche auswächst, kein Thier, das sich auslebt, kein Mensch, so glücklich er sich vollende, kein Volk und kein Staat, so lange sie auch blühen und so spät sie auch altern, hat eine so stetige, so fortlaufende Entwicklung als die Wissenschaft. Selbst die benachbarte Kunst hat sie nicht. . . . In der Wissenschaft ist alles Vorangehende die Voraussetzung des Folgenden, der Bestand die Voraussetzung des Erwerbes, das Entdeckte die Voraussetzung der Entdeckung. Das Neue knüpft sich an das Alte. Nur in seltenen und großen Fällen ändert sich dies Verhältniß. Die Wissenschaft erweitert sich und erneuert sich von innen. Nirgends verfährt sie sprunghaft. Selbst den Irrthum tauscht sie nur für eine Wahrheit aus. Die Geschichte der Staaten kann an der Geschichte der Wissenschaft ein Muster nehmen; denn nirgends einigt sich so harmonisch der erhaltende und der fortschreitende Geist, und daher würde die Wissenschaft ihr eigenes Wesen aufgeben, wenn sie selbst je nach außen in anderem Sinn wirken wollte."

Diese Zuversicht und der Entschluß, sich nicht beirren zu lassen, haben die Akademie über schlimme Tage hinweggeführt.

Acht neue Mitglieder sind der Akademie in jenen Jahren zugeführt worden. Die physiko-mathematische Klasse nahm den

Mineralogen und Chemiker Rammelsberg (1855), die drei Mathematiker Kummer (1855), Borchardt (1855) und Weierstraß (1856) und den Anatomen Reichert (1859 April) auf; die philosophisch-historische den Philologen und Archäologen Parthey (1857) und die HH. Weber (1857) und Mommsen (1858).

Durch Kummer und Weierstraß, zu denen im Jahre 1861 Kronecker trat, behauptete die Wissenschaft der Mathematik in der Akademie die Höhe, auf die sie Jacobi und Dirichlet geführt hatten. Kummer setzte in seinen zahlentheoretischen Schöpfungen das Werk dieses, Weierstraß in seinen epochemachenden Arbeiten zur Functionentheorie das jenes fort. In seiner Antrittsrede erkärte Kummer: „Ich habe vorzüglich nur diejenige Erkenntniß in der Mathematik erstrebt, welche sie innerhalb der ihr eigenen Sphäre ohne Rücksicht auf ihre Anwendungen gewährt; ich gedenke auch ferner in derselben Richtung fortzuarbeiten"; Weierstraß aber, nachdem er das Verhältniß seiner Arbeiten zu denen Abel's und Jacobi's kurz berührt hatte, fuhr also fort: „Glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich späterhin aus meinen Studien auch für die Anwendungen der Mathematik, namentlich auf Physik, einigen Gewinn ziehen könnte. Es ist mir keineswegs gleichgültig, ob eine Theorie sich für solche Anwendungen eigne oder nicht. . . . Ich meine aber, es muß das Verhältniß zwischen Mathematik und Naturforschung etwas tiefer aufgefaßt werden, als es geschehen würde, wenn etwa der Physiker in der Mathematik nur eine wenn auch unentbehrliche Hülfs-Disciplin achten oder der Mathematiker die Fragen, die jene ihm stellt, nur als eine reiche Beispielsammlung für seine Methoden ansehen wollte. . . . Auf rein speculativem Wege haben griechische Mathematiker die Eigenschaften der Kegelschnitte ergründet, lange bevor irgendwer ahnte, daß sie die Bahnen seien, in welchen die Planeten wandeln, und ich lebe der Hoffnung, es werde noch mehr Functionen geben mit Eigenschaften, wie sie Jacobi an seiner Θ-Function rühmt, die lehrt, in wie viel Quadrate sich jede Zahl zerlegen läßt, wie man den Bogen einer Ellipse am besten rectificirt, und dennoch, setze ich hinzu, im Stande ist, und zwar sie allein, das wahre Gesetz darzustellen, nach welchem das Pendel schwingt".

Mommsen stellte in seiner Antrittsrede in bedeutungsvoller Weise den Gedanken in den Vordergrund, daß er in die Akademie aufgenommen sei und eintrete, um ein großes wissenschaftliches Unternehmen auszuführen: es gilt zu zeigen, „daß, wie auf dem

Felde der Naturwissenschaften und der neueren Geschichte, so auch auf dem der klassischen Philologie die wissenschaftliche Organisation ihre Resultate liefert". Wie er dieses Wort nicht nur in der Herstellung des „Corpus Inscriptionum Latinarum", sondern auch in der Schöpfung zahlreicher anderer großer Unternehmungen eingelöst, und wie durch ihn die philosophisch-historische Klasse Aufgaben empfangen hat, die sie zusammenhalten, das hat die Geschichte der Akademie in den folgenden vierzig Jahren gelehrt.

Viele hervorragende Mitglieder sind der Akademie in den Jahren 1850—1858 entrissen worden, zuletzt noch im April 1858 Johannes Müller; aber immer noch hielt sich Alexander von Humboldt aufrecht. Er nahm auch an den akademischen Verhandlungen und Wahlen wie früher lebhaften Antheil. „Weber's Ernennung hat mich besonders erfreut", schrieb er im Herbst 1857 an Böckh, und noch am Tage der Wahl Reichert's im März 1859 war er in der Sitzung zugegen. Es sollte das letzte Mal sein. „Es bleibt der Akademie denkwürdig," schreibt Trendelenburg, „daß das letzte Wort, das sie aus Humboldt's Munde vernahm, belebend, anerkennend und warm wie immer, Hrn. Reichert galt." Bald darauf ergriff eine tödtliche Krankheit den greisen Senior der Akademie, der ihr fast 59 Jahre angehört hat. Am 6. Mai schloß er die Augen. Mit wahrhaft fürstlichen Ehren wurde er bestattet — wie anders als Leibniz, dessen Werk in der Akademie er fortgesetzt hat! Was diese bei seinem Scheiden empfunden, wie sie den großen Todten, dessen Büste nun ihren Saal ziert, geehrt hat, das ist bereits oben erzählt worden.

Daß mit Humboldt, dem noch in demselben Jahre Dieterici, Carl Ritter und Wilhelm Grimm im Tode nachfolgten, eine große Epoche in der Geschichte der Akademie zu Ende gegangen war, fühlte man. Was wird die neue bringen? Mit doppelter Schwere lag diese Frage auf Aller Herzen, wenn sie auf die inneren politischen Verhältnisse blickten, von denen doch alles Leben im Staate abhängig ist. Aber schon hatte der Prinz von Preußen die Zügel der Regierung ergriffen. „Die Gesinnung derer, welche die Wissenschaft vertreten, gegen König und Vaterland soll so unwandelbar sein, wie die Wahrheit, welche sie suchen und hüten." In dieser Gesinnung blickte die Akademie zu ihrem neuen Herrn und Protector auf, und niemals ist das Vertrauen auf einen König schöner belohnt worden.

Fünftes Buch.

Zur Geschichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften unter den Königen Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II.

Einleitung.

Der Umschwung, den der Betrieb der Wissenschaften durch eine allmähliche Umbildung seit der Mitte unseres Jahrhunderts erlebt hat, ist in der Rede eines Akademikers vom Jahre 1860 zu einem höchst charakteristischen Ausdruck gekommen. Es ist ein Philologe gewesen, der das Wort genommen hat; aber das, was er constatirte, gilt in ähnlicher Weise auch für andere Wissenschaften. Hr. A. Kirchhoff führte bei seinem Eintritt in die Akademie Folgendes aus:

> Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der deutsche Geist die Fesseln des fremden Geschmackes zu brechen und sich der eigenen Kraft und des eigenen Werthes bewußt zu werden begann, da waren es vor allem die Meisterwerke des Alterthums, in deren Anschauung er sich bildete und läuterte und der Drang des Schaffens zur Hervorbringung mustergültiger Werke sich befähigte. Dieser Dienst, zum zweiten Male bereits in schwerer Zeit geleistet, ist nicht vergessen worden. Als der frische Trieb des neuen Lebens sich auch den Wissenschaften bei uns mittheilte und sie in neue Bahnen führte, belebte er auch das Studium des klassischen Alterthums und erhob die Beschäftigung mit demselben zum anerkannten Range einer selbständigen Disciplin. Sie ward geboren und wuchs heran in den Zeiten eines jugendlichen Geistes, der nach Idealen rang, überall nach dem Ganzen strebend, darum auch überall schöpferisch und gestaltend auftrat; es war eben das poetische Zeitalter unseres Volkes. Die Leistungen der Philologie, die, getragen von dem allgemeinen Geiste, sich mächtig erhob und einen weitreichenden Einfluß übte, sind dem entsprechend in jenen Jahren bahnbrechend, umfassend, den wissenschaftlichen Stoff gleichsam künstlerisch gestaltend und reihen sich dem Bedeutendsten auf anderen Gebieten in Geist und Werth ebenbürtig an.

Jene Zeiten sind dahingegangen, ihre Ideale verblaßt, und alle Zeichen deuten darauf hin, daß eine neue Epoche im Leben unseres Volkes sich vorzubereiten begonnen hat, auch in seinem wissenschaftlichen. Die Wirklichkeit mit ihren unerbittlichen Forderungen ist in das Bewußtsein getreten, und unser Volk sieht sich hart vor eine praktische Aufgabe gestellt, von deren glücklicher Lösung seine politische Existenz abhängt und deren Ernst nothwendig eine ernüchternde Wirkung üben mußte. Auch die Wissenschaft und mit ihr die Philologie hat sich der Einwirkung des neuen Geistes nicht entziehen können. Es werden in unseren Tagen keine philosophischen Systeme mehr geschaffen, die Begeisterung für das klassische Alterthum hat auf dem praktischen wie theoretischen Gebiete nachgelassen, ja, einer gewissen Gleichgültigkeit Platz gemacht; die Hauptströmung der wissenschaftlichen Thätigkeit fließt breit und tief in einem anderen Bette. Auch die Art und Weise, in der heutzutage die Philologie in nicht zufälliger Übereinstimmung mit der Weise der heutigen Wissenschaft überhaupt betrieben wird, ist eine andere geworden; der gestaltende Trieb, der nach dem Großen und Ganzen strebte, scheint abgestorben, die Forschung verliert sich an das Einzelne und droht sich atomistisch zu zersplittern; ihr Charakter ist vorwiegend kritisch geworden. Um gerecht zu sein, darf freilich nicht verkannt werden, daß diese Richtung nach der anderen Seite doch auch im Fortgange der Forschung an sich begründet ist, indem sie in gesetzmäßiger Einseitigkeit sich einer Arbeit zuwendet, die unter allen Umständen gethan werden muß und nur in dieser Weise gethan werden kann. Sie wird nicht ewig dauern, und es werden auch andere Zeiten kommen. Aber natürlich und gerechtfertigt ist das Gefühl der Wehmuth, mit dem wir die Reihen der Männer sich lichten sehen, die der Wissenschaft des klassischen Alterthums zu der Bedeutung verholfen haben, welche sie zur Zeit hat, die den Grund gelegt haben, auf welchen wir fußen, mit dem wir uns sagen müssen, daß die Heroen uns verlassen und das Zeitalter der Epigonen begonnen hat. Ich, meine Herren, gehöre zu diesen Epigonen ....

Das Zeitalter der Wissenschaften, dessen Anbruch Hr. Kirchhoff hier vor vierzig Jahren constatirte, hat sich wirklich so entwickelt und ausgelebt, wie er es geschaut hat. Exacte Forschung und Kritik sind seine bezeichnendsten Züge geblieben: durch eine möglichst vollständige Induction und durch die umsichtigste Aufdeckung aller Fehlerquellen eine Fülle gesicherter Thatsachen zu gewinnen und aus ihnen Gesetze abzuleiten, d. h. die nothwendigen Bedingungen für den Eintritt und den Wechsel der Erscheinungen zu ermitteln — das ist die Aufgabe gewesen, die sich die Wissenschaft in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts in allen Disciplinen gestellt hat. Die Forderung der Massenbeobachtung führte zur Forderung der Arbeitstheilung, die Aufgabe der „Entwicklungsgeschichte" zum Studium der ersten Glieder in jeder Reihe. Von

den Höhen nicht nur der Speculation, sondern auch der Betrachtung complicirterer Ordnungen und Zustände stieg die Wissenschaft herab zu den Niederungen der primitiven Thatsachengruppen; fast darf man sagen, sie entäußerte sich ihres „humanen" Charakters, um zunächst die Erscheinungen zu studiren, von denen sich unser höheres Leben und unsere Cultur weit entfernt zu haben scheint, die aber doch die elementaren Voraussetzungen für alles Sein und Werden bilden.

Nur bei oberflächlicher Beurtheilung läßt sich behaupten, daß diese Wendung des wissenschaftlichen Betriebs zur Empirie ein Erlahmen der tieferen geistigen Arbeit verursacht habe. Zwar die Kärrner der Wissenschaft, und ihrer sind Legion, sind heute übler daran als vor zwei Menschenaltern: den Muth, sich zu Ideen aufzuschwingen, haben sie nie gehabt, und das Gefühl macht sich doch auch bei ihnen geltend, daß sie in handwerksmäßiger Ausübung der Wissenschaft stecken; so erliegen sie der Versuchung, die Welt aus ihrer kleinen Retorte zu erklären. Allein die Meister stehen, was Vielseitigkeit der Anwendung wissenschaftlicher Methoden und Kraft gesunder Speculation anlangt, keinem der früheren Blüthezeitalter der Wissenschaften nach. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und die Gesetze entwicklungsgeschichtlicher Bewegung, nicht erträumt, sondern bewiesen, schweben über der gesammten Forschung, verheißen jeder Gruppe von Einzeluntersuchungen Frucht und geben ihr den Werth von Untersätzen in einem großen System schwieriger deductiver Operationen. Giebt es in irgend einem Zeitalter ein wissenschaftliches Gebiet, auf dem Empirie und Speculation so innig verbunden gearbeitet haben und auf dessen Erforschung so viel Geist, Scharfsinn und Energie des Gedankens verwendet worden ist wie auf die mathematische Physik in den letzten fünfzig Jahren?

Den Naturwissenschaften ist in erster Linie der Umschwung der Dinge zu Gute gekommen, und nicht mit Unrecht spricht man von dem „naturwissenschaftlichen Zeitalter". Ihrem Aufschwunge kam noch ein besonderer Umstand zu Hülfe. Die gesteigerten Anforderungen des modernen Lebens bedeuteten ebenso viele Anfragen an die Leistungsfähigkeit der Naturerkenntniß, und sie hat ihnen in glänzender Weise entsprochen. Neben Helmholtz steht W. Siemens. Wir erwähnen sie nicht nur, weil unsere Akademie die Ehre hatte, sie zu besitzen — in ganz Europa würde man in diesem Zusammenhang keine anderen Namen nennen.

Aber man könnte unser Zeitalter auch als das „geschichtliche" bezeichnen; denn in dieser Formel lassen sich wie die wichtigsten Neubildungen auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, so auch die Stimmungen des Zeitalters zusammenfassen. Neu geworden ist die Philologie als Sprachgeschichte, die Nationalökonomie als Wirthschaftsgeschichte, die Theologie als Religionsgeschichte u. s. w., und die Forscher arbeiten in diesen Aufgaben mit einer Hingebung, die sie die eigenen geistigen Bedürfnisse nahezu vergessen läßt. Aus der Fülle zuverlässig erhobener Thatsachen sind nicht nur reich belebte Bilder, sondern auch Ketten auf einander folgender Erscheinungen gewonnen worden, wie sie früher Niemand gekannt hat. Man schlage eine griechische Grammatik auf, wie sie heute geschrieben wird, und vergleiche sie mit der Buttmann's, oder man nehme Rohde's „Psyche" in die Hand und lege Creuzer's „Symbolik" daneben. Dem Reichthum des neuen Materials entspricht die Vielseitigkeit und Elasticität der Gesichtspunkte, sowie die Fähigkeit, vergangenes Leben wirklich zu verstehen.

Woher dann aber die Selbstbeurtheilung als „Epigonen"? War es nur in dem Gefühle des frischen Verlustes, daß Hr. Kirchhoff seine großen Lehrer als Heroen, das eigene Zeitalter aber als das der Epigonen bezeichnet hat? Hat ihn und uns die Folgezeit eines Besseren belehrt und uns eine günstigere Selbstbeurtheilung ermöglicht? Ich glaube nicht. Nur dann darf man von einer wirklichen Blüthezeit der Wissenschaft sprechen, wenn sie nicht nur den Blick für die Außenwelt neu belebt, sondern auch das innere Leben bestimmt, d. h. wenn ihre neuen Erkenntnisse zugleich Maximen der praktischen Lebensgestaltung werden. Das waren sie im Zeitalter Plato's, im Zeitalter der Renaissance und wiederum am Anfang unseres Jahrhunderts. Dagegen ist die moderne Wissenschaft eine Führerin des Lebens im höchsten Sinne nicht geworden; sie hat ihm keinen inneren Aufschwung zu geben vermocht, der mit dem Aufschwung in jenen Epochen vergleichbar wäre. Der entscheidende Grund dafür liegt auf der Hand. Diese Wissenschaft hat sich in einer zunächst wohlverständlichen Selbstbeschränkung und spröden Objectivität um die geistigen, innerlichen Bedürfnisse der Gegenwart wenig bekümmert und es Jedem überlassen müssen, sich seine Nahrung wo immer zu suchen. Sie hat auf reflexive Wirkungen verzichtet — wir haben bedeutende Forscher erlebt, für deren eigenes Leben die tiefen Fragen nicht zu existiren scheinen, die sie mit exemplarischem Fleiße „geschichtlich" studirten — und

sie hat die Aufgabe bei Seite geschoben, das höhere Leben der Gegenwart zu bestimmen, zu erfüllen und zu discipliniren. Sie hat sich „in gesetzmäßiger Einseitigkeit“ einer Arbeit zugewendet, „die unter allen Umständen gethan werden muß und nur in dieser Weise gethan werden kann“; aber sie hat sie mit dem Verlust von Menschenleben theuer bezahlt. Dazu kommt noch ein Anderes, was mit diesem Zustande in innigster Wechselwirkung steht. „Die Wirklichkeit mit ihren unerbittlichen Forderungen ist in das Bewußtsein getreten, und unser Volk sah sich und sieht sich noch immer hart vor eine praktische Aufgabe gestellt, von deren glücklicher Lösung seine politische Existenz abhängt.“ In derselben Zeit, in der sich die Wissenschaft von hochfliegenden Aufgaben zurückzog und lediglich realen Problemen nachzugehen anfing, wurde das Leben selbst noch „realer“. Der Politiker als Führer der Nation löste den Philosophen ab, und die Machtfragen mußten ihr wichtiger werden als die Fragen des Gedankens. Ein Jahrzehnt kämpfte sie darum, die ihr gebührende Stellung in Europa zu gewinnen; sie zu behaupten gegenüber den politischen Gegnern und im gesteigerten ökonomischen Wettkampfe wird ihr noch mehr als die drei Jahrzehnte kosten, die sie seitdem durchlebt hat. In einer solchen Lage kann die Wissenschaft nicht mehr die Rolle spielen wie in beschaulichen Zeiten; sie kann es noch weniger, so lange sie sich außer Stande sieht, ihren Betrieb zu ändern und einen unmittelbareren Contact mit dem höheren Leben zu gewinnen. Und doch scheinen die Zeichen der Zeit darauf hinzudeuten, daß sich wiederum ein Umschwung vorbereitet. Die Selbstbeschränkung der Wissenschaft scheint einer universaleren Epoche, in der auch die höchsten Aufgaben wieder aufgenommen werden und auch die Gegenwart ihr Recht erhält, Platz zu machen. Aber zu prophezeien, ohne selbst die Kraft des Propheten zu besitzen, ist ein unsicheres Geschäft.

Der Umschwung des wissenschaftlichen Betriebs, wie er seit den fünfziger Jahren deutlich hervorgetreten ist, mußte sich im Leben der Akademie besonders fühlbar machen. Nun erst entwickelte sich jene Arbeitstheilung, die, rücksichtslos durchgeführt, eine Institution wie die Akademie um ihr Existenzrecht zu bringen droht. Zuletzt noch in den vierziger Jahren hatte Schelling es vermocht, die Vertreter fast aller Wissenschaften um sein Katheder zu sammeln; aber die Erfahrungen, die man dabei gemacht hatte, brachten universalwissenschaftliche Bestrebungen vollends in Miß-

credit. In Alexander von Humboldt starb im Jahre 1859 der letzte große Naturforscher, der unablässig bemüht gewesen war, von den Philologen und Historikern zu lernen und sie dafür in die Naturwissenschaften einzuführen. Nach dem Tode dieses Pontifex stürzte die Brücke ein, welche die großen Gebiete der Wissenschaften mit einander verband. Man wollte auch nichts mehr von ihr hören; wehe dem, der an sie erinnerte! — er galt als Dilettant und wurde nicht mehr mitgezählt. Die Wissenschaften sperrten sich gegen einander ab und umgaben sich mit Schutzzöllen, um sich dem intensivsten Betriebe zu widmen. Selbst benachbarte wissenschaftliche Provinzen, die früher nie getrennt gewesen waren, fühlten sich durch die Verbindung beeinträchtigt und constituirten sich als selbständige Staaten. Die Cultur verlor dabei, aber die wissenschaftliche Erkenntniß wurde wirklich eine Zeit lang in ungeahnter Weise gefördert.

In der Akademie ist es doch nie so weit gekommen, daß man die genossenschaftliche Verbindung als eine Last oder als eine veraltete Einrichtung empfunden hätte. Wurde auch der Antheil, den man an den Arbeiten der Collegen zu nehmen vermochte, geringer, so wollte doch Niemand die hohen Vorbilder genialer wissenschaftlicher Thätigkeit missen, von denen zu lernen ihm im Schooße der Akademie vergönnt war. Auch wo man im Einzelnen nicht zu folgen vermag, kann das Ganze nach Art der Auffassung und Behandlung lehrreich sein, und umgekehrt, wo sich das Ganze dem Verständniß entzieht, kann doch Einzelnes in Beobachtung oder Combination verständlich sein und sich als fruchtbringend erweisen. Dazu, die Wirkungen wahrhaft großer Denker auf ihre Umgebung erschöpfen sich nicht in der Sache; ihr persönlicher Einfluß ist unmeßbar.

Aber noch von einer anderen Seite her empfahl es sich, an der Institution der Akademie festzuhalten. Eben die fortschreitende Arbeitstheilung forderte einen Großbetrieb der Wissenschaften, der sie erst ermöglicht und zugleich ihre Mängel einigermaßen ausgleicht; denn indem für diesen Großbetrieb Commissionen zur Leitung und Überwachung gebildet werden müssen, in denen nicht nur Fachmänner im strengen Sinn des Wortes thätig sind, entsteht für die Mitglieder der heilsame Zwang, ihre Aufmerksamkeit wissenschaftlichen Gebieten zuzuwenden, die von ihren eigenen Arbeitsfeldern getrennt sind. Das Capitel über die gemeinsamen Arbeiten der Akademie in den Jahren 1860—1899 wird lehren, wie zahl-

reiche wissenschaftliche Commissionen namentlich die philologisch-historische Klasse niedergesetzt und wie das wissenschaftliche Leben der Akademie ganz vornehmlich in ihnen pulsirt hat. So ist das Zeitalter der Arbeitstheilung für die Akademie zu einem Zeitalter gemeinsamer Arbeitsleitung und Arbeit geworden wie nie zuvor. Was Schleiermacher, Niebuhr, Böckh und Savigny erstrebt hatten und was sich innerhalb der ganzen Klasse nie durchführen läßt, gemeinsame Aufgaben, das ist in der Form der akademischen Commissionen verwirklicht worden. Auch diese Form kann übertrieben werden — in erster Linie ist die Akademie die Trägerin der reinen Wissenschaft und lebt in der wissenschaftlichen Tüchtigkeit ihrer einzelnen Mitglieder —, aber sie ist doch das Mittel, durch welches der Verlust universalwissenschaftlichen Zusammenarbeitens in etwas ersetzt wird.

Erstes Capitel.

Die Akademiker (1860—1899).

Zu den 46 Mitgliedern, welche am Schluß des Jahres 1859 die Akademie bildeten (23 + 23), wurden in den Jahren 1860 bis 1899 82 hinzugewählt. Von jenen 46 leben nur noch zwei in unserer Mitte (Weber und Mommsen), von diesen 82 sind 37 geschieden. Numerisch vertheilt sich der Verlust sehr ungleich auf die beiden Klassen: während die physikalisch-mathematische nur 11 Mitglieder von jenen 82) verloren hat, sind der philosophisch-historischen 26 genommen worden. Es sind also weit über dreißig Mitglieder, die der Akademie seit dem Jahre 1860 zugeführt, ihr aber wieder entrissen worden sind. Unsere Darstellung darf es nicht unternehmen, ihr Bild, sei es auch nur in Umrissen, zu zeichnen, wie wir das in Bezug auf die früheren Mitglieder versucht haben. Sie leben unter uns noch fort, und es steht dem Verfasser nicht zu, sie in die „Geschichte" einzufügen. Auch das, was sie der Akademie als solcher persönlich geleistet haben, kann kaum angedeutet werden; denn es ist zu innig mit der Gegenwart verflochten und würde nöthigen, noch lebende Mitarbeiter in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. So mag nur eine kurze Übersicht, verbunden mit wenigen Dankesworten, hier stehen, wo einst ein zukünftiger Geschichtschreiber der Akademie ruhmvolle Blätter einschieben wird.

Die physikalisch-mathematische Klasse verlor in Kronecker (1861—1891) nicht nur einen Mathematiker, dessen Name stets neben denen von Kummer und Weierstraß genannt werden wird, sondern auch ein Mitglied, welches sich um die Gesammt-Akademie besonders verdient gemacht hat und ein wichtiges Bindeglied zwischen den Klassen gewesen ist. — Vier große Physiker sah die Akademie in ihrer Mitte; war sie durch Jacobi und Dirichlet an die Spitze der mathematischen Arbeiten in Europa gestellt worden, so hoben sie Helmholtz (1871—1894) und G. R. Kirchhoff (1875 bis 1887), denen Werner Siemens (1873—1892) und Kundt (1888 bis 1894) zur Seite traten, in der Physik an die führende Stelle. Vor zwei Jahren ist Helmholtz' Standbild neben denen der beiden Humboldt errichtet worden, und er hat damit die Ehre erhalten, die ihm gebührt. Seit Newton ist Niemand so tief in das Innere der Natur eingedrungen wie Helmholtz, und unbestritten ist er der größte Naturforscher gewesen, den die Akademie jemals besessen hat. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie hat er neben das Gravitationsgesetz gestellt und zugleich als bahnbrechender Entdecker auf den Gebieten der Optik, der Akustik und der Nervenphysiologie die alte „philosophia naturalis“ zur modernsten und zur fruchtbarsten Wissenschaft erhoben. Und derselbe Forscher, der die Natur der menschlichen Sinnesempfindungen zuerst durchschaut hat, der die schwierigsten erkenntnißtheoretischen Fragen aufgriff und sie mit Induction und Mathematik in Beziehung zu setzen wußte, der vor den verwickeltsten mechanischen Problemen nicht zurückschreckte und nicht rastete, bis er sie gelöst hatte, ist durch seinen Augenspiegel auch der Wohlthäter der leidenden Menschheit geworden. In der geschlossenen Größe seines einzig auf Erkenntniß gerichteten Geistes lag das Geheimniß seiner Kraft; sie gab seiner Bahn die Richtung, unveränderlich und sicher wie der Lauf der Gestirne. Die Erfolge beachtete er stets nur nach ihrem sachlichen Werth; er arbeitete, um zu erkennen; sonst wollte er nichts erreichen. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen“, war der Spruch, in dem er die Erfahrungen seiner Arbeit zusammenzufassen liebte, als wissenschaftlicher Charakter der Größe seiner wissenschaftlichen Leistungen ebenbürtig.

In den „Lebenserinnerungen“ (1892) hat sich Siemens, der Helmholtz eng verbundene Freund, selbst ein Denkmal errichtet — es giebt in unserer Litteratur kein zweites Buch, aus welchem man so viel Respect vor der harten, aber mit glänzenden Erfolgen ge-

krönten Arbeit der modernen Technik gewinnt und vor ihren großen Meistern. Die Wissenschaft aber wird es nicht vergessen dürfen, daß der hervorragendste „Techniker“ der Neuzeit die Worte niedergeschrieben hat (S. 269):

> Die wissenschaftliche Forschung darf nicht Mittel zum Zweck sein. Gerade der deutsche Gelehrte hat sich von jeher dadurch ausgezeichnet, daß er die Wissenschaft ihrer selbst wegen, zur Befriedigung seines Wissensdranges betreibt, und in diesem Sinne habe auch ich mich stets mehr den Gelehrten wie den Technikern beizählen können, da der zu erwartende Nutzen mich nicht oder doch nur in besonderen Fällen bei der Wahl meiner wissenschaftlichen Arbeiten geleitet hat.

Von 1865—1892 besaß die Akademie den Chemiker A. W. von Hofmann. Hatten die Berliner Chemiker, die Schüler von Berzelius, bisher vorherrschend das anorganische Gebiet bearbeitet, so erhielt die Akademie nun in dem hervorragendsten Schüler Liebig's einen Forscher, der auf dem organischen mit glänzendem Erfolge arbeitete und zugleich die Chemiker Deutschlands zu vereinigen und die auseinanderstrebenden chemischen Disciplinen zusammenzuhalten verstand. Gleichzeitig mit Hofmann wirkte Roth, der Schüler Buch's, in der Akademie (1867—1892); der Mineraloge Websky gehörte ihr nur 11 Jahre an (1875—1886), und Dames, den Paläontologen, durfte sie nur 6 Jahre zu ihren Mitgliedern zählen (1892—1898). Von den beiden Botanikern, die sie betrauert, besaß sie den Pflanzenphysiologen Pringsheim siebenundzwanzig Jahre (1860—1861; 1868—1894), Eichler aber nur sieben Jahre (1880—1887).

Eine Übersicht über die Mitglieder der physikalisch-mathematischen Klasse in den Jahren 1860—1900 wird hier erwünscht sein. Die Namen derjenigen, die schon vor dem Jahre 1860 aufgenommen und daher bereits im vorigen Buche besprochen worden sind, sind gesperrt gedruckt:

Mathematiker: Steiner (†), Borchardt (†), Kummer (†), Weierstraß (†), Kronecker (†), Fuchs, Schwarz, Frobenius.

Physiker: Dove (†), Poggendorff (†), Magnus (†), Hagen (†), Rieß (†), von Helmholtz (†), von Siemens (†), Kirchhoff (†), von Bezold, Kundt (†, Planck, Kohlrausch, Warburg.

Astronomen und Geodäten: Encke (†), Auwers, Vogel, Helmert.

Chemiker: Mitscherlich (†), H. Rose (†), G. Rose (†), von Hofmann (†), Landolt, Fischer, van't Hoff.

Mineralogen und Geologen: Beyrich (†), Ewald (†), Rammelsberg (†), Roth (†), Websky (†), Klein, Dames (†), Branco.

Geographen: von Richthofen.

Botaniker: Braun (†), Klotzsch (†), Pringsheim (†), Schwendener, Eichler (†), Engler.

Zoologen und Anatomen: Ehrenberg (†), von Olfers (†), Peters (†), Reichert (†), Waldeyer, Schulze, Möbius, Hertwig.

Physiologen und Pathologen: Du Bois-Reymond (†), Virchow, Munck, Engelmann.

Die philosophisch-historische Klasse hat in den letzten 40 Jahren nicht weniger als neun Historiker kommen und scheiden sehen: Droysen (1867 - 1884), Duncker (1873 – 1886), Waitz (1875—1886), von Sybel (1875—1895), Nitzsch (1878—1880), Wattenbach (1881 bis 1897), Weizsäcker (1887—1889), Lehmann (1887—1888) und von Treitschke (1895 - 1896). Diese Namen repräsentiren die deutsche Geschichtsforschung neben und nach Ranke in allen ihren Richtungen. Waitz, Wattenbach und Weizsäcker sind die mittelalterlichen Historiker gewesen, die das Werk der „Monumenta Germaniae" fortgesetzt und in der Kritik und Edition mittelalterlicher Urkunden und Schriftwerke vorbildliche Leistungen für alle geschichtliche Arbeit geliefert haben. In Droysen besaß die Akademie einen zweiten Universalhistoriker neben Ranke; als preußischer Historiker wirkte der Staatsmann Duncker mit ihm zusammen, und Lehmann setzte die Arbeit Beider mit tief eindringender Kritik fort. Nitzsch ging in seiner Geschichtschreibung auf Niebuhr'sche Anregungen zurück und suchte die wirthschaftlichen Verhältnisse in ihrer Bedeutung für die Völkergeschichte zur Darstellung zu bringen; leider besaß ihn die Akademie nur zwei Jahre als ihr Mitglied. Dafür durfte sie zwanzig Jahre von Sybel's formvollendeten Erzählungen aus der modernen Geschichte lauschen. Es war ein Festtag, so oft er sprach, und man bewunderte den Historiker und den Künstler zugleich. Treitschke in ihrer Mitte sprechen zu hören, ist ihr nicht vergönnt gewesen; spät ihr zugeführt, hat er ihr nur wenige Monate angehört. Aber was er der Nation bedeutet hat, er, der wirksamste Historiker, den das neue Preußen besessen, ist auch innerhalb der Akademie, in der Gedächtnißrede Schmoller's, zum Ausdruck gekommen.

Neben den politischen Historikern gedenken wir der beiden Rechtshistoriker Rudorff (1860—1873) und Bruns (1875—1880), die Savigny in der Akademie gefolgt sind. Den ausgezeichneten

Gräcisten Hercher besaß sie nur fünf Jahre (1873—1878); dagegen blieb Bonitz, dem sie den großen Atistoteles-Index verdankt, von 1867—1888 ihr Mitglied. Aber so oft das Vaterland, so oft die ganze gebildete Welt sich erinnert, was in Berlin für die griechischen Studien in der Neuzeit geleistet worden ist, strahlt der Name Curtius auf. Wir sehen ihn noch vor uns im Glanze jener Jugend, die nie entfliegt, mit dem Feuer der Begeisterung für die ideale griechische Welt, die ihm eine Wirklichkeit war, mit dem beredten Wort auf den Lippen, um die Herrlichkeit und die Kraft hellenischen Schaffens zu verkündigen. Als Jüngling war er ausgezogen, um das Land seiner Sehnsucht kennen zu lernen; er hat es besungen, aber auch in harter Arbeit erobern helfen. Ein Priester seiner Wissenschaft, fühlte er sich in stolzer Demuth auch zum Propheten berufen, um seiner Nation zu predigen, daß sie ihre intellectuelle und ästhetische Bildung immer auf's Neue aus dem reinen Born hellenischen Lebens schöpfen müsse. Wie Hermes, der Götterbote, vermittelte er, deutend und belebend, zwischen den olympischen Göttern und den Menschen, deckte die alten Pfade auf und beschrieb die herrlichen Stätten; aber wie jener verstand auch er klug zu betreiben und zu erreichen, was er wollte. Seine Überzeugungen waren dieselben, welche die großen Heroen unserer klassischen Litteratur gehegt hatten; aber sie waren in ihm durch ein christliches und ein deutsches Element determinirt. Hier sah er ursprüngliche Wahlverwandtschaft mit dem hellenischen Geiste: Paulus auf dem Areopag und Martin Luther, das griechische Neue Testament übertragend, waren ihm die Höhepunkte fortwirkender Geschichte.

In der Akademie haben Curtius und Mommsen 28 Jahre zusammen gewirkt. Wie dieser neben dem Griechen die römische Welt wieder aufgebaut hat, haben wir erlebt und dürfen deß noch heute dankbare Zeugen sein.

Auch die germanische Philologie hat in der Akademie zwei große Gelehrte besessen, deren Namen in enger Verbindung stehen, obgleich der eine der Nachfolger des anderen gewesen ist — Müllenhoff (1864—1884) und Scherer (1884—1886). Das Werk Jakob Grimm's ist von ihnen in glänzender Weise weitergeführt worden. Aber während Müllenhoff seine die deutsche Alterthumswissenschaft auf- und ausbauende Arbeit bis an die Schwelle des Greisenalters fortsetzen durfte, wurde uns Scherer im kräftigsten Mannesalter entrissen, nachdem er kaum der Unsrige geworden

war — „der Gelehrte und Schriftsteller reicher Frucht und reicher Hoffnung". Dasselbe Jahr 1886, in welchem Ranke, Waitz und Duncker von uns schieden, nahm uns auch Scherer, ihn, der nicht nur Gelehrter, sondern auch Künstler, nicht nur Forscher, sondern auch Lehrer gewesen ist. Der Zauber seiner Persönlichkeit, die lebendige Vielseitigkeit seiner Interessen, die erweckende Kraft aller seiner Arbeiten stiften ihm ein unvergängliches Gedächtniß. Auch für die allgemeine Sprachwissenschaft hat Scherer Großes geleistet; vor ihm hat Kuhn (1872—1881) Bopp's Stuhl in der Akademie innegehabt und aus den Ergebnissen der Sprachvergleichung eine Wissenschaft der vergleichenden Mythologie aufzubauen unternommen. Die semitische Philologie hat in Olshausen (1860—1882) ihren ersten sachkundigen, durch grammatischen Scharfblick ausgezeichneten Vertreter an der Akademie erhalten; neben ihm, dem Arabisten und Hebräer, wirkte Rödiger namentlich für das Syrische (1864—1874). In Dillmann (1877—1894) erhielt die Akademie den ersten Kenner des Aethiopischen in Europa; was wir von der äthiopischen Sprache, Litteratur und Geschichte heute wissen, verdanken wir zum größten Theil seiner Arbeit. Schott's Bemühungen um die Kenntniß der ostasiatischen Sprachen wurden von von der Gabelentz (1889—1893) fortgesetzt.

Den Philosophen Harms hat die Akademie kaum acht Jahre (1872—1880) zu den Ihrigen zählen dürfen; Zeller sah sie nach 22jähriger Wirksamkeit im Jahre 1894 aus ihrer Mitte scheiden; aber sie ist mit ihm, obgleich räumlich getrennt, in lebendiger Verbindung geblieben, und die philosophische Klasse verehrt in ihm, dessen erprobtem Rath sie so oft gefolgt ist, ihren Senior.

Auch hier soll eine Übersicht zeigen, welche Gelehrte in den Jahren 1860—1899 Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse gewesen sind.[1])

Philosophen: Trendelenburg (†), Zeller (jetzt in Stuttgart), Harms (†), Dilthey, Stumpf.

Klassische Philologen und Historiker des klassischen Alterthums: Böckh (†), Bekker (†), Meineke (†), Pinder (†), Haupt (†), Parthey (†), Mommsen, Kirchhoff, Bonitz (†), Hercher (†), Vahlen, Diels, Hirschfeld, Köhler, von Wilamowitz-Moellendorff.

---

[1]) Wie oben sind die Namen derjenigen, die schon vor dem Jahre 1860 aufgenommen worden sind, gesperrt gedruckt.

Archäologen: Gerhard (†), Curtius (†), Friedländer (†), Conze, Kekule von Stradonitz.

Deutsche und romanische Philologen: J. Grimm (†), Müllenhoff (†), Tobler, Scherer (†), Weinhold, E. Schmidt.

Orientalisten, Sprachvergleicher: Bopp (†), Schott (†), Lepsius (†), Petermann (†), Buschmann (†), Weber, Olshausen (†), Rödiger (†), Kuhn (†), Schrader, Dillmann (†), Johannes Schmidt (†), Sachau, von der Gabelentz (†), Erman.

Historiker: Ranke (†), Pertz (†), Riedel (†), Droysen (†), Duncker (†), Waitz (†), von Sybel (†), Nitzsch (†), Wattenbach (†), Weizsäcker (†), Lehmann (jetzt in Göttingen), Dümmler, Harnack, von Treitschke (†), Koser, Lenz, Scheffer-Boichhorst.

Rechtshistoriker: von Savigny (†), Dirksen (†), Homeyer (†), Rudorff (†), Bruns (†), Pernice, Brunner.

Nationalökonomen: Hanssen (†), Schmoller.

Geographen: Kiepert (†).

Zweites Capitel.

Aus der inneren Geschichte der Akademie.

1.

So still wie das siebente Jahrzehnt ist kein anderes in der Geschichte der Akademie in diesem Jahrhundert verlaufen. Nicht nur nahm das politische Leben die Interessen Aller in außerordentlichem Maaße in Anspruch; noch viel mehr wurde die frische Bethätigung der Akademie durch die ungenügende finanzielle Dotirung gehemmt. Von 1809—1864 war ihr Etat unverändert derselbe geblieben: dann wurde er um 2000 Thlr. erhöht, eine ganz unzureichende Summe. Vergebens erklärte sie, daß sie den wissenschaftlichen Ansprüchen der Neuzeit in keiner Hinsicht mehr gerecht werden könne und „fast wie eine parasitische Pflanze erscheine, da sie fast nur durch die Universität und die dort gewährten Gehalte existire“. Die Mittel, die sie jährlich für wissenschaftliche Zwecke bewilligen konnte, schwankten zwischen 1500 und 3000 Thlr. Was ließ sich damit erreichen? Nicht einmal das konnte sie durchsetzen, daß die größeren Gehälter, die einige ihrer Mitglieder bezogen — sie allein stellten die Akademie gegenüber der Universität unabhängig —, ihnen verblieben, wenn sie ihr Amt nicht mehr zu versehen vermochten. Der Finanzminister lehnte,

trotz warmer Unterstützung des Gesuchs durch den Unterrichtsminister, die Forderung ab, und die Akademie sah sich genöthigt, auf die Heranziehung neuer Kräfte zu verzichten, da sie ihre alten verdienten Mitglieder nicht in eine Nothlage bringen wollte. Als Mommsen im Jahre 1868 an Curtius' Stelle nach Göttingen zu gehen beabsichtigte, brachte sie noch einmal die Erhöhung ihres Etats in Vorschlag; aber die knappe Finanzlage des Staats gestattete zunächst noch keine Verbesserung. Nur das Corpus Inscriptionum Latinarum blieb gesichert, und der Staatszuschuß für dasselbe wurde sogar erhöht (s. unten).

Der Huld des neuen Königs durfte die Akademie gewiß sein: „Das in jedem preußischen Könige einwohnende Gefühl für Wissenschaft ist auch in Mir lebendig", hatte er ihrer Deputation bei der ersten Vorstellung am 25. Januar 1851 erklärt; aber auch er vermochte in jenen heißen Jahren, die erst von dem innern Conflict, dann von glorreichen, aber opferheischenden Kriegen erfüllt waren, nicht zu helfen. Aber wo er konnte, versicherte er die Akademie seiner Gnade und seines Interesses. Seine Gemahlin, die verewigte Kaiserin Augusta, ließ sich gern von den Akademikern über die Fortschritte der Wissenschaften Bericht erstatten, und das kronprinzliche Paar erfreute die Akademie durch seine Anwesenheit bei den öffentlichen Sitzungen. Neben ihnen sah man Moltke. Seit dem Jahre 1860 war er Ehrenmitglied der Akademie und gab diesem Verhältniß durch seine Betheiligung an den Sitzungen Ausdruck. Mit Stolz hat die Akademie mehr als dreißig Jahre lang den großen Schlachtendenker ihr Mitglied nennen dürfen und Werth darauf gelegt, durch ihn mit dem preußischen Heere verbunden zu sein, dessen Generalstab, wie kein anderer in Europa, die Kriegswissenschaft pflegt.

Im Jahre 1861 nahm Haupt Böckh's Stelle als Secretar ein; 1863 folgte Kummer Encke und 1867 du Bois-Reymond Ehrenberg. In der ersten Festrede, die Haupt gehalten hat, nahm er Stellung in einer Frage, die von ihrer Stiftung her die Akademie bewegt hat und sie in dem nächsten Jahrzehnt noch einmal sehr lebhaft beschäftigen sollte: soll die Akademie ein Tribunal für die Reinigung und Pflege der deutschen Sprache bilden wie die französische Akademie? Haupt lehnte die Forderung ab.

Im Jahre 1792 hat Hertzberg die Gedanken Leibnizens aufgenommen und einem eigenen Ausschusse der Akademie die Aufgabe gestellt, die Pläne ihres Stifters auszuführen. Auch dies hatte keinen er-

heblichen Erfolg. Wir dürfen dies weder bedauern noch uns darüber wundern. Die Ausbildung der deutschen Sprache ist auf stille und innerliche Entwicklung ihrer eigenen Triebe angewiesen. Nicht bloß weil dem deutschen Volke die Vortheile und Nachtheile eines einigenden und entscheidenden Mittelpunktes fehlen, nicht bloß weil der selbständige deutsche Geist sich nicht gern aufgedrängten Geboten bequemt, sondern weil die deutsche Sprache selbst in ihrer reicheren Mannigfaltigkeit und lebendigeren Beweglichkeit sich gegen akademische Regelung sträubt, unter der sie verkümmern würde, wie selbst der auf engere Satzungen angewiesenen französischen die lange anerkannte Machtvollkommenheit der Pariser Akademie nicht zum Heile gediehen ist. In stillem und ungemeistertem Werden hat sich im achtzehnten Jahrhundert die deutsche Sprache und Litteratur zu einer Schönheit und Macht erhoben, die Leibniz nicht ahnte, er, dem nur sein Zeitalter verwehrte, einer der größten Meister deutscher Sprache zu sein. Aber die Akademie ist den vaterländischen Gedanken, die Leibnizens Seele bewegten, nicht fremd geblieben. Ihr haben große Meister der deutschen Rede angehört; die Ihrigen nennt sie die Männer, denen vor allen die Wissenschaft der deutschen Sprache verdankt wird; sie hat den Namen, den Leibniz ihr erfand, nicht verwirkt, den Namen einer deutschgesinnten Gesellschaft.

Zwei Tage nach der Schlacht von Königgrätz hielt die Akademie ihre regelmäßige öffentliche Sitzung (5. Juli 1866). Noch übersah man nicht, welch ein Sieg erfochten war. Wieder hielt Haupt die Festrede: „Über Leibnizens vaterländische Gesinnung"; er zeigte unter Anderem in ihr, daß der überall vorausschauende Philosoph die große Änderung in der Kriegführung der Zukunft, die uns Deutschen besonders nöthig sei, bereits angekündigt habe.

Indem wir heute versammelt sind, um das Gedächtniß Leibnizens, des geistigen Begründers der Akademie, zu begehen, fühlen wir die Übermacht einer gewaltigen Gegenwart, in der Preußen und Deutschlands Geschicke auf blutigen Feldern der Entscheidung entgegenrollen, und kaum vermögen wir jetzt, wo der Tag und die Stunde mächtig an unsere Herzen schlagen, die Gestalten der Vergangenheit in ruhiger Betrachtung fest zu halten. Unwillkürlich legen wir an sie die Gedanken, die jetzt unsere Seele bewegen . . . . . .

Was in der österreichischen Macht schon damals krankte, hat Leibniz sehr klar gesehen. Er hat seine warnende Stimme gegen die Unterdrückung der Protestanten erhoben; er hat es an anderen Mahnungen nicht fehlen lassen. Merkwürdig vor allem ein in Wien im October 1688 an den Kaiser Leopold gerichteter Aufsatz über geschwinde Kriegsverfassung, vornehmlich zum Schutze gegen Frankreich. Aus diesem überaus kräftig geschriebenen Aufsatze, der von großen allgemeinen Gedanken bis zu einzelnen Anweisungen geht und Leibnizens umfassendes und genaues Wissen auch in diesen Dingen zeigt, sei es mir erlaubt, eine Stelle auszuheben, auf die unsere Tage ein helles Licht werfen:

„Man muß nicht glauben, daß alle Klugheit in Frankreich beschlossen. Der gute Fortgang ihrer Anschläge kommt nicht eben daher, daß sie allezeit klügere Leute haben als wir, sondern daß wir klügere Leute vonnöthen haben als sie. Denn wo die Sachen einmal wohl eingerichtet und an der Schnur sind wie bei ihnen, da kann ein mittelmäßiger Verstand zureichen; wo aber Alles so schlecht und verwirrt ist als bei uns, da muß man treffliche Helden und ausbündige Geister haben, das Werk wieder emporzubringen. Ihnen ist ein Fabius Cunctator gut genug, wir aber müssen Scipiones haben. Mit der gemeinen Leier und dem blinden Anlauf ist allhier nichts zu richten; der Krieg ist anjetzto eine rechte Wissenschaft trotz der subtilsten Mathematik und mit Einem Worte fast aus der Bassette zum Schachspiel geworden."

Unsere Zeit lehrt noch eindringlicher als die damalige, daß mit der alten Leier und dem blinden Anlaufe nichts auszurichten ist; viel mehr als damals ist der Krieg eine rechte Wissenschaft. Aber noch über aller Wissenschaft steht der Geist eines aus dem ganzen Volke hervorgegangenen Heeres, in dem das Bewußtsein der heiligen Güter, deren Vertheidigung es gilt, in dem eine todesmuthige Vaterlandsliebe gewaltig lebt und von Sieg zu Sieg führt. Gott segne unser Heer, Gott segne das Vaterland!

Als du Bois-Reymond am 7. Juli 1870 die Festrede hielt „Über Leibnizische Gedanken in der neueren Naturwissenschaft", ahnte er noch nicht, was die nächste Zukunft bringen sollte. Am 26. Januar 1871, acht Tage nach der Proclamation der deutschen Kaiserwürde, eröffnete er die Festsitzung mit folgenden Worten:

Wie in Tagen gewaltiger Entscheidung es dem Einzelnen schwer fällt, seinen gewohnten Beschäftigungen nachzugehen, so fühlt auch unsere Körperschaft fast ein Bedenken, mitten im Waffengetöse Gönner und Freunde zu stiller akademischer Feier einzuladen. Und doch erkennen wir hierin, abgesehen vom Gebot unserer Statuten, eine Art von Pflicht. Für die daheim gebliebenen Bürger ist es Pflicht, während die ausgezogenen den wahnsinnig sich sträubenden Feind bändigen, mit männlicher Fassung und verdoppeltem Eifer jeder an seiner Stelle dafür zu sorgen, daß der Staatsorganismus in Gang bleibe. In diesem Sinn erfüllen wir eine Pflicht, indem wir im Sturme der Zeit ruhig die uns anvertraute Fahne der Wissenschaft emporgehalten, obgleich auch unsere Herzen mit Kaiser und Heer, mit Söhnen und Brüdern, draußen im winterlichen Feldlager sind.

Der Redner gedachte in dieser Stunde großmüthig alles dessen, was die deutsche Cultur und Wissenschaft der französischen verdankt.

Welcher gebildete Deutsche empfände bei der gegenwärtigen Zerrüttung des französischen Volkes nicht ein Bedauern. Wir aber erheben den Anspruch, dies Bedauern am tiefsten zu empfinden. Nicht bloß ist unserer Körperschaft ältere Geschichte mit der des französischen Geisteslebens eng verflochten. Sondern von den Gaben, die aus der

belagerten Stadt sonst in ununterbrochenem Strom über die bewohnte Welt sich ergossen, empfingen die höchsten wir. Anderen Lebenskreisen wurden tausend schöne und anmuthige Tagesspenden zu Theil, uns wissenschaftlicher Wahrheiten unvergängliches Geschenk. Mit den jederzeit dort versammelten edeln und mächtigen Geistern fühlten wir uns als Eine zu demselben Cultus sich bekennende Gemeinde. Denn es giebt nur eine Wissenschaft, wenn auch die Art ihr zu huldigen bei verschiedenen Völkern verschieden sein kann. . . . Wo die deutschen Granaten jetzt verheerend einschlagen, Collège de France und Sorbonne, Sternwarte und Pflanzengarten, uns sind es durch bedeutende Erinnerungen theure Stätten. . . . Um so lebhafter ist unser Wunsch, aus dieser Asche möge der französische Genius zu erneutem Fluge sich geläutert emporschwingen; kriegerischer Lorbeern überdrüssig, möge Frankreich seinen wahren Ruhm fortan da suchen, wo wir ihn stets erblickten, in den Leistungen seiner Denker und Dichter, seiner Künstler und Erfinder. Und um so sehnlicher lauschen wir dem Wort entgegen, in welchem heute die Wünsche von Millionen Herzen, hoch und niedrig, sieggesättigt und verzweifelnd, sich zusammenfassen lassen, dem Worte: Friede.

Die Sitzungen der Akademie sind während des Krieges nie unterbrochen gewesen, und ihre Arbeit nahm ihren ruhigen Fortgang. Kaum erinnert eine Zeile in den „Monatsberichten" an die Zeiten voll Kampf und Sieg. Nur zum 23. März 1871 findet sich eine bedeutsame Nachricht. Der Redner des Tages, Haupt, durfte Folgendes mittheilen:

Wir gedenken noch einer Königlichen Kabinetsordre, datirt aus Versailles vom 2. März 1871. An dem Tage nach dem Friedensschluß unterzeichnet, bekundet sie noch aus dem Hauptquartiere die Fürsorge für die Friedensarbeit der Wissenschaft. Im Jahre 1829 gründete damals noch Kronprinz, der König Friedrich Wilhelm IV. das Archäologische Institut in Rom als einen Mittelpunkt der Studien für Kunst und Alterthum auf klassischem Boden, sorgte später als König für die Erweiterung und bessere Ausstattung der Anstalt und gewährte ihr die Mittel zu archäologischen Stipendien für junge Philologen. Das Archäologische Institut, das zwar unter solcher Unterstützung des Staats heranwuchs und der deutschen Wissenschaft in Italien einen geachteten Namen erwarb, blieb bis dahin eine private Gemeinschaft. Indessen zur Sicherung dieser Pflanzstätte deutscher Wissenschaft an dem Ufer des Tiber erschien es unter den wechselnden Ereignissen von Werth, das Archäologische Institut in aller Form zu einer preußischen Staatsanstalt zu machen. Zu dem Ende wurde es durch ein neues Statut, nach welchem ein bleibender Bedürfnißzuschuß auf den Etat des Staatshaushalts übernommen worden, in die nächste Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften gesetzt, und zwar dergestalt, daß die Akademie durch ihre philosophisch-historische Klasse die Mitglieder der Centraldirection, die in Berlin ihren Sitz hat, nach Maaßgabe des Statuts

wählt, auf den Vorschlag der Centraldirection die beiden Secretare, welche die wissenschaftlichen Arbeiten in Rom leiten, zur Allerhöchsten Ernennung präsentirt, einen Jahresbericht über die Leistungen des Instituts in der öffentlichen Sitzung zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers und Königs erstattet und sich geeignetes Falles mit der Centraldirection zu gemeinsamen Vorschlägen und Anträgen bei dem vorgeordneten K. Ministerium vereinigt. Dies Statut ist in diesen denkwürdigen Tagen durch die K. Kabinetsordre bestätigt worden. So hat Se. Maj. die wichtige wissenschaftliche Gründung seines königlichen Bruders durch neue Pflege geehrt, ihren Bestand gesichert und ihre Wirksamkeit durch bereite Mittel gefördert. Die Akademie, die dem Archäologischen Institute, namentlich in den Arbeiten für das Corpus Inscriptionum Latinarum, zu altem Dank verpflichtet ist, wird über ein Jahr den ihr durch das Statut übertragenen Jahresbericht zum ersten Male erstatten.

Das Archäologische Institut, jener Mittelpunkt der deutschen klassischen Studien auf römischem Boden, zugleich ein Band zwischen dem Vaterlande und Italien, wurde eine Staatsanstalt und zugleich nahe an die Akademie herangerückt. Wenige Jahre später wurde es in ein kaiserlich deutsches Institut verwandelt (16. Mai 1874) und auch in Athen eine Zweiganstalt gegründet. In der Central-direction von elf Mitgliedern ist die Akademie ständig durch vier Mitglieder vertreten, und die Wahl der Secretare und des General-Secretars durch die Centraldirection muß von der philosophisch-historischen Klasse gebilligt werden.

Auch ein anderes vaterländisches wissenschaftliches Institut wurde umgestaltet, erweitert und mit der Akademie verbunden, die „Monumenta Germaniae“. Waitz trat an ihre Spitze; das Reich in Verbindung mit der österreichischen Regierung übernahm die Fortführung des Unternehmens. Die neue Centraldirection constituirte sich im April 1875 in Berlin auf Grund der Bestimmung, daß sie fortan aus mindestens neun Mitgliedern gebildet sein müsse, von denen die Akademieen zu Berlin, Wien und München je zwei ernennen. Da die Centraldirection sonst unabhängig von der Berliner Akademie ist — nur der jährliche Bericht wird in ihren Schriften veröffentlicht —, so müssen ihre Leistungen hier ebenso unberücksichtigt bleiben wie die des Archäologischen Instituts. Die politische Bedeutung der Verbindung dieser Institute mit der Akademie hob Mommsen in seiner Festrede vom 18. März 1880 hervor:

Wenn theils durch Zufälligkeiten, theils durch die auch auf diesem Gebiet sehr fühlbare Einwirkung desjenigen Systems, das man Bundes-staat nannte und das vielmehr Staatenbündel zu heißen verdiente,

früher bei der deutschen Nation verschiedene Institutionen sich entwickelt hatten, deren Wirksamkeit wesentlich in den Kreis unserer Akademie fiel, ohne daß dieser darauf eine Einwirkung zugestanden hätte, so wurden dagegen in dem letzten Decennium zuerst das erweiterte Archäologische Institut in Rom und Athen, alsdann die Direction für Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen mit unserer Akademie vereinigt, so daß die Einigung der deutschen Nation in gewissem Sinne auch in diesen Kreisen zur Geltung kam.

Die bedeutenden Geldmittel, welche jenen beiden wissenschaftlichen Unternehmungen gewährt werden konnten, zeigen, daß die finanzielle Kraft des Staats nach dem großen siegreichen Kriege gewachsen und er entschlossen war, die Wissenschaften nun ausreichender zu unterstützen. Es war auch die höchste Zeit; denn nicht nur die Akademie, auch die Berliner Universität waren um das Jahr 1874 in offenkundigem Rückgang begriffen. Die Befürchtung, Berlin würde als Hauptstadt erst des Norddeutschen Bundes, dann des Kaiserreichs, ähnlich wie Paris, auf wissenschaftlichem Gebiete die Concurrenz der anderen deutschen Universitäten unmöglich machen, hatte sich nicht nur nicht verwirklicht, sondern es drohte vielmehr umgekehrt den Berliner Instituten der Niedergang. du Bois-Reymond gab in seiner Festrede vom 26. März 1874 dieser Gefahr freimüthig Ausdruck.

Die seit dem Jahre 1870 eingetretenen Ereignisse haben das staatliche und gesellschaftliche Übergewicht Berlins noch weit über das Maaß gesteigert, welches in den sechziger Jahren möglich schien. Dennoch erleben wir, daß nun umgekehrt gleich kurzsichtige Geister die Befähigung Berlins bezweifeln, wissenschaftlich auf der früheren Höhe sich zu erhalten. Die unserer Körperschaft eng verbundene Universität, aus deren Lehrkörper wir hauptsächlich unsere Kräfte schöpfen, hat einen Rückgang und eine Schmälerung ihres Ansehens erlitten. Einem Rufe nach Berlin wird nicht mehr wie früher selbstverständlich Folge geleistet, als höchstem Ziel eines deutschen Universitätslehrers. Sogar eine Stellung ersten Ranges in Berlin fesselt nicht mehr unbedingt.

Ein Doppeltes mußte geschehen, damit der drohende Rückgang aufgehalten werde und Berlin seine alte Stellung behaupten konnte: die Lücken unter den Gelehrten, welche durch das Alter und den Tod gerissen waren, mußten durch die tüchtigsten Kräfte ersetzt, und Akademie und Universität mußten durch die Gewährung ausreichender Mittel in den Stand gesetzt werden, den Betrieb der Wissenschaften den Anforderungen der Zeit gemäß zu gestalten. Beiden Aufgaben hat die preußische Unterrichtsverwaltung in den siebziger Jahren in glänzender Weise entsprochen. Was sie für die

Universität gethan hat, wird deren künftiger Geschichtschreiber zu berichten haben. Der Akademie erhöhte sie im Jahre 1874 die für wissenschaftliche Aufgaben bestimmten Summen jährlich um mehr als das Dreifache. Sie war nun wirklich im Stande, zahlreiche wissenschaftliche Unternehmungen ausführen zu können, und durfte sich seit dieser Zuwendung sagen, daß der preußische Staat sie bei keiner großen wissenschaftlichen Aufgabe im Stiche lassen werde, sobald sie die Nothwendigkeit derselben dargelegt habe. Bereits am Anfange der achtziger Jahre hatte Berlin die ihm gebührende Stellung im wissenschaftlichen Leben der Nation wiedergewonnen.

Aber der Redner, der im Jahre 1874 so freimüthig auf die Berlin drohende Gefahr hingewiesen hatte, glaubte noch ein anderes Heilmittel empfehlen zu müssen. In jener Rede entwickelte er ausführlich und beredt den Plan, in Berlin eine kaiserlich deutsche Akademie für die deutsche Sprache zu schaffen. Noch wenige Jahre vorher hatte er selbst von einer solchen nichts wissen wollen und sich den Warnungen Haupt's (s. oben S. 744 f.) angeschlossen. Allein außerhalb der Akademie wurde jener Plan unablässig betrieben, und trotz erneuter Abmachungen ließ sich du Bois-Reymond für ihn gewinnen. Sein Vorschlag ging allen Ernstes dahin, nun, da in Deutschland die politische Einheit und die Einheit im Heere, in der Gesetzgebung, im Münzwesen großentheils schon erreicht sei, „den Versuch zu erneuern, unsere Sprache endgültig festzustellen und den auf ihre Pflege gerichteten Bestrebungen einen Vereinigungspunkt zu schaffen. Eine für Deutschland verbreitete, durch Wahl unter kaiserlicher Bestätigung sich ergänzende Akademie der deutschen Sprache, welche die ersten Schriftsteller und Sprachkenner in sich vereinte und in der Reichshauptstadt ihren Sitz oder geschäftlichen Mittelpunkt hätte, wäre eine an das Reich sich anlehnende Schöpfung, durch welche dieses, der verkörperte Wille der Nation, laut ausspräche, daß die Pflege der deutschen Sprache ihm am Herzen liegt. . . . Ihre Mitglieder wären ebenso viel Verkünder ihrer Entscheidungen. Sie geböte schon über mächtige Mittel, wenn, wie zu hoffen, wissenschaftliche, politische und städtische Körperschaften, gelehrte und litterarische Vereine, Buchdrucker und Verleger, die höhere Tagespresse, vor allem die Schulbehörden, ihr mit gutem Willen entgegenkämen. Der Beistand der Reichs- und der preußischen Behörden wäre ihr gewiß, die Behörden der anderen Einzelstaaten würden den ihrigen kaum versagen. Ein sehr großer Theil

des litterarischen Deutschlands wäre auf diese Weise umfaßt, in welchem die Akademie den formalen Theil ihrer Aufgabe, Codification der Sprache, sicher durchführen könnte. Die äußere Anerkennung litterarischen Verdienstes durch Aufnahme in die Akademie und durch Preise würde aber auch unfehlbar nützlichen Wetteifer in richtiger und schöner Behandlung der Sprache erwecken. . . . . Eine Akademie der deutschen Sprache, wenn sie nicht zum Guten ausschlüge, würde wenigstens sicher nicht schaden. Unsere Litteratur ist kein Kind mehr. Sie läßt sich nicht mehr mit willkürlichen Regeln gängeln, durch falschen Geschmack mißleiten, durch gespreiztes Wesen einschüchtern. . . . Diese Befürchtungen von der „deutschen Akademie“ zu hegen, weil es Sitte ist, der Académie française Ähnliches nachzureden, erscheint mir in dem Maaße weniger gerechtfertigt, in welchem die Académie française an dem, dessen man sie anklagt, meines Erachtens weniger schuldig ist.“

Die Akademie sah sich nicht veranlaßt, auf diesen Appell einzugehen, war er doch auch zuerst nicht an sie, sondern an die Staatsregierung und an das große Publicum gerichtet. Der Plan einer selbständigen „deutschen Akademie“ fand aber auch dort nicht die Aufnahme, die seine Freunde erhofft hatten, und sie versuchten es nun auf einem anderen Wege. Nicht eine neue Akademie sollte neben der alten gegründet, auch nicht ein Tribunal für die deutsche Sprache und Litteratur errichtet werden, wohl aber sollte die bestehende Akademie eine dritte, deutsche Klasse erhalten, deren Hauptaufgabe in kritischen Editionen der Meisterwerke unserer neueren Litteratur zu bestehen habe. Für diesen Plan gewannen sie den damaligen Unterrichtsminister Falk, und er richtete an die Akademie — sie war damals gerade mit der Revision ihrer Statuten beschäftigt (s. unten) — im September 1878 folgendes Schreiben:

Ich erachte mich verpflichtet, die Aufmerksamkeit der K. Akademie auf die Frage zu lenken, ob es nicht geboten sein möchte, bei der Revision zugleich eine gewisse Erweiterung Ihrer Bestrebungen in Erwägung zu ziehen.

Es wird beklagt, daß unsere neuere vaterländische Litteratur gegenwärtig der akademischen Pflege entbehre, welche den älteren Denkmälern unserer Sprache wie den übrigen Zweigen der Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte zu Theil wird. Namentlich wird befürchtet, daß die Herstellung von genügenden Ausgaben der Werke unserer klassischen Litteraturperiode, welche als eine ebenso dringende wie würdige Aufgabe unserer Wissenschaft anerkannt wird, ohne die Leitung von einem festen Centrum aus kaum in einer der Ehre der Nation entsprechenden

Weise durchführbar sein möchte, während eine gelehrte Gesellschaft, welche sich dieser und anderen sich daran näher und entfernter anschließenden Aufgaben unterzöge, sich ein wesentliches Verdienst um das geistige Leben unseres Volkes und gewichtigen Einfluß auf die Entwicklung unserer Sprache und Litteratur erwerben würde.

Ich ersuche die K. Akademie, in Berathung über den Gedanken einer Ausdehnung Ihrer Thätigkeit in dieser Richtung zu treten, und wenn Sie dieselbe für angezeigt erachtet, auch zu erwägen, in welcher Form sie in den Organismus der K. Akademie einzufügen sein würde, ob namentlich durch die Begründung einer neuen Klasse für deutsche Sprache und Litteratur neben den jetzigen beiden Klassen, wenn auch mit geringerer Mitgliederzahl als diese. Es wird mir angenehm sein, über das Ergebniß dieser Berathung noch vor der Vorlegung der revidirten Statuten Bericht zu erhalten.

Die Akademie wählte eine Commission, bestehend aus den vier Secretaren (du Bois-Reymond, Auwers, Curtius, Mommsen) und den HH. Zeller, Helmholtz und Müllenhoff, um die Antwort auf dieses ministerielle Schreiben zu berathen. Ihr Bericht — Mommsen hatte ihn verfaßt — wurde von der Akademie einstimmig, also auch von du Bois-Reymond, genehmigt und im December an den Minister gesandt. Die Akademie lehnte es rund ab, die Hand zur Einrichtung einer besonderen Klasse für die neuere deutsche Litteratur zu bieten. Die Frage, ob es zweckmäßig sei, eine selbständige Akademie für Dichter und Schriftsteller zu gründen, ließ man, als nicht zur Erwägung gestellt, bei Seite. Die Ablehnung einer besonderen Klasse innerhalb der Akademie wurde mit dem Hinweise darauf motivirt, daß die Herstellung genügender Ausgaben der Meisterwerke unserer klassischen Litteraturperiode längst als eine akademische Aufgabe erkannt werde, eben deshalb aber keine neue Competenz derselben begründe und keine neue Organisation erfordere; habe die Akademie bisher auf diesem Gebiete noch wenig geleistet, so gelte dies ebenso von anderen Forschungsgebieten, die sie nur successive nach Maaßgabe ihrer Kräfte und Mittel in Angriff nehmen könne; übrigens seien der Herausgeber Lessing's und der Urheber des deutschen Wörterbuchs ihre Mitglieder gewesen, und sie werde stets bereit sein, unter gegebenen günstigen Verhältnissen auch in die directe akademische Pflege der neueren deutschen Litteratur einzutreten; eine besondere Klasse für sie einzurichten, sei aber nicht rathsam — man dürfe nicht für eine, sei es auch noch so bedeutende, Aufgabe eine Klasse gründen —, ja bedeute eine Verwirrung des akademischen Grundgedankens und eine Zerstörung des akademischen Organismus, der auf der Zwei-

theilung ruhe; diese Zweitheilung sei die Basis des vollständigen Gleichgewichts der Klassen; trete eine dritte hinzu, so würde nothwendig die Majorisirung einer Klasse die Folge sein. Zum Schluß verspricht die Akademie, die Bestrebungen, die auf Herausgabe der neueren deutschen Litteratur gerichtet sind, mit ihren Kräften fördern zu wollen und auch bei Abfassung der neuen Statuten eine Vermehrung der für die deutsche Philologie festgesetzten Nominalstelle in ernstliche Erwägung zu ziehen.

Der Bericht der Akademie war so eindrucksvoll, daß der Minister seinen Vorschlag fallen ließ und niemals wieder auf ihn zurückgekommen ist. Das neue Statut der Akademie ordnete zwei Nominalstellen für deutsche Philologie an.

2.

Wir haben hier schon vorgegriffen. Den Haupteinschnitt in der inneren Geschichte der Akademie von 1860—1899 bildete das Jahr 1874, in welchem, wie oben S. 749f. bemerkt worden ist, der Etat der Akademie so erhöht wurde, daß sie nun eine ganze Reihe großer Aufgaben in Angriff nehmen und zugleich wichtige wissenschaftliche Unternehmungen Einzelner unterstützen konnte. Die veränderte Situation spiegelt sich in der Festrede, die Mommsen am 2. Juli 1874 gehalten hat. Von dieser Rede muß man den neuen Aufschwung der akademischen Arbeit datiren; denn sie enthielt das Programm derselben, aber zeigte zugleich, daß es höchste Zeit war, der Akademie zu Hülfe zu kommen, wenn sie ihr Recht auf Existenz nicht verlieren sollte:

> Führen wir den Namen Leibniz nicht unnütz? und müssen wir uns nicht scheuen, daran zu erinnern, daß die Akademie der Wissenschaften in Berlin von ihm herstammt? Man hat oft gesagt, daß die gelehrten Gesellschaften abwärts gehen. Die Anschauung begegnet nicht selten, daß sie als Nothbehelf für den Anfang, etwa wie in der Technik die Zunft, wohl gut und nützlich gewirkt haben, aber durch die Emancipation der wissenschaftlichen Arbeit entbehrlich, wo nicht schädlich geworden sind. Etwas Richtiges liegt wohl in diesem wie in jedem anderen weit verbreiteten Tadel; aber richtig ist er doch nicht Es würde sehr unweise sein, wenn man daraus die praktischen Consequenzen ziehen wollte. Alte Bäume kann man wohl umhauen, aber nicht pflanzen; und wie man sich die Linden gefallen läßt, an denen wir wohnen, auch wenn sie einen oder den andern dürren Ast zeigen, so dürfen auch wir, die wir nicht weniger als sie unter dem schweren Kampf um das Berliner Dasein zu leiden haben, auch das Gleiche für uns in Anspruch nehmen. Indessen wir bitten wohl um Nachsicht

und Duldung, aber nur insofern, als wir überzeugt sind, ein gutes Recht zu haben da zu sein.

Der Redner zeigte nun, wie Vieles, was früher akademischer Pflege bedurft habe, heute auf eigenen Füßen stehe und wie namentlich die einzelne Wissenschaft weder den akademischen Schutz noch die von der Akademie gewährte Publicität mehr nöthig habe. Dann fuhr er fort:

Die Einseitigkeit der heutigen Forschung birgt in sich wie unendlichen Gewinn, so auch unendliche Gefahr. Eben an Leibniz messen wir ab, wie klein und eng die Welt dessen ist, für den es im Reiche des Geistes nichts giebt als griechische und lateinische Schriftsteller oder Gebirgsgeschiebe oder Zahlenprobleme. Einige Abwehr gegen diese Gefahr bietet denn doch das akademische Zusammensein, indem es den Einzelnen daran erinnert, daß sein sogenannter Kreis kein Kreis ist, sondern nur ein Kreisabschnitt; indem es die Achtung und selbst die Theilnahme doch immer noch nicht selten auch da erzwingt, wo von vollem wissenschaftlichen Verständniß nicht mehr die Rede sein kann. Jeder, der die deutschen Universitäten kennt, wird es bestätigen, daß der gemeinsame wissenschaftliche Boden da besser festgehalten wird, wo in einer gelehrten Gesellschaft ein Mittelpunkt für die Vereinigung der überhaupt vereinbarlichen Interessen dargeboten ist. . . . Aber der eigentliche Beruf namentlich unserer Akademie, der Akademie Leibnizens und Friedrich's, der Akademie der ersten deutschen Stadt und der Hauptstadt des Deutschen Reiches, ist denn doch noch ein anderer.

Hr. Mommsen legte nun den Finger auf die Thatsache, daß in allen Wissenschaften mit beklagenswerther Kraftvergeudung gearbeitet werde. „Wenn es wahr ist, daß die Natur verschwendet, so hat nichts so naturgemäß sich entwickelt wie das gelehrte Arbeiten.“ An schlagenden Beispielen aus seiner eigenen Wissenschaft zeigte er, wie die großen umfassenden Vorarbeiten fehlen und darum der Einzelne mit unverhältnißmäßigem Kraftaufwand nur halbe Arbeit leisten könne. Abhülfe kann nur in der Association gefunden werden; denn sie ist die Organisation der Arbeit und die Concentrirung der individuellen Kräfte; Großes und Bedeutendes sei auf diesem Wege schon erreicht worden; der Redner erinnerte an die verschiedenen Geschichtsvereine, an die Gesellschaft für deutsche Geschichte und an das Archäologische Institut. Aber die Association reicht für die Bedürfnisse der Wissenschaften nicht aus:

Die Wissenschaft fordert viel, und sie ist des Volkes; nur das Volk hat die Mittel, und nur das Volk auch das Recht, ihr Budget auf sich zu nehmen. Auch aus anderen Gründen genügt die Association nicht: sie bietet nicht die erforderliche über das Leben der Individuen hinausreichende Garantie, nicht die Möglichkeit, bei eintretendem Verfall sich

aus sich selbst zu regeneriren. . . . Alle die wissenschaftlichen Aufgaben, welche die Kräfte des einzelnen Mannes und der lebensfähigen Association übersteigen, vor allem die überall grundlegende Arbeit der Sammlung und Sichtung des wissenschaftlichen Apparates muß der Staat auf sich nehmen, wie sich der Reihe nach die Geldmittel und die geeigneten Personen und Gelegenheiten darbieten. Dazu aber bedarf es eines Vermittlers, und das rechte Organ des Staates für diese Vermittelung ist die Akademie. Sie wird in den meisten Fällen geeignete Vertreter des Fachs in sich selbst finden, zu denen nach Umständen Nicht-Akademiker hinzutreten können; sie wird in ihrer Gesammtheit Männer von allgemeinem gelehrten Interesse und Geschäftskunde zählen, die neben den eigentlich Sachverständigen an der Leitung solcher Unternehmungen zu betheiligen von unschätzbarem Werth ist. Sie wird ihre Schranken erkennen und nicht meinen, die Initiative des wissenschaftlichen Schaffens im höchsten Sinne des Worts entbehrlich machen oder auch hervorrufen zu können; aber sie wird treue Arbeiter ermitteln, die da, wo es die Natur der Sache verstattet, dem genialen Forscher den Weg bahnen und ihm es überlassen, ihn zu finden, wo er nur es kann. Sie muß die Schutzstatt der jungen Talente, die Vertreterin derjenigen Forscher werden, die noch nicht berühmt sind, aber es werden können. . . . Was Jeder von uns litterarisch arbeitet und schafft, das ist wesentlich sein eigen; aber als Akademiker sollen wir bemüht sein Samen zu streuen, der im fremden Garten Früchte trägt, die gelehrte Arbeit, soweit sie dessen bedarf, concentriren, steigern, stützen, vor allem den Jüngeren die Wege zu verständiger, an rechter Stelle eingreifender Thätigkeit weisen und ihnen dazu die Geldmittel gewähren oder vielmehr deren Gewährung vermitteln.

Wenn wir in diesem Sinn wirken, wirken wir aber auch recht im deutschen Sinn. Vielleicht irre ich mich, aber soweit ich die Wissenschaft kenne, so sind zusammenfassende Unternehmungen, die den Kreis der eigenen Nation überschreiten, bisher nur in Deutschland gelungen, und unsere Akademie hat ihren wesentlichen Theil daran. . . . Wenn es der K. Staatsregierung gefallen hat, die der Akademie für die Förderung der Wissenschaft zu Gebote gestellten Mittel beträchtlich zu vermehren, so hat sie die uns obliegende Verpflichtung, und namentlich diese Pflicht aller Pflichten, in demselben Verhältniß gesteigert. Wir täuschen uns über die Schwierigkeit unserer Aufgabe nicht. Daß Engländer, Franzosen und Italiener auf diesem Felde neben uns die Garben binden, ist mehr zu wünschen als zu hoffen; der Universalismus in dem Gebiet der Wissenschaft ist bei diesen Nationen nicht einheimisch, und Deutschland steht auch hier, wie immer und in Allem auf sich selbst. Aber rechnen dürfen wir auf thätigen Beistand unserer Regierung. . . . Daß die alte stehende Beschwerde über die Zurücksetzung der idealen Staatszwecke hinter den realen zum guten Theil unbegründet war, daß die Regierung wohl guten Grund gehabt hat, Jahre lang die letzteren einseitig im Auge zu behalten, davon haben die großen Ereignisse der letztverflossenen Jahre auch den Gelehrten überzeugt. Aber es ist über diesem nothwendigen Zuwarten ein guter Theil der deutschen Wissenschaft zu Grunde

gegangen; Institutionen und Personen sind schwer beschädigt, vieles frische und muthige Streben gebrochen, viele hoffnungsvolle Keime verkümmert, viele grüne Triebe verdorrt. Die Männer, die uns jetzt regieren, wissen und sehen dies; es ist leider mit Händen zu greifen und jedem offenbar. Die Opfer für Deutschlands große Siege liegen nicht bloß bei Königgrätz und Gravelotte; auch die deutsche Forschung daheim hat ihre Leichenfelder. Man wird heute Tausende geben müssen, wo noch vor Jahrzehnten Hunderte hingereicht hätten; gespart wird dabei nirgends, daß man nothwendige Ausgaben unterläßt. Aber wir verzagen nicht. Die deutsche Wissenschaft ist nicht, was sie war; aber sie ist noch lebenskräftig und entwicklungsfähig, das Regiment, auf das wir immer stolz sein durften und um das uns heute ganz Europa beneidet, jetzt, im vollen Glanze des Erfolgs, ernstlich bemüht, die Wurzeln der Größe Deutschlands zu erhalten und zu erfrischen. Unsere Aufgabe ist schwer und alle Pflichterfüllung unvollkommen; aber wir können dazu thun, die deutsche Wissenschaft weiter zu entwickeln, und wir wollen es thun; und wenn wir es thun, dann dürfen wir uns nennen die rechten Nachfahren von Gottfried Wilhelm Leibniz.

Das Programm, nach welchem die Akademie in den letzten 25 Jahren gearbeitet hat — Unternehmung und Leitung umfassender wissenschaftlicher Arbeiten, Einfügung des Großbetriebs der Wissenschaften auf allen Linien in den Kreis ihrer Aufgaben, Zusammenwirken mit der Regierung, um die Mittel für diese Zwecke vom Staate zu erhalten —, ist in dieser Rede enthalten, und der Redner selbst hat nicht nur in der Durchführung des Corpus Inscriptionum Latinarum, sondern auch in zahlreichen anderen wissenschaftlichen Untersuchungen vorbildlich gezeigt, wie der Wille zur That wird.

Es war kein zufälliges Zusammentreffen, daß in demselben Jahre 1874, in welchem die Akademie in den Stand gesetzt wurde, den Kreis ihrer Arbeiten zu erweitern, auch die Anregung zur Revision ihrer Statuten gegeben worden ist. Zwar die Anregung selbst bezog sich auf einen untergeordneten Punkt; aber man ergriff die Gelegenheit, um Veraltetes zu entfernen, Neues und Zweckmäßiges einzuführen. Die Commission, (bestehend aus den vier Secretaren Kummer, du Bois-Reymond, Curtius und Mommsen und den HH. Weierstraß, Kronecker, Lepsius, Bonitz und Pringsheim) legte nach fast vierjähriger Arbeit ihren Entwurf im August 1878 der Akademie vor; im December wurde er dem Ministerium unterbreitet. Die Verhandlungen mit diesem zogen sich noch weitere zwei Jahre hin. Am 28. März 1881 bestätigte der König die neuen Statuten, um die sich Kronecker, der Secretar der Commission, die größten Verdienste erworben hat. Sie unterscheiden sich nicht durchgreifend von jenem Statut, welches bisher gegolten hatte,

aber einige neue Bestimmungen sind doch von großer Wichtigkeit. Erstlich wurde die Zahl der Gesammtsitzungen auf die Hälfte reducirt, die der Klassensitzungen aber verdoppelt. Bisher waren monatlich vier Gesammtsitzungen und eine Klassensitzung gehalten worden, jetzt wurde für jene wie für diese die Zahl auf je zwei Sitzungen monatlich festgestellt; die Klassen wurden durch diese Bestimmung zu intensiverer gemeinsamer Arbeit geführt und erhielten eine größere Bedeutung im Gesammtleben der Akademie. Zweitens wurde die Zahl der ordentlichen Mitglieder von 52 auf 54 erhöht. Drittens wurden zwei neue Fachstellen für deutsche und neuere Philologie und eine dritte für Orientalia begründet, dagegen die Fachstellen für Philosophie von drei auf zwei reducirt. Viertens verminderte man die Zahl der auswärtigen Mitglieder von 32 auf 20 und gab der Definition der Ehrenmitglieder eine etwas andere Fassung. Fünftens beschloß man an Stelle der „Monatsberichte“ wöchentliche „Sitzungsberichte“ herauszugeben, um die Arbeiten der Akademiker und die Beschlüsse der Akademie bereits nach acht Tagen der wissenschaftlichen Welt mittheilen zu können. Sechstens endlich erhielt der Paragraph über die wissenschaftlichen Unternehmungen nun folgende Fassung:

> Die Akademie hat ihrer im § 1 angegebenen Bestimmung zufolge wissenschaftliche Unternehmungen ihrer Mitglieder oder anderer Gelehrter zu fördern, insonderheit solche, für welche die gemeinsame Thätigkeit verschiedener Gelehrter nöthig erscheint, sowie solche, welche durch ihren Umfang, ihre Dauer oder ihre Kostspieligkeit das Eintreten der Akademie erfordern. Ferner gehört es gemäß der Bestimmung der Akademie zu ihren Aufgaben, rein wissenschaftlichen Zwecken gewidmete Stiftungen zu verwalten oder bei deren Verwaltung mitzuwirken, sowie endlich durch Ertheilung von Preisen Forschungen auf bestimmten Gebieten anzuregen oder zu begünstigen.

Diese Fassung reicht noch nicht aus; es wird vor allem dieser Paragraph sein, den die fortschreitende Entwicklung der Akademie ausgestalten muß. Die übrigen Bestimmungen des neuen Statuts, welche von den älteren abweichen, haben keine allgemeinere Bedeutung und dürfen hier unerwähnt bleiben.

Unter den zahlreichen wissenschaftlichen Unternehmungen, die das Jahr 1874 auszeichnen, sind es namentlich zwei gewesen, die eine außerordentliche Bedeutung erlangt haben. Sie stehen beide nur in loserer Verbindung mit der Akademie, aber sie haben doch auch sie lebhaft beschäftigt — Olympia und die Venusdurchgänge.

Bereits in einem berühmten Vortrag vom 10. Januar 1852 hatte Curtius einer auserlesenen Zuhörerschaft Olympia geschildert, Begeisterung für diese heilige Stätte erweckt und mit seiner Mahnung, die Decke von Schutt zu lüften, die der Alpheios über die Trümmer gebreitet, auch auf den König tiefen Eindruck gemacht. Aber noch war Preußen zu gebunden und zu arm, um in Griechenland arbeiten zu können. Curtius ist nicht müde geworden, seine Mahnung zu wiederholen, und im Jahre 1874 gelang es ihm, volles Gehör zu finden. Wie dies geschah, das hat er selbst bei der Feier seines achtzigsten Geburtstages in kurzen, schwerwiegenden Sätzen zusammengefaßt:

> Als nach dem blutigen Völkerkampfe der edle Wunsch sich regte, nun auch ein echtes Friedenswerk in Angriff zu nehmen, da erwachte in dem Kronprinzen der Eindruck eines Vortrages über Olympia. Der Träger der Kaiserkrone ergriff den Gedanken mit ruhmwürdiger Energie; der allen hellenischen Sympathieen fernstehende Kanzler beauftragte den Professor mit Abschluß eines Vertrags mit der Krone Griechenland, und der junge Reichstag bewilligte, ohne das eine Stimme des Widerspruchs laut wurde, hunderttausende von Thalern für eine nationale Unternehmung, bei welcher nach den Staatsgesetzen von Hellas nichts zu erwerben war als der Ruhm, zum ersten Male einen der an Denkmälern reichsten Plätze von Altgriechenland mit seinen Tempeln, Bildwerken und Inschriften vollständig freizulegen.

Am 4. October 1875 geschah der erste Spatenstich; nach sechs Arbeitsjahren unter der kundigen Leitung Adler's waren die Ausgrabungen zum Abschluß gelangt — an Ergebnissen so reich, daß sie alles Hoffen überstiegen. Zehn Jahre darauf wurde Curtius' marmornes Bildniß an der Stätte seines Ruhmes, in Olympia, aufgestellt. Die Akademie hat er von den fortschreitenden Entdeckungen in längeren und kürzeren Mittheilungen stets in Kenntniß erhalten, und sie lauschte dem Gelehrten dankbar, der von der hellenischen Herrlichkeit sprechen durfte, als wäre sie sein Königreich.

Reicht der intellectuelle Ursprung des Olympia-Unternehmens bis in die Tage Friedrich Wilhelm's IV. zurück, so sind auch die großen Expeditionen zur Beobachtung der Venusdurchgänge von der Akademie bereits vor dem französischen Kriege in's Auge gefaßt worden. Schom am 24. Juni 1869 richtete sie an den Unterrichtsminister von Mühler ein ausführliches Schreiben, in welchem sie unter Hinweis auf die hohe Bedeutung der Venusdurchgänge — sie kehren nur nach Zwischenzeiten von durchschnittlich 122 Jahren paarweise wieder und bieten das wichtigste Mittel, um die Ent-

fernung der Erde von der Sonne zu bestimmen — die Ausrüstung von Expeditionen für den 8. December 1874 (und den 6. December 1882) dringend befürwortete, einen Beobachtungsplan in den Grundzügen entwickelte und auch schon Vorschläge für die Zusammensetzung der Commission machte. Der Antrag war bereits zur Zeit seiner Übergabe in seinem nächsten Ziele erledigt, denn die K. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften war ihm beim Bundesrathe zuvorgekommen (8. Mai 1869), allein er war doch nicht fruchtlos; denn sowohl für den Beobachtungsplan als für die Zusammensetzung der Commission ist er grundlegend geworden. Das Reich übernahm die Ausführung durch selbständige Delegationen und hat beide Expeditionen mit reichen Mitteln ausgerüstet. Allein die Akademie ist an ihnen doch in hohem Maaße betheiligt geblieben. Nicht nur hat ihr Astronom, Hr. Auwers, sich beide Male selbst an den Beobachtungen (in Luxor 1874 und in Punta Arenas 1882) betheiligt — das erst Mal auf Kosten der Akademie —, sondern er hat auch das ganze Unternehmen beide Male geleitet und sodann in sechs Bänden 1887—1898) den erschöpfenden Bericht über die deutschen Beobachtungen gegeben. In der Festsitzung am 15. März 1883 hat er die wissenschaftliche Bedeutung der Venusdurchgänge im Allgemeinen und die von ihm geleitete Beobachtungsexpedition im Besonderen geschildert: die Hörer durchlebten mit ihm die erwartungsvollen Wochen, Tage und Stunden und fühlten etwas von der ungeheuren Spannung, wenn eine Unsumme von geistigen und materiellen Kräften auf der Karte weniger Stunden, ja Minuten steht, hundert böse Zufälle zu befürchten sind und die harmlosen Wolken als Ungethüme und zerstörende Titane erscheinen wie in den Tagen der Urzeit. Aber Alles ging nach Wunsch, ja über jedes Hoffen, und die Spannung wandelte sich in Freude. Stolze Freude aber durfte die Hörer auch bei den Schlußworten des Redners beseelen:

Als wir — nach hundert Jahren — in der ersten Vorbereitung zur Beobachtung der bevorstehenden wichtigen Phänomene die Geschichte der Unternehmungen von 1761 und 1769 wieder studirten, haben wir nur in herber Bitterkeit der untergeordneten Stellung gedenken können, zu welcher Deutschland und seine Gelehrten damals verurtheilt waren. Dank unserm Kaiser und allergnädigsten Herrn, daß uns diese Bekümmerniß von der Seele genommen ist, daß unseren Söhnen und Enkeln solche Gefühle erspart bleiben. Dank Ihm, daß Deutschland im Rathe der Völker von der Stelle wieder Besitz genommen hat, auf der es ihm ziemt mitzurathen und mitzuthun, sei es bei der Ordnung

der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse des Welttheils, sei es bei dem großen Friedenswerk der Erweiterung und Verbreitung der Segnungen menschlicher Erkenntniß, für dessen Förderung ihren erhabenen Beschützer zu preisen in erster Linie unserer Körperschaft zukommt.

Während in den Jahren 1875—1879 du Bois-Reymond die Akademie durch seine geistvollen Festreden über La Mettrie, über „Darwin versus Galiani", über das Nationalgefühl und über Rousseau fesselte, ergriff Mommsen in der Festsitzung am Königstage 1880 die Gelegenheit, um das vorzuführen, was die Akademie in den zwanzig Jahren seit der Thronbesteigung Wilhelm's I., namentlich aber in den letzten sechs Jahren seit der Erhöhung ihres Etats geleistet hatte. In der Einleitung sprach er ein scharfes und strafendes Wort über die „ernsten und peinlichen Erscheinungen, welche die geistige Entwicklung unseres Volkes unter der Sonne des Glücks aufweist, über die spontane Recrudescenz alter und die spontane Generation neuer moralischer Seuchen, die mit epidemischer Gewalt um sich greifen und an den Grundlagen unserer Gesellschaft rütteln". „Ist das Reich Kaiser Wilhelm's", so klagte er zürnend, „wirklich noch das Land Friedrich's des Großen, das Land der Aufklärung und der Toleranz, das Land, in dem nach Charakter und Geist, und nicht nach Confession und Nationalität gefragt wird? Ist es nicht schon beinahe ein gewohntes Unheil geworden, daß die politische Parteibildung vergiftet wird durch Hineinziehung des confessionellen Haders? Regt man nicht in den socialen und den wirthschaftlichen Fragen das Element des Egoismus der Interessen wie des nationalen Egoismus in einer Weise auf, daß die Humanität als ein überwundener Standpunkt erscheint? Der Kampf des Neides und der Mißgunst ist nach allen Seiten hin entbrannt. Wirft man uns doch die Fackel in unsre eigenen Kreise, und der Spalt klafft bereits in dem wissenschaftlichen Adel der Nation. Ist es unangemessen, bei der heutigen Feier so schwerer Übel, so ernster Gefahren zu gedenken? Ich meine nicht. Wir können uns der Segnungen der bestehenden Ordnung von Staat und Gesellschaft gar nicht bewußt werden, wir können die Dankbarkeit gegen das greise Oberhaupt unsres Staats nicht empfinden, ohne zugleich alles das mitzufühlen und mitzuleiden, was die Gegenwart bewegt. . . . Das hat man erreicht, daß es den deutschen Bürgern, mögen sie im Festsaal oder auf der Wiese, in der Kirche oder in den Hallen der Wissenschaft sich versammeln, schwer gemacht worden ist, nicht die Feste zu feiern, aber sich der Feste zu erfreuen."

Aber aus der Arbeit entspringt immer noch Hoffnung und Freude, und indem der Redner an den Vicennalien Kaiser Wilhelm's Rechenschaft davon gab, was sowohl unter dem Kriegslärm als besonders im Frieden von der Akademie gearbeitet worden war, und indem er berichtete, was während dieser Jahre aus öffentlichen Mitteln für diejenige höchste Gattung der Wissenschaftspflege geschehen, „für welche die Akademie die hohe Ehre und die ernste Verantwortung hat das Organ der öffentlichen Munificenz zu sein" — gewann er die Zuversicht wieder. Die Übersicht, die er gegeben, dürfen wir nicht wiederholen; die Hauptpunkte werden im folgenden Capitel mitgetheilt werden, aber die Schlußworte sollen hier eine Stelle finden:

> Dieser unvollständige und unvollkommene Abriß dessen, was die Akademie unter der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm unternommen und großentheils ausgeführt hat, ist unser heutiger Festgruß. Wir vergleichen nicht, was in anderen Nationen auf dem gleichen Wege geschaffen worden ist, und fragen nicht, wie der Unterschied der Civilisationsentwickelung und des nationalen Reichthums in diesem stolzen Wettkampf der Völker zum Ausdruck gelangt. Das aber dürfen wir sagen, daß wir gewissenhaft bemüht gewesen sind, mit den uns anvertrauten reichen Mitteln alles wissenschaftliche Streben zu fördern, ohne Unterschied des Kreises und ohne Ansehen der Person. Gewiß verkennen und vergessen wir nicht, daß nicht alle jene Früchte gereift sind. Auch uns ist es nicht erspart geblieben, bald unter Dornen zu säen, bald fröhlich keimende Saat durch Schicksalsschläge vernichtet zu sehen. Die Aufgabe der Akademie bringt es mit sich, daß sie oft gewagte Unternehmungen beginnen muß, und der Einsatz auch wohl verloren geht. Aber sie bringt auch mit sich, daß manches gesäete Korn hundertfältige Frucht trägt. Wir nehmen das eine mit dem andern hin und hoffen, daß unsere Wirksamkeit auch außerhalb der Akademie in dieser ausgleichenden Weise beurtheilt werden wird. Wir brauchen Geduld, nicht bloß weil Manches fehlschlägt, sondern mehr noch, weil unsre Früchte, wie es nun einmal bei diesen Verhältnissen und diesen Personen nicht anders sein kann, im besten Falle langsam reifen. Wir finden aber auch diese Billigkeit und diese Geduld; und wer immer mit der Leitung akademischer Arbeiten beauftragt worden ist, wird sich bekennen zu der tiefen und ernsten Empfindung des Dankes gegen den Staat, der uns die Pflege der Wissenschaft anvertraut, gegen den Kaiser, für den zu arbeiten wir stolz sind. Auch wir sind seine Beauftragten, und wir ehren ihn heute, indem wir zusammenfassend aussprechen, was in den zwanzig gesegneten Jahren seiner Regierung die Akademie der Wissenschaften gethan oder veranlaßt hat.

Bereits im Jahre 1878 hatte sich die Akademie auf das bevorstehende Luther-Jubiläum in ihrer Weise gerüstet, indem sie die

Preisaufgabe (Charlotten-Stiftung) gestellt hatte: „Es sind die Grundsätze darzulegen, nach welchen eine neue kritische Textausgabe der ältesten etwa bis zum Jahre 1521 erschienenen deutschen Schriften Luther's herzustellen sein wird". Die Aufgabe zielte, wie es im „Monatsbericht" 1880 S. 637 heißt, „auf den Anfang einer neuen würdigen Gesammtausgabe der Werke Luther's, wenigstens seiner deutschen Schriften, an die der heranrückende vierte Säculartag seiner Geburt mahnt". Der Preis wurde im Jahre 1880 Hrn. E. Henrici (Berlin) zuerkannt, und bereits in der Festrede am 28. Juni 1883 konnte Mommsen mittheilen: „Die Akademie der Wissenschaften darf sich glücklich schätzen, daß es ihr vergönnt ist, bei dem schönsten Denkmal, welches die Nation ihrem Befreier zu errichten vermag, einer würdigen Gesammtausgabe seiner Werke, deren Beginn das Jahr 1883 bezeichnen wird, berathend und leitend in hervorragender Weise mitzuwirken." Der Redner feierte den Reformator in hohen Worten und zeigte, was auch die Wissenschaft ihm verdankt. „Jene beiden jungen deutschen Professoren der Universität Wittenberg, der sächsische Theologe und der schwäbische Philologe, welche den Geisteszwang der Scholastik und damit die Hierarchie des italienischen Klerus für alle Zeiten gebannt und in unsrem Deutschland unmöglich gemacht haben, vollzogen ein Werk, dessen Würdigung zunächst dem Staatsmann und dem Patrioten zukommt; aber dies Werk ist denn doch auch eine große wissenschaftliche Leistung. Das Zurückführen der christlichen Wissenschaft auf die heiligen Originale und diese allein, unter Beseitigung aller conventionellen und traditionellen Interpretation und Interpolation, ist völlig gleichartig dem Zurückführen des Studiums der griechischen Philosophie auf den wirklichen Aristoteles anstatt auf seine mittelalterliche Überwucherung. Auch die beginnende historische Forschung ist daran ernstlich betheiligt. Es sind die deutsche Feder und das deutsche Wort gewesen, welche Deutschland aus den römischen Fesseln befreien. So ist es denn auch nur in der Ordnung, daß ebenderselbe Mann, dem wir die wiederhergestellte Geistesfreiheit verdanken, zugleich der Begründer unserer Sprache geworden ist, daß das mächtige deutsche Lied, die süße deutsche Musik, die Kunst Cranach's und Dürer's ebenfalls in Martin Luther ihren Schutzpatron hatten und haben. Denn eine feste Burg ist der Protestantismus immer noch und wird es bleiben."

In demselben Jahre war der Brüder Humboldt, deren Standbilder in Berlin aufgerichtet wurden, zu gedenken: an einem Tage

wurde die Akademie an sie, an Luther und an Leibniz erinnert. „Unseres Volkes und unserer Wissenschaft Zukunft steht unter dem Schutz seiner großen Todten. Der Boden, der Martin Luther, der Leibniz und die Brüder Humboldt gezeugt hat, wird auch weiter Nachfolger zeugen, die ihrer und des deutschen Namens würdig sind."

Und noch eine Gedächtnißfeier brachte dieses Jahr; sie zeigte neben den anderen, wie reich und wie verschieden die Quellen sind, aus denen der Wissenschaft Segen quillt — es galt des im vergangenen Jahre (1882) verstorbenen auswärtigen Mitglieds Darwin zu gedenken. du Bois-Reymond feierte ihn als den Copernicus der organischen Welt und schlug als passende Umschrift für eine Denkmünze zu Ehren der „Origin of Species" die Worte vor: „Afflavit Darwinius et dissipata est", nämlich die Superstition. Der Gefeierte wäre mit dieser Devise und mit Anderem, was die unbegrenzte Verehrung dem Redner auf die Lippen legte, schwerlich ganz einverstanden gewesen; aber man begreift es wohl, daß die Erinnerung an den großen Todten überschwänglich in ihrem Danke wurde.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten akademischen Erlebens, daß die Mittheilungen über wissenschaftliche Entdeckungen und überraschende Ergebnisse der Forschung in bunter Folge abwechseln. Heute kommt eine neue Kunde von den griechischen Trümmerfeldern, und die Woche darauf wird eine bisher verborgene physikalische Erscheinung demonstrirt; heute werden die tieferen Ursachen eines geschichtlichen Vorgangs aufgedeckt, und nach acht Tagen weiß der Zoologe die Akademie für eine neue biologische Thatsache zu interessiren. Nur die Mathematik scheint von diesem ungesuchten Wettbewerb um die Theilnahme Nicht-Sachverständiger ein für alle Mal ausgeschlossen zu sein, und doch gelang es im Jahre 1882 dem Verfasser einer streng mathematischen Abhandlung, ein hohes allgemeines Interesse zu erwecken. Unter dem anspruchslosen Titel „Über die Ludolph'sche Zahl" erbrachte Lindemann (Sitzungsber. S. 679 ff.) den Beweis, daß die Ludolph'sche Zahl π zu den transscendenten Zahlen gehört, daß also die Quadratur des Kreises constructiv nicht ausführbar ist. Wie lange war die Akademie, war die wissenschaftliche Welt mit diesem Problem gequält worden! Nun war es endlich aus der Welt geschafft. Drei Jahre später (in den Sitzungsberichten 1885 S. 1067 ff.) gab Weierstraß im Einvernehmen mit Lindemann eine möglichst elementar gehaltene

Begründung des neuen Theorems und der mit ihm verbundenen Lehrsätze, ausdrücklich erklärend, daß er die Beweise Lindemann's ohne wesentliche Modificationen der leitenden Grundgedanken nur vereinfachen und vervollständigen wolle. Speciell hob er noch hervor, daß ihm die beiden Lindemann'schen Sätze: „Die Exponentialgröße e^x ist stets eine transscendente Zahl, wenn x eine von Null verschiedene algebraische Zahl ist" und „Der natürliche Logarithmus einer algebraischen Zahl x ist immer eine transscendente Zahl, wenn x nicht den Werth i hat" — zu den schönsten Sätzen der Arithmetik zu gehören scheinen.

In seiner Festrede vom Jahre 1887 beleuchtete Mommsen wiederum die akademische Arbeit. Er erinnerte an die Schranken des wissenschaftlichen Großbetriebes, an die besonderen heimischen und an die allgemeinen: „Ob wir nicht an der Großheit der Entwicklung leiden, ob nicht das Fortschreiten der Wissenschaft die Unzulänglichkeit des Individuums immer schärfer hervortreten läßt, das sind schwer abzuweisende und noch schwerer zu verneinende Fragen. Angewiesen, wie wir es sind, auf die Zufälligkeiten des Personalstandes der Berliner Gelehrtenwelt und weiter beschränkt durch die geringe Zahl der akademischen Stellen, kann nicht jeder Zweig der Wissenschaft gleichzeitig in unserm Kreis vertreten sein. Gewiß wird die Wissenschaft immer individuell bleiben und alles Größte und Beste nicht von der Akademie geleistet werden, sondern von Männern, seien sie Akademiker oder Nichtakademiker. Aber die Bedeutung der Organisation der Arbeit oder, richtiger gesagt, der Vorarbeiten, ist daneben unermeßlich und in beständigem Steigen, und diese durchzuführen sind die Akademieen der Wissenschaften bestimmt. . . . Die Menschen kommen und gehen, die Wissenschaft bleibt. Wer an akademischer Thätigkeit sich betheiligt hat, der darf der Hoffnung sich getrösten, daß, wenn er die Arbeit niedergelegt, ein anderer für ihn eintritt, vielleicht ein geringerer vielleicht ein besserer, immer hat er das Privilegium, mehr als andere mit seiner Arbeit über seine Spanne Zeit hinaus zu wirken."

Im folgenden Jahre trauerte die Akademie mit dem Vaterlande an dem Sarge des großen Kaisers, ihres königlichen Herrn und Protectors. Wieder war es Mommsen, der in der öffentlichen Sitzung vom 22. März das Wort ergriff und dem allgemeinen Schmerze Ausdruck verlieh. Er zeichnete in großen Zügen den Lebensgang und die Persönlichkeit des Monarchen; dann schilderte

er, was die Wissenschaft, was die Akademie ihm und seiner Regierung verdankt: „Wer die Geschicke der deutschen Nation bestimmt, kann von deutscher Wissenschaft nicht absehen, und die Bedeutung dieses Theiles staatsmännischer Arbeit ist in stetigem Steigen. Wenn die deutsche Forschung auf sehr verschiedenartigen Gebieten eine hervorragende Stellung einnimmt, so liegt das wesentlich daran, daß unser Regiment diesen Theil seiner Aufgabe weiter, größer und nachhaltiger faßt, als dies anderswo geschieht. Es ist eines der Vorrechte unserer Körperschaft, daß wir, diesem Kreise der Regententhätigkeit nahegestellt und durch die Mannigfaltigkeit der akademischen Interessen vor der Überschätzung des eigenen Faches mehr als andere Gelehrte geschützt, deutlicher erkennen, wie sehr der Fortschritt aller Wissenschaft auf die staatliche Fürsorge angewiesen ist. Dies auszuführen kommt uns zu, und die Gelegenheit wird nicht fehlen, wo die aufrichtige Dankbarkeit in so vielen Herzen lebt und dauern wird. Aber auch schon heute ist schweigen unmöglich." Und nun gab der Redner einen Überblick über das wissenschaftliche Regiment unter Kaiser Wilhelm, insbesondere in Beziehung auf die Berliner Anstalten und die Akademie.

Wir älteren Akademiker erinnern uns wohl noch der Zeit, wo wir hier standen ungefähr wie der fleißige Student mit schmalem Wechsel; so war es noch in König Wilhelm's ersten Jahren. Als dann die großen Kriege einen Umschwung auch auf dem finanziellen Gebiet herbeigeführt hatten, wurde auch uns die Möglichkeit eröffnet, der wir eine Reihe unserer hervorragendsten Mitglieder verdanken, auf die Berufungen nach Berlin einen entscheidenden Einfluß auszuüben, und wurden uns auch sonst reichere Mittel zur Verfügung gestellt. Der der Akademie aus der Staatskasse ausgeworfene Betrag ist gegen den bei dem Regierungsantritt König Wilhelm's uns gewährten verdreifacht.

Die naturwissenschaftlichen Institute der Universität sind fast sämmtlich in den Jahren 1871—1888 neugebaut und glänzend ausgestattet worden; die deutsche Astronomie hat zwei erfolgreiche Expeditionen zur Beobachtung der Venusdurchgänge mit Unterstützung der wiederhergestellten deutschen Flotte ausrüsten können. Mit zwei Entsendungen hat sich die deutsche Wissenschaft an der internationalen Erforschung der magnetischen und meteorologischen Verhältnisse der Polargegenden betheiligt. Die mitteleuropäische Gradmessung, welche sich zu einem alle Welttheile umfassenden Verein der internationalen Erdmessung gesteigert hat, hat ihr Centrum in dem reorganisirten Berliner Geodätischen Institut

erhalten. Die beiden größten Anstalten, welche die eigene Organisationskraft der deutschen Forschung auf dem historisch-archäologischen Arbeitsfeld ins Leben gerufen hat — die Gesellschaft zur Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen und das Archäologische Institut — waren schon früher, jene auf den Deutschen Bund, dieses factisch auf Preußen übergegangen; aber Kaiser Wilhelm gab ihnen vermehrte Mittel, sowie eine nicht auf Preußen beschränkte wissenschaftliche Oberleitung und verlieh beide als Morgengabe dem neuen Deutschen Reich. Wenige Monate vor seinem Tode sanctionirte er eine dritte Unternehmung, die Monumenta Borussica. Unter seinem Regiment haben sich die Archive des Staates der Geschichtsforschung geöffnet, hat Deutschland in Olympia, Preußen in Pergamon großartige Ausgrabungen veranstaltet; unsere Museen wetteifern heute mit denen von Paris und London.

Alles, was unter diesem Regimente geschaffen, trägt denselben Stempel der schlichten Pflichterfüllung, der diese ganze vor allem durch ihre Einfachheit große Herrscherthätigkeit charakterisirt. Kaiser Wilhelm war, was der rechte Mann sein soll, ein Fachmann. Eine bestimmte Disciplin beherrschte er vollständig; seinem hohen Berufe entsprechend lebte und webte er in der Theorie wie der Praxis der Militärwissenschaft. Es werden nicht viele sein, die ihre Jünglings- und Mannesjahre mit solchem Ernst wie er ihrer Wissenschaft gewidmet haben. Also war er kein Dilettant. Er wußte sich am Schönen zu erfreuen und ist der Erörterung wissenschaftlicher Fragen oft und gern gefolgt; Gegenstände wie die Gradmessung knüpfen auch wohl an sein eigenes Arbeiten an und beschäftigten ihn eingehender; aber was er für die Wissenschaften alle gethan hat, ging nicht aus zufälliger Laune und besonderer Vorliebe hervor. Ob für Rembrandt oder für Holbein, ob für die Münzsammlung Fox oder für die Marmorbilder von Pergamon, für das Orientalische Seminar oder für die historische Station in Rom oder auch für den Erwerb der Manesse'schen Minnesängerhandschrift die Mittel des Staates in Anspruch zu nehmen seien, das entschied für ihn nicht sein eigenes Meinen, sondern der Rathschlag der Fachmänner, denen er, selber Fachmann, wie er war, den Muth und die Weisheit hatte zu vertrauen. Auch hier schuf er als Staatsmann, als der Herrscher eines wissenschaftlich arbeitsamen Volkes. Er hat es einmal ausgesprochen, daß, was einst in dem Sturm der Freiheitskriege der Enthusiasmus gethan habe, in dem größeren Staate „die geweckte und beförderte Intelligenz“ thun müsse, und darnach hat er gehandelt. . . . .

Kaiser Wilhelm ist nicht mehr! Wir dürfen trauern um seinen Tod: klagen dürfen wir nicht. Es fehlt uns das hohe Vorbild des pflichttreuen Amtsträgers, das Muster der Anmuth und der Würde in der Heiterkeit wie im Ernst, das herzgewinnende Lächeln, der freundliche Blick von dem Fenster gegenüber auf die stetig sich erneuernden Morgenpilger: alles dies kommt nicht wieder. Aber klagen dürfen wir nicht

Er hat fast die letzte dem Menschenleben überhaupt gesteckte Grenze erreicht, und er hat sie erreicht in einer Thätigkeit und mit einer Spannkraft, wie sie in diesem Alter kaum jemals bleiben. Es ist ihm vergönnt gewesen, die Einigung Deutschlands nicht bloß zu vollenden, sondern auch nach der Vollendung eine Reihe von Jahren schützend über ihr zu wachen. Ihn hat das Schicksal abgerufen, nachdem er sein Werk gethan hat, und Besseres und Höheres giebt es unter den Menschenloosen nicht. . . Wir sind nicht gewohnt und nicht geneigt, die Gefahren zu unterschätzen, welche die Zukunft in sich trägt; aber wir vertrauen auch, daß die Söhne ebenso ihre Schuldigkeit thun werden, wie es die Väter gethan haben. Die Pflichttreue ist erblich im Haus der Hohenzollern wie die Volkstreue im Lande Preußen und in der deutschen Nation. Mit Schmerz sehen wir sie in dem Nachfolger bewährt zunächst in dem tapferen Kampfe gegen tückische Krankheit, in der unvergleichlichen Fassung gegenüber dem schweren Unheil, die Allen, die ihn lieben, die auf ihn und für ihn hoffen, ein Muster ist und bleiben wird. Leider können wir die Trauer um den großen Todten nicht uns lindern und mindern mit dem Ausblick in eine wolkenfreie Zukunft. Aber am Firmamente selbst ändern die Wolken nichts. Unsere Liebe und Treue gehört dem lebenden Kaiser, wie sie dem Todten gehört hat. Dieses Todten aber, des Kaisers Wilhelm, werden wir gedenken, bis die Augen auch uns sich schließen. Denn er war unser! Mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen.

In jedem Deutschen, der diese Zeilen liest, wird das Andenken an den Heldenkaiser auf's Neue hervorbrechen. Möge es, wie es in unserer Brust lebt, so sich auch als die fortwirkende Kraft des Patriotismus und des deutschen Pflichtgefühls bewähren!

An demselben Tage richtete die Akademie eine Adresse an ihren neuen Herrn und Protector, den Kaiser Friedrich III. „Wir leben der trostreichen Überzeugung," heißt es in ihr, „daß in Allerhöchstdemselben uns ein Herrscher ward, in welchem, neben dem Heldenmuth und der Weisheit des in Gott ruhenden Kaisers Wilhelm, Liebe zur Wissenschaft, Begeisterung für alles Große und Schöne auf den Gefilden des Geistes doppelt lebendig ist. In Allerhöchstderen erlauchter Gemahlin, Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, sind wir längst gewöhnt, die einsichtigste, theilnehmendste, hilfbereiteste Freundin unserer Bestrebungen im innersten Herzen dankend zu verehren."

Aber schon nach wenigen Monaten erlag der geliebte Monarch der tückischen Krankheit, und die öffentliche Sitzung am 28. Juni wurde wiederum zur Trauerversammlung. du Bois-Reymond hielt die Gedächtnisrede.

Unter Kaiser Friedrich's starker milder Herrschaft waren uns, wie wir meinten, Jahrzehnte so ruhigen Gedeihens, so schöner Blüthe ge-

sichert, wie Preußen, wie Deutschland erst durch langes treues Ausharren in lähmender Umschnürung, dann durch Todesmuth im Entscheidungskampfe sie wohl verdient hatten. War es ein großes Glück gewesen, daß wider den gewohnten Lauf der menschlichen Dinge der Neubegründer des Deutschen Reiches dessen Geschicke noch siebzehn Jahre lenken konnte, so ist es ein ebenso großes Unglück, daß, abermals wider den gewohnten Lauf der menschlichen Dinge, seines Nachfolgers Regierung nicht einmal ebenso viele Wochen dauern sollte. . . . Wir jedoch, die Preußische Akademie der Wissenschaften, wir haben hier noch einer besonderen Klage Worte zu geben. Kaiser Friedrich, unser erhabener Schirmherr, war nicht allein, wie die Geschichte erzählen wird, ein Held auf dem Schlachtfelde. Nicht allein war an ihm wie im Rathe, so im Glanze seines Hofes, jeder Zoll ein Fürst. Sondern von Einem aus unserer Mitte in die Welt des Alterthums, von einem hochgeschätzten Lehrer in die Begriffswelt der Naturwissenschaften eingeweiht, war ihm auch das Reich der Ideale vertraut, welches sich vor unseren Bestrebungen unendlich dehnt; jede wissenschaftliche Bemühung fand an ihm einen freundlich theilnehmenden Helfer, die Ausgrabung Olympias und Pergamons, wie die Gründung der astrophysikalischen Warte, und die Vergangenheit bürgte uns für eine gleich ersprießliche Zukunft. An der Seite seiner erlauchten Gemahlin, der Kaiserin Victoria, der liebevoll begeisterten Freundin von Wissenschaft und Kunst, hätte er in Jahren friedlicher Entwickelung eine glänzende Aera geistiger Thaten heraufgeführt, denen es ja wohl unter einem jüngeren Geschlecht in diesem Kreise an Vollbringern nicht gefehlt haben würde.

Aber raffen wir uns auf aus dieser Trauer. . . . Er hat uns allezeit, und noch zuletzt unter grausamer Prüfung, das Beispiel treuester Pflichterfüllung gegeben. Fahren wir fort in unentwegten Anstrengungen auf unserem Gebiete, nach unseren Kräften, im edelsten Wettstreit mit anderen Völkern, dem deutschen Namen Ehre zu machen; denken wir bei der Arbeit, welche an sich als beste Trösterin sich erweist, auch fernerhin zuweilen an ihn, dessen Beifall uns einst ermuthigte und belohnte.

Die Akademie richtete an seinen erhabenen Sohn und Nachfolger, Kaiser Wilhelm II., eine Adresse und bat um Seine Huld für die stille Geistesarbeit, zu welcher sie für des Vaterlands Ehre und Wohlfahrt und zum Nutzen aller menschlichen Gesittung berufen sei. Diese Bitte ist ihr gewährt worden: Der Königlichen Staatsregierung durften wir, wie bisher, jedes Gesuch, sei es die Erweiterung bestehender Unternehmungen, sei es die Inangriffnahme neuer betreffend, unterbreiten, und haben immer das gleiche Wohlwollen und die gleiche thatkräftige Förderung erfahren. Von neuen Unternehmungen der Akademie unter der Regierung Kaiser Wilhelm's II. sei die Herstellung eines Thesaurus Linguae Latinae, die Herausgabe der Werke Kant's, Wilhelm von Humboldt's und Weier-

straß', die Herstellung eines Wörterbuchs der deutschen Rechtssprache, eines Wörterbuchs der ägyptischen Sprache, die Hausgabe der ältesten griechischen Kirchenväter, vor allem aber die Gründung bez. Cosolidirung des Historischen Instituts in Rom, die Neubauten des Geodätischen Instituts und des Meteorologischen Observatoriums, endlich die so ausgedehnte und erfolgreiche Limes-Forschung und die Plankton-Expedition genannt. Alle diese Unternehmungen bedurften zu ihrer Einrichtung und Fortführung der Fürsorge und Fürsprache des Unterrichtsministeriums, nicht wenige unter ihnen wären ohne Hülfe, welche Se. Maj. der Kaiser gewährte, niemals in's Leben getreten. Wir haben sie in reichem Maaße gefunden und sind gewiß, daß sie uns unter der Regierung Kaiser Wilhelm's II. nie fehlen werden.

Aus dem inneren Leben der Akademie im letzten Jahrzehnt zu berichten, müssen wir zukünftiger Geschichtsschreibung überlassen — von den gemeinsamen Arbeiten der Akademie wird das nächste Capitel erzählen. Aber nicht vorübergehen dürfen wir an der für die Geschichte der deutschen Akademieen wichtigen Thatsache, daß im Jahre 1893 ein Cartell zwischen ihnen (Göttingen, Leipzig, München, Wien) geschlossen worden ist, um wissenschaftliche Arbeiten allgemeiner Natur anzuregen und bei deren Verfolgung mögliche Collisionen zu verhindern und mögliche Cooperationen zu fördern. Die Berliner Akademie ist diesem Cartell, welches einem Lieblingsgedanken Leibnizens entspricht, nicht beigetreten, aber sie hat ihre Bereitschaft ausgesprochen, von Fall zu Fall mit den anderen deutschen Akademieen zusammen zu wirken, und sie ist thatsächlich bereits in die gemeinsame Arbeit mit ihnen eingetreten (Herausgabe eines Thesaurus Linguae Latinae). Wir dürfen hoffen, daß sich dieser Zusammenschluß wie für die Wissenschaft so auch für die Nation als segensreich erweisen wird. Über die Anregung zu einer näheren Verbindung aller großen Akademieen Europas und Amerikas, die in dem laufenden Jahre (1899) gegeben worden ist, kann noch nicht berichtet werden. — Indem wir uns weiter das vergegenwärtigen, was uns die letzten Jahre gebracht haben, stellen wir die großartige Stiftung in den Vordergrund, welche die Akademie einer hochherzigen Frau verdankt. Frau Maria Elisabeth Wentzel begründete im Mai 1894 zu Gunsten der Akademie die „Hermann und Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung", die am 9. Juli desselben Jahres Allerhöchsten Orts bestätigt wurde. Das Kapital der Stiftung beträgt 1500000 Mark, wovon die Zinsen zum dritten Theil vom

1. Januar 1894, vollständig nach dem Tode der Stifterin für die Zwecke der Stiftung verwendbar werden. Es ist der Zweck der Stiftung, ohne statutarische Bevorzugung eines einzelnen Forschungsgebiets wissenschaftliche Unternehmungen grösseren Umfangs zu fördern Das Vorschlagsrecht steht jedem ordentlichen Mitglied der Akademie zu; die Leitung der Stiftung und die schließliche Entscheidung ist einem Curatorium übertragen, welches von dem Minister der Unterrichtsangelegenheiten sowie je drei von den beiden Classen der Akademie von fünf zu fünf Jahren erwählten ordentlichen Mitgliedern gebildet wird. Diese Stiftung, welche von Frau Elise Wentzel, den Absichten ihres Gemahls, des im Jahre 1889 verstorbenen Berliner Architekten Hermann Wentzel, entsprechend und zum ehrenden Andenken ihres Vaters, des im Jahre 1878 hochbejahrt verstorbenen Berliner Fabrikbesitzers Karl Julius Heckmann, in's Leben gerufen ist, legt Zeugniß dafür ab, daß die Macht der Wissenschaft und die Anerkennung der freien akademischen Forschung in unserer Nation und insonderheit in der Hauptstadt des Deutschen Reichs lebendig walten und thatkräftig wirken. Auch an dieser Stelle sei der Stifterin der Dank für die hohe Ehrung und mächtige Förderung unserer Arbeiten gesagt. Haben wir früher trotz des vermehrten Staatszuschusses doch noch immer klagen müssen, daß für die ungeheuren Anforderungen, welche Gegenwart und Zukunft an eine die Wissenschaft in ihrer Gesammtheit vertretende Anstalt stellen, die uns gewährten Mittel nicht ausreichen, und haben deshalb wieder und wieder berechtigte Wünsche unterdrückt werden müssen, so ist nun durch diese Stiftung in ungeahntem Umfang Vieles möglich geworden, was es biher nicht war. Die Mittel zur Herstellung eines Wörterbuchs der deutschen Rechtssprache und zur Herausgabe der ältesten griechischen Kirchenväter werden bereits ausschließlich von dieser Stiftung gewährt, und sie hat zugleich eine große naturwissenschaftliche Expedition nach Deutsch-Ostafrika ausrüsten können.

Drittes Capitel.

Die Unternehmungen und Arbeiten der Akademie.

In den „Sitzungsberichten" und den „Abhandlungen" ist ein Theil der Vorträge, welche die Akademiker in festgestellter Reihenfolge Jahr um Jahr gehalten haben, abgedruckt; nicht wenige aber sind der Drucklegung entzogen worden, oder sie sind in den Fach-

zeitschriften erschienen. Von ihnen allen kann im Folgenden nicht die Rede sein, sondern nur von den größeren Unternehmungen, für welche die Akademie besondere Commissionen eingesetzt hat oder an denen von ihr gewählte Mitglieder sich betheiligen. Ihre Gesammtzahl beträgt zur Zeit (Mai 1899) 22; von diesen sind 14 solche, welche die Akademie selbst niedergesetzt hat und die unter ihrer ausschließlichen Oberleitung arbeiten, 8 sind selbständige Institutionen, stehen aber mit ihr in weiterer oder näherer Verbindung. Hierher gehört das Kaiserlich Archäologische Institut, welches mit der Akademie besonders eng verbunden ist, ferner die Centraldirection der Monumenta Germaniae historica, deren Vorsitzender ihr Mitglied und in welcher sie außerdem noch durch zwei Akademiker vertreten ist, weiter das Historische Institut in Rom, dessen Direction zwei Mitglieder der Akademie führen und das aus Anregungen entstanden ist, welche sie gegeben hat. Zu den selbständigen Instituten bez. Unternehmungen, an denen die Akademie betheiligt ist, gehören ferner das Geodätische und das Meteorologische Institut, endlich die Commissionen für den Thesaurus Linguae Latinae, für das Wörterbuch der Ägyptischen Sprache und für die Ausgabe der Werke Luther's.

Das Historische Institut in Rom ist im Jahre 1888 gegründet worden. Bereits nach fünf Jahren konnte der Vorsitzende, Hr. von Sybel, berichten, daß das Institut aus einem dirigirenden Secretar, zwei Assistenten und zwei Hülfsarbeitern bestehe. Als erste Aufgabe war ihm die von Historikern und Theologen beider Confessionen lange ersehnte Herausgabe des Schriftwechsels zwischen der römischen Curie und ihren nach Deutschland gesandten Nuntien während der Reformationszeit gestellt worden. Daß das Institut sie mit Eifer und Sachkunde angegriffen, zeigt die Thatsache, daß es bereits binnen fünf Jahren, in Gemeinschaft mit der K. Archivverwaltung, fünf Bände veröffentlicht hatte, zwei andere im Druck befindlich, zwei weitere der Druckreife nahe waren. Die Bände fanden die volle Anerkennung aller wissenschaftlichen Autoritäten. Neben den Nuntiaturberichten wurde aber im Jahre 1893 noch ein zweites Unternehmen von gleichem Umfang und ähnlicher Bedeutung in's Auge gefaßt. Seit der Vollendung der päpstlichen Weltherrschaft im 13. Jahrhundert haben die Verfügungen des römischen Stuhls in alle Lebensverhältnisse der unterworfenen Länder und somit auch des Deutschen Reichs auf allen Rechtsgebieten eingegriffen. Zahllose Bittsteller oder streitende Parteien

brachten ihre Suppliken und Beschwerden an die Curie, von wo sie dann, nachdem dort Abschrift genommen, mit der päpstlichen Entscheidung an die Bittsteller zurückgingen. Die Abschriften lagern jetzt zu vielen Tausenden, mangelhaft geordnet und lückenhaft verzeichnet, in sieben römischen Specialarchiven. Daß ihr Inhalt von größtem Werth für die Erkenntniß der Zustände der deutschen Stifter und Klöster, städtischer und ländlicher Gemeinden ist, leuchtet ein. Der Plan ging nun dahin, diese Urkunden, soweit sie Deutschland betreffen, zu sammeln und kurze Auszüge oder Regesten derselben in wohlgeordneter Reihe, zunächst aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zu publiciren. Die Mittel, die dazu nöthig schienen, waren freilich sehr bedeutend. Aber auf Vortrag des Herrn Unterrichtsministers bewilligte Se. Majestät der Kaiser gemäß Seinem oft ausgesprochenen Interesse für die geschichtlichen Studien Allergnädigst aus dem Kaiserlichen Dispositionsfonds für vier Jahre 60 000 Mark. Damit war das Unternehmen eines „Repertorium Germanicum“ sichergestellt. Sowohl die Arbeit an diesem als die Herausgabe der Nuntiaturberichte (ausgedehnt auch auf das 17. Jahrhundert) ist seitdem rüstig fortgeschritten; neben diesen Publicationen geht seit 1897 eine Zeitschrift her: „Quellen und Forschungen aus italienischen Bibliotheken und Archiven“. Sie wird von dem ständigen Secretar des Instituts, Hrn. Friedensburg, redigirt. Die Direction hat zuerst Hr. von Sybel, dann Hr. Wattenbach geführt; sie liegt jetzt in den Händen der HH. Koser und Lenz. Neben ihren regelmäßigen Aufgaben versäumen es die Beamten des Instituts in Rom nicht, den recht zahlreichen deutschen Gelehrten, welche theils durch schriftliche Anfragen, theils bei persönlicher Anwesenheit in Rom an dem Institut einen Anhalt und Nachweisungen für ihre Zwecke und Aufgaben suchen, nach Möglichkeit behülflich zu sein.

Die Beziehungen des Geodätischen Instituts zur Akademie beginnen im Jahre 1876. Der damalige hochverdiente Leiter desselben, General Baeyer, regte eine nähere Verbindung des Instituts (und des mit ihm verbundenen Central-Bureaus der Europäischen Gradmessung) mit der Akademie an und wünschte zugleich eine Verstärkung desselben aus den Kreisen der Akademie. Die physikalisch-mathematische Klasse nahm den Vorschlag an, indem sie ihn zu Gunsten des Antheils der Akademie modificirte. In dem Statut für das Geodätische Institut vom 22. September 1877,

das nach ihren Vorschlägen aufgestellt und genehmigt wurde, heißt es demgemäß (§ 10):

> Um die Erfüllung der dem Institute übertragenen Aufgaben möglichst vollständig zu sichern, steht dem Präsidenten ein wissenschaftlicher Beirath zur Seite. Ein Mitglied desselben wird auf Vorschlag des Präsidenten, die übrigen bis zu einer Zahl von fünf auf Vorschlag der K. Akademie der Wissenschaften durch den Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten ernannt.

Ferner in § 19:

> Der Präsident des Geodätischen Instituts wird auf Vorschlag der Akademie der Wissenschaften von dem Könige ernannt. Die Akademie hat sich mit Rücksicht auf die Funktion des Präsidenten als Präsident des Centralbureaus der Europäischen Gradmessung vor Aufstellung ihres Vorschlags mit der permanenten Commission der Europäischen Gradmessung in Verbindung zu setzen, um wenn möglich mit ihr ein Einverständniß über die geeignetste Persönlichkeit zu erzielen.

Allein die Akademie fand in den nächsten Jahren reichlichen Anlaß zu Klagen, da dem Präsidenten des Instituts die Berichterstattung über die Verhandlungen des „Wissenschaftlichen Beiraths“ vorbehalten war und sie die Richtigkeit derselben nicht immer anzuerkennen vermochte. Sie hätte unter diesen Umständen auf ihre Mitwirkung verzichten müssen, wäre nicht nach dem Tode des Generals Baeyer ein neues Statut erlassen worden (15. Januar 1887), welches den unerträglichen Verhältnissen ein Ende machte. Der erste Absatz des § 4 des Statuts lautet:

> Die Akademie der Wissenschaften ist das begutachtende Organ des Ministers in allen wichtigen Angelegenheiten des Instituts. Insbesondere nimmt die Akademie die Jahresberichte des Directors des Instituts entgegen und übermittelt dieselben mit ihren Bemerkungen und Vorschlägen dem Minister.

Der „Wissenschaftliche Beirath“ war damit aufgehoben, aber an seine Stelle trat die Akademie als begutachtendes Organ des Ministers und als Vermittlerin zwischen dem Institut und der Regierung. Sie übt die damit gesetzten Rechte durch eine gewählte Commission aus.

Hr. Helmert, der gegenwärtige Director des Instituts, hat in dem Werke: „Die Königlichen Observatorien für Astrophysik, Meteorologie und Geodäsie bei Potsdam. Aus amtlichem Anlaß herausgegeben von den betheiligten Directoren. Berlin 1890“, die Geschichte, den gegenwärtigen Zustand, die Arbeiten und den Arbeitsplan des Instituts beschrieben. Die großen Bauten für dasselbe auf dem Telegraphenberge bei Potsdam wurden in den Jahren 1888—1892 her-

gestellt. „Gleiche Einrichtungen", schrieb Hr. Helmert, „finden sich anderwärts nur vereinzelt und nirgends in diesem Zusammenhange, so daß das Geodätische Institut eine Ausstattung erhält, wie sie der Stellung Preußens in der Erdmessungsorganisation angemessen ist. Aber nicht nur für die rein wissenschaftlichen Aufgaben und Fragen der Erdmessung und Geodäsie überhaupt wird diese Schöpfung befruchtend wirken, sondern sich bei der innigen Beziehung, welche gerade auf diesem Gebiete zwischen Theorie und Erfahrung stattfindet, auch für die praktischen Anforderungen des Lebens als ein nützliches Glied des Staatsorganismus erweisen."

Durch Erlaß des Ministers von Goßler vom 10. Mai 1887 wurde das Meteorologische Institut in dieselben Beziehungen zur Akademie gesetzt wie das Geodätische durch das Statut von 1887. Auch hier übt die Akademie ihre Rechte durch eine gewählte Commission aus. In dem oben erwähnten Werk hat Hr. von Bezold die Geschichte des Meteorologischen Instituts in Berlin, den Bau und die Einrichtung des Observatoriums in Potsdam (1888—1892) und die Thätigkeit desselben geschildert. Preußen hatte auf dem Gebiete der Meteorologie die Stellung wieder zu erobern, die es einst durch die Akademie gewonnen und besessen hatte: dieser Verpflichtung gab der Director im Jahre 1890 freimüthig Ausdruck. Sieben Jahre später durfte er mit Genugthuung berichten, wie Vieles geschehen sei: „das Institut steht gegenwärtig mehr denn jemals mitten in der vielseitigsten Arbeit, theils früher Begonnenes fortführend und erweiternd, theils neue Aufgaben, wie sie die rastlos fortschreitende Wissenschaft unablässig stellt, in den Kreis seiner Wirksamkeit ziehend". Namentlich die Erforschung der Atmosphäre mit Hülfe des Luftballons konnte in größerem Maaßstabe und mit größerem Erfolge aufgenommen werden, als es je zuvor in Deutschland oder anderswo möglich gewesen ist. Die Commissionen für das Meteorologische und das Geodätische Institut bestehen zur Zeit aus den HH. Auwers, von Bezold, Vogel und Kohlrausch.

Wir schließen an diesen Bericht über die sei es leitende, sei es mitwirkende, sei es begutachtende Thätigkeit der Akademie gegenüber fünf selbständigen wissenschaftlichen Instituten ein kurzes Wort über die drei großen Editionen, an deren Ausführung sie mitbetheiligt ist.

Das gewaltige Unternehmen, einen Thesaurus Linguae Latinae herzustellen, lange geplant und überdacht, wird von Dele-

girten der Akademieen und Gesellschaften der Wissenschaften zu Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien gemeinsam geleitet. Auf einer Berliner Conferenz im October 1893 wurde der genauere Arbeitsplan aufgestellt und sodann von jenen Körperschaften genehmigt. Am 26. Januar 1899 konnte der Delegirte unserer Akademie, Hr. Diels, mittheilen, daß der Abschluß der gesammten Verzettelungs- und Excerpirungsarbeit im Sommer dieses Jahres gesichert sei und nun die Redaction beginnen werde Als Generalredactor wird Hr. F. Vollmer fungiren. Das gesammte Zettelmaterial soll zunächst in München vereinigt werden. Indem sich sämmtliche Akademieen deutscher Zunge zu dem Werke vereinigt haben, den Schatz der Sprache in abschließender Weise zusammenzustellen, aus der und durch deren Vermittlung Deutschland seine Cultur empfangen hat, ist das Latein noch einmal zum Bande der Gemeinsamkeit geworden.

Das Verfahren, welches man bei dem Thesaurus Linguae Latinae ausgebildet hat, ist bereits vorbildlich geworden für ein anderes Unternehmen, welches im Jahre 1897 in's Leben gerufen worden ist, die Herstellung eines Wörterbuchs der ägyptischen Sprache. Das Werk soll den gesammten Sprachschatz umfassen, den die in hieroglyphischer (bez. hieratischer) Schrift geschriebenen Texte bewahrt haben; die demotischen und koptischen Texte sollen dagegen nur so weit herangezogen werden, als es die Erklärung hieroglyphisch geschriebener Worte verlangt. Die Dauer der Arbeit bis zum Beginn des Drucks ist auf etwa elf Jahre berechnet. Die Aufsicht über das Unternehmen wird von der Berliner und Münchener Akademie und den Königlichen Gesellschaften der Wissenschaften zu Göttingen und Leipzig geführt; die Leitung liegt in den Händen einer Commission, für welche die genannten Körperschaften je ein Mitglied gewählt haben. Am 26. Januar 1899 berichtete Hr. Erman der Akademie, daß dreizehn Mitarbeiter thätig seien, das Unternehmen rüstig gefördert werde und daß namentlich vollständige Abklatsche und Photographieen der sogenannten Pyramidentexte der Güte des Hrn. Heintze verdankt werden. „Unser Werk wird die ältesten Denkmäler der ägyptischen Sprache, die seine wichtigste Grundlage bilden, in völlig gesicherter Gestalt benutzen können.“

Die Luther-Commission — die Akademie ist in ihr durch zwei Mitglieder, zur Zeit die HH. Weinhold und Harnack, vertreten — hat seit dem Jahre 1883, in welchem der erste Band erschienen ist, dreizehn weitere Bände der Werke Luther's folgen lassen.

Der Umfang des Unternehmens und vor allem die nöthigen Vorarbeiten waren beim Beginn der Ausgabe unterschätzt worden; auch stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die Texte der sachkundigen Revision eines Germanisten zu unterbreiten. Ein solcher wurde in der Person des Hrn. Pietsch gefunden, dem später Hr. Berger zur Seite trat. Es ist zu hoffen, daß nun die Ausgabe, in welcher dem Reformator das würdigste Denkmal gesetzt wird, rascher fortschreitet.

Nun erst gehen wir zu den Unternehmungen über, die rein akademische sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie nahezu sämmtlich in das Gebiet der philosophisch-historischen Klasse fallen. Die naturforschenden Gelehrten haben ihre Institute und Assistenten; das Bedürfniß nach Associationen zur Ausführung größerer Arbeitten taucht hier immer erst auf, wenn es sich um Unternehmungen handelt, deren Kosten mit ein paar tausend Mark nicht zu bestreiten sind.

Über die Anfänge des Corpus Inscriptionum Latinarum haben wir S. 577ff. und 683ff. berichtet. Die Arbeiten an ihm sind seitdem niemals unterbrochen worden. Der Königlichen Bewilligung von 12000 Thlr. für die Jahre 1854—1859 folgte die des Prinzregenten in gleicher Höhe für die Jahre 1861—1866, sodann eine neue des Königs von je 3200 Thlr. für die Jahre 1867—1872. Die Erhöhung der regelmäßigen Mittel der Akademie im Jahre 1874 stellte endlich das Unternehmen finanziell sicher, für welches im Lauf der Jahre von der Akademie über 400000 Mark aufgewendet worden sind. Der erste Band erschien 1862 (1863), der zweite 1869, der vierte 1871, der fünfte (Abth. 1) 1872 u. s. w. Jetzt ist das Unternehmen so gut wie vollendet, soweit ein solches Werk, welches fortgesetzt Nachträge erheischt, vollendet sein kann. Die Zusammensetzung der Epigraphischen Commission wechselte; nur Hr. Mommsen blieb ihr erhalten; es ist ihm vergönnt gewesen, den stolzen Bau dem Ende nahe zu führen, dessen Grundlagen er gelegt hat. Die alten unermüdlichen Mitarbeiter Henzen und de Rossi sind dahingegangen, und auch von den später Eingetretenen sind die hochverdienten Forscher Wilmanns und Johannes Schmidt in's Grab gesunken. Neben ihnen seien aus der großen Zahl von Mitarbeitern die HH. Hübner, Zangemeister, Bormann, R. Schöne, Hirschfeld, Dressel, Dessau, Hülsen, von Domaszewski, Mau und Cagnat genannt. In der Akademie steht zur Leitung des Unternehmens seit dem Jahre 1885

Hr. Hirschfeld an Mommsen's Seite: bereits im Jahre 1883 hatte dieser den Antrag gestellt, einen ständigen Director für die lateinischen Inschriften anzustellen, und dabei auf Hrn. Hirschfeld, der damals eine Professur in Wien bekleidete, aber schon seit dem Jahre 1872 für die Inschriften gearbeitet hatte, hingewiesen. Die Römische Geschichte hat an dem Corpus ihr vornehmstes Hülfsmittel erhalten; wo die Schriftsteller schweigen, reden nun die Steine; namentlich die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte ist mit ihrer Hülfe neu geworden.

Enge mit der Commission für lateinische Epigraphik ist die Commission für Numismatik verbunden. Seit dem Jahre 1888 arbeitete Hr. Imhoof-Blumer im Zusammenhang mit der Akademie für eine Sammlung der antiken Münzen Nordgriechenlands, unterstützt namentlich von Hrn. Pick. Im Jahre 1894 überwies Hr. Mommsen die ihm in Veranlassung seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums zur Verfügung gestellte Summe von etwa 28000 Mark der Akademie zur Fortführung der Publication der griechisch-römischen Münzen. Zur Annahme des Geschenks ermächtigt, beschloß sie zunächst die kleinasiatischen Münzen in Angriff zu nehmen. Mit der Leitung der dafür erforderlichen zunächst litterarischen Vorarbeiten wurde Hr. Kubitschek in Wien beauftragt. Von dem ersten Band des von Hrn. Imhoof geleiteten nordgriechischen Münzwerks erschien die erste von Hrn. Pick bearbeitete Abtheilung, enthaltend die Münzen von Dacien und von der Küste des Schwarzen Meers bis ausschließlich Odessa (Varna), sowie die sämmtlichen für den ersten Band bestimmten Tafeln, im Jahre 1898. An den anderen Bänden, sowie an dem kleinasiatischen Münzwerk wird rüstig fortgearbeitet. Vielleicht darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß auf diesem vor allem für die internationale Gesammtarbeit geeigneten Gebiete eine über die Grenzen der deutschen Nation hinausgehende Vereinigung der Akademieen in Thätigkeit treten wird.

Ein Unternehmen, welches man als ein Supplement zum Corpus Inscriptionum Latinarum betrachten kann, die Prosopographie der Römischen Kaiserzeit, geht auf das Jahr 1874 zurück, in welchem die Mittel der Akademie so beträchtlich erhöht worden sind. Auf Hrn. Mommsen's Antrag unternahm die Akademie die umfangreiche Aufgabe und bewilligte für sie sehr bedeutende Summen. Selbstverleugnende Arbeiter haben ihr nicht gefehlt, und im Jahre 1894 konnten endlich die beiden ersten Bände (Bd. I

herausgegeben von Hrn. Klebs, Bd. II herausgegeben von Hrn. Dessau) erscheinen; im folgenden Jahre schloß sich der dritte Band an (herausgegeben von den HH. von Rohden und Dessau), so daß nur noch der vierte und letzte in Aussicht steht. Die Vorrede, welche die Akademie der Prosopographie vorangestellt hat, ist von besonderer Bedeutung, da sie zugleich ein Schlußwort zu den im Wesentlichen vollendeten beiden großen Corpora Inscriptionum enthält und neue Aufgaben stellt.

Noch zwei weitere Commissionen, welche die Akademie niedergesetzt hat, arbeiten für die römische Geschichte und Litteratur, die Fronto-Commission, eine von Niebuhr's Zeiten her der Akademie gestellte Aufgabe festhaltend — leider ist ihr Studemund allzu früh entrissen worden — und die Commission zur Herausgabe des Theodosianus-Codex. Daß die mit der Akademie verbundene Savigny-Stiftung ein Vocabularium iurisprudentiae Romanae zu veröffentlichen begonnen hat, darf in diesem Zusammenhange auch erwähnt werden.

Nach Vollendung des großen Böckh'schen Corpus Inscriptionum Graecarum durch die HH. Curtius und Kirchhoff beschloß die Akademie angesichts des ungeheueren Materials, das in den letzten Jahrzehnten zugewachsen war, eine vollständige Sammlung der attischen Schriften zu veranstalten. Das Corpus Incriptionum Atticarum erschien 1873—1888 in drei Abtheilungen, denen später noch umfangreiche Supplemente nachgesandt wurden. Die erste Abtheilung (Inscriptiones Euclidis anno vetustiores) besorgte Hr. Kirchhoff, die zweite in vier Bänden (bis zur Zeit des Augustus) Hr. Köhler, die dritte (römische Zeit) Hr. Dittenberger. Eben derselbe hat den dritten Band eines Corpus der nordgriechischen Inschriften herausgegeben sowie die erste Hälfte des 3. Bandes. Der griechisch-türkische Krieg störte leider die Arbeit. Ein Corpus der Inschriften des Peleponnes bereitet schon seit Jahren Hr. Fränkel vor; der Beginn des Drucks wird in diesem Jahre (1900) erfolgen. Die griechischen Inschriften von Sicilien, Italien und den west- und nordeuropäischen Ländern hat Hr. Kaibel gesammelt und herausgegeben. Zu einem Corpus der Inselinschriften hat Hr. Hiller von Gärtringen den Grund gelegt; bereits sind drei Fascikel erschienen (Fascikel 2, die Inschriften von Lesbos, Nesos und Tenedos enthaltend, ist von Hrn. Paton zusammengestellt und redigirt). In ihren beiden Corpora Inscriptionum, dem griechischen und dem lateinischen, hat die Akademie zwei wissenschaftliche Unternehmungen

im Laufe von achtzig Jahren durchgeführt und der Vollendung nahe gebracht, mit denen sich, was die Zahl und Bedeutung der Mitarbeiter, den Umfang der Aufgabe und die Höhe der aufgewendeten Mittel betrifft, keine andere wissenschaftliche Leistung unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der alten Philologie und Geschichte zu messen vermag.

Wie die Akademie ihrer Verpflichtungen in Bezug auf die griechischen Inschriften nicht ledig zu sein glaubte, nachdem sie das Böckh'sche Corpus zum Abschluß gebracht hatte, so beurtheilte sie ihre Arbeit an dem „Aristoteles" nicht als durch die Bekker'sche Ausgabe und den Bonitz'schen Index (1870) abgeschlossen. Ein langes Leben hindurch hatte sich Brandis um die Scholien zum Aristoteles bemüht; aber was davon im 4. Bande der akademischen Aristoteles-Ausgabe gedruckt war, war unzureichend. Immer sicherer und dringlicher stellte die Wissenschaft die Aufgabe, nicht sowohl Excerpte zu ediren, als die Gesammtwerke der Commentatoren des Aristoteles herauszugeben.

Bonitz ist es gewesen, der im Vereine mit Hrn. Zeller in dem für die Arbeiten der Akademie so fruchtbaren Jahre 1874 den Antrag zur Annahme gebracht hat, „eine neue, auf genauer Vergleichung der Handschriften beruhende Ausgabe der griechischen Commentatoren zu den Aristotelischen Schriften zu veranstalten". Eine Commission wurde niedergesetzt (Bonitz, Vahlen und Zeller) und Hr. Torstrik mit der Redaction betraut. Als dieser bereits nach drei Jahren durch den Tod der Arbeit entrissen wurde, trat Hr. Diels in die Lücke ein; er leitet das Unternehmen noch und hat auch einzelne Theile selbst herausgegeben. Der Plan, wie er ihn im Jahre 1878 aufgestellt hat (25 Bände in großem Octavformat), ist so rüstig gefördert worden, daß sich das große Unternehmen seiner Vollendung nähert. Seine Bedeutung hat Hr. Usener (in dem Gött. Gel.-Anz. 1892 S. 1001 ff.) weiteren Kreisen dargelegt; sie besteht erstlich darin, daß in diesen Schriften zahlreiche Bruchstücke aus den philosophischen Werken vorsokratischer Denker erhalten sind, ferner darin, daß die Meinungen und Lehren der unmittelbaren Aristotelesschüler häufig in ihnen mitgetheilt sind und sie so für die ältere Geschichte des Aristotelismus und seines Kampfes mit der Stoa die wichtigsten Beiträge liefern. Weiter sind sie zur Textkritik und Erklärung des Aristoteles unentbehrlich; endlich — und das ist der höchste Gesichtspunkt: sie lehren uns das Blatt in der Gesammtgeschichte des menschlichen Geistes

genauer kennen, welches die Überschrift „Erklärung des Aristoteles“ trägt. „Durch sie hat die römische Kaiserzeit ihre wissenschaftliche Schulung, das Mittelalter seine geistige Nahrung erhalten. Jeder Schritt auf der Linie von der Erneuerung der Aristotelischen Studien gegen Ende der römischen Republik bis zu den Vorläufern der Scholastik im VI. und VII. Jahrhundert hat darum vollen Anspruch auf geschichtliches Interesse, einerlei ob er in der unscheinbaren Form eines Commentars sich vollzieht; immer handelt es sich doch um die Durchdringung und Verarbeitung des Gedankenschatzes eines Denkers, der fünfzehn Jahrhunderte lang der Lehrer nicht nur der europäischen Völker gewesen ist.“ Neben „Commentaria in Aristotelem Graeca“ giebt die akademische Commission noch ein „Supplementum Aristotelicum“ heraus, d. h. eine Sammlung wichtiger, bisher unbekannter oder ungenügend edirter Schriften von Aristotelikern oder alten Benutzern des Aristoteles, welche der Gesammtausgabe desselben und der Sammlung seiner Erklärer zur Ergänzung dienen. Hier haben die HH. Lambros, Ivo Bruns und Bywater mitgearbeitet; Hr. Diels selbst aber hat in dieser Sammlung den jüngst bekannt gewordenen Londoner Papyrus veröffentlicht, der die Eclogae ex Aristotelis Iatricis Menoniis et aliis medicis eines Anonymus enthält (1892).

Im Anfang des Jahres 1891 beschloß die Akademie die Herausgabe der ältesten griechischen Kirchenschriftsteller oder genauer aller in griechischer Sprache geschriebenen christlichen Schriften bis auf Eusebius (incl.) mit Ausnahme der neutestamentlichen. Die Ausgabe soll dem Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum der Wiener Akademie zur Seite treten; jedoch ist der Plan insofern ein anderer, als die Akademie ihn zunächst auf die drei ersten Jahrhunderte beschränkte — die Wiener Sammlung reicht bis zum Anfang des 7. Jahrhunderts —, aber auch alle „häretischen“ und „apokryphen“ Schriften, dazu die von dem Judenthum übernommenen (mit Ausnahme der alttestamentlichen), hinzuzuziehen beschloß. Der Verfasser dieser „Geschichte“ wurde beauftragt, zunächst eine möglichst vollständige Übersicht über den gesammten Bestand und die Überlieferung der altchristlichen griechischen Litteratur zu entwerfen. Sie war im Jahre 1893 mit Hülfe des Hrn. Preuschen beendigt, und nun konnte mit der Arbeit, die auf etwa 50 Bände berechnet ist, begonnen werden. Der erste Band (Hippolyt's Werke, herausgegeben von Bonwetsch und Achelis) erschien im Jahre 1897, der zweite und dritte (Origenes' Werke,

Bd. I und II, herausgegeben von Koetschau) im Jahre 1899. Eine große Anzahl von Bänden ist bereits in Angriff genommen. Die akademische Commission besteht aus den HH. Mommsen, Diels, von Wilamowitz-Moellendorff, von Gebhardt, Loofs und Harnack. Die Kosten des Unternehmens tragen die Wentzel-Heckmann-Stiftung und die Hinrichs'sche Verlagsbuchhandlung. — Das Studium der ältesten Kirchen- und christlichen Litteraturgeschichte hat in unserem Jahrhundert einen mächtigen Aufschwung genommen. In der ganz besonderen Stellung dieser Geschichte liegt es begründet, daß jeder Aufschwung der Geschichtswissenschaft ihr vor allem zu Gute kommt. Laufen hier doch geschichtliche Interessen von eminenter Bedeutung zusammen. Wie hat sich die christliche Religion von ihren ersten palästinensischen Anfängen zu dem mächtigen Organismus entwickelt, der als katholische Kirche bereits im 3. und 4. Jahrhundert vor uns steht und das römische Reich gewissermaaßen fortsetzt? Wie hat sich die griechische und römische Cultur und Litteratur in die christlich-griechische und die christlich-römische verwandelt und in dieser Form ihre letzte Ausgestaltung empfangen? Wie beschaffen ist das religiöse, politische und wissenschaftliche Kapital — die Güter und Ideale — gewesen, welches die alte Kirche den jungen romanischen und germanischen Nationen übermittelt hat, aus welchem sich alles das entwickelte, was wir Cultur des Mittelalters nennen? Wie ist es zu verstehen, daß die beiden großen katholischen Kirchen das Zeitalter der Kirchenväter noch immer als ihre klassische Zeit verehren, was schätzen sie an ihm, inwiefern ist die Art und Kraft ihrer Frömmigkeit von ihm abhängig? Welche starke Interessen verbinden auch noch den Protestantismus mit einem ganz bestimmten Bilde der ältesten Kirche? Der Schlüssel zu diesen großen Problemen liegt in der Erforschung der alten Kirchengeschichte und ihrer Litteratur. Indem die Akademie diese wieder in den Kreis ihrer Aufgaben hineinzuziehen beschloß — Neander hatte sie früher in ihrer Mitte vertreten —, bezeugte sie damit auch, daß die alten Philologen und Historiker im Rechte bleiben (gegen F. A. Wolf und seine Schule), die nichts von einer Scheidewand zwischen der Philologia sacra und profana wissen wollten.

Man hat es der Akademie in früherer Zeit wiederholt vorgeworfen, daß sie nur für die Philologie und die alte Geschichte sorge, aber die neuere und die vaterländische bei Seite lasse. Berechtigt war der Vorwurf nicht: sie besaß keine Mittel, um neben

dem Inschriftenwerke größere Unternehmungen in's Leben zu rufen, und sie sah in den „Monumenta Germaniae historica“ die Hauptaufgabe vaterländischer Geschichte in Angriff genommen. Sobald ihr aber größere Mittel zur Verfügung gestellt wurden, erkannte sie sofort, daß sie dieselben auch zum Nutzen der Preußischen Geschichte zu verwenden habe. Die Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen, die sie unter Friedrich Wilhelm IV. unternommen und mit besonderen, vom Könige gewährten Mitteln vollendet hatte, hatte sie darüber belehrt, daß damit nur erst der Grund zu einer besseren Kenntniß der Bedeutung Friedrich's gelegt war. Bereits im Jahre 1874 stellten daher Droysen und Duncker die Anträge: 1. die Staats- und Flugschriften, zunächst aus dem ersten Jahrzehnt des Königs, herauszugeben, 2. eine die Werke Friedrich's ergänzende Sammlung zu veranstalten. Die Anträge wurden von der Akademie angenommen und damit zwei umfangreiche Unternehmungen begründet, die seitdem ununterbrochen fortlaufen, aber noch lange nicht vollendet sind: „Die politische Correspondenz Friedrich's des Großen" und die „Preußischen Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrich's II.". Von jener Sammlung sind bisher 25 Bände erschienen, die bis zum Jahre 1765 reichen. Die „Staatsschriften" umfassen in drei Bänden die Zeit von 1740 bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges. Aus ihnen und neben ihnen haben sich die „Acta Borussica“ entwickelt, in denen die gesammte Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte Preußens im 18. Jahrhundert zur Darstellung kommen soll. Die beiden ersten starken Bände, denen weitere folgen werden, stellen die Behörden-Organisation und die allgemeine Verwaltung Preußens in jenem Jahrhundert dar; eine besondere Abtheilung in drei Bänden ist der Seidenindustrie gewidmet; eine dritte Abtheilung, „Preußens Getreidehandelspolitik", ist durch eine Geschichte dieser Politik in den europäischen Staaten vom 13. bis 18. Jahrhundert eröffnet. Auf anderen Linien wird eifrig gearbeitet. Die „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte" begleiten die „Acta Borussica“ und dienen zu ihrer Entlastung. Sie erscheinen seit dem Jahre 1898 mit Unterstützung der Akademie, während sie früher vom Cultusministerium subventionirt worden sind. Eine ganze Schule von preußischen Historikern hat sich an diesen Arbeiten entwickelt, und die Gesellen sind zu Meistern geworden. Die Commission für beide Unternehmungen, die ursprünglich von Droysen und Duncker gebildet wurde und in die dann von Sybel

eintrat, besteht jetzt aus den HH. Schmoller und Koser. Jener leitet insbesondere die „Acta Borussica", deren Plan sein Werk ist und in denen zum ersten Mal in der Geschichtschreibung die ganze innere Verwaltungsgeschichte eines Staates zu einer erschöpfenden Darstellung gelangt.

Der deutschen Geschichts- und zugleich Rechtswissenschaft dient noch ein anderes Unternehmen, das längst von der philosophisch-historischen Klasse geplant war, aber erst in Angriff genommen werden konnte, nachdem die Wentzel-Stiftung die Mittel dafür darzureichen beschlossen hatte — die Herstellung eines wissenschaftlichen Wörterbuchs der älteren deutschen Rechtssprache. Die Akademie setzte im November 1896 eine Commission mit dem Rechte der Cooptation ein, und diese stellte im Januar 1897 die Grundzüge des Werkes, den Finanzplan und die Vertheilung der Arbeit fest. Die wissenschaftliche Leitung des Unternehmens und die Hauptarbeit hat auf Antrag der Commission Hr. R. Schröder (Heidelberg) übernommen. Wie umfassend der Plan und wie groß die Zahl der Mitarbeiter ist, zeigen die Jahresberichte. Noch in dem laufenden Jahre (1899) soll ein „Rechtswörterverzeichniß" erscheinen, von dem eine erhebliche Förderung der Arbeiten zu erwarten steht.

Ausgaben der Werke großer Denker und Gelehrter zu unterstützen, um ihre Lebensarbeit der wissenschaftlichen Welt und der Nation möglichst vollständig und in gesicherter Form vorzuführen, ist recht eigentlich eine akademische Aufgabe. Daher hat sich die Akademie an der Herausgabe der Werke Luther's, Leibnizens und Anderer betheiligt; sie hat aber darüber hinaus auch selbst Gesammtausgaben herzustellen unternommen. So hat es die physikalisch-mathematische Klasse für ihre Ehrenpflicht erachtet, die Werke ihrer verstorbenen Mitglieder Jacobi, Dirichlet und Steiner herauszugeben. Ihrem Mitgliede Weierstraß bewilligte sie noch bei seinen Lebzeiten die Mittel, um eine Sammlung seiner mathematischen Arbeiten zu veranstalten. Nach seinem Tode hat sie eine Commission eingesetzt, bestehend aus den HH. Auwers, Schwarz und Frobenius, um die Herausgabe seiner Werke zu Ende zu führen. Auch die Werke Kronecker's hat sie zu ediren begonnen. — Die philosophisch-historische Klasse beschloß im Jahre 1895 auf den Antrag von Hrn. Dilthey, eine große Kant-Ausgabe zu veranstalten, welche auch alle noch erreichbaren Briefe, Handschriften und Vorlesungen des großen Denkers verwerthen soll, und bewilligte zu diesem Zweck im Jahre 1897 25000 Mark. Die seit vier Jahren

angestellten Nachforschungen haben viel bisher unbekanntes Material zu Tage gefördert und verborgenes an's Licht gezogen, namentlich in der Abtheilung „Vorlesungen“, die von Hrn. Heinze geleitet wird. Die Ausgabe wird in vier Abtheilungen zerfallen. Die erste wird in etwa neun Bänden die Werke enthalten. In der zweiten wird zum ersten Male vollständig der handschriftliche Nachlaß Kant's, geordnet nach sachlichen Gesichtspunkten, in fünf bis sechs Bänden veröffentlicht werden. Die dritte Abtheilung wird den Briefwechsel in zwei Bänden umfassen. In der vierten wird das Wissenswürdige aus Kant's Vorlesungen in etwa vier Bänden nach den zahlreichen vorhandenen Nachschriften mitgetheilt werden. Zuerst wird der Briefwechsel veröffentlicht werden. Die Commission besteht aus den HH. Dilthey (Vorsitzender), Vahlen, Diels, Weinhold, Stumpf und Erich Schmidt. Leiter der einzelnen Abtheilungen sind neben Hrn. Heinze die HH. Adickes und Reicke.

Die physikalisch-mathematische Klasse verwendet Jahr um Jahr einen großen Theil ihrer Mittel dazu, um Mineralogen, Botanikern und Zoologen die Möglichkeit zu gewähren, auf wissenschaftlichen Reisen bestimmte Objecte zu studiren und ihre Ergebnisse zu publiciren. Aber die Fülle der Einzelbeobachtungen wächst so sehr, daß sie fast unübersehbar wird. Die Klasse begrüßte es daher freudig, als Hr. Eilhard Schulze sich erbot, für die Herstellung eines großen zusammenfassendes Werkes „Das Thierreich“ Sorge tragen zu wollen und die Ausführung zu leiten. Noch läßt sich, indem die Forscher zusammentreten, ein solches Werk nach einem einheitlichen Plane schaffen und durchführen; vielleicht nach wenigen Jahrzehnten schon wird sich kein Muthiger mehr finden, der sich an die Spitze eines solchen Unternehmens zu stellen wagt. Geleitet von dieser Erwägung und überzeugt, daß das selbstverleugnende Anerbieten den wärmsten Dank und die thatkräftigste Unterstützung verdient, bewilligte die Klasse im Jahre 1897 35 000 Mark zur Herstellung eines Werkes, welches in seiner Vollendung die gesammte zoologische Arbeit des Jahrhunderts übersichtlich geordnet enthalten wird.

Neben den kleineren wissenschaftlichen Reiseunterstützungen, welche die Klasse gewährt, besitzt sie in der über bedeutende Mittel verfügenden Humboldt-Stiftung einen Fonds für größere Expeditionen. Bereits am Anfang des Jahres 1864 betrug das Vermögen der Stiftung gegen 150 000 Mark; es hat sich seitdem beträchtlich vermehrt. Im Jahre 1863 wurde der erste wissenschaftliche Reisende ausgesandt und ihm zunächt die dreijährigen Zinsen des Kapitals über-

wiesen; Hr. Hensel erhielt den Auftrag, sich nach Südamerika zu begeben, um in der Pampasformation von Argentinien, sowie in den Knochenhöhlen Südbrasiliens Überreste, insbesondere von Säugethier-Skeletten, planmäßig aufzusuchen und einzusammeln. Vom September 1863 bis zum Jahre 1867 weilte er daselbst. Es gelang ihm nicht, die Kenntniß fossiler Überreste erheblich zu vermehren, aber in anderer Richtung gewährte die Reise der Zoologie reichen Ertrag. In drei großen Sendungen übermittelte Hensel seine Ausbeute der Akademie. Diese gewährte ihm nach seiner Rückkehr noch die Mittel, das auf die Wirbelthiere sich beziehende Material selbst zu bearbeiten. — Der zweite Reisende, der ausgesandt wurde, war der Botaniker Schweinfurth. Er war schon einer der ersten Kenner der Flora der Nilländer, als er zu Ende des Jahres 1863 auf eigene Kosten eine zwei und ein halbes Jahr dauernde Reise nach Ägypten, dem abessinischen Grenzlande Galabat und dem Sudan antrat. Auf dieser Reise erweiterte er nicht allein sein Wissen und übte seine Beobachtung, sondern er erwarb auch einen für das Gelingen einer zweiten Reise nicht hoch genug zu veranschlagenden Schatz persönlicher Erfahrungen und knüpfte in Chartum wichtige Beziehungen an. Hier an Ort und Stelle entwarf er den Plan einer neuen Reise, der die Billigung der Akademie fand. Im Sommer 1868 trat er sie an. Was dieselbe der Wissenschaft bedeutet hat — zum ersten Mal wurden das Bahr el Ghasâl und die Gegenden der Njam-Njam und Monbuttus botanisch, zoologisch und anthropologisch erforscht —, das ist heute auch in weiteren Kreisen bekannt. Zwar traf den kühnen Reisenden auf der Höhe seines Reiseglücks der Verlust eines Theils seiner Sammlungen, aber er selbst konnte sich retten, und der größere Theil seiner Ausbeute war bereits geborgen. Erst im November 1871 betrat er wieder europäischen Boden. So oft er es vermochte, hatte er Berichte über seine Reise an die Humboldt-Stiftung und an „Petermann's Mittheilungen“ eingesandt. In den „Monatsberichten“ (1870—1872) der Akademie wurde über jene referirt; mit der höchsten Spannung und Theilnahme nahm man sie auf. Noch war ja eine Reise in das äquatoriale Afrika wie eine Expedition zu einem entfernten Planeten. — Im Jahre 1874 unterstützte die Akademie die Expedition des Zoologen Buchholz, die sich, von Mitteln entblößt, in Westafrika am Fuße des Kamerungebirges befand. Nach Europa (Greifswald) zurückgekehrt, starb Buchholz

leider schon im April 1876; es war ihm nicht vergönnt, die Früchte seiner aufopfernden Thätigkeit zu ernten. Von den wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Reise wurde der die Wirbelthiere betreffende Theil von Hrn. Peters, der die Mollusken betreffende von Hrn. Martens bearbeitet und in den „Monatsberichten“ der Akademie abgedruckt. — Im Jahre 1876 wurde das Unternehmen Hildebrandt's, von Zanzibar aus zum Kilimandjaro und Ndur-Kenia vorzudringen, unterstützt; gleichzeitig wurde Sachs nach Venezuela zum Studium der elektrischen Fische entsandt. Hildebrandt kam trotz zweier Versuche nicht bis zum Kenia; Krankheiten und die kriegerischen Unruhen in jenen Gegenden hemmten ihn; „aber er gedenkt nach seiner Herstellung sein Unternehmen von Neuem zu beginnen und doch noch die Fahne deutscher Wissenschaft vom Gipfel des Kenia wehen zu lassen“. Die Ergebnisse der Sachs'schen Forschungen und Experimente waren bedeutend. „Durch ihn wurde mit einem Schlag die Kenntniß des Zitteraales auf dieselbe Stufe mit der des Zitterrochens und Zitterwelses gehoben.“ Nach Europa zurückgekehrt, fand der Reisende am 18. August 1878 ein tragisches Ende auf dem Cevedale-Gletscher. Sein wissenschaftlicher Nachlaß in Bezug auf die elektrischen Fische wurde von den HH. du Bois-Reymond und Fritsch aus Mitteln der Stiftung bearbeitet. Der Letztere begab sich zum Studium jener Fische nach Aegypten. — Im Jahre 1878 wurde der Zoologe und Anthropologe Finsch nach Mikronesien gesandt, um von der rasch hinschwindenden autochthonen Bevölkerung möglichst vollständige Zeugnisse und Denkmäler zu sammeln und zu bewahren. Fast ein Jahr lang nahm er sein Standquartier in Jaluit, besuchte aber auch zahlreiche andere kleine Inseln, sowie Neuseeland und Neuguinea. Erst im Jahre 1882 kehrte er nach Europa zurück, nachdem er neun große wissenschaftliche Sendungen nach Europa expedirt hatte. Die Gesammtheit der von ihm gemachten Sammlungen umfaßt 37639 zoologische Gegenstände, darunter 31700 wirbellose; etwa 1000 Pflanzen; 310 Stück Mineralien; 274 Menschenschädel; 154 Gypsmasken; endlich 3500 ethnographische Gegenstände. Die Stiftung setzte ihn in den Stand, in der Heimath einen Theil seiner Reiseergebnisse zu bearbeiten. In demselben Jahre (1883) bewilligte sie Hrn. Güßfeldt einen Beitrag zu seiner Expedition in die chilenischen Andes und entsandte Hrn. Arning zum Studium der Lepra nach den Sandwich-Inseln. Im Jahre 1884 unterstützte sie Hrn. Schweinfurth, der

die ägyptisch-arabische Wüste zwischen Nil und Rothem Meer auf wiederholten Reisen planmäßig geognostisch und geographisch-topographisch durchforschte. — Die Stiftung beschloß nun, in den Jahren 1886—1888 die Hauptmasse der Zinsen des Kapitals zu thesauriren — eine kleinere Summe wurde 1888 Hrn. von Steinen zu seiner so erfolgreichen brasilianischen Expedition bewilligt —, um ein umfassendes Unternehmen zu ermöglichen. In der öffentlichen Sitzung am 24. Januar 1889 theilte sie mit, daß die durch Ersparnisse zur Verfügung stehende Summe von 24600 Mark Hrn. Hensen überwiesen worden sei, um auf einem eigens dazu gecharterten Dampfschiff von Jan Mayen bis nach Rio de Janeiro in Begleitung mehrerer Naturforscher eine Seefahrt zu unternehmen, welche den Zweck verfolgt, die Menge der im Meere treibenden kleinen Lebewesen, des Planktons, zu bestimmen. Die Bedeutung dieser Forschung legte das Curatorium der Stiftung in einer in den „Sitzungsberichten“ 1890 S. 83. ff. erschienenen Auseinandersetzung dar: es handelte sich darum festzustellen, woher für die unermeßliche Fülle thierischer Lebewesen im Ocean die pflanzliche Nahrung herkomme, mit anderen Worten, wie im Weltmeer sich der Kreislauf der organischen Materie vollziehe. Hr. Hensen war nun darauf aufmerksam geworden, daß besonders an der Oberfläche des Meeres sich eine ungleich massenhaftere Bevölkerung kleinster Lebensformen finde, als man sich früher vorstellte. Die Gesammtheit dieser Wesen erhielt von ihm den Namen des Halyplanktons oder kurz des Planktons. Er schuf eine Methodik, mit welcher das Plankton qualitativ und quantitativ mit überraschender Schärfe bestimmt werden kann, und hatte auf Fahrten in der Ost- und Nordsee derartige Bestimmungen in überzeugender Weise ausgeführt. So entstand in ihm die Vermuthung, daß das Plankton des Weltmeeres das Räthsel dre Urnahrung der Seethiere zu lösen geeignet sei, und es galt nun, umfassende Beobachtungen und Prüfungen anzustellen. Der Expedition wurde durch die Gnade Seiner Majestät des Königs ein Zuschuß bis zur Höhe von 70 000 Mark bewilligt, auch von anderen Seiten kamen Beiträge, so daß im Ganzen 105 600 Mark zur Verfügung standen. Am 15. Juli 1889 verließ das Schiff mit sechs Naturforschern den Kieler Hafen; am 7. November 1889 kehrte es wieder zurück, nachdem es 15 649 Seemeilen durchlaufen hatte. Die reichen Ergebnisse, die sich nicht nur auf das Plankton beziehen, werden mit Hülfe der Stiftung in

einer umfangreichen Publication veröffentlicht, die noch nicht zum Abschluß gekommen ist und an der sich eine große Anzahl von Naturforschern betheiligt. — In den Jahren 1890—1898 wurden die wissenschaftlichen Reisen des Botanikers Volkens an den Kilimandjaro, der Zoologen Voeltzkow nach Madagaskar, Plate an die chilenischen Küsten, Verworn an das Rothe Meer, Fritsch nach Aegypten, Dahl nach Neu-Pommern und Thilenius nach Neuseeland, sowie die des Geologen Moericke in die chilenischen Anden und des Geographen Dove nach Süd-west-Afrika unterstützt.

Mit dieser Übersicht über die Expeditionen, welche im Auftrage der Akademie ausgeführt worden sind, schließen wir die Umschau über den Kreis ihrer wissenschaftlichen Unternehmungen. Als besonders bedeutsam muß hervorgehoben werden, daß die Akademie mit zwei Instituten in enge Beziehung gesetzt worden ist (s. oben), die nicht vom Staate Preußen, sondern vom Reiche unterhalten werden (das Kaiserlich Archäologische Institut und die Monumenta Germaniae). Aber auch abgesehen von diesen Pflichten gegen das Reich, die ihr das Vertrauen seiner obersten Behörden auferlegt hat, weiß sie, daß sie, als die Akademie des führenden Staates in Deutschland, Pflichten gegenüber der ganzen Nation hat. Sie hat in Bezug auf Gesuche um Unterstützungen wissenschaftlicher Unternehmungen nie darnach gefragt, welchem engeren Vaterlande der Petent angehört, es vielmehr als ihre Aufgabe erkannt, der deutschen Wissenschaft zu Hülfe zu kommen.

„Die Akademie ist nicht zur Parade da“ — dieses Wort Friedrich's des Großen hat sich die Akademie gesagt sein lassen. Unter den Bedingungen aber, unter denen die Wissenschaften heute stehen, bedeutet es die Leitung und Durchführung großer Arbeiten, die der Einzelne nicht zu bewältigen vermag. Sie zweckmäßig auszugestalten, gegen Wechselfälle zu schützen und die Mitarbeiter sicher zu stellen, ist ein Problem, dessen Lösung noch nicht vollkommen gelungen ist. Unter den großen Aufgaben giebt es solche, die ihrer Natur nach unendlich sind oder im besten Falle nur im Laufe mehrerer Generationen erledigt werden können. Hier sind deshalb dauernde Einrichtungen zu treffen, um sowohl die Universitäten zu entlasten, als einen Stab geschulter wissenschaftlicher Kräfte zu schaffen. Wie sich specielle Institute und Seminare für

die Forschung und die Praxis aus den Universitäten entwickelt haben und an sie anlehnen, so müssen und werden aus den „akademischen Commissionen“, wenn auch nicht aus allen, geschlossene Institute hervorgehen mit eigenem Etat und pensionsfähigen Beamten, die ausschließlich der Bewältigung bestimmter wissenschaftlicher Aufgaben dienen. In Wahrheit sind wir schon in dieser Entwicklung begriffen — erinnert sei an das Geodätische und Meteorologische Institut, an die Centraldirection der Monumenta Germaniae und an das Archäologische Institut —, aber es gilt das, was sich in einzelnen Fällen mit zwingender Nothwendigkeit gestaltet hat, zum Muster für generelle und in sich zusammenhängende Einrichtungen zu nehmen. In erster Linie ist das Sache des Staats und seiner Wissenschaftspolitik: er wird eine Laufbahn für wissenschaftliche Berufsarbeiter ohne speciellen Lehrzweck eröffnen müssen, wie er eine solche schon für Archiv- und Bibliotheks-Beamte eröffnet hat. Sie werden, ohne des Zusammenhangs mit den Universitäten zu entbehren, in engster Verbindung mit den Akademieen stehen müssen, an die sich alle wissenschaftlichen Specialgesellschaften anlehnen sollten, welche aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden. Vertrauensvoll blicken wir auf das Unterrichtsministerium unseres Staats: es wird wie bisher in den wissenschaftlichen Unternehmungen der Akademie auch die seinigen erkennen und den neuen Bedürfnissen der Wissenschaft mit neuen Organisationen entgegenkommen.[1])

Indessen, das Existenzrecht der Akademieen haftet nicht ausschließlich, ja nicht einmal in erster Linie, an der Durchführung großer Unternehmungen: die ideale Einheit der Wissenschaft fordert wie jedes Ideal ihre annähernde Verwirklichung gegenüber dem Staat und den Factoren des öffentlichen Lebens. Hierauf beruht die anerkannte Stellung der Akademie als höchste wissenschaftliche und darum auch als begutachtende Körperschaft. Eben daß sie keinen praktischen Zweck hat, sondern der reinen Wissenschaft dient, giebt ihr die repräsentative Bedeutung. Aber diese legt ihr auch die Verpflichtung auf, „wie ein mächtiges Schiff die hohe See, die Höhe der Wissenschaft zu halten und in tonangebenden schöpfe-

---

[1]) Die vor zwei Jahren ausgesprochene Hoffnung hat sich bei dem Jubiläum der Akademie erfüllt: es wurden der Akademie vier wissenschaftliche Beamtenstellen gewährt und Aussichten auf einen weiteren Ausbau dieser Institution eröffnet.

rischen Vorträgen und Mittheilungen alle auftauchenden Spitzen der Forschung neu und frisch hervorzuheben und weiter zu verbreiten". So hat vor fünfzig Jahren Jacob Grimm die Aufgabe der Akademie bestimmt, und so empfinden wir sie, obgleich der Grenzen unserer Leistungen wohl bewußt, heute noch. Nur ein geringer Bruchtheil der an der Wissenschaft bauenden Kräfte kommt in der Akademie zur Erscheinung; aber für das Ganze in seiner Fülle und Einheit sorgen zu dürfen, ist ihr Recht, und das Einzelne mit der Hingebung zu erforschen, als wäre es das Ganze, ihre heilige Pflicht. So ihre Aufgabe erfassend, wird sie auch im kommenden Jahrhundert das Recht ihrer Existenz behaupten und den Wahlspruch erfüllen, den ihr Leibniz auf ihr Siegel gesetzt hat:

COGNATA AD SIDERA TENDIT.

Druck von J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstraße 14.


Princeton Theological Seminary Libraries
1 1012 01274 1957